UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01581398 3

LG.A
D 565di

Aus deutscher Dichtung

Erläuterungen zu Dicht- und Schriftwerken für Schule und Haus

Band III

Dichtungen in Poesie und Prosa für die Oberstufe

Unter Mitwirkung namhafter Schulmänner herausgegeben von

Rudolf Dietlein
weil. Rektor a. D.
in Halle a. S.

Woldemar Dietlein
weil. Rektor u. Kgl. Kreisschulinspektor
in Dortmund

Friedrich Polack
weil. Kgl. Schulrat a. D.
in Treffurt

Neunte, umgearbeitete Auflage, herausgegeben von

Dr. Paul Polack
Oberschulrat u. Geh. Regierungsrat
in Berlin

1. Teil

29759
9.
33
30.

Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1921

Willst du lesen ein Gedicht,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild der Schönheit trete;
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest
Und, wie's Dichteraugen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest!

Adolf Stöber.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Vorwort.

In der vorliegenden neuen Auflage — der ersten, die seit dem Tode des unvergeßlichen ersten Herausgebers, des Schulrats a. D. Friedrich Polack (gest. am 19. Juli 1915 in Treffurt), und seit dem Ausbruche des Weltkrieges erscheint — treten der dritte Band „Aus deutscher Dichtung" (früher „Aus deutschen Lesebüchern") und der zweite Band des „Führers durchs Lesebuch" in umgestalteter Form ihren Gang in die Öffentlichkeit an. Bisher liefen beide Erläuterungswerke unabhängig nebeneinander her. Die beiden Bände haben nunmehr, nachdem jeder in zwei Teile zerlegt worden ist, einen gemeinsamen Besitz in dem vorliegenden Teile bekommen, der eine engere Auswahl von Erläuterungen für die Oberstufe enthält. Er wird einerseits als „Führer durchs Lesebuch" seinen Unterbau in einem demnächst erscheinenden zweiten Teile (II, 1) erhalten, der die Stoffe für die Mittelstufe darbietet; anderseits wird sich auf ihm als Band III, 2 „Aus deutscher Dichtung" ein zweiter Teil mit weiteren Erläuterungen für die Oberstufe aufbauen.

Die Umgestaltung erstreckt sich aber nicht nur auf die äußere Form, sondern auch auf den Inhalt. Eine Reihe von Gedichten, die nicht mehr oder nur noch selten in unseren Lesebüchern auftreten, ist ausgeschieden, neue sind dafür aufgenommen worden. Die Gedichtserläuterungen, die in den früheren Auflagen nach einem einheitlichen Plane aufgebaut waren, werden jetzt — wie es in den letzten Auflagen bereits teilweise geschehen war — den neueren Anschauungen entsprechend freier gestaltet und nehmen auf die Eigenart jedes Gedichtes mehr Rücksicht. — Die Benutzung des Buches ist nicht so gedacht, daß der Lehrer sich fest an das Dargebotene binden müßte; vielmehr soll dies ihm Anregung und Stoff zu selbständigem Schaffen geben, auch hat er das auszuwählen, was dem geistigen Standpunkte und dem Erfahrungskreise seiner Schüler entspricht. Wo schwierigere Fragen auftreten, können sie gegebenenfalls bei Wiederholungen auf einer höheren Stufe zur Behandlung kommen. Bei der Verwendung der Frageform ist der Herausgeber von der Erwartung ausgegangen, daß die Schüler auch selbständig — im Sinne der Arbeitschulidee — Fragen aufwerfen.

Berlin-Friedenau, Ostern 1921.

Dr. Polack.

I. Alphabetisches Verzeichnis

der erläuterten Dichtungen und Prosastücke nach ihren Anfängen.

			Seite
1.	Abend wird es wieder	Hoffmann von Fallersleben	62
2.	Ach, wie ist's möglich dann	von Chézy	22
3.	Ahoi! Klaas Nielsen und Peter Jehann	Holz	278
4.	Am grauen Strand, am grauen Meer	Storm	48
5.	Am Ruheplatz der Toten	Uhland	270
6.	Ans Haff nun fliegt die Möwe	Storm	50
7.	Anton trat mit klopfendem Herzen in den Hausflur	Freytag	292
8.	Arm am Beutel, krank am Herzen	Goethe	173
9.	Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm	von Liliencron	276
10.	Aus der Jugendzeit	Rückert	76
11.	Aus fernem Land	Sturm	79
12.	Begrabe deine Toten	Siebel	35
13.	Chidher, der ewig junge, sprach	Rückert	94
14.	Da noch auf Erden Christus ging	Sachs	96
15.	Das Wasser rauscht'	Goethe	167
16.	De Hauptsak is, lihr wat, Jehann	Reuter	17
17.	Der erste Hohenstaufen, der König Konrad, lag	von Chamisso	99
18.	Der Gebirgsbauer wird nach Rindern geschätzt	Rosegger	302
19.	Der König Karl saß einst zu Tisch	Uhland	254
20.	Der König lag am Tode	Seidl	186
21.	Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend	Rückert	54
22.	Der Maurer schreitet frisch heraus	Hebbel	40
23.	Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit	Hebel	289
24.	Der Regen verzieht, der Wald schüttelt	Masius	306
25.	Der schnellste Reiter ist der Tod	Geibel	29
26.	Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn	Bürger	147
27.	Die Häupter des Volkes nahmen gewichtig Platz	Freytag	295
28.	Die lichten Sterne funkeln	Geibel	27
29.	Die Vögel, die man treffend ein Bindeglied	Brehm	304
30.	Drei Könige zu Heimsen	Uhland	265
31.	Drei Worte nenn' ich euch inhaltschwer	Schiller	91
32.	Drei Zigeuner fand ich einmal	Lenau	176
33.	Droben auf dem schroffen Steine	Uhland	236
34.	Ein Tännlein grünet wo	Mörike	33
35.	Ein wandernder Geselle	von Sallet	115
36.	Er stand auf seines Daches Zinnen	Schiller	177
37.	Es ist ein Schnitter, heißt der Tod	Volkslied	31
38.	Es lächelt der See	Schiller	173
39.	Es sind elende und kalte Klügler aufgestanden	Arndt	38
40.	Es stand in alten Zeiten	Uhland	240
41.	Es wallt das Korn weit in die Runde	Keller	101
42.	Es zogen zwei rüst'ge Gesellen	von Eichendorff	79

			Seite
43.	Festgemauert in der Erden	Schiller	1
44.	Frau Berta saß in der Felsenkluft	Uhland	248
45.	Frischauf, mein Volk!	Körner	51
46.	Gegrüßet seist du, du Himmelsschwinge	Herder	67
47.	Gehe hin in Gottes Namen	Spitta	86
48.	Gelassen stieg die Nacht ans Land	Mörike	65
49.	Gerade dort, wo die Gemarkungen	Auerbach	284
50.	Herr, den ich tief im Herzen trage	Geibel	85
51.	Herr Gott, dich loben wir	von Schenkendorf	60
52.	Herr Oluf reitet spät und weit	Herder	164
53.	Herr Oluf reitet zum Burgtor	Volkslied	167
54.	Herr, schicke, was du willt	Mörike	83
55.	Ich stand auf Berges Halde	Rückert	61
56.	Ich trage, wo ich gehe	Seidl	88
57.	Ich träum' als Kind mich zurücke	von Chamisso	42
58.	Im feuchten Grunde einer Mulde	Budde	303
59.	Im Frühling, als der Märzwind ging	Falke	25
60.	Im Hofe des Erzbischofs zu Mainz drängte sich	Freytag	297
61.	Im Hofe zwischen Scheuern und Wirtschaftsgebäuden	Immermann	286
62.	Immer muß ich wieder lesen	Hensel	82
63.	Im Zimmer drinnen ist's so schwül	Storm	274
64.	In allerlei Trübsalen, Ängsten und Nöten	Luther	81
65.	In einem kühlen Grunde	von Eichendorff	20
66.	Innsbruck, ich muß dich lassen	Volkslied	18
67.	In schönen Sommertagen	Uhland	263
68.	Ist denn im Schwabenlande	Uhland	263
69.	Kapitän, ich bitt' Euch, laßt mich fort	Allmers	104
70.	Krachen und Heulen und berstende Nacht	Ernst	281
71.	Lenore fuhr ums Morgenrot	Bürger	127
72.	Mit dem alten Förster heut'	Geibel	74
73.	Neben der Eiche gebührt der Buche der Preis	Masius	310
74.	Nicht so leicht wird man eine Stadt finden	Ziegler	301
75.	Nun geht in grauer Frühe	Geibel	23
76.	Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm	Geibel	58
77.	O lueg doch, wie isch d'Sunn so müed	Hebel	63
78.	O schaurig ist's, übers Moor zu gehn	von Droste-Hülshoff	45
79.	O wären wir weiter	Goethe	142
80.	Prinz Eugenius, der edle Ritter	Volkslied	111
81.	Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel	Hebel	291
82.	Roncesval, du Tal der Hirten	Stöber	122
83.	Rührend ist der Eifer, mit dem zahlreiche Tiere	Marshall	304
84.	Sala y Gomez raget aus den Fluten	von Chamisso	106
85.	Schon ins Land der Pyramiden	Storm	69
86.	Seht, Jungens, wie vom wolkenlosen Himmel	Loewenberg	123
87.	Seht meine lieben Bäume an	Claudius	74
88.	's gibt Gräber, wo die Klage schweigt	von Droste-Hülshoff	36
89.	Sie haben Tod und Verderben gespien	Freiligrath	119
90.	So nah dem Strand ein stiller Raum	Kögel	89
91.	So wenig für mein treues Volk	von Hippel	298

			Seite
92.	Über die Heide hallet mein Schritt	Storm	71
93.	Von dichter Kinderschar umgeben	von Liliencron	102
94.	Was hör' ich draußen vor dem Tor	Goethe	138
95.	Was rennt das Volk?	Schiller	198
96.	Was schmiedst du, Schmied?	Rückert	55
97.	Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt	Kopisch	122
98.	Wenn man des Morgens nach einer feuchtwarmen Nacht	Budde	305
99.	Wer den wucht'gen Hammer schwingt	Freiligrath	16
100.	Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?	Goethe	160
101.	Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp	Schiller	212
102.	Wie heimlicherweise	Mörike	84
103.	Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt	von Droste-Hülshoff	47
104.	Willkommen, o silberner Mond	Klopstock	34
105.	Willst du nicht das Lämmlein hüten?	Schiller	232
106.	Wir haben lang mit stummem Schmacherröten	Rückert	57
107.	Wir saßen — erzählte jemand — unser sechs oder sieben	Trojan	288
108.	Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten	Rückert	56
109.	Wir schweben, wir wallen auf hallendem Meer	Herder	71
110.	Wir singen und sagen vom Grafen so gern	Goethe	153
111.	Wo keine Bibel ist im Haus	Engel	80
112.	Zelte, Posten, Werda-Rufer	Freiligrath	113
113.	Zu Aachen in seiner Kaiserpracht	Schiller	223
114.	Zu Achalm auf dem Felsen	Uhland	267
115.	Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich	Schiller	188
116.	Zu Limburg auf der Feste	Uhland	259
117.	Zween Knaben liefen durch den Hain	Hölty	116

II. Inhaltsverzeichnis

nach alphabetischer Folge der Dichter und Schriftsteller geordnet.

Die Zahlen weisen die Seiten nach.

Allmers, Hermann: Der Halligmatrose 104.

Arndt, Ernst Moritz: Von Vaterland und Freiheit 38.

Auerbach, Berthold: Die Posaune des Gerichts 284.

Brehm, Alfred: Die Bedeutung der Vögel 304.

Budde, Emil: Die Geschichte eines Torfmoors 303, Von des Regenwurms ehrbarem Lebenswandel 305

Bürger, Gottfr. August: Lenore 127, Der wilde Jäger 147.

Chamisso, Adelbert von: Das Schloß Boncourt 42, Die Weiber von Winsperg 99, Sala y Gomez 106.

Chézy, Helmine von: Treue Liebe 22.

Claudius, Matthias: Ein Lied vom Reifen 74.

Droste-Hülshoff, Annette von: Die Unbesungenen 36, Der Knabe im Moor 45, Das Haus in der Heide 47.

Eichendorff, Joseph von: Das zerbrochene Ringlein 20, Die zwei Gesellen 79.

Engel, Moritz Emil: Spruch von der Bibel 80.

Ernst, Otto: Nis Randers 281.

Falke, Gustav: Die Sorglichen 25.

Freiligrath, Ferdinand: Ehre der Arbeit! 16, Prinz Eugen, der edle Ritter 113, Die Trompete von Vionville 119.

Freytag, Gustav: Anton Wohlfarts Eintritt ins Handelshaus 292, Altdeutsche Kampfspiele 295, Winfrieds Tod 297.

Geibel, Emanuel: Gudruns Klage 23, Volkers Nachtgesang 27, Der schnellste Reiter 29, Am 3. September 58, Aus dem Walde 74, Gebet 85.

Goethe, Joh. Wolfgang: Der Sänger 138, Der getreue Eckart 142, Hochzeitlied 153, Erlkönig 160, Der Fischer 167, Der Schatzgräber 173.

Hebbel, Friedrich: Das alte Haus 40.

Hebel, Johann Peter: Der Sommerabend 63, Kannitverstan 289, Der geheilte Patient 291.

Hensel, Luise: Jesus in der Heiligen Schrift 82.

Herder, Johann Gottfried: Die Lerche 67, Der Eistanz 71, Erlkönigs Tochter 164.

Hippel, Theodor Gottlieb von: Aufruf „An mein Volk" 298.

Hoffmann, Heinrich August (von Fallersleben): Abendlied 62.

Holz, Arno: Een Boot is noch buten 278.

Hölty, L. H. Christoph: Das Feuer im Walde 116.

Immermann, Karl Leberecht: Der westfälische Hofschulze 286.

Keller, Gottfried: Sommernacht 101.

Klopstock, Friedrich Gottlieb: Die frühen Gräber 34.

Kopisch, August: Der Trompeter 122.

Kögel, Rudolf: Heimat für Heimatlose 89.

Körner, Theodor: Aufruf 51.

Lenau, Nikolaus: Die drei Zigeuner 176.

Liliencron, Detlev von: Das taubstumme Kind 102, Wer weiß wo 276.

Loewenberg, Jakob: Auf dem Felde der Ehre 123.

Luther, Martin, Dr.: Die Bibel 81.

Marshall, William: Elternsorgen in der Tierwelt 304.

Masius, Hermann: Der Fuchs 306, Die Buche 310.

Mörike, Eduard: Denk es, o Seele 33, Um Mitternacht 65, Gebet 83, Zum neuen Jahre 84.

Reuter, Fritz: Der Abschied des Sohnes 17.

Rosegger, Peter: Auf der Alm 302.

Rückert, Friedrich: Geharnischte Sonette 54, Abendlied 61, Aus der Jugendzeit 76, Chidher 94.

Sachs, Hans: Sankt Peter mit der Geiß 96.

Sallet, Friedrich von: Das Volkslied 115.

Schenkendorf, Max von: Tedeum nach der Schlacht 60.

Schiller, Friedrich: Das Lied von der Glocke 1, Die Worte des Glaubens 91, Der Ring des Polykrates 177, Die Bürgschaft 188, Der Kampf mit dem Drachen 198, Der Taucher 212, Der Graf von Habsburg 223, Der Alpenjäger 232.

Seidl, Gabriel: Die Uhr 88, Das Glücksglöcklein 186.

Siebel, Karl: Begrabe deine Toten 35.

Spitta, Karl Joh. Philipp: Zum Tagewerk 86.

Storm, Theodor: Die Stadt 48, Meeresstrand 50, Herbst 69, Über die Heide 71, Eine Frühlingsnacht 274.

Stöber, Adolf: Der sterbende Roland 122.

Sturm, Julius: Schwalbenlied 79.

Trojan, Johannes: Verschiedene Übergänge 288.

Uhland, Ludwig: Bertran de Born 236, Des Sängers Fluch 240, Klein Roland 248, Roland Schildträger 254, Der Schenk von Limburg 259, Graf Eberhard der Rauschebart 263.

Volkslieder: Innsbruck, ich muß dich lassen 18, Der Schnitter Tod 31, Prinz Eugen vor Belgrad 111, Herr Oluf und das Elfenweib 167.

Ziegler, Johannes: Hamburg 301.

I. Lyrische Gedichte.

A. Menschenlust und Menschenleid.

1. Das Lied von der Glocke (1799).

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango. (Lebende ruf' ich. Tote beklag' ich. Blitze brech' ich.)

Fr. v. Schiller, Werke. Herausgegeb. von Heinr. Kurz, Leipzig. Bd. I, S. 409.

A. Einführung. Von allen Dichtungen Schillers ist dem deutschen Volke am bekanntesten und vertrautesten „Das Lied von der Glocke" geworden, bringt es doch eine Fülle von Bildern des menschlichen Lebens und von Gedanken, die noch heute, nach mehr als 100 Jahren, jung und alt, Mann und Frau lieb und wert sind.

Das ganze Lied hat der Dichter dem Meister Glockengießer in den Mund gelegt. Jeder Teil der Dichtung beginnt mit einem Meisterspruche — hier weist der Meister fortschreitend auf bestimmte Arbeiten beim Glockenguss hin; in einer Betrachtung spricht er dann die Gedanken aus, die durch diese Arbeiten in ihm angeregt werden.

B. Besprechung der einzelnen Teile der Dichtung. I. V. 1—20. **Frischer und frommer Arbeitsbeginn. — Art der rechten Arbeit.** 1. Sachliche und sprachliche Erläuterungen. a) Die Vorbereitungen zum Glockenguss. Eine tiefe Grube, die Dammgrube, ist gegraben und der Boden darin festgestampft. Sie ist geräumig genug, daß sich die Arbeiter darin bewegen können. Gegen die Unbilden der Witterung schützt sie ein Dach; darum nennt Schiller die Werkstätte auch Haus (V. 152). In der Dammgrube befindet sich als Hauptteil die Form, aus Lehm gebrannt. Sie besteht aus dem Kern, der Dicke und dem Mantel. Zuerst mauert man den aufrechtstehenden, hohlen Kern, der genau der inneren Höhlung der Glocke entspricht, gibt ihm durch aufgelegten Ton die richtige Form, überstreicht ihn mit einem wässerigen Brei aus Holzasche oder trägt gesiebte Asche mit einem Pinsel auf, um das Anhaften des Glockenmetalls zu verhindern, und trocknet ihn dann durch ein mäßiges Feuer oder glühende Kohlen in seinem Innern. Auf diesen Kern wird nun die Dicke (das Glockenmodell oder Hemd) aus Ton aufgetragen. Sie gleicht in Form und Stärke vollkommen der Glocke, die gegossen werden soll. Der letzte dünne Überzug dieses Modells besteht aus Talg und Wachs und hat alle

Verzierungen und Inschriften, die die Glocke erhalten soll. Über diesem Glockenhemde wird der Mantel angelegt, dessen erste Schicht aus Lehm, Ziegelmehl, Kuhhaaren, Wasser usw. besteht und sich genau an die Verzierungen des Modells schmiegt, so daß sich diese an der inneren Wand des Mantels ein- und abdrücken. Ist diese erste Schicht des Mantels getrocknet, so wird noch reichlicher Lehm aufgetragen, um den Mantel zu verstärken. Auch der Mantel wird durch Feuer getrocknet; dabei schmilzt das Wachs des Modells und zieht in den Lehm des Mantels, so daß sich nun beide leicht voneinander ablösen. Die Form zur Krone (zum siebenbogigen Henkel) wird besonders angefertigt, in die obere Öffnung des Mantels gesetzt und durch Lehm befestigt. In ihr befinden sich das Gießloch, durch welches das flüssige Glockenmetall in die Form einströmt, und die Windpfeifen, die während des Gusses die Luft aus der Form entweichen lassen. Der Mantel, der einen furchtbaren Druck auszuhalten hat, ist durch eiserne Reifen und Schienen befestigt und kann mittels eines Flaschenzuges wie eine Mütze von der Form abgezogen und in die Höhe gewunden werden. Ist dies geschehen, so wird das Glockenmodell, die Dicke, stückweise abgebrochen, der hohle Kern mit Steinen gefüllt und sorgfältig mit Lehm abgeputzt. Hierauf wird der Mantel wieder herabgelassen und über den Kern gestülpt. Zwischen beiden ist nun ein leerer Raum, der genau der Glocke entspricht, und der mit Metall ausgegossen werden soll. Alle Fugen des Mantels und der untere Rand werden sorgfältig verstrichen, die Dammgrube aber wird völlig mit Erde, Sand und Asche gefüllt und um die Glockenform tüchtig festgestampft, damit der Mantel mehr Widerstandskraft gegen den Druck des glühenden Metalls erhält. b) V. 1 Erden: In der älteren Sprache wurden die weiblichen Hauptwörter der schwachen Biegung auch in der Einzahl gebeugt.

2. Gedankengang. Der I. Teil enthält gleichsam die Exposition des Ganzen: Ort, Personen, Plan der Handlung. a) Der Meisterspruch (V. 1—8) fordert zum Beginn der Hauptarbeit auf. Die Glockenform ist fertig; nun frisch ans Werk, damit unter Gottes Segen die Glocke gegossen werde! b) Die Betrachtung (V. 9—20) gibt das Motiv der Dichtung an: Zum ernsten Werke geziemt sich ein ernstes Wort. Gute Reden fördern die Arbeit. Die Bedeutung der einzelnen Arbeiten soll betrachtet werden. Der rechte Arbeiter ist bei der Arbeit mit Hand, Verstand und Herz beteiligt. (Dinter erzählt als Beispiel einer gedankenlosen Berufserfüllung, daß ein Bote jahrelang einen Wald durchwandert habe, auf Befragen aber nicht angeben konnte, ob es Laub- oder Nadelwald sei.)

3. Szene: Der Meister inmitten seiner Gesellen.

4. Die Form. Die Meistersprüche haben alle dieselbe rhythmische Form: V. 1—4, 7 und 8 sind vierfüßige trochäische Zeilen mit wechselnd klingendem und stumpfem Versschlusse, V. 5 und 6 dreifüßige Trochäen mit stumpfem Versschlusse. Dem Reime nach zerfällt die Strophe in zwei Halbstrophen: die erste hat gekreuzte, die zweite gepaarte Reime. Diese Form entspricht der inhaltlichen Zweiteilung der Strophe. Die ganze Form des Meisterspruchs eignet sich zu kurzen, kräftigen Befehlen. — Von den auf-

taktlosen Reihen des Meisterspruchs hebt sich der Rhythmus der Betrachtung (V. 9—20) scharf ab: wir haben gleichmäßig aufgebaute jambische Viertakter mit wechselnd klingendem und stumpfem Versschlusse und gekreuzten Reimen.

II. **V. 21—40. Die verschiedenen Gußstoffe. — Die Glocke als Dolmetscherin der verschiedenen Menschenschicksale.** 1. Sachliche und sprachliche Erläuterungen. a) Vorbereitungen zum Glockenguss e. In der Dammgrube hat außer der Form auch noch der Gieß- oder Schmelzofen seinen Platz. Er besteht aus dem Schornstein oder Feuerherde und dem Metallherde. In den ersteren wirft man durch das Schürloch von oben trocknes Fichtenholz, die Asche fällt unten durch einen Rost in den Aschenraum. Ist das Feuer im Zuge, so wird das Schürloch geschlossen und die Flamme auf diese Weise eingepreßt; sie sucht einen Ausweg und findet ihn nur in dem Schwalch, einem Verbindungsloch zwischen Schornstein und Schmelzofen. Hier hindurch schlägt sie nun und erhitzt den Schmelzherd. Derselbe ähnelt einem Backofen; oben an der Seite hat er eine eiserne Tür, durch die man das Metall in den Ofen wirft, und oben sechs Zuglöcher oder Windpfeifen, durch deren Öffnen und Schließen der Zug der Flamme nach den verschiedenen Teilen des Herdes gelenkt und der Schmelzprozeß geregelt wird. Gegenüber dem Feuerherde befindet sich das Stichloch oder Auge zum Ablassen des flüssigen Metalls, es ist von innen durch einen Zapfen geschlossen. — Das Glockenmetall (Glockengut oder Glockenspeise) ist eine Mischung aus etwa fünf Teilen Kupfer und einem Teile Zinn, zuweilen auch einem Zusatz von Messing. Das zähe Kupfer schmilzt schwerer als das leichtflüssige Zinn und wird darum früher in den Schmelzofen gebracht. Nasses Holz erzeugt nie rechten Fluß, trocknes Fichtenholz ist am geeignetsten.

b) V. 25 f.: Wenn der Brei des Kupfers kocht, dann schafft schnell das Zinn herbei! — V. 30 „mit Feuers Hilfe": Feuer steht hier ohne Artikel wie ein Personenname und erscheint so personifiziert (vgl. V. 52 „in Schlafes Arm", V. 223 „Feuers Wut" usw.). — V. 38: „Verhängnis" ist die Schicksalsfügung im Guten wie im Bösen. — V. 40: „die" ist Subjekt in dem Relativsatze, „es" Objekt.

2. Gedankengang. a) Der Meisterspruch (V. 21—28) ordnet die Wahl der geeigneten Stoffe und die passende Behandlung an. b) Betrachtung (V. 29—40): Die Glockenspeise muß recht zubereitet sein — in rechter Benutzung von Verstand, Herz und Hand (V. 17—20); denn die Glocke soll einst droben auf dem Turme weit hinein in Raum und Zeit von der Kunst und Arbeit der Glockengießer Zeugnis ablegen und die Menschenschicksale verkünden.

3. Beruf der Glocke. Sie entsteht in der Tiefe durch Menschenkraft und Feuers Hilfe, erhält aber ihren Platz in der Höhe auf des Turmes Glockenstube. Dort ist sie: a) die Zeugin für die Kunst und Arbeit des Meisters und seiner Gesellen, b) die Begleiterin des Menschen auf seinem Schicksalswege: sie klagt als Totenglocke mit den Betrübten, stimmt als

gottesdienstliche Glocke ein in die Bitt- und Lobgesänge der Gemeinde, verkündet jeden wichtigen Wechsel der Menschengeschicke, wie ihn die Vorsehung über den Menschensohn verhängt, und trägt die Botschaft erbaulich, d. h. die Herzen nach oben ziehend, weiter.

4. Form. In V. 29—40 setzt der Meister die Betrachtungsweise von V. 9—20 fort; dem entspricht, daß auch die Form — Rhythmus und Reim — die gleiche ist.

III. **V. 41—79. Reinheit der Metalle. — Taufglocke. — Reine Jugend und reines Lieben.** 1. Sachliche und sprachliche Erläuterungen. a) Zeigt sich auf der geschmolzenen Glockenspeise weißer Schaum, so läßt der Meister auf 10 Zentner Metall 1 Pfund Pottasche oder Aschensalz, das durch Auslaugen von Pflanzenasche gewonnen wird, als Fluß- und Bindemittel in den Ofen schütten. b) V. 69 „der Brüder wilden Reihn": Der Reihen oder Reigen bezeichnet einen Tanz, auch einen tanzartigen Aufzug, hier den Kreis der Altersgenossen.

2. Gedankengang. a) Meisterspruch (V. 41—48): Die Metallmassen geraten in Fluß und werden geläutert. b) Betrachtung (V. 49 bis 79): Die Glocke als Taufglocke bei der Taufe des Kindes, sein von der Mutter bewachter Lebensmorgen (V. 49—57) — das „denn" in V. 49 knüpft an V. 47 f. sowie an V. 37 ff. an; Trennung der Geschlechter (V. 58—61); Wiedersehn zwischen Jüngling und Jungfrau (V. 62—65); Sehnsucht und Werben des Jünglings (V. 66—73); Glück der ersten Liebe (V. 74—79).

3. Form. Die Sprache des Dichters, mit der er das reinste und reichste Glück des Lebens schildert, entspricht in ihrem Fluß und Glanz durchaus dem zarten, reichen Inhalte. — Der Rhythmus der Betrachtung ist noch derselbe wie bei I und II. Im Reim aber löst sich die strengere Anordnung, mehrfach tritt der gepaarte Reim auf (V. 53 f.; 55 f., 78 f.); der Reim in V. 57, der auf V. 50 und 52 zurückweist, schließt die Jugendentwicklung des Kindes ab.

4. Verwandtes aus Schillers Dichtungen.

Der philosophische Egoist.

Hast du den Säugling gesehn, der, unbewußt noch der Liebe,
die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm
wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet
und des Bewußtseins Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Hast du die Mutter gesehn, wenn sie süßen Schlummer dem Liebling
kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende sorgt,
mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme
und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt? . . .

Der spielende Knabe.

Spiele, Kind, in der Mutter Schoß! Auf der heiligen Insel
findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht.
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
und in das flutende Grab lächelst du schuldlos hinab . .

Die Geschlechter.

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe noch zu.
Leise löst sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
und von der holden Scham trennet sich feurig die Kraft . . .
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit Tränen dir an? . . .

Wallenstein (Aufz I, Auftr. 4; Max Piccolomini spricht):

Ein Fremdling, tritt er in sein Eigentum,
das längst verlass'ne, ein; mit breiten Ästen
deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
der sich zur Gerte bog, als er gegangen,
und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
die er einst an der Amme Brust verließ.

5. Aufgaben. a) Der Taufgang; b) Charakter des Jugendlebens.

IV. **V. 81—146. Rechte Mischung der Metalle. — Hochzeitglocke. — Eheglück und Eheaufgaben.** 1. Sachliche und sprachliche Erläuterungen. a) Wenn sich die Windpfeifen auf dem Gießofen gelb färben (V. 80), ist das ein Zeichen, daß es zum Gusse Zeit wird. Eine andere Probe wird mit einem Stäbchen gemacht, das man in den Metallbrei taucht und rasch wieder herausnimmt: überzieht es sich mit einer feinen Glasur (V. 82), so kann der Guß beginnen. Die Mischungsprobe wird gemacht, indem man etwas von dem Metallbrei in einen ausgehöhlten, warmen Stein schüttet und erkalten läßt: zeigt der Bruch des Metalls weder zu große noch zu kleine Zacken, so ist das Mischungsverhältnis von Kupfer und Zinn richtig; andernfalls muß noch von diesem oder jenem Metall zugesetzt werden. b) V. 83 „zeitig": wird die rechte Zeit zum Gusse sein. — V. 86: Das Kupfer ist nicht gerade glücklich „spröde" genannt und zum Vertreter der männlichen Kraft gemacht. — V. 88: „Denn" knüpft unmittelbar an V. 86 f. an, weist aber auch auf V. 78 f. zurück. — V. 92 (100 f.): Hat sich nicht Herz zum Herzen gefunden, dann ist die Liebe zwischen Mann und Frau nur ein Wahn, aus Leidenschaft geboren, der angesichts der Eheaufgaben sehr bald dahinschwindet, und dem dann eine lange Reue über die falsche Wahl des Lebensgefährten (der Lebensgefährtin) folgt. — V. 97: „Des Festes Glanz" ist das Hochzeitfest. — V. 100 f.: Gürtel und Schleier schmückten im Altertum die Braut, die ihrem Gatten verschleiert zugeführt wurde; das Lösen des Gürtels und das Zerreißen des Schleiers bedeuten den Abschluß der Brautzeit und den Beginn der Ehe. — V. 104 f.: Die Zeit der bräutlichen Liebe gleicht der Blume, der Ehestand mit seinen mannigfaltigen Aufgaben ist dann die Frucht, die sich aus dieser Blüte entwickelt. — V. 106 f. klingen fast wie eine Wiederholung von V. 59; aber bei dem Jüngling handelt es sich um ein Ausstürmen der Kraft und um das Lernen, bei dem Manne um die Arbeit und die Anwendung des Gelernten im Kampfe ums Dasein. — V. 115: Die Zahl der Räume wächst, so „dehnt sich das Haus". — V. 125 f.: Was der Mann durch seine Arbeit gewinnt, das erhält und mehrt die Hausfrau durch geordnetes, sparsames Wirt-

schaften. – V. 127 ff.: Die Hausfrau hat selbst mit dem Spinnrade Flachs und Wolle zu Garn gesponnen; die schneeweiß gebleichte Leinwand und die schimmernden Wollstoffe sind ihre besten Schätze, die sie in Laden und Schreinen (Schränken) aufbewahrt; in ihnen duftet es von dazwischengestreuten Veilchen, Reseda- oder Lavendelblüten. — V. 131 f.: Das Gute, zum Leben Notwendige, wie Nahrung, Kleidung, Geräte u. a., schafft der Mann; die Frau fügt dazu den Schmuck und das Behagen des Lebens — Bilder, Blumen, bequeme Möbel, Vorhänge usw. — V. 136 ff.: Die Pfosten sind die Träger der Gebäude; in den Scheunen wird der Ertrag der Landwirtschaft, in den Speichern das Kaufmannsgut geborgen. Der Dichter hat einen Hausvater im Auge, der neben dem Handel noch Landwirtschaft in einer mittleren oder kleinen Stadt treibt.

2. Gedankengang. a) Meisterspruch (V. 80—87): Die gebräunten Pfeifen und das überglaste Stäbchen bekunden den gehörigen Fluß, die Bruchprobe die rechte Mischung der beiden Metalle. b) Betrachtung (V. 88 bis 146): Der innigen und wichtigen Vereinigung in der Ehe soll die rechte Prüfung vorangehen (V. 88—93). Das herrliche Hochzeitfest endet die Blütezeit des Lebens (V. 94—101). In der Ehe sollen die Hoffnungen zu Taten reifen (V. 102—105). Der Mann mehrt den Besitz mit Mut, Tatkraft und Klugheit (V. 106—115). Die Frau erzieht die Kinder, schmückt das Haus und gestaltet das Familienleben schön (V. 116—132). Der Vater freut sich voll stolzen Selbstgefühls seines Glückes (V. 133—146).

3. Form. Die Sprache der vierten Betrachtung ist von seltener Schönheit und zeigt alle dichterischen Kunstmittel in glücklicher Vereinigung und Wirkung, z. B. Alliteration und Assonanz bei der Schilderung der Hochzeit (Lieblich in der Bräute Locken, ladet zu des Festes Glanz; so auch V. 102 f., 109—111); Anaphora V. 106—111 (muß hinaus — muß wirken — muß wetten), V. 100; Binnenreim V. 121 f. (lehret — wehret); Polysyndeton V. 116—132, um die Fülle der Arbeiten der Frau und ihr ruheloses Schaffen zu malen.

Der Rhythmus der drei ersten Betrachtungen wird im Anfang der vierten Betrachtung (V. 88—93) noch beibehalten. Ein Wechsel des Rhythmus setzt mit der Schilderung der Hochzeitfeier ein, sie erfolgt in trochäischen Viertaktern. Die Darstellung der Aufgaben des Mannes und der Frau in der Ehe bringt einen neuen Wechsel: in V. 102—112 und V. 116—126 sowie in dem gewichtigen Schlußverse 132 haben wir jambisch-anapästische Zweitakter, sie malen die energische, emsige Tätigkeit von Mann und Frau; unterbrochen werden sie in V. 113–115 und V. 127—131 durch jambisch-anapästische Viertakter, die lang auslaufenden Zeilen bringen die erfreulichen Ergebnisse der Arbeit von Mann und Frau. Dann wieder ein Wechsel! Das Glück des Hauses wird in trochäisch-daktylischen Viertaktern (V. 133 bis 139) geschildert, die Ankündigung nahenden Unheils in trochäischen Viertaktern (V. 141–146); die zwischen beiden Stücken liegenden Verse (V. 140 bis 143), die von dem sich selbst überhebenden Glücksbewußtsein des Hausvaters reden, sind daktylisch-trochäische Dreitakter.

4. Verwandtes aus Schillers Dichtungen. In „Würde der Frauen" wird der Gegensatz von Mann und Weib noch schärfer gezeichnet:

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
himmlisch Rosen ins irdische Leben,
flechten der Liebe beglückendes Band . . .
Aber mit sanft überredender Bitte
führen die Frauen den Zepter der Sitte . .

Tugend des Weibes.

Tugenden brauchet der Mann; er stürzt sich wagend ins Leben,
tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib: sie ist da, sie erscheinet
lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets!

Macht des Weibes.

Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er;
aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib! . . .

5. Aufgaben. a) Der Hochzeitzug. b) Das Glück des Hauses auf dem Gipfel. c) Mann und Weib in der rechten Ehe. d) Was hat sich hinsichtlich der Stellung der Frau in der Familie seit Schillers Tode geändert? e) Warum hat der Dichter als Träger der Handlung und Vertreter seiner Gedanken einen Mann mit dem Doppelberufe des Kaufmanns und des Landmanns gewählt?

V. V. 147—226. Gefahr beim Gusse. — Feuerglocke. — Feuersbrunst. 1. Sachliche und sprachliche Erläuterungen. a) Ist das Metall nach 6—12 Stunden in gehörigem Flusse, und hat die Mischungsprobe ein günstiges Ergebnis gehabt, so wird der Zapfen (vgl. unter II 1a) mit einer eisernen Stange in den Ofen gestoßen; das flüssige Metall ergießt sich dann wie ein glühender Flammenbach durch die Bogen des Henkels in die Form. b) V. 159: Furchtbar wird die Himmelskraft (nach altgriechischem Mythus stahl Prometheus das Feuer aus dem Himmel und brachte es den Menschen), wenn sie nicht mehr auf dem ihr vom Menschen gewiesenen, eingehegten Wege (z. B. im Ofen, in der Maschine usw.), sondern auf einem selbstgewählten (wie bei einem Blitzschlage, der gezündet hat, bei einem Waldbrande) einherschreitet. — V. 167 f.: Die zu Schillers Zeiten bekannten Elemente sind: Erde, Wasser, Feuer, Luft; ihr Haß gegen die vom Menschen geschaffenen Werke, durch die ihre Freiheit eingeengt wird, zeigen sie in Erdbeben, Überschwemmungen, Feuersbrünsten und Stürmen. — V. 183: „Zeile" = gerade Reihe, hier die Häuserreihe. — V. 195 f. kann entweder lauten: „hoch im Bogen spritzen Quellen, Wasserwogen" — aus den Feuerspritzen springen Quellen hervor, ja noch mehr, ganze Wasserwogen strömen aus — oder: „hoch im Bogen spritzen Quellen Wasserwogen" — die aus der Spritze wie aus der Erde entspringenden Quellen (Nominativ) spritzen ganze Wogen (Akkusativ) Wassers in das Feuer hinein. — V. 197 f.: Die Flamme findet einen Verbündeten in dem Sturme, der heulend (vor Freude) auf schnellen Fittichen herbeifliegt, um dem Feuer zu helfen.

2. Gedankengang. a) Meisterspruch (V. 147—154): Gußprobe, Gebet, Beginn des Gusses. b) Betrachtung (V. 155—226): Die wohltätige und verderbliche Macht des Feuers (V. 155—168); die Feuersbrunst — Entstehung (V. 169—173) — Anzeichen (V. 174—182) — Ausdehnung (V. 183—192) — Löschversuche (V. 193—196) — ihre Erfolglosigkeit (V. 197—210); die Brandstätte: Unglück (V. 211—221) und Trost (V. 222—226).

Die fünfte Betrachtung ist vorbereitet durch die Schlußverse der vierten (V. 144—146) und knüpft an den fünften Meisterspruch, besonders V. 152, an: Wenn die Glut des flüssigen Metalls („feuerbraune Wogen") auf dem ihr vom Gießmeister gewiesenen Wege, durch die Henkel des Bogens, in die Form einströmt, wird sie wohltätig wirken; wehe aber dem Gießhause, wenn sie diese Schranken durchbricht und sich ihre eigenen Wege sucht!

3. Form. Wie die vierte Betrachtung beginnt die fünfte mit einem allgemeinen Satze in jambischen Viertaktern (V. 155—162). Dann setzen wie in der vierten Betrachtung trochäische Viertakter ein (V. 163—168). Die Schilderung der Feuersbrunst und der Brandstätte sowie der Rückblick auf das Unglück der Familie (V. 169—221) erfolgt in Trochäen von wechselnder Länge (2—4füßig). Der Wechsel der Stimmung (V. 222) wird durch den Wechsel des Rhythmus gekennzeichnet: in V. 222—226 haben wir wieder vierfüßige Jamben.

Die Schilderung der Feuersbrunst ist ein unübertreffliches Gemälde in Worten. Die Sprache schmiegt sich in Klang, Rhythmus und Reim aufs innigste und treffendste dem Inhalt an. Das „Wehe" in V. 163 wird verstärkt durch Alliteration (Wehe, wenn sie losgelassen, wachsend ohne Widerstand ... wälzt ...). Das Schauerliche malt der Vokal u (V. 174 bis 178), die Spannung und Angst die kurzen Verse und abgerissenen Sätze in V. 175—181, das wilde Durcheinander ein fortstürmendes Versmaß mit lauter klingenden Reimen (V. 182 ff.), den Höhepunkt der Verwüstung ein nachahmendes Geräusch von Konsonanten und Vokalen (V. 186—190), das wilde Rennen die Häufung unverbundener Zeitwörter (V. 191), den Blick ins Unendliche und das kraftlose Sinken der Hand: das Wort „riesengroß"! Dann folgt eine lange Pause bis „hoffnungslos".

4. Aufgaben. a) Die Feuersbrunst. b) Auf der Brandstätte.

VI. V. 227—265. Die Glocke in der Erde. — Totenglocke. — Tod und Begräbnis der Mutter. 1. Sachliche und sprachliche Erläuterungen. a) Die Abkühlung der Glocke dauert 24—28 Stunden; so lange hält die Spannung an, ob der Guß gelungen ist. b) Zu V. 240 ff. vgl. 1. Kor. 15, 42. — V. 246 f.: Die Glocke" ist Subjekt, „Grabgesang" Akkusativobjekt. — V. 252 ff. und 260: Der Tod wird mit einem Bilde der griechischen Götterlehre schwarzer Fürst der Schatten genannt; Pluto war Herrscher im dunkeln Orkus oder Schattenreiche. — V. 255: „blühend" bezieht sich auf das Relativum „die" — die Mutter hat ihrem Gatten blühende Kinder geboren. — V. 258 f.: Die Liebe der Gattin war das zarte Band,

das sich um alle Familienmitglieder schlang und sie zusammenhielt; hinfort fehlen die weise Umsicht der Mutter und Hausfrau, die herzliche Fürsorge für alle und das warme Behagen der Häuslichkeit. — V. 264 f.: „Die Fremde" ist eine Wirtschafterin, die die Lücke nicht auszufüllen vermag, weil ihr die feinfühlige, alle gleichmäßig umfassende Liebe der Heimgegangenen fehlt.

2. Gedankengang. a) Meisterspruch (V. 227—234): Bange Sorge um die neugegossene Glocke, die in der Erde ruht: Wird sie wohlgeraten aus ihrer Gruft erstehen? b) Betrachtung (V. 235—265): Die Glocke in der Erde gleicht dem in die Erde ausgestreuten Samenkorn und unseren in die Erde gebetteten Toten; wir erhoffen für sie eine frohe Auferstehung (V. 235 bis 243). Das Grabgeläute der Totenglocke ertönt (V. 244—249). Die treue Gattin und Mutter ist gestorben (V. 250—257). Ihr Tod hat das häusliche Glück zerstört (V. 258—265). — Die Betrachtung weist zurück auf den Schlußvers der fünften Betrachtung: „Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt" — jetzt soll dem Vater auch das, und zwar das teuerste Haupt, entrissen werden; ferner knüpft sie an die Worte des Meisterspruchs V. 227 und 233 f. an.

3. Form. Wieder beginnt die Betrachtung mit vierfüßigen Jamben (V. 235—243). Die schweren Schläge der Domglocke werden in zweifüßigen Trochäen (V. 244—247) gemalt; an sie schließen sich zwei fünffüßige Trochäen (V. 248 f.) an. Den Schluß der Betrachtung (V. 250—265) bilden vierfüßige Trochäen, von denen V. 250 und 251 reimlos sind.

VII. **V. 266—333. Ruhepause. — Vesperglocke. — Segen der staatlichen Ordnung.** 1. Erläuterungen. V. 270 ff.: Wenn die aufblinkenden Sterne das Nahen der Nacht verkünden, gibt die Vesper- oder Abendglocke das Zeichen zum Beginn des Feierabends; dann ist der Bursche (Geselle) seiner Pflicht ledig, darf tun, was er will; der Meister (hier wie ein Eigenname ohne Artikel gebraucht) hat aber noch die Arbeit des kommenden Tages vorzubereiten und auch an die weitere Zukunft zu denken. — V. 298: Die Nacht weckt den Bösen zu gräßlichen Taten — oder: Die Nacht weckt in dem Bösen durch das Gewissen die Erinnerung an gräßliche Taten. — V. 299: Das Gesetz der städtischen Ordnung (personifiziert) hält sein Auge wach über den Bürgern durch die von ihm beauftragten Wächter. — V. 315: Die heilige, weil vom Himmel stammende Ordnung verschafft dem Bürger die Freiheit und Sicherheit, seine Kräfte zu betätigen.

2. Gedankengang. a) Meisterspruch (V. 266—273): Bis zur Abkühlung der Glocke tritt eine Ruhepause in der Arbeit ein. Die Vesperglocke läutet für den Gesellen den Feierabend ein, für den Meister nicht. b) Betrachtung (V. 274—333): Dem Rufe der Feierabendglocke folgt der Wanderer im Stadtwalde (V. 274—276), folgen die Schafe und Rinder (V. 277 bis 281), folgt der letzte Erntewagen (V. 282—287); den Tag beschließen die Schnitter und Schnitterinnen mit Tanz, die Familie im Wohnzimmer (V. 288—292), die Nacht verbringen alle in Sicherheit (V. 293—299). Wem verdanken sie alle die Segnungen des Feierabends und die Sicherheit in der Nacht? Der heiligen Ordnung, die die Wilden zu Bürgern, zur Kultur und zur Vaterlandsliebe erzogen hat (V. 300—309). Auf dem Boden staat-

licher Ordnung hebt wetteiferndes Streben aller Bürger an (V. 310—321). Möchten Frieden und Eintracht der Stadt erhalten, der furchtbare Krieg ihr fernbleiben (V. 322—333)!

3. Form. In der Schilderung des friedlichen Feierabends (V. 274—298) und in dem Friedenswunsche (V. 322—333) wechseln vier- und zweifüßige Trochäen unregelmäßig ab, V. 299, der zur Schilderung der staatlichen Ordnung überleitet, ist fünfhebig; vielfach tritt an die Stelle des Reims Assonanz, oft fehlt auch sie. Der Segen staatlicher Ordnung ist in regelmäßig einherschreitenden vierfüßigen Trochäen gemalt, der erste Teil (V. 300—309) mit gepaarten Reimen, der zweite (V. 310—320) mit gekreuzten. — Antithesen finden sich in V. 271—273, 320 f., 330—333 (sanfte Röte — wildem Brande, lieblich malt — schrecklich strahlt).

4. Verwandtes aus Schillers Dichtungen.

In dem kulturhistorischen Gedichte **„Das Eleusische Fest"** führt die Göttin Ceres den Ackerbau ein, gründet Städte, mildert die Sitte und schafft feste Ordnungen.

1. Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
flechtet auch blaue Zyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
denn die Königin ziehet ein,
die Bezähmerin wilder Sitten,
die den Menschen zum Menschen gesellt
und in friedliche, feste Hütten
wandelte das bewegliche Zelt . . .

7. Daß der Mensch zum Menschen werde,
stift' er einen ew'gen Bund
gläubig mit der frommen Erde,
seinem mütterlichen Grund,
ehre das Gesetz der Zeiten
und der Monde heil'gen Gang,
welche still gemessen schreiten
im melodischen Gesang . . .

26. Freiheit liebt das Tier der Wüste,
frei im Äther herrscht der Gott,
ihrer Brust gewalt'ge Lüste
zähmet das Naturgebot;
doch der Mensch in ihrer Mitte
soll sich an den Menschen reihn,
und allein durch seine Sitte
kann er frei und mächtig sein.

Der Spaziergang.

V. 71—77: Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eisernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze . . .

VIII. **V. 334—381. Das Zerbrechen der Gußform. Aufruhrglocke. Revolution und Anarchie.** 1. Erläuterungen. Wenn die Glocke genügend abgekühlt ist, wird die Dammgrube entleert und der Mantel zerschlagen. — V. 334: Mit dem „Gebäude" sind der Mantel der Glocke und das schützende Dach gemeint. — V. 342: Warum kann nur der Meister die Form zerbrechen? Weil er den Aufbau des Ganzen bis in die Einzelheiten hinein

kennt, also Mißgriffe beim Zerschlagen der Form verhüten kann, und weil er den rechten Zeitpunkt und die rechte Weise des Zerbrechens kennt. So konnten König Wilhelm I. und sein Kanzler Bismarck die überlebten Formen des Bundestages zerbrechen und das Deutsche Reich aufrichten. Anders die Novemberrevolution in Deutschland 1918! — V. 344 ff. weisen auf V. 152 ff. zurück. Das glühende Erz, das die Gußform zersprengt, wird in Parallele zu der Selbstbefreiung eines Volkes gesetzt: dort das glühende Erz, das nicht den vom Meister ihm gewiesenen, sondern einen selbstgewählten Weg einschlägt, hier die von keinem Staatsmanne geleiteten, ungezügelten Leidenschaften der Volksmassen; dort kann sich nicht die Glocke als „Gebilde" des Meisters gestalten, hier nicht die staatliche Ordnung mit ihren Segnungen. — V. 354 ff.: „Feuerzunder" ist die Unzufriedenheit, die sich unter dem Drucke der Mißwirtschaft ungeschickter oder selbstsüchtiger, machthaberischer Staatslenker im Volke angesammelt hat. — V. 358 ff.: Der Aufruhr wird als Person gedacht und für Aufrührer eingesetzt. Die kurzen, raschen Schläge der Sturmglocke gleichen dem Heulen eines wütenden Hundes und geben die Losung oder den Aufruf zu Gewalttaten aus. — V. 362 ff.: Der Dichter hat die grellen Farben zu seinem Revolutionsgemälde der Französischen Revolution (1789—1794), besonders den Vorgängen in Paris, entnommen. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" waren die Schlagworte dieser Revolution. Den „Hyänen" glichen die berüchtigten „Damen der Markthalle", die Fischweiber. — V. 368 f.: „Zuckend" bezieht sich nicht auf den zunächststehenden Satzteil — „sie" als Subjekt —, sondern auf den entfernteren „das Herz" (Objekt): sie zerreißen das noch zuckende Herz des Feindes. — V. 378 f.: „Die Ewigblinden" sind die rohe, sinnliche Masse, der die Augen durch Unwissenheit und Leidenschaft geblendet sind, und die sich in ihrer Blindheit von schlauen, selbstsüchtigen Führern leiten und mißbrauchen läßt. „Des Lichtes Himmelsfackel" ist die dem Himmel entstammende (vgl. die Prometheus-Sage), d. h. von Gott gegebene Vernunft, deren Licht zur Erkenntnis der Wahrheit führt. Wehe denen, die der blinden Menge den vollen Besitz der entwickelten Vernunft zusprechen und ihr den Wahn (V. 377) beibringen, die Erkenntnis des Pöbels sei ebenso richtig, seine Forderung ebenso berechtigt wie die der wahrhaft Gebildeten! Dann werden Ideen wie „Freiheit, Gleichheit, Menschenrechte" zum Deckmantel roher Leidenschaften und wirken sich verderblich aus.

2. Gedankengang. a) Meisterspruch (V. 334—341): Sollen Augen, Ohren und Herz sich an der Glocke erfreuen, muß das Gerüst fallen, die Form zerschlagen werden. b) Betrachtung (V. 342—381): Nur der Meister kann die Form zur rechten Zeit und in der rechten Weise zerbrechen (V. 342 f.). Doch wehe, wenn das glühende Erz sich selbst befreit (V. 344 bis 349)! Das gilt auch von der Selbstbefreiung eines Volkes im staatlichen Leben (V. 350—353). Die Aufruhrglocke ruft zur Selbstbefreiung (V. 354 bis 361). Alle Bande der Ordnung lösen sich, die schrecklichen Leidenschaften rasen (V 362—377). Das Himmelslicht der Vernunft wird so den Ewigblinden und ihrer Umgebung zum Verderben (V. 378—381). — V. 380 f. weisen auf den Schluß der siebenten Betrachtung (V. 332 f.) zurück.

3. Form. Die ganze Betrachtung ist in jambischen Viertaktern mit meist gekreuzten Reimen gehalten; die gepaarten Reime in V. 350—353 künden den Abschluß des ersten Teils der Betrachtung an.

4. Verwandtes aus Schillers Dichtungen.

Der Spaziergang.

V. 139—144: Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! Zerriss' er
mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
„Freiheit!" ruft die Vernunft, „Freiheit!" die wilde Begierde,
von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom . . .

V. 157f.: Deine heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht . . .

V. 163ff.: Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
bis die Natur erwacht und mit schweren, ehernen Händen
an das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen . . .

IX. **V. 382—417. Das gelungene Werk. — Glockentaufe. — Glockenberuf.** 1. Erläuterungen. Nachdem die Form zerschlagen ist, tritt die neugegossene Glocke ans Tageslicht; ein etwa vorhandener Anguß wird abgesägt und die Inschrift — Wappenschilder, besonders auf dem Kranz, dem unteren Teile der Glocke — ausgefeilt.

V. 382 weist auf V. 8 zurück: Gottes Segen hat die Arbeit des Meisters begleitet, er darf sich über das gelungene Werk freuen. Ebenso weist V. 389 auf V. 7 und 32 zurück. — V. 383ff.: Aus der zerbrechenden Form, die wie eine Hülse den Kern — die Glocke — umgibt, leuchtet das Glockenmetall blank und eben — ohne störende Ansätze — den Gießern entgegen. — V. 389: Die Wortform „Bilder" ist uns weniger geläufig als „Bildner". — V. 393: Bei der Glockentaufe erhält die neue Glocke den Namen Konkordia, d. h. Eintracht; damit wird ihr Beruf, als Gemeindeglocke die Glieder der einträchtigen Gemeinde zu allen Zusammenkünften zu versammeln, symbolisch angedeutet. Dieser Beruf steht in schroffem Gegensatze zu dem, was in V. 358ff. über die Aufruhrglocke gesagt ist. — V. 398ff.: Die Glocke hat ihren Platz hoch oben auf dem Turme, der in die Gewitterwolken und in den gestirnten Nachthimmel hineinragt. Als Nachbarin des Donners und der Sternwelt soll sie wie diese eine „Stimme von oben", also Gottes, sein. Von ihm zeugen und ihn loben als ihren Schöpfer die Sternbilder durch ihren geordneten, regelmäßigen Wandel jahraus, jahrein. Jede Jahreszeit hat ihr besonderes Sternbild; so „führen sie das Jahr". „Bekränzt" nennt der Dichter dieses, indem er an die altrömischen Göttinnen der Jahreszeiten, die Horen, denkt, die mit Kränzen geschmückt dargestellt wurden. — In V. 409 ist „sie" Objektsakkusativ: die Zeit, die als beschwingtes Wesen vorgestellt wird, soll allstündlich mit ihrer Schwinge die Glocke berühren, der dadurch entstehende Glockenton ist der Stundenschlag. —

V. 410 ff.: Das Schicksal, das über den Menschen Freude und Leid verhängt, ist stumm, die Gemeinde erfährt diese Ereignisse erst durch die Stimme der Glocke. Der Ausdruck „selbst herzlos" zerstört dabei die schöne Personifikation der Glocke.

2. Gedankengang. a) Meisterspruch (V. 382—389): Der Guß ist geglückt. Das Werk lobt den Meister. b) Betrachtung (V. 390—417): Die neue Glocke wird auf den Namen Konkordia getauft und damit zur Gemeindeglocke bestimmt (V. 390—395). Als solche soll sie der Gemeinde von Gott zeugen (V. 396—407), die Stunden anschlagen (V. 408 f.), die Schicksale der Gemeindemitglieder anzeigen (V. 410—413) und die Gemeinde an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnen (V. 414—417).

3. Form. Die kurze Aufforderung V. 390 ist ein jambischer Zweitakter; die Bestimmung der Glocke (V. 394 f.) wird in jambischen Fünftaktern mit gekreuzten Reimen dargeboten.

X. **V. 418—425. Das Emporziehen der Glocke. Ihr erstes Geläute.**
1. Erläuterungen. Nachdem die Glocke aus der Grube zum Turme emporgewunden und der Klöpfel von Schmiedeeisen eingehängt ist, kann sie geläutet werden.

V. 418: Die „Kraft des Stranges" ist die menschliche Kraft, die den Strang (das Seil) als Hilfsmittel verwendet. — V. 419: Hebt die Glocke langsam, in gleichmäßigen Bewegungen empor! — V. 420: Das „Reich des Klanges" ist die Luft, in der allein Klänge sich fortpflanzen können. — V. 424 f.: Ihr erstes Geläute bedeute für diese Stadt Freude und sei Friede! (Freude ist Objektsakkusativ, Friede Prädikatsnominativ.) Warum? Der Meister und seine Gesellen dürfen sich über das Gelingen ihrer Arbeit freuen, die Stadt über die wertvolle, schöne Gemeindeglocke; nach V. 394 f. ist sie zu Werken des Friedens bestimmt.

2. Gedankengang. Meisterspruch (V. 418—425): Die Glocke wird aus der Grube hinauf in den Turm gehoben, ihr erstes Geläute soll Freude und Frieden bedeuten.

Die Betrachtungen des Meisters haben mit den Versen 396—417 ihren natürlichen Abschluß erreicht; hier im zehnten Bilde ist nichts mehr hinzuzufügen.

3. Verwandtes aus Schillers Dichtungen.
Der Schlußseufzer nach Frieden erklärt sich aus dem Charakter jener wildbewegten Zeit, von der es im „Antritt des neuen Jahrhunderts" heißt (Str. 1):

> Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
> wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
> Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
> und das neue öffnet sich mit Mord.
> Und das Band der Länder ist gehoben,
> und die alten Formen stürzen ein . . .

C. Aufbau der Dichtung. 1. Inhalt. In zehn Meistersprüchen behandelt der Meister die beim Glockenguß sich abspielenden Arbeiten und

Vorgänge; sie bieten in ihrer Gesamtheit ein anschauliches Bild des Glockenguſſes und sind ein Zyklus farbenfrischer Bilder aus dem Leben und Berufe des Glockengießers.

Jeder einzelne Vorgang beim Glockenguſſe gibt dem Meister Anlaß zu gedankenreichen Betrachtungen, es sind ihrer im ganzen neun; über das Fehlen der X. siehe zu B X 2! Die I. dieser Betrachtungen nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als sie den Sinn und die Aufgabe dieser Betrachtungen im allgemeinen angibt. Die übrigen acht Betrachtungen sind in ihrem ersten Teile dem Berufe der Glocke gewidmet. Hierbei entsprechen sich die II. und IX. Betrachtung insofern, als sie sich mit dem Berufe der Glocke im allgemeinen beschäftigen: die II. gibt ihre Bedeutung für den Meister an und zeichnet im allgemeinen den verschiedenen Glockengebrauch in Beziehung zu den mannigfachen Ereignissen des menschlichen Lebens; die IX. führt sie uns in ihrer Bedeutung als Gemeindeglocke vor. In der III.—VIII. Betrachtung lernen wir die verschiedenen besonderen Arten des Gebrauchs der Glocke kennen: die Tauf-, Hochzeit-, Feuer-, Toten-, Vesper- und Aufruhrglocke. So erhalten wir einen zweiten Zyklus: Bilder aus dem Leben und Berufe der Glocke.

Die verschiedenen Arten des Geläutes erinnern den Meister an die verschiedenen Veranlassungen im menschlichen Leben, bei denen die Glocke gezogen wird. So entrollt er denn weiterhin in seinen Betrachtungen (III bis VIII) Bilder aus dem Leben und Berufe der Menschheit, die den dritten Zyklus und zugleich die Seele der ganzen Dichtung bilden. Die vier ersten Betrachtungen (III—VI) geben Bilder des häuslichen Lebens, die beiden letzten (VII und VIII) solche des öffentlichen oder bürgerlichen. In beiden Gruppen ist ein gewisser Parallelismus nicht zu verkennen: in der ersten wird dem Familienglück (bei Taufe und Trauung — III und IV) das Familienunglück (Brand und Tod der Mutter — V und VI) gegenübergestellt; die zweite Gruppe enthält das schöne Bild der gesellschaftlichen Ordnung (VII) und als grauenvolles Gegenbild dazu die Auflösung aller gesetzlichen Ordnung (VIII). In beiden Gruppen ist das Eintreten der Gegenbilder in ähnlicher Weise vorbereitet: IV, V. 144—146 und VII, V. 326—333.

In zehn Bildern hat so der Dichter Leben und Beruf des Glockengießers, der Glocke und der Menschheit zu einer poetischen und harmonischen Dreieinigkeit verbunden; in den von uns gewählten Überschriften zu den einzelnen Teilen des Liedes (B) tritt diese Dreiteilung deutlich hervor.

2. Form. Im Rhythmenkonzert des Glockenliedes stellen die Meistersprüche mit ihrem stets gleichen Aufbau den gleichmäßig und ruhig fortklingenden Grundton dar. Die Betrachtungen sind in mannigfaltig wechselnden, dem Inhalte jedesmal entsprechenden Versmaßen dargestellt. Am häufigsten kehrt der vierfüßige Jambus wieder, am bewegtesten sind die Rhythmen im IV. und V. Bilde. Der Reim ist bald gekreuzt, bald gepaart, bald freier gestaltet; mehrfach benutzt ihn der Dichter, um den Abschluß eines Abschnittes oder den Eintritt eines neuen zu kennzeichnen.

D. Zur Geschichte des „Liedes von der Glocke". Jahrelang trug sich Schiller mit dem Gedanken, die wechselnden Bilder des Lebens an den verschiedenartigen Gebrauch der Glocke anzuknüpfen, die Glocke also zur Dolmetscherin der Menschengeschicke und Gefühle zu machen. Frau Karoline von Wolzogen, Schillers Schwägerin und Freundin, erzählt darüber in „Schillers Leben": „Lange hatte er das Gedicht in sich getragen und oft mit uns davon gesprochen als von einer Dichtung, von welcher er besondere Wirkung erwartete. Schon bei seinem ersten Aufenthalt in Rudolstadt 1788 ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen."

Den 7. Juli 1797 schreibt Schiller an Goethe: „Ich bin jetzt an mein Glockengießerlied gegangen und studiere seit gestern in Krünitzens Enzyklopädie, wo ich sehr viel profitiere. Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen; es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu verarbeiten ist." Am 30. August klagt er, „daß die Glocke noch lange nicht gegossen sei". Goethe tröstet ihn, „daß sie um so besser klingen müßte, als das Erz länger in Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt sei".

Erst am 30. September 1799 wurde das Lied für den Musenalmanach des Jahres 1800 abgeschickt. Als Motto wählte Schiller die Randinschrift der großen Glocke auf dem Turm des Münsters in Schaffhausen (am Rheinfall): Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango. Dieser Glockenspruch bezeichnet das helle Kirchengeläut, das dumpfe Grabgeläut und das abergläubische Gewitterläuten — zur Vertreibung der Gewitter — als die Hauptaufgaben der Glocke.

Das „Lied von der Glocke" ist wohl Schillers größte und reichste lyrische Dichtung; denn sie umfaßt nach Herders Wort „eine Welt von Szenen" und durchwandert das ganze Leben sowie die ganze Leiter der Gefühle. Dieser Reichtum des Inhalts, die Anschaulichkeit der Szenen und die Vorzüge der Form — das alles hat sich vereinigt, die Dichtung zu einem Liebling des deutschen Volkes zu machen. Von dieser Beliebtheit zeugen die zahlreichen geflügelten Worte, die der Dichtung entnommen und noch heute im Gebrauche sind; Büchmann („Geflügelte Worte", 19. Aufl.) zählt ihrer 22 auf.

E. Aufgaben.

1. „Das Lied von der Glocke" ein Preis der Berufsarbeit (nach ihrer stofflichen, geistigen und sittlichen Seite).

2. Der Charakter des rechten Meisters und des rechten Gesellen.

3. Eine Kleinstadt um die Wende des 18. Jahrhunderts (nach Schillers „Lied von der Glocke").

4. Welche Verhältnisse des menschlichen Lebens haben sich seit dem Entstehen der Dichtung umgestaltet?

5. Die Elemente griechisch-römischer Bildung und die Beziehungen zur Bibel sind in der Dichtung aufzusuchen.

6. Warum ist das „Lied von der Glocke" von allen Dichtungen Schillers dem deutschen Volke am liebsten und vertrautesten geworden?

7. Welche Worte werden aus dem „Liede von der Glocke" am häufigsten angeführt? Warum? Fr. P. (Dr. P.)

2. Ehre der Arbeit!

Ferdinand Freiligrath, Ges. Dichtungen. 1870. Bd. III, 144.

I. **Ziel.** Wer verdient den Ehrennamen eines Arbeiters? Hört als Antwort ein kurzes Gedicht Ferdinand Freiligraths!

II. **Vortrag des Gedichts.**

1. Wer den wucht'gen Hammer schwingt,
wer im Felde mäht die Ähren;
wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren;
wer stroman den Nachen zieht;
wer bei Woll' und Werg und Flachse
hinterm Webestuhl sich müht,
daß sein blonder Junge wachse:

2. Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,
der mit Schädel und mit Hirn
hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

III. **Vertiefende Besprechung.** Welche Berufe zählt der Dichter zunächst auf? Schmied, Schnitter, Bergmann („Mark der Erde" = das Erdinnere), Treideler (der an einem Treidel oder Seil auf einem dem Flusse parallel laufenden Pfade das Boot oder Schiff stromaufwärts zieht), Weber, Müller, Pflüger. Welche Art der Arbeit ist ihnen allen gemeinsam? Sie arbeiten mit der Hand. Welches Ziel verfolgen sie bei ihrer Arbeit? Str. 1, Z. 4 und 8. Wie wertet der Dichter ihre Arbeit? „Jedem Ehre, jedem Preis! Ehre jeder Hand voll Schwielen!" Welche Gruppe von Arbeitern erwähnt er zuletzt (Str. 2, Z. 6—8)? Die mit dem Hirn oder mit dem Kopfe arbeiten. Welches Gebiet pflügen sie? Das Gebiet des Geistes; hierher gehören: Lehrer, Geistliche, Staatsmänner, Wissenschaftler, Dichter, Künstler u. a. — Welche Antwort gibt uns das Gedicht auf unsere Eingangsfrage? Arbeiter sind nicht etwa nur die, die mit den Händen arbeiten, sondern auch die, die mit dem Kopfe arbeiten; beide Arten von Arbeitern verdienen die gleiche Ehre. Wie ergänzen sich im bürgerlichen Leben die Leistungen beider Gruppen? Warum sind sie beide für das Staats-, Wirtschafts- und Kulturleben notwendig? Warum ist es nötig, diese einfache Wahrheit den Menschen einzuprägen? Mancher Handarbeiter denkt geringschätzig von dem Kopfarbeiter, weil er dessen Arbeit und ihre Schwierigkeit nicht recht versteht und ihr Ergebnis nicht immer schnell und allen erkennbar zutage tritt. Anderseits mißachtet mancher Kopfarbeiter die körperliche Arbeit, weil er seine Arbeit für schwerer und viel wichtiger hält. In was für einem Staate wird es am besten um seine Bürger stehen? Wo beide Gruppen von Arbeitern ihre gegenseitige Arbeit achten und zu verstehen suchen, wo sie nur einen Streit kennen — wetteiferndes Streben im Dienste der Familie, des Vaterlandes, der Menschheit.

Wie stellt sich Schiller im „Liede von der Glocke" zu unserer Frage?

Dr. P.

3. Der Abschied des Sohnes.

Aus Fritz Reuter, Hanne Nüte. (Sämtliche Werke, Wismar 1885, Bd. IV, 29f.)

I. **Vorbereitung.** In Fritz Reuters Dichtung „Hanne Nüte" ist Johann (Jehann, Hanne), der einzige Sohn des Schmiedemeisters Snut (Schnut = Schnauze) in einem mecklenburgischen Dorfe, die Hauptperson. Als er noch klein war, nannten ihn die Leute Snüte (Verkleinerungsform zu Snut), später Hanne Nüte, und dieser Name ist auf ihm hängen geblieben. Nach seiner Einsegnung ging er bei seinem Vater in die Lehre. Nun ist die Lehrzeit vorüber, als rechter Handwerksgeselle schickt er sich an, auf Wanderschaft in die Fremde zu gehen und sich dort in seinem Handwerk zu vervollkommnen. Mit der Mutter steht er jetzt reisefertig, nach Handwerksbrauch den Hut auf dem Kopfe, vor seinem Vater in der Schmiede, um Abschied zu nehmen, und sein Vater gibt ihm eindringliche Mahnungen auf den Weg.

II. **Lesen des Abschnitts.**

De Hauptsak is, lihr wat [1]), Jehann,
un kumm taurügg [2]) as Ihrenmann.
Makt 't Handwark di ok buten [3]) swart [4]),
holl [5]) rein de Hand un rein dat Hart;
is 't Wark [6]) tau Enn' [7]) un dod dat Für,
denn mak di sauber, glatt un schir [8]);
dat is ok binn'n [9]) kein rendlich [10]) Mann,
de nich sauber geiht, wenn hei 't hewwen [11]) kann.
Drei Johr, dat is 'ne lange Tid [12]),
wenn ein sei vör sick liggen süht [13]);
drei Johr, dat is 'ne korte Spann,
wenn ein sei süht von achter [14]) an.
Sei sünd tau lang, üm s' tau verliren,
sei sünd tau kort, üm uttaulihren [15]).
Reis' nich ümher as blinne Hess',
un sinnst du wat, denn kik irst tau [16]).
Wat up de Strat [17]) liggt, up den Meß [18]),
dat nimm nich up, dat lat in Rauh [19]).
Gedanken gläuh [20]) in helle Ess',
doch sünd sei rein von Slack und Slir [21]),
denn sat [22]) din Wark mit Tangen an —
holl wiß [23]), holl wiß, min Sähn Jehann, —
un smäd din Wark in frischen Für!
Un hest du dörch de Welt di slagen [24]),
un hett di 't buten nich gefoll'n,
denn kannst bi mi mal Ümschau holl'n
un kannst nah Arbeit wedder [25]) fragen.
Süh so, min Sähn! Un nu adjü
un denk an Muttern un an mi!
Un nu, min Sähn, herun den Haut!" [26])
un leggt de Hand em up den Kopp:
„Noch büst du gaud [27]), nu bliw [28]) ok gaud!"
und langt den Hammer ut de Eck:
„So, nu man tau! Nu, Jung, nu treck!" [29])
Jehann un Mutter gahn herut. —
„Treck düller, Jung!" seggt Meister Snut
und sweißt un smäd't, de Funken flogen
em in 't Gesicht un in de Ogen,
dat hei sei, wenn 't de Jung nich süht,
sick ut de Ogen wischen mußt.
„Na," seggt hei, „orntlich narschen [30]) is' t,
wo dumm un dämlich spritzt dat hüt." —

III. **Vertiefende Besprechung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen.

a) V. 1 und 2. Die Hauptsache: Lerne fleißig, und bleib ein Ehrenmann!

V. 3—8. Halte Herz und Hand rein und mach dich sauber auch im Äußern, wenn die Arbeit beendet ist!

1) lerne was. 2) komm zurück. 3) außen; V. 25 draußen, in der Fremde. 4) schwarz. 5) halt. 6) das Werk. 7) Ende. 8) schmuck. 9) innen. 10) reinlich. 11) haben. 12) Zeit. 13) liegen sieht. 14) hinten. 15) auszulernen. 16) guck erst zu. 17) Straße. 18) Mist. 19) laß in Ruhe. 20) glühe. 21) Schlacke und Schmutz. 22) fasse. 23) halte fest; V. 26 halten. 24) schlagen. 25) wieder. 26) Herunter den Hut. 27) gut. 28) bleibe. 29) zieh von dannen; V. 36 zieh den Blasebalg toller, d. i. stärker. 30) närrisch.

V. 9—18. Nütze die drei Jahre Wanderzeit aus! Mach überall die Augen auf, um Neues zu lernen! Alles Unsaubere laß liegen!

V. 15. Die spöttische Redensart vom „blinden Hessen" hat keine Begründung in den Eigenschaften dieses Volksstamms, der auf vielen Gebieten Vortreffliches geleistet hat.

V. 19—23. Deine Pläne durchdenke scharf und gestalte sie lauter; hast du einen Entschluß gefaßt, dann führe ihn mit Festigkeit aus!

b) V. 24—27. Gefällt's dir in der Fremde nicht mehr, dann kehre ins Elternhaus zurück!

c) V. 28—32. Leb wohl! Denk an Vater und Mutter! Bleib gut, wie du jetzt noch gut bist!

V. 32. Welche Sorge bewegt Elternherzen am stärksten, wenn ein Kind hinaus in die Welt geht? Überall gibt es böse Buben, denen es eine Lust ist, unschuldige Menschen zur Sünde zu verlocken, sie so schlecht zu machen, wie sie selbst sind; Vater und Mutter sind nicht da, ihren Sohn in der Gefahr zu schützen. Was schützt den Jüngling da? Der Gedanke an Vater und Mutter, an Gott (1. Mos. 39, 9).

d) V. 33—42. Nachdem der Sohn mit der Mutter hinausgegangen ist, schmiedet der Vater mit doppeltem Eifer los.

Warum muß der Lehrjunge den Blasebalg stärker ziehen? Warum schlug der Meister mächtig auf das Eisen los? Was wischte er sich heimlich — so daß es der Lehrjunge nicht sehen konnte — aus den Augen? Er wollte seine Rührung über den Weggang des Sohnes verbergen, um nicht unmännlich zu erscheinen.

2. Vergleiche diese Mahnungen mit dem „Rat des Vaters an seinen Sohn" von Julius Sturm! Worin stimmen beide Dichtungen überein? Was hat jede Besonderes? Beachte, daß bei Sturm das religiöse Moment stark hervortritt, während es bei Reuter ganz fehlt! Dr. P.

4. Innsbruck, ich muß dich lassen.

Volkslied.

1. Innsbruck, ich muß dich lassen,
ich fahr dahin mein Straßen,
in fremde Land dahin.
Mein' Freud' ist mir genommen,
die ich nit weiß bekommen,
wo ich im Elend bin.

2. Groß Leid muß ich jetzt tragen
das ich allein tu klagen
dem liebsten Buhlen mein.
Ach, Lieb, nun laß mich Armen
im Herzen dein erbarmen,
daß ich muß dannen sein!

3. Mein Trost ob allen Weiben,
dein tu ich ewig bleiben,
stet, treu, der Ehren fromm.
Nun muß dich Gott bewahren,
in aller Tugend sparen,
bis daß ich wieder komm'.

I. **Einführung, dann Vortrag.** Ihr habt wohl selbst schon Gelegenheit gehabt, von lieben Menschen Abschied zu nehmen oder das Abschiednehmen anderer zu sehen. Wer nimmt Abschied? Was bewegt die Gemüter der Ab-

schiednehmenden? Wie äußert sich der Abschiedsschmerz? Hört eine Abschiedsklage aus dem 15. Jahrhundert, aus einer Zeit, wo man nicht so bequem wie heute auch aus der Ferne miteinander durch Briefe oder den Fernsprecher oder Telegraphen verkehren, nicht so schnell und bequem mit Eisenbahn oder Dampfschiff heimkehren konnte!

II. **Vertiefende Besprechung.** 1. Sprachliche Erläuterungen. Str. 1. ich fahre = reise, ziehe (vgl. „fahrende Leute"); mein' Straßen: alte Form des 4. Falls Einzahl in der Biegung weiblicher Hauptwörter, also „die von mir gewählte oder die mir bestimmte Straße"; fremde Land: alte Mehrzahlform, später daneben Lande, Länder; nit ist bayrisch-österreichische Form für nicht; weiß bekommen — mit der selteneren Weglassung des „zu" beim Infinitiv; Elend, ahd. elilenti, mhd. Ellende, nhd. Elend, d. i. fremdes Land, Ausland (im Gegensatze zur Heimat).

Str. 2. Der Buhle: hier die Geliebte, sonst auch der Geliebte; dannen = von dem Orte weg, von hier weg, jetzt: von dannen.

Str. 3. Weiben: alte Form des 3. Falls Mehrzahl — der Sprechende redet seine Geliebte an, nennt sie seinen Trost über allen Frauen, d. h. mehr als alle anderen Frauen; stet = beständig; in Ehren fromm = von Ehren untadelig („fromm" bedeutet zunächst rechtschaffen, gut; die religiöse Beziehung des Menschen zu Gott tritt erst in Luthers Zeit stärker hervor); sparen steht hier in seiner ursprünglichen Bedeutung = unverletzt erhalten.

2. Der Gedankeninhalt. Str. 1. Die Klage des Scheidenden. Das Lied läßt uns an dem Abschiede zweier Liebenden teilnehmen. Was hören wir über sie? Sie leben in Innsbruck (Stadtanlage, wo eine Brücke über den Inn führt), der reichen Hauptstadt des schönen Alpenlandes Tirol. Morgen muß der Mann weit fortziehen, den Inn abwärts, vielleicht auf München oder Wien zu. Welchem Stande gehört er an? Kaufmann, Handwerksgeselle. Noch einmal ist er mit der Liebsten zusammen, noch einmal sieht er die schöne Stadt. Was ist sie für ihn? Heimat, Stätte seiner Jugenderinnerungen, Heimat seiner Verwandten, seiner Liebsten. Was ist ihm schmerzlich? Abschied von der Heimat und den Lieben, das Leben im fremden Lande unter Fremden mit anderer Sprache, anderen Sitten und Anschauungen; so wird ihm die Fremde zum Elend (in unserm heutigen Sinne). Warum aber geht er fort? Er sagt es uns nicht, es liegt aber ein Zwang auf ihm — „ich muß dich lassen", Str. 1, und „groß Leid muß ich jetzt tragen", Str. 2.

Str. 2. Sein Trost im Leide. Welcher Trost bleibt ihm in seinem Leide? Warum kann er es allein der Liebsten klagen? Vielleicht hat er keine Eltern und Geschwister mehr, oder seine Liebe muß vorläufig noch geheim bleiben. Der Liebsten darf er es aber klagen, weil sie es versteht und mit ihm teilt. Darum bittet er, sie möchte sich seiner im Herzen erbarmen.

Str. 3. Abschiedsgelübde und Abschiedswunsch. Nun könnte die Liebste nicht bloß Abschiedsleid tragen, sondern auch noch von einer anderen

Sorge gequält werden: „Wird er mir treu bleiben? Andere Städtchen — andere Mädchen!“ Darum gelobt er ihr, wie sie sein bester Trost ist, auch Treue im fremden Lande. Und was wünscht er von der Zukunft? Gott möge ihm die Liebste bis zu seiner glücklichen Heimkehr in aller Tugend erhalten!

3. Der Charakter des Scheidenden. Er empfindet bitteren Abschiedsschmerz, läßt sich aber nicht zu heftigen Gefühlsausbrüchen fortreißen, sondern beherrscht seinen Schmerz, teilt ihn mit der Liebsten, gelobt ihr Treue und hat auch festes Vertrauen zu ihrer Treue, hofft auf glückliche Heimkehr und Wiedervereinigung mit der Geliebten.

Diesem Charakter, wie er in den Worten des Liedes zum Ausdruck kommt, entspricht auch die Liedweise: sie ist nicht leidenschaftlich aufbegehrend, sondern ruhig und getragen.

4. Zur Geschichte des Liedes. Es ist in Südwestdeutschland entstanden (Nachweis aus der Sprache!), der Name des Dichters unbekannt. Vom Volke wurde es viel und gern gesungen, Wort und Melodie wirkten zusammen; so wurde es zum Volksliede. Weil es beim Volke so beliebt war, nahm der Pfarrer Johann Hesse (geb. 1490 in Nürnberg) den Strophenbau, die Melodie und zum Teil den Wortlaut der ersten Strophe herüber in sein geistliches Lied „O Welt, ich muß dich lassen“: die Welt ist den Christen die Fremde, wir reisen ins ewige Vaterland. Strophenbau und Melodie sind seitdem viel im geistlichen Liede benutzt worden, es ist wohl die am meisten in unseren evangelischen Gesangbüchern benutzte Melodie; von den Liedern, die nach ihr gesungen werden, sind am bekanntesten: „Nun ruhen alle Wälder“, „O Welt, sieh hier dein Leben“ und „Der Mond ist aufgegangen“.

Dr. P.

5. Das zerbrochene Ringlein.

Jos. von Eichendorff, Gedichte. Leipzig 1814, S. 421.

1. In einem kühlen Grunde,
da geht ein Mühlenrad;
mein' Liebste ist verschwunden,
die dort gewohnet hat.

2. Sie hat mir Treu' versprochen,
gab mir ein'n Ring dabei;
sie hat die Treu' gebrochen,
das Ringlein sprang entzwei.

3. Ich möcht' als Spielmann reisen
weit in die Welt hinaus
und singen meine Weisen
und gehn von Haus zu Haus.

4. Ich möcht' als Reiter fliegen
wohl in die blut'ge Schlacht,
um stille Feuer liegen
im Feld bei dunkler Nacht.

5. Hör' ich das Mühlrad gehen:
ich weiß nicht, was ich will —
ich möcht' am liebsten sterben;
da wär's auf einmal still.

1. **Einführung,** dann **Vortrag.** Eine einfache Geschichte ist es, die Joseph Freiherr von Eichendorff zu einem Gedichte gestaltet hat, das durch seinen Inhalt und seine Melodie dem Volke ganz besonders lieb geworden ist. In einem Waldtale lag eine stattliche Wassermühle, unermüdlich rauschten die Wasser des Bachs über die Räder. Beweglicher und fröhlicher als Wasser und Räder aber war das schöne Müllerstöchterlein; nur erschien ihr das Leben in der

einsamen Mühle manchmal zu still, sie wollte gern hinaus in die Welt wie die Wasser des Mühlbachs. Sie war verlobt, durch ihr Wort und ihren Ring gebunden. Eines Tages gelangte zufällig ein schöner, junger Mann aus der Stadt in die Waldmühle. Ihm gefiel das Müllerstöchterlein, so kam er öfter wieder. Was geschah? — Hört das Lied vom „Zerbrochenen Ringlein"!

II. **Vertiefende Besprechung.** 1. Erzähle die Geschichte von der untreuen Liebsten und dem zerbrochenen Ringlein (Str. 1 und 2)! Welche Bedeutung hatte der Ring? Welche sein Zerbrechen? Die Treue ist gebrochen; mit diesem Bruche ist aber auch im Herzen des treulos Verlassenen etwas zersprungen, was nie wieder heilt.

Was ist nun das Schicksal des betrogenen Bräutigams? Str. 3—5. Warum möchte er als Spielmann hinaus in die Welt ziehen? Nur möglichst weit weg von dem Hause, wo er das höchste Glück gefunden und das tiefste Leid erfahren hat! Vielleicht sieht er auch auf diesen Fahrten die Liebste wieder. Als Spielmann möchte er reisen, um in Liedern den Schmerz seines leidvollen Herzens ausströmen zu können. Was geht aber sein Leid die fremden Menschen an? Und warum möchte er Soldat werden? Um in dem Toben der Schlacht sein Leid zu vergessen oder es nachts im Kreise lieber Kameraden zum Schweigen zu bringen. Aber er ist gebunden, er kann nicht Vater und Mutter um seines Liebesleides willen verlassen. Und immer wieder zieht es ihn hin zu der Mühle, wo seine Liebste gewohnt hat; immer wieder weckt das ruhelose Mühlrad den Schmerz in seiner Brust. So wird er nicht eher zur Ruhe kommen, als bis er im Grabe Ruhe gefunden hat.

2. Tiefe Wehmut über die gebrochene Treue ist es, mit der das Lied einsetzt (Str. 1 und 2). Dann wird die Stimmung des Verlassenen lebhafter und erhebt sich zu Wünschen (Str. 3 und 4). Am Schlusse aber (Str. 5) sinkt sie wieder, und zwar noch tiefer als im Eingange, zu Todessehnsucht. — Die Sprache ist bei aller Schlichtheit voll Schönheit. In den beiden Hälften von Str. 2 haben wir parallelen Aufbau, ebenso in Str. 3 und 4 mit ihrem stark betonten Anfang „Ich möcht'", zu dem sich dann — in sinkender Stimmung — das dritte „Ich möcht'" in Str. 5 gesellt. Ganz besonders anschaulich und eindrucksvoll ist die Verwendung bezeichnender Eigenschaftswörter. „In einem kühlen Grunde": sogleich steht dem Hörer ein tief eingeschnittenes Tal vor den Augen, Wald bekleidet die Hänge und umrauscht die Mühle, die Talsohle ist mit grünen Wiesen bedeckt, durch die sich der Mühlenbach murmelnd seinen Weg sucht — auch im heißen Hochsommer herrscht hier im Talgrunde erquickliche Kühle. „Um stille Feuer... bei dunkler Nacht": dunkler Nachthimmel wölbt sich über der Erde, ringsum herrscht tiefe Stille, nur selten unterbrochen durch den Werdaruf ausgestellter Posten; still steigen die Flammen des nur manchmal leise knisternden Wachtfeuers zum Himmel auf; um das Feuer liegen die Kameraden schlafend oder in leisem Gespräche, um die Stille der Nacht nicht zu stören.

Dr. P.

6. Treue Liebe.

Helmine von Chézy. Georg Scherers „Jungbrunnen", 3. Aufl. Berlin 1875, S. 154.

1. Ach, wie ist's möglich dann,
daß ich dich lassen kann;
hab' dich von Herzen lieb,
das glaube mir!
Du hast das Herze mein
so ganz genommen ein,
daß ich kein' andre lieb
als dich allein.

2. Blau blüht ein Blümelein,
das heißt Vergißnichtmein;
dies Blümlein leg ans Herz
und denk an mich!
Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,
sind wir an Liebe reich:
denn die stirbt nie bei mir,
das glaube mir!

3. Wär' ich ein Vögelein,
wollt' ich bald bei dir sein,
scheut' Falk und Habicht nicht,
flög' schnell zu dir.
Schöss' mich ein Jäger tot,
fiel ich in deinen Schoß;
sähst du mich traurig an,
gern stürb' ich dann.

I. **Einführung, dann Vortrag.** In dem Liede vom „Zerbrochenen Ringlein" schied die Untreue zwei Herzen, die zuvor aufs engste miteinander verbunden waren. Es gibt aber auch noch andere Notwendigkeiten, durch die zwei Liebende voneinander getrennt werden können. Dann bildet gerade die Treue die Brücke, die über Zeit und Raum hinweg die Getrennten verbindet; und je länger die Trennung dauert, um so inniger wird die echte Liebe, um so fester die Treue.

Hört vom Glück und Leide eines, der von seiner Liebsten getrennt ist!

II. **Vertiefende Besprechung.** 1. Gedankengang. Str. 1: Ich kann dich nicht lassen, dir allein gehört mein ganzes Herz. Str. 2: Leg ein Vergißmeinnicht, das Symbol der Treue, an dein Herz und denk an mich! Die Blume mag verwelken und mit ihr die Hoffnung, bald zu dir zu kommen; meine Liebe wird nie sterben. Str. 3: Wär' ich ein Vögelein, wollte ich trotz der schnellen Falken und Habichte gar schnell bei dir sein. Träfe mich auf dem Fluge etwa ein Jäger mit seinem Blei, würde ich meine letzte Kraft aufbieten, um zu dir zu kommen, und würde gern sterben, wenn du mich traurig anschautest.

Grundgedanke. Über den trennenden Raum hinweg gehöre ich dir mit all meinen Gedanken und Kräften, mit meinem ganzen Herzen, im Leben wie im Sterben. Das ist echte, starke Treue in der Liebe.

2. Zur Geschichte des Liedes. Das vielgesungene Liebeslied hat früher als Volkslied, d. h. als ein im Volke entstandenes Lied, gegolten. Schlicht und volkstümlich ist seine Sprache, volkstümlich auch der Hinweis auf das Blümlein Vergißmeinnicht. Einfach ist der Rhythmus: die zweiteilige Strophe enthält je drei dreihebige Verse und einen zweihebigen Schlußvers. In volkstümlicher Weise finden sich neben Reimen auch Assonanzen (lieb — mir, Schoß — tot), gleichlautende Reimwörter (mir — mir) und

reimlose Verspaare (Herz — mich). — Aber solche Lieder sind nicht Erzeugnisse der Volksdichtung, sie können nur von einer bestimmten Dichterpersönlichkeit geschaffen sein, mögen sie dann auch auf der Wanderung durch den Volksmund allerlei Veränderungen erfahren. Von unserem Liede hat man schließlich auch die Herkunft aufgedeckt: es ist gedichtet von Helmine von Chézy, die zum Kreise der Romantiker gehörte und in ihrem Sinne dies volkstümliche Lied schuf. Dr. P.

7. Gudruns Klage.

E. Geibel, Neue Gedichte. Stuttgart 1873. S. 168.

1. Nun geht in grauer Frühe
der scharfe Märzenwind,
und meiner Qual und Mühe
ein neuer Tag beginnt.
Ich wall' hinab zum Strande
durch Reif und Dornen hin,
zu waschen die Gewande
der grimmen Königin.

2. Das Meer ist tief und herbe,
doch tiefer ist die Pein,
von Freund und Heimaterbe
allzeit geschieden sein;
doch herber ist's, zu dienen
in fremder Mägde Schar,
und hat mir einst geschienen
die güldne Kron' im Haar.

3. Mir ward kein guter Morgen,
seit ich dem Feind verfiel;
mein Speis' und Trank sind Sorgen
und Kummer mein Gespiel.
Doch berg' ich meine Tränen
in stolzer Einsamkeit;
am Strand den wilden Schwänen
allein sing' ich mein Leid.

4. Kein Dräuen soll mir beugen
den hochgemuten Sinn;
ausduldend will ich zeugen,
von welchem Stamm ich bin.
Und so sie hold gebaren,
wie Spinnweb acht' ich's nur;
ich will getreu bewahren
mein Herz und meinen Schwur.

5. O Ortwin, trauter Bruder,
o Herwig, Buhle wert,
was rauscht nicht euer Ruder,
was klingt nicht euer Schwert!
Umsonst zur Meereswüste
hinspäh' ich jede Stund';
doch naht sich dieser Küste
kein Wimpel, das mir kund.

6. Ich weiß es: nicht vergessen
habt ihr der armen Maid;
doch ist nur kurz gemessen
dem steten Gram die Zeit.
Wohl kommt ihr einst zu sühnen,
zu retten, ach! zu spät,
wann schon der Sand der Dünen
um meinen Hügel weht.

7. Es dröhnt mit dumpfem Schlage
die Brandung in mein Wort;
der Sturm zerreißt die Klage
und trägt beschwingt sie fort.
O möcht' er brausend schweben
und geben euch Bericht:
Wohl lass' ich hier das Leben,
die Treue lass' ich nicht.

I. **Einführung, dann Vortrag.** Die Erzählung des Gudrun-Liedes von Gudruns Verlobung mit Herwig, dem Könige von Seeland, und ihrer Entführung durch Hartmut, den Sohn König Ludwigs vom Normannenlande, muß bei den Kindern als bekannt vorausgesetzt werden.

Jahre sind nun schon seit Gudruns Entführung verstrichen, ihre äußere und innere Not sind aufs höchste gestiegen: von der Heimat und dem Verlobten hört sie nichts; da sie Hartmuts Werbung zurückweist, muß sie, die Königstochter und Königsbraut, Tag für Tag allein zum Meeresstrande

barfuß wandern, um die Wäsche des Königshauses im Wasser der Nordsee zu waschen. Wie mag sie ihr schweres Schicksal tragen? Hört Emanuel Geibels Gedicht „Gudruns Klage"!

II. **Vertiefende Besprechung.** Gedankengang und Erläuterungen.

A. Str. 1. und 2: Gudruns Leid. Ihre äußere Not: der scharfe Märzenwind, der durch ihr dünnes Gewand fegt; der kalte Reif und die spitzen Dornen, durch die sie mit bloßen Füßen wandern muß; die schwere Arbeit als Wäscherin. — „Gewande" ist die ältere Form der Mehrzahl, die sich in der Dichtersprache erhalten hat, „Gewänder" die jüngere. — „Grimm" = zornig, wild, dem Mittelhochdeutschen angehörig, ist im Neuhochdeutschen durch „grimmig" ersetzt worden. Ihre innere Not: die Trennung von dem Verlobten und der Heimat sowie die Schmach des Magddienstes, den sie als Königstochter verrichten muß; jene Pein ist tiefer, diese bitterer als das Meer, an dem sie täglich steht.

B. Str. 3 und 4: Gudruns Stolz. Gudrun läßt ihre Nöte, ihre Tränen und Klagen nicht vor den Menschen, besonders nicht vor ihren Feinden, offenbar werden, mit ihnen flüchtet sie in die Einsamkeit der Natur, zum Meere und zu den Tieren (wilden Schwänen). Weder die Drohungen noch die Freundlichkeit ihrer Feinde werden ihren Königsstolz beugen und sie zur Untreue gegen ihr Herz und gegen ihr dem Verlobten gegebenes Wort verführen. — Dräuen ist die ältere Form für „drohen", „hochgemut" dem Mittelhochdeutschen entnommen = von hohem Sinne; „hold" = freundlich, gehört gleichfalls der älteren Sprache an; „gebaren" = sich betragen (neuhochdeutsch „sich gebärden"). Die Freundlichkeit der Feinde gleicht dem Netze, in dem Gudrun gefangen werden soll, aber sie zerreißt es so leicht und mühelos, wie man ein Spinngewebe zerreißt.

C. Str. 5—7. Gudruns Treue. Umsonst schaut Gudrun nach ihrem Bruder und ihrem Verlobten aus. Sie haben die Schwester und Braut sicher nicht vergessen und werden einst kommen, die Schmach der Entführung zu sühnen, aber die Geraubte zu befreien — dazu werden sie zu spät kommen, da der stete Gram Gudruns Leben bald ein Ende machen wird. Möchte der Sturmwind ihnen in die Heimat Gudruns Klage und Treuschwur überbringen! — „Buhle" in der älteren Sprache = der Geliebte. Wie eine Wüste, aus der sich kein Baum, kein Strauch, kein Haus erhebt, liegt das Meer öde und weit vor ihrem Blicke. „Kein Wimpel (gewöhnlich der, hier das Wimpel), das mir kund" = keine bekannte Fahne am Schiffsmaste. „Maid", zusammengezogen aus „Magd", ist im 18. Jahrhundert aus dem Mittelhochdeutschen in die Dichtersprache aufgenommen worden; es steht hier in dem Sinne von „Jungfrau", kann aber auch eine Anspielung auf ihre Magddienste enthalten.

D. Ausblick. In der „Klage" ist Gudruns äußere und innere Not auf ihrem Höhepunkte angelangt. Die Hilfe naht ihr. Zunächst erbittet sich ihre Gespielin Hildburg in treuer Freundschaft von der bösen Königin Gerlinde die Vergünstigung, Gudrun beim Waschen helfen zu dürfen; nun ist die schwer drückende Einsamkeit von der Königstochter genommen, sie kann

mit Hildburg von dem sprechen, was ihr das Liebste ist — von der Heimat, den Verwandten, dem Verlobten. Und wiederum nicht lange danach, zur Fastenzeit, als der Märzenwind weht, da nahen sich den beiden Jungfrauen am Meeresstrande die Befreier — Ortwin der Bruder und Herwig der Verlobte.

III. **Zur Charakteristik das Gedichtes.** Der Dichter läßt Gudrun das schwere Leid, das sie tragen muß, überwinden durch den Stolz auf ihre Abstammung und das Bewußtsein ihres Persönlichkeitswertes. Schon das ist Heldentum, und Gudrun vollendet das Heldentum aus duldender Treue, indem sie sich zu dem Entschlusse hindurchringt:

Wohl lass' ich hier das Leben,
die Treue lass' ich nicht.

In diesem triumphierenden Rufe, der den Grundgedanken der Dichtung enthält, klingt das Lied aus, das mit einer Klage begann. Gegenüber der Niedrigkeit und Schmach ihres äußeren Lebens behauptet sich Gudrun in der Hoheit und Würde ihres Innenlebens, ihrer Persönlichkeit.

Die Sprache des Gedichts bekommt ihr besonderes Gepräge durch die zahlreichen Wörter, die der mittelalterlichen Sprache angehören und in der Dichtung des 18. und 19. Jahrhunderts zu neuem Leben erweckt worden sind. Infolgedessen klingt einerseits die Sprache an die des mittelalterlichen Gudrunliedes an und führt uns so in die Zeit der Entstehung dieses Volksepos zurück, andererseits wird sie dadurch zur gehobenen Dichtersprache. Bezeichnend ist die häufige Verwendung des Wortes „doch", um die innere Not Gudruns, die Gegensätze, zwischen denen sie lebt, zu malen.

Dr. P.

8. Die Sorglichen.

Gustav Falke.

1. Im Frühling, als der Märzwind ging,
als jeder Zweig voll Knospen hing,
da fragten sie mit Zagen:
„Was wird der Sommer sagen?"

2. Und als das Korn in Fülle stand,
in lauter Sonne briet das Land,
da seufzten sie und schwiegen:
„Bald wird der Herbstwind fliegen."

3. Der Herbstwind blies die Bäume an
und ließ auch nicht ein Blatt daran.
Sie sah'n sich an: „Dahinter
kommt nun der böse Winter."

4. Das war nicht eben falsch gedacht,
der Winter kam auch über Nacht.
Die armen, armen Leute,
was sorgen sie nur heute?

5. Sie sitzen hinterm Ofen still
und warten, ob's nicht tauen will,
und bangen sich und sorgen
um morgen.

I. **Zielangabe,** dann **Vortrag.** Vom Sorgen hat Gustav Falke ein feines Liedlein gedichtet; es ist überschrieben „Die Sorglichen".

II. **Vertiefende Besprechung.** Warum nennt Falke die Leute, von denen er redet, „die Sorglichen"?

Was sahen und spürten die Sorglichen im Frühling nicht? Nicht den

warmen Märzwind, der Eis und Schnee wegtaute, nicht die unzähligen Knospen, die verheißungsvoll an Bäumen und Sträuchern saßen. Was sorgten sie? Der Sommer kann große Dürre oder zu viel Regen bringen und so die Ernte in Garten und Feld vernichten.

Was sahen die Sorglichen im Sommer? Reifende Kornfelder ringsum, Früchte in Garten und Feld, die von der Sonne gar gekocht oder gebraten wurden. Wie hätten sie sich dazu stellen sollen? Was sorgten sie nun? Bald ist der schöne Sommer um, und der Herbst kommt, der alles in Flur und Garten öde und leer macht.

Was sahen sie im Herbste? Was sahen sie nicht? Die Knospenansätze an den Zweigen, die auf den künftigen Frühling hindeuteten, die reiche Ernte. Was sorgten sie nun?

Was sahen sie im Winter nicht? Nicht die Bäume und Sträucher im Rauhreife, nicht die sonnenglitzernden Schnee- und Eisflächen, nicht die Freude der Jugend und der Erwachsenen beim Rodeln und Schlittschuhlauf. Was sorgten sie jetzt?

2. Worin besteht die Eigenart der „Sorglichen"? Sind das nicht eigentlich sehr kluge Leute, die sich nicht mit der Gegenwart zufrieden geben, sondern an die Zukunft denken? Seht euch mal ihre Weisheit genau an! „Was wird der Sommer sagen?" „Bald wird der Herbstwind fliegen." „Dahinter kommt nun der böse Winter." Lauter billige Weisheit über Naturnotwendigkeiten, die auch das kleine Kind kennt! Ihre Weisheit ist aber auch bedauernswert; warum? All das Gute, was die Natur, was Gott ihnen im Wechsel der Jahreszeiten beschert, sehen und genießen sie nicht; der Gegenwart werden sie nicht froh und können sich auch auf die Zukunft nicht freuen. Arme, ganz arme Leute sind es, arm an Frohsinn und Tapferkeit. Und wohin sie kommen mit ihren bedenklichen Mienen und sorglichen Worten, da verderben sie auch ihren Mitmenschen die Stimmung; Flau- oder Miesmacher nannte man solche Leute im Weltkriege.

Und nun betrachtet die Lebensweisheit des Dichters! Es ist fröhliche Lebensweisheit, geschöpft aus der umgebenden Wirklichkeit. Wie lautet sie? Nimm froh und dankbar hin, was die Natur dir in so reicher Fülle das ganze Jahr hindurch darbietet! Vergälle dir nicht die Gegenwart durch die Sorge um die Zukunft! In rechtem Sinne betrachtet, ist das auch tief religiöse Lebensweisheit. Jesus, der kein Heim und keinen Besitz hatte, rief seinen Jüngern zu (Matth. 6, 34): „Sorget nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen." Seine Jünger aber haben diese Mahnung beherzigt und weitergegeben. Paulus mahnt unter allen Nöten der Gegenwart (Phil. 4, 6): „Sorget nichts!" Und Petrus ruft uns zu (1. Petr. 5, 7): „Alle eure Sorge werft auf ihn (Gott), denn er sorgt für euch." Wer nach dieser Weisheit handelt, wird ein fröhlicher und tapferer Mensch im Leben sein.

3. Was ist das Besondere an der kleinen Dichtung? Die heitere Lebensweisheit und die heitere Art, wie der Dichter die Sorglichen = Übersorglichen mit ihren verdrießlichen Mienen und ängstlichen Worten abfertigt.

Dr. P.

9. Volkers Nachtgesang.

E. v. Geibel, Neue Gedichte. Stuttgart 1873. S. 171.

1. Die lichten Sterne funkeln
hernieder kalt und stumm.
Von Waffen klirrt's im Dunkeln,
der Tod schleicht draußen um.
Schweb hoch hinauf, mein Geigenklang,
durchbrich die Nacht mit klarem Sang;
du weißt den Spuk von dannen
zu bannen.

2. Wohl finster ist die Stunde,
doch hell sind Mut und Schwert;
in meines Herzens Grunde
steht aller Freuden Herd.
O Lebenslust, wie reich du blühst,
o Heldenblut, wie kühn du glühst!
Wie gleicht der Sonn' im Scheiden
ihr beiden!

3. Ich denke hoher Ehren,
sturmlust'ger Jugendzeit,
da wir mit scharfen Speeren
hinjauchzten in den Streit.
Hei, Schildgekrach im Sachsenkrieg!
Auf unsern Bannern saß der Sieg,
als wir die ersten Narben
erwarben.

4. Mein grünes Heimatlieben,
wie tauchst du mir empor!
Des Schwarzwalds Wipfel weben
herüber an mein Ohr;
so säuselt's in der Rebenflur,
so braust der Rhein, darauf ich fuhr
mit meinem Lieb zu zweien
im Maien.

5. O Minne, wundersüße,
du Rosenhag in Blust,
ich grüße dich, ich grüße
dich heut aus tiefster Brust!
Du roter Mund, gedenk ich dein,
es macht mich stark wie firner Wein.
Das sollen Hunnenwunden
bekunden.

6. Ihr Kön'ge, sonder Zagen
schlaft sanft, ich halte Wacht;
ein Glanz aus alten Tagen
erleuchtet mir die Nacht.
Und kommt die Früh' im blut'gen Kleid:
Gott grüß dich, grimmer Schwerterstreit!
Dann magst du, Tod, zum Reigen
uns geigen!

I. **Vorbereitung,** dann **Vortrag.** Der Zug der Burgunderkönige und ihrer Mannen ins Heunenland sowie ihr Empfang durch König Etzel und Königin Kriemhilde (28. und 29. Abenteuer des Nibelungenliedes) sind als bekannt vorauszusetzen.

Der erste Tag, den die Gäste an Etzels Hofe verlebt haben, geht zu Ende. Die Burgundenkönige wissen, daß Kriemhilde sie verräterisch hierher gelockt hat und ihnen das Leben nehmen will. Sie verabschieden sich von Etzel und ziehen sich mit ihren Recken in die für sie prunkvoll hergerichtete, weite Halle zum Schlafen zurück. Mit Sorge denken sie an die Nacht, in deren Dunkel der Mord umgehen kann, und an den kommenden Tag, was er ihnen bringen mag. Hagen hat für die Nacht die Wache übernommen, und ihm hat sich aus freier Wahl Volker zugesellt, der ein ebenso tapferer Held wie trefflicher Geigenspieler war. Und nun berichtet das Nibelungenlied weiter:

Str. 1880: Der schnelle Volker lehnte hin an der Halle Wand
den Schild, den wohlerprobten, aus seiner starken Hand
und schritt zum Saale wieder, wo er die Geige nahm;
da dient' er seinen Freunden — das tat der Degen ohne Scham.

Str. 1881: Unter des Hauses Türe saß er auf einem Stein,
kühneren Geigenspieler sah nie der Sonne Schein.
Als ihm der Saiten Tönen so lieblich schön erklang,
die stolzen Heimatfernen, die sagten ihm da großen Dank.

Str. 1882: Da klangen seine Saiten und hallten durch das Schloß:
die Kunst und seine Kräfte, die waren beide groß.
Drauf sanfter nun und süßer zu geigen er begann
und wiegte in den Schlummer gar manchen sorgenvollen Mann.

Welche Gedanken bewegte Volker wohl in seinem Herzen, als er den sorgenvollen Burgunden das Gutenachtlied spielte? Warum klangen seine Saiten anfangs so machtvoll? Warum wurde sein Lied im zweiten Teile sanfter und süßer? — Hört, welche Worte Emanuel Geibel in seinem Gedichte „Volkers Nachtgesang" dem Geigenspiele Volkers untergelegt hat!

II. **Vertiefende Besprechung.** A. Str. 1 und 2. Welches Gesicht zeigt die Gegenwart dem Geigenspieler? Droben am Himmel leuchten die Sterne kalt — ohne Anteilnahme am Geschicke der Menschen drunten — und darum auch stumm — ohne Antwort auf die bangen Fragen, die hinaufgeschickt werden; hier unten auf der Erde herrscht nächtliches Dunkel und schleichen Mordgesellen um. Was kann in dieser Not helfen? Erhebender, fröhlicher Geigenklang, der die Sorgengespenster aus den Herzen der Burgunden scheucht. Woher soll aber Volker in dieser finsteren Gegenwart den Mut zu einem solchen Liede nehmen? Sein Herz ist unabhängig von der Außenwelt, da wohnen Lebenslust und Heldensinn; und wie die Sonne vor dem Scheiden noch einmal erst recht sich in strahlender Schöne zeigt, so sollen bei ihm Lebenslust und Heldensinn erst recht vor dem nahen Tode noch einmal aufstrahlen — im Liede heute, in Heldentaten morgen.

B. Str. 3—5. Die Vergangenheit. Wovon soll er singen? Von dem, was seinem Heldensinn und seiner Lebenslust in der Vergangenheit lieb war — von Heldentaten im Kriege (Str. 3), von seiner rheinischen Heimat, in der der Schwarzwald rauscht, die Reben der Weinberge duften, der Rhein braust (Str. 4), und von seiner Liebe (Str. 4 und 5). Im Andenken an seine Liebe strömt sein Lied voller und süßer dahin in ganz besonderen Tönen. („Minne" ist in der mittelalterlichen Sprache „liebendes Gedenken" = Liebe; sie gleicht der Rosenhecke in Blüte — „Blust" mittelalterlich für „Blüte" —; „firner Wein" oder „Firnewein" ist vorjähriger, also abgelagerter, kräftiger Wein, der Feuer in die Adern gießt.)

Wie klingt Volkers Lied in Str. 1—3, wie in Str. 4 und 5?

C. Str. 6. Die Zukunft. Wie wirken die Erinnerungen an die Vergangenheit auf den Geigenspieler? Ihr Glanz macht ihm die dunkle Nacht hell, daß er freudig die Wacht für seine Könige und ihre Recken halten kann. Und dieser Glanz wird ihm auch Mut ins Herz gießen, dem kommenden Morgen tapfer entgegenzugehen, der ihm und seinen Gefährten den letzten Kampf und den Tod bringen wird. Da wird er die Fiedel, die er jetzt führt, aus der Hand legen und zum Schwerte greifen; dann mag der Tod die Fiedel nehmen und als grauser Fiedler ihnen zum letzten Tanze oder Reigen aufspielen — vergleiche das alte Volkslied:

Kein schön'rer Tod ist auf der Welt,
als wer vorm Feind erschlagen
auf grüner Heid, im freien Feld,
darf nicht hör'n groß Wehklagen.

Im engen Bett nur ein'r allein
muß an den Todesreihen,
hier findet er Gesellschaft fein,
fall'n wie Kräuter im Maien.

III. **Zur Charakteristik des Dichters.** Hat Geibel in „Gudruns Klage" (Nr. 7) das Heldentum der Frau besungen, das sich in Geduld und Treue bis in den Tod bewährt, so hier das Heldentum des Mannes, der mit offenem Auge und mutigem Herzen dem Tode entgegengeht, der Lebenslust und Heldensinn genug besitzt, sich an dem Glanze der Erinnerungen zu stärken und den trostbedürftigen Gefährten Trost und Ruhe ins Herz zu singen. Mannhaftigkeit ist das Kennzeichen dieser Dichtungen Geibels.

„Volkers Nachtgesang" bringt wie „Gudruns Klage" in der Sprache Anklänge an unsere mittelalterlichen Epen, besonders in Str. 5, auch in Str. 6 (sonder Zagen, grimm, Reigen). — Der Rhythmus bekommt sein besonderes Gepräge durch die kurze Schlußzeile der Strophe: die voll dahinströmenden Rhythmen der vorhergehenden Verse erfahren hier gewissermaßen einen plötzlichen Abbruch; so klingt es auch im Rhythmus trotz aller Lebenslust wie tiefschmerzliche Klage. Dr. P.

10. Der schnellste Reiter.

(Cita mors ruit: Schnell kommt der Tod.)

Em. v. Geibel, Gedichte. 1874. I, S. 154.

1. Der schnellste Reiter ist der Tod;
er überreitet das Morgenrot,
des Wetters rasches Blitzen.
Sein Roß ist fahl und ungeschirrt,
die Senne schwirrt, der Pfeil erklirrt
und muß im Herze sitzen.

2. Durch Stadt und Dorf, über Berg und Tal,
im Morgenrot, im Abendstrahl
geht's fort im wilden Jagen;
und wo er floh mit Ungestüm,
da schallen die Glocken hinter ihm,
und Grabeslieder klagen.

3. Er tritt herein in den Prunkpalast,
da wird so blaß der stolze Gast
und läßt von Wein und Buhle.
Er tritt zum lust'gen Hochzeitsschmaus,
ein Windstoß löscht die Kerze aus,
bleich lehnt die Braut im Stuhle.

4. Dem Schöffen blickt er ins Gesicht,
der just das weiße Stäblein bricht,
da sinkt's ihm aus den Händen.
Ein Mägdlein windet Blüt' und Klee,
er tritt heran, ihr wird so weh —
wer mag den Strauß vollenden?

5. Drum sei nicht stolz, o Menschenkind!
Du bist dem Tod wie Spreu im Wind,
und magst du Kronen tragen.
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt,
und eh' ein Hauch dies Blatt bewegt,
kann auch die deine schlagen.

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** Viele Menschen lassen sich nicht gern an den Tod erinnern, mancher geht dem ihm begegnenden Leichenzuge schnell aus dem Wege, um nicht an seinen eigenen Tod gemahnt zu werden. Und doch ist der Tod einem jeden von uns sicher, keiner entgeht ihm. Oft kommt er ganz unerwartet schnell über den Menschen. Emanuel Geibel hat mit seinen geistigen Augen den furchtbaren Reiter gesehen, der ruh- und rastlos durch die Welt jagt und überall, wohin er kommt, den Menschen Herzeleid schafft. Hört sein Gedicht von dem „schnellsten Reiter"!

II. **Vertiefende Besprechung.** Gedankengang und Erläuterungen.
a) Str. 1 und 2. Schildere den furchtbaren Reiter nach seinem Äußeren! („Sein Roß ist fahl" — Offenbarung des Johannes 6, 8: „Und ich sah, und siehe, ein fahles Pferd, und der darauf saß, des Name hieß Tod"; fahl oder falb, d. h. bleichgrau, ist die Farbe des Rosses nach der Leichenfarbe. „Ungeschirrt" ist das Roß: dieser Reiter braucht keinen Zügel und keinen Steigbügel, er sitzt auch ohne das beim schnellsten Ritte fest im Sattel.) Nach seiner Schnelligkeit! (Er reitet noch schneller, als die Strahlen des Morgenrots am Himmel emporschießen und die Gewitterblitze das Dunkel durchzucken.) Nach seiner Tätigkeit! (Im Vorbeijagen sendet er dem marschierenden Soldaten, dem Fußwanderer oder Reiter auf der Straße, dem Hirten oder Bauern auf dem Felde den tödlichen Pfeil ins Herz (Senne = Sehne des Bogens. Herz bildet außer den schwachen Biegungsformen nicht ungern starke, besonders im Dativ des Singulars „dem Herze".) Wo und wann übt der Tod diese Tätigkeit aus? An allen Orten und zu jeder Zeit — Str. 2, Z. 1 und 2. Hinter ihm her — nicht ihm entgegen wie einem bei seinem Einzuge freudig begrüßten Herrscher — schallen die Glocken und Lieder, aber es sind auch Sterbeglocken und Begräbnislieder.

b) Str. 3 und 4: Ein neues Bild vom Reiter Tod! Wenn er in ein Dorf oder eine Stadt auf seinem schnellen Ritte gekommen ist, dann steigt er von seinem Rosse und sucht die Menschen in ihren Behausungen auf. Ganz plötzlich reißt er sie weg von ihrer sündigen oder erlaubten Lust (Str. 3), von dem ernstesten wie dem harmlosesten Geschäfte (Str. 4). Wie wirkt sein Erscheinen auf die Menschen? Zwei Paare — der stolze Gast und die Braut, der Schöffe und das Mägdlein treten vor unseren Augen auf. — Der oder die Buhle = die Liebste (hier in unedlem Sinne). Der Schöffe oder Schöppe (von schaffen = anordnen, befehlen) hat unter dem Vorsitze des Richters das Recht zu finden. Hier erscheint er als Richter mit dem Stabe, dem Zeichen seiner Würde, in der Hand; wenn er ihn über jemand bricht, so gibt er damit das Zeichen, daß das Todesurteil an dem Verurteilten vollzogen werden soll. In dem Augenblicke also (just = gerade, eben), da er einem anderen das Leben absprechen will, ereilt ihn selbst der Tod.

c) Str. 5 enthält die Mahnung, die sich aus den vorhergehenden Strophen ergibt: Poche nicht auf Jugend und Kraft, Reichtum und Macht, sondern mache dich zum Sterben fertig und sei jederzeit bereit, dem Rufe des Todes zu folgen! — Erkläre die Bilder von der Spreu — ein Windstoß genügt, die Spreu auseinander zu wirbeln —, von der Sand- und Turmuhr! Dies Blatt: gemeint ist das Blatt, auf dem das vorstehende Gedicht gedruckt ist.

III. **Verwandtes.** In Schillers „Wilhelm Tell" (IV. Aufzug, 3. Szene) singen die barmherzigen Brüder an der Leiche des urplötzlich getöteten Landvogts Geßler:

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
es ist ihm keine Frist gegeben;
es stürzt ihn mitten in der Bahn,
es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht zu geh'n,
er muß vor seinem Richter stehn.

Erläutere die Zeilen dieses Liedes durch Bilder, die du dem Geibelschen Gedicht entnimmst! Dr. P.

11. Der Schnitter Tod.

Volkslied.[1]) Nach einer Mitteilung von Ludwig Erk.

1. Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
der hat Gewalt vom höchsten Gott;
heut wetzt er das Messer,
es schneidt schon viel besser;
bald wird er drein schneiden,
wir müssen's nur leiden.
Hüte dich, schön's Blümelein!

2. Was heut noch grün und frisch dasteht,
wird morgen schon hinweggemäht:
die edle Narzisse,
die himmlischen Schlüssel,
die schön' Hyazinthen,
die türkischen Binden.
Hüte dich, schön's Blümelein!

3. Viel Hunderttausend ungezählt,
was nur unter die Sichel fällt:
rot' Rosen, weiß Liljen,
beid' wird er austilgen,
und ihr Kaiserkronen,
man wird euch nicht schonen.
Hüte dich, schön's Blümelein!

4. Das himmelfarbne Ehrenpreis,
die Tulipanen gelb und weiß,
die silbernen Glocken,
die goldenen Flocken,
sinkt alles zur Erden;
was wird nur draus werden?
Hüte dich, schön's Blümelein!

5. Ihr hübsch' Lavendel und Rosmarein,
ihr vielfarbige Röselein,
ihr stolze Schwertliljen,
ihr krause Basiljen,
ihr zarte Violen,
man wird euch bald holen!
Hüte dich, schön's Blümelein!

6. Trotz, Tod! komm her, ich fürcht' dich nit!
Trotz, eil daher in einem Schnitt!
Wenn Sichel mich letzet,
so werd' ich versetzet
in den himmlischen Garten,
darauf will ich warten.
Freue dich, schön's Blümelein!

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** Dem Dichter erscheint die weite Menschenwelt wie ein großer Blumengarten. Was stellen dann die Blumen dar? Die verschiedenen Menschen. Da sehen wir zarte, eben dem Boden entsprossene Pflänzlein, knospende Blumen, Blüten in reichster Fülle und Schönheit, verwelkende Blumen. Wir sehen stolze Schönheiten unter den Blumen und bescheidene, die sich fast zu verstecken scheinen. Wem willst du eine so stolze Blume wie die Kaiserkrone vergleichen? Einem Könige oder Kaiser. Wem das Röschen oder Veilchen? Einem lieblichen, bescheidenen Mädchen. Den Blumen dieses großen Gartens ergeht es wie den Blumen und dem Grase auf der Wiese; auch sie werden geschnitten, und ihr Schnitter heißt — der Tod. All die bunten Farben, alle stolze Schönheit, aller

1) „Ein schönes Mayenlied, wie der Menschenschnitter der Tod die Blumen ohne unterschied gehling abmehet. Jedermann Jung vnndt Alt sehr nutzlich zu singen vnd zu betrachten. Gedruckt im Jahre 1638." 4. Bl. fl. Bl. Am Ende die gleichzeitige Bemerkung: „Schnittertied, gesungen zu Regenspurg da ein hochadeliche iunge Blumen ohn vorsehen abgebrochen im Jenner 1637, gedichtet im Jahr 1637."

Duft sinken vor ihm und seiner Sense in den Staub. Das wissen wir, aber auf zwei Fragen möchten wir doch gern Antwort haben: 1. Warum ist es dem Tode erlaubt, alle diese lieblichen Blumen abzuschneiden? 2. Was wird aus ihnen, wenn sie geschnitten sind? Werden sie wie das Gras auf dem Felde verwelken, verdorren und zu Staub werden? Ein altes Volkslied aus dem Jahre 1637 — zu der Zeit, wo in Deutschland während des Dreißigjährigen Krieges der Tod Tausende und aber Tausende mähte — gibt uns Antwort auf diese Fragen.

II. **Vertiefende Besprechung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. a) Str. 1. Zeichne das Bild des Schnitters Tod, der sich zu seiner Arbeit rüstet! Das Messer ist die Sichel, die er zum Schneiden braucht. Welche Antwort gibt uns diese Strophe auf unsere erste Frage? Zeile 2! Was folgt aber daraus, daß der Tod vom höchsten, d. h. allmächtigen, Gott die Gewalt hat? „Wir müssen's leiden"; aber nur so weit darf er diese Macht ausüben, als sie Gott ihm gibt.

b) Str. 2—5. Ihr schönen Blümelein alle, hütet euch vor dem Schnitter Tod! Nun läßt der Dichter eine reiche Fülle lieblicher Blumen vor unseren Augen erstehen. In Str. 2 werden neben anderen Himmelschlüsselchen und Türkenbund erwähnt, in Str. 4 die silberweißen Glockenblumen und die goldgelben Flockenblumen, in Str. 5 Lavendel und Rosmarein (oder Rosmarin), ein Kraut und ein Strauch, die früher wegen ihres Wohlgeruchs gern in den Gärten gehegt wurden, die Violen = Veilchen. Am Schlusse jeder Strophe warnt der Dichter die Blümlein mit dem rührenden Kehrreim: „Hüte dich, schön's Blümelein!" Aber was nützt diese Warnung gegenüber dem furchtbaren Schnitter Tod? Und der Dichter selbst sagt: „Man wird euch nicht schonen" (Str. 3) und „Man wird euch bald holen" (Str. 5). Tiefes Weh klingt durch alle Strophen hindurch, daß alle Schönheit vergehen muß, daß es keinen Schutz gegen den Tod gibt. Darum die schmerzlich-bange Frage: „Was wird nur daraus werden?" (Str. 4.)

c) Str. 6: Freue dich, schön's Blümelein! Und nun kommt ganz unerwartet ein Umschwung in der Stimmung. Dem „Hüte dich, schön's Blümelein!" tritt schroff entgegen ein „Trotz, Tod (= Trotz biete ich dir, o Tod)! komm her, ich fürcht' dich nit (südwestdeutsche Form für nicht)!" Woher dieser Umschwung? Wohl hat Gott dem Tode die Macht gegeben, alle die Blumen abzuschneiden. Aber Gott ist nicht nur der Allmächtige, sondern auch der liebende Vater; wenn der Tod die Blumen hier abschneidet (letzet = verehrt, wie unser heutiges verletzen gebraucht), so geschieht das nur, damit sie aus dem irdischen Garten in den himmlischen verpflanzt werden, wo sie ewig blühen können. Welchen Entschluß faßt der Dichter aus diesem Glauben heraus? „Darauf will ich warten" — d. h. ich will ruhig warten, bis ich durch den Tod in den himmlischen Garten versetzt werde, und meiner Todesstunde mutig entgegengehen. Und zu welchem triumphierenden Jubelruf erhebt sich des Dichters Glaube? „Freue dich, schön's Blümelein!" Damit schließt das Volkslied in glaubensstarker, freudiger Stimmung gegenüber dem schmerzlichen Kehrreim der übrigen Strophen.

2. Der Grundgedanke. Der Tod hat nicht das letzte Wort. Im Glauben schauen wir über den Tod hinweg auf das ewige Leben bei Gott und dürfen uns darauf freuen.

III. **Aufgaben.** Wie hat der Dichter Eintönigkeit bei der Aufzählung so vieler Blumen vermieden? — Vergleiche „Christ ein Gärtner" von Max von Schenkendorf (Band II „Aus deutschen Lesebüchern")! — Vergleiche das Gedicht „Der schnellste Reiter" von Emanuel Geibel! Dr. P.

12. Denk es, o Seele!

Eduard Mörike, Gedichte. Leipzig 1898. S. 128 f.

Ein Tännlein grünet wo,
wer weiß, im Walde,
ein Rosenstrauch, wer sagt,
in welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
denk es, o Seele,
auf deinem Grab zu wurzeln
und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden
auf der Wiese,
sie kehren heim zur Stadt
in muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
mit deiner Leiche;
vielleicht, vielleicht noch eh'
an ihren Hufen
das Eisen los wird,
das ich blitzen sehe!

I. **Einführung, dann Vortrag.** Draußen im Walde ist eine Schonung, da steht Tännlein neben Tännlein, alle im Schmucke ihrer frischen, dunkelgrünen Nadeln. Mancher Wanderer geht gedankenlos an ihnen vorüber. Was denkst du dir dabei? Du kommst an einem Garten vorüber, da trägt ein Rosenstrauch eine Fülle weißer, duftender Rosen. Was denkst du dir, wenn du ihn siehst? Draußen vor der Stadt begegnest du zwei schwarzen Rößlein; sie ziehen von der Weide, auf der sie sich tagsüber aufgehalten haben, am Abend ihrem Stalle in der Stadt zu; voll Übermut machen sie mutwillige Sprünge, daß die blanken Hufeisen aufglänzen. Du freust dich vielleicht über all das frische Leben, das sich dir in den Tännlein, den Rosen und den Rößlein offenbart. Plötzlich geht dir schneidend ein anderer Gedanke durch die Seele: Ist das die einzige Beziehung, die du zu den Dingen der Natur hast, daß du dich an ihnen freust? Hast du nicht schon solch ein Tännlein, solch einen Rosenstrauch auf einem Grabe gesehen? Hast du nicht schon schwarze Pferde langsam vor einem Leichenwagen einherschreiten sehen? Wie, wenn es dein eigenes Grab wäre, für das Tännlein und Rose schon bestimmt sind? Wenn die schwarzen Rößlein dazu ausersehen wären, deinen eigenen Leichenwagen zu ziehen? Denk diesen Gedanken bis zum Ende durch, o Menschenkind, daß du selbst tot und starr in dem Sarge liegst, den der Wagen hinaus zum Friedhof führt, daß über deinem Leichnam sich der Grabhügel mit dem Tannenbäumchen und dem Rosenstrauche wölbt! Rasch tritt der Tod den Menschen an; heute noch kannst du seine Beute werden. — Hört ein Gedicht Eduard Mörikes, das diesen erschütternden Gedanken Ausdruck gibt!

II. **Zur Vertiefung.** Inwiefern fällt dieses „Denk es, o Seele" viel schwerer aufs Herz als das bekannte Memento mori (Gedenke, daß du sterben mußt!)?

Dr. P.

13. A. Die frühen Gräber (1764).

F. G. Klopstock, Sämtl. Werke. Leipzig 1854. Bd. IV, 162.

I. **Einführung.** Wer von euch hat schon einmal eine Mondnacht im Sommer draußen im Garten oder im Felde oder im Walde erlebt? Was sahst du? Was hörtest du? Wie wirkte die Mondnacht auf dich? Ihr sollt jetzt hören, zu welchen Gefühlen und Gedanken der Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock durch solch eine Mondnacht angeregt worden ist. Sein Gedicht stammt aus dem Jahre 1764. Er war damals 40 Jahre alt; seine geliebte Gattin Meta war ihm nach kurzer Ehe sechs Jahre vorher gestorben, auch den frühzeitigen Tod manches lieben Freundes hatte er zu beklagen.

II. **Vortrag des Gedichtes.**

1. Willkommen, o silberner Mond,
schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt! Das Gewölk wallte nur hin.

2. Des Maies Erwachen ist nur
schöner noch wie die Sommernacht,
wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft
und zu dem Hügel herauf rötlich er kömmt.

3. Ihr Edleren, ach, es bewächst
eure Male schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht!

III. **Vertiefende Besprechung.** Str. 1. Wir gehen mit dem Dichter durch eine stille Sommernacht und hören ihn Zwiesprache halten mit dem silberglänzenden Monde. Warum begrüßt er ihn als „stillen Gefährten der Nacht"? Lautlos, still ist die Sommernacht; lautlos zieht der Mond seinen Weg am dunkelblauen Nachthimmel; so passen beide als Gefährten zueinander. Welches Gefühl beherrscht den Dichter? Sanfte — nicht heftige — Freude über die milde Schönheit der Mondnacht. Mit welchem Rechte nennt er den Mond „Gedankenfreund"? Die Stille der Nacht und der milde Glanz des Mondes lassen Gedanken in dem Herzen des Wanderers aufkommen, die sonst durch den lauten Lärm und das grelle Licht des Tages zurückgedrängt werden. — Einen der so angeregten Gedanken bringt Str. 2. Die Mondnacht weckt in dem Dichter — nach dem Gesetze des Gegensatzes — die Erinnerung an einen leuchtend schönen Maimorgen, den er erlebt hat (beachte die Personifikation!): Hinter einem Berge steigt die rotglänzende Sonne am Himmel empor; ihre Strahlen brechen sich in den hellen Tautropfen, die auf den Grashalmen, Blättern und Blüten liegen, so daß ringsum alles funkelt. Klopstock vergleicht die Sommermondnacht mit diesem Maimorgen; zu welchem Urteile kommt er? Der Maimorgen ist noch schöner als die Mondnacht. Welches Gefühl beherrscht ihn bei der Erinnerung an diesen Naturgenuß? Starke, lebhafte Freude. — Str. 3. Seine Gedanken führen ihn weiter in die Vergangenheit zurück. Was gab seiner Freude an diesen Mondnächten („sahe ... schimmern die Nacht") und an solchen Maimorgen („sahe sich röten den Tag") erst die rechte Weihe? Was erhöhte ihm die Freude am Naturgenusse? Die seelenvolle Teilnahme geliebter Menschen,

das Zusammenklingen verwandter Seelen. Wo sind aber die Geliebten, mit denen er sich einst an der Natur erfreuen konnte — die Gattin, die Freunde, diese „Edleren" (oder Edelsten — dem Dichter eigentümlich ist der Gebrauch des Komparativs zur Bezeichnung eines sehr hohen Grades)? Sie sind gestorben, haben ihn allein zurückgelassen; auf ihren Grabsteinen („Malen" = Denkmalen) wächst schon dunkelgrünes (ernstes) Moos — ein Zeichen, daß sie schon lange drunten ruhen. In welcher Stimmung schließt so die 3. Strophe ab? Wehmut und Schmerz um verlorenes Glück. Warum hat Klopstock seinem Gedichte die Überschrift „Die frühen Gräber" gegeben? Mit dem Gedanken an die Toten schließt das Gedicht ab, ihnen errichtet er in seinem Gedichte ein dauerndes Denkmal; früh heißen ihre Gräber, weil sie sich allzufrüh über geliebten Menschen geschlossen haben. Als was für eine Persönlichkeit tritt uns Klopstock hier entgegen? Freude an den Schönheiten der Natur, Wehmut über verlorenes Glück und treue Liebe zu den Verstorbenen bewegen sein Herz.

Gedankengang: Str. 1. Schön ist der milde Glanz einer Sommermondnacht, Str. 2 schöner ein leuchtender Maimorgen. Str. 3. Das volle Glück dieser Naturschönheit habe ich aber genossen, als ihr, meine geliebten Toten, an meiner Freude noch teilnahmt.

IV. **Die Kunst des Dichters.** Mit knappen Worten versetzt uns Klopstock in eine Naturstimmung. Bezeichnend sind die Eigenschaftswörter, die er den Hauptwörtern beifügt (die frühen Gräber, silberner Mond usw.). Als Gegensätze treten hervor: die sanfte, verschleierte Schönheit der Mondnacht — die lichte, freudige Schönheit des Maimorgens; in Gegensatz zu beiden tritt das „ernste Moos".

Das Gedicht ist in reimlosen Versen abgefaßt. Das Versmaß hat Klopstock in Anlehnung an altgriechische Strophenformen (Oden) frei gestaltet:

⏑ ⏓ ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ ⏑ ⏓
⏓ ⏑ ⏓ ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ ⏓
⏑ ⏑ ⏓ ⏓ ⏑ ⏓ ⏓ ⏑ _ ⏑ ⏓
⏓ ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ ⏑ ⏓ ⏓ ⏑ ⏑ ⏓

Der 1. Vers hat daktylischen Charakter mit Auftakt, der 2. ist trochäisch mit einem Daktylus (der sog. versus glyconéus), der 3. anapästisch-trochäisch, der 4. daktylisch; für die beiden letzten Verszeilen ist der Wegfall von Senkungen, also das Zusammenstoßen betonter Silben bezeichnend. Dr. P.

B. Begrabe deine Toten.

E. Siebel, Gedichte. Iserlohn 1863. S. 85.

1. Begrabe deine Toten
tief in dein Herz hinein[1]);
so werden sie dein Leben
lebendige Toten sein.[2])

2. So werden sie im Herzen
stets wieder auferstehn,
als gute, lichte Engel
mit dir durchs Leben gehn.[3])

3. Begrab dein eigen Leben
in andrer Herz hinein;
so wirst du, und bist du ein Toter,
ein ewig Lebender sein.[4])

Zur Erläuterung. 1. Der Totengräber senkt die verwesliche Hülle unserer Toten in die kalte, dunkle Erdengruft; die Liebe aber bestattet ihr Unvergängliches in das warme Herz. 2. Hier werden sie das ganze Leben hindurch in liebender Erinnerung lebendig sein. 3. So werden wir uns ihrer stets erinnern; sie werden uns begleiten, trösten, als Schutzengel gegen Sünde schirmen, erziehen und zum Himmel weisen. „Das Gedächtnis der Gerechten bleibt in Segen." 4. Wer noch im Tode Leben verbreiten, wer sich ein unvergängliches Denkmal setzen will, der muß sein eigen Leben, das Beste, was er ist, hat und kann, tief in anderer Herzen als eine Erziehungsmacht hineinsenken. So wird er zu einem lebendigen, fortquellenden Brunnen des Lebens und Segens.

Aufgaben. Wie kannst du bei deinen Lieben und dir selbst den Tod in Leben wandeln? Setze die beiden ersten Strophen von B in Beziehung zu A! Fr. P.

C. Die Unbesungenen.

Annette von Droste-Hülshoff, Gesammelte Werke. Münster und Paderborn 1885. Bd. III 236.

1. 's gibt Gräber, wo die Klage schweigt
und nur das Herz von innen blutet,
kein Tropfen in die Wimper steigt
und doch die Lava drinnen flutet;
's gibt Gräber, die wie Wetternacht
an unserm Horizonte stehn
und alles Leben niederhalten
und doch, wenn Abendrot erwacht,
mit ihren goldnen Flügeln wehn
wie milde Seraphimgestalten.

2. Zu heilig sind sie für das Lied
und mächt'ge Redner doch vor allen,
sie nennen dir, was immer schied,
was nie und nimmer kann zerfallen.
O wenn dich Zweifel drückt herab
und möchtest atmen Ätherluft
und möchtest schauen Seraphsflügel,
dann tritt an deines Vaters Grab!
Dann tritt an deines Bruders Gruft!
Dann tritt an deines Kindes Hügel!

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** Die westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff hat eins ihrer Gedichte überschrieben „Die Unbesungenen". Wer sind diese „Unbesungenen", die nicht im Liede besungen werden? Warum werden sie nicht besungen? Zunächst könnte man an die vielen, vielen schlichten Menschen denken, die sich nicht durch irgendwelche Taten einen Namen in der Geschichte gemacht haben. Sie sind aber nicht gemeint. Hört das Gedicht!

II. **Vertiefende Besprechung.** Str. 1, Z. 1—4: Von Gräbern besonderer Art spricht die Dichterin. Worin zeigt sich das Besondere? Keine laute Klage, keine sichtbare Träne verrät den Schmerz dessen, der an einem solchen Grabe steht, Klagen und Tränen würden seinen großen, heiligen Schmerz

nur entweihen. Aber sein Herz ist durch den Tod tief verwundet, und diese Wunde schließt sich nicht und blutet innen weiter, und der Schmerz wogt heiß und wild in seinem Inneren wie die kochende Lava im Vulkan. — Z. 5—10: Diese Gräber wirken einerseits wie die dunkeln Gewitterwolken am Himmel, vor denen aller Vogelsang und das emsige Summen und Weben der Kleintierwelt draußen erstirbt; sie drücken in dem Trauernden jede Freude und jede frohe Lebensregung nieder. Wie aber auf die Gewitterwolken das freundliche Abendrot folgt, so weht es auch um diese Gräber wie von Seraphs- (Engels-) Flügeln. — Str. 2: Diese Gräber sind „zu heilig für das Lied", sie würden durch ein der Öffentlichkeit preisgegebenes Lied entweiht werden; sie bleiben unbesungen und sind so „Die Unbesungenen". Für den aber, der hören kann, reden sie eine deutliche, mächtige Sprache. Was predigen sie? „Die Liebe höret nimmer auf" (1. Kor. 13, 8); „Nun bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe" (1. Kor. 13, 13). Darum, wenn dich Zweifel an Unsterblichkeit und Ewigkeit niederdrücken, so daß dein Geist sich nicht zu erheben vermag, wenn du Himmelsluft atmen, Engelsflügel schauen möchtest, die dich himmelwärts tragen können, so tritt an diese Gräber und hole dir Kraft; hier findest du Glauben, Liebe und Hoffnung, die aus dem Himmel stammen und zum Himmel tragen! Und welche Gräber sind das? Die des Vaters, des Bruders und des eigenen Kindes, d. h. derer, die mit uns durch die tiefste, innerlichste und heiligste Liebe verbunden sind; um deswillen bleiben ihre Gräber unbesungen. — Auf das Grab ihres Vaters hat Annette von Droste-Hülshoff in ihren Dichtungen tatsächlich keinen Kranz gelegt; für Fernerstehende hat sie es getan.

III. **Verwandtes.** Über die Predigt der Gräber spricht dieselbe Dichterin in ihrem Gedichte „Meine Toten":

Str. 6. Kalt ist der Druck von eurer Hand,
erloschen eures Blickes Brand
und euer Laut der Öde Odem;
doch keine andre Rechte drückt
so traut, so hat kein Aug' geblickt,
so spricht kein Wort wie Grabesbrodem!

Str. 7. Ich fasse eures Kreuzes Stab
und beuge meine Stirn herab
zu eurem Gräserhauch, dem stillen:
Zumeist geliebt, zuerst gegrüßt,
laßt lauter, wie der Äther fließt,
nur Wahrheit in die Seele quillen!

Matthias Claudius hat eine Elegie „Bei dem Grabe meines Vaters" (Bd. II „Aus deutschen Lesebüchern") gedichtet; empfinden wir seine Strophen als Entweihung der Heiligkeit des Vatergrabes?

IV. **Vergleichung der drei Gedichte A, B und C.** a) Ähnlichkeiten. Alle drei führen uns an die Gräber geliebter Menschen, erinnern an die Vergänglichkeit alles Irdischen, aber auch an die ewige Dauer der Liebe und stärken das Herz mit seliger Hoffnung. Sie atmen Wehmut des Schmerzes und Innigkeit der Liebe.

b) Verschiedenheiten. A redet von den Gräbern der „Edleren", Verklärten, Frühvollendeten, B von dem Liebesgrab im Herzen, C von den Gräbern des Vaters, Bruders und Kindes. In A erinnern die Gräber an die Tage gemeinsamen Glückes, in B an die Erziehungsmacht der Liebe, in C an die Allmacht des Glaubens, die Liebe und der Hoffnung.

Fr. P. (Dr. P.)

B. Heimat und Vaterland.

14. Von Vaterland und Freiheit.

E. M. Arndt, Schriften für und an seine lieben Deutschen. Leipzig I 270.

Es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen: „Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen betört! Wo es dem Menschen wohlgeht, da ist sein Vaterland; wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit."

Diese sind wie die dummen Tiere nur auf den Bauch und auf seine Gelüste gerichtet und vernehmen nichts von dem Wesen des himmlischen Geistes. ... Auch ein Tier liebet; solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen. Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod und von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden. Das kann kein Tier, weil es leicht vergisset, und kein tierischer Mensch, weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenaug' sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig liebhaben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammst.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglücket, was schon deinen Ureltervater beglückte; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf

Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

I. Welche Fragen beantwortet E. M. Arndt in diesem Abschnitte?

1. Wo ist dein Vaterland? a) Da, wo sich dir zuerst Gottes Güte, Allmacht und Gerechtigkeit in der Natur offenbarten, b), da, wo dir zuerst die Liebe deiner Eltern in Pflege und Erziehung kund wurde.

2. Warum muß dir dein Vaterland lieb sein? Weil an diesem Lande alle Jugenderinnerungen haften und du hier von Gott und den liebsten Menschen die erste Liebe empfangen hast, und weil zum Wesen des Menschen die Treue gehört, darum mußt du dieses Land lieb behalten.

3. Was ist die Freiheit? Manchem Menschen ist die Freiheit ein leerer Wahn; ihm genügt es, wenn er die Möglichkeit hat, überall, wo er gerade will, Geld zu verdienen und Genuß zu suchen. Die Freiheit ist aber vielmehr eine Wirklichkeit; sie zeigt sich in dem Mute des Mannes zu edlen Taten, in seinem Stolze unwürdigen Zumutungen gegenüber und in der Gewißheit seines göttlichen Ursprungs; denn Gott ist der Ewigfreie, der keine andere Schranken als seinen Willen kennt und sich selbst Gesetz ist.

4. Wo ist die Freiheit? Da, wo du nach den Sitten und Gesetzen deiner Väter leben und dich der von ihnen ererbten Güter unbeengt und unbeschränkt erfreuen darfst, wo kein fremder Treiber und Henker dir seinen Willen aufzwingt.

5. Warum gehören Vaterland und Freiheit aufs engste zusammen? Ohne Vaterland hast du keine Freiheit, ohne Freiheit kein Vaterland. Das Vaterland ist der Boden, in dem alles wurzelt, was uns stark, gut und glücklich macht; die Freiheit ist die Luft, in der es allein gedeihen kann. Beide zusammen sind der kostbarste Schatz für einen guten Menschen, weil sie der Inbegriff aller Liebe des Herzens, aller Treue der Tat und aller Freuden des Lebens sind.

II. Wie stellt sich uns E. M. Arndt in dem vorliegenden Stücke dar? Er ist ein treuer, freier, frommer Mann — ein deutscher Mann.

III. Verwandtes. Mit zäher Liebe hängen die Erzgebirgler, Tiroler und Schweizer an den Bergen und Felsen ihrer Heimat, die Bewohner der Halligen an ihren öden, vom Meere bedrohten Inselchen. In der Fremde überfällt sie das Heimweh und treibt sie zurück in die arme, kahle Heimat voll Mühe und Entbehrungen, oft nur, um dort zu sterben. Vgl. Allmers, Der Halligmatrose! Suche Lieder von Vaterland und Freiheit!

Mit dem erbarmungslosen Treiber und Henker der Freiheit meinte Arndt Napoleon I. Jetzt, ein Jahrhundert später, schwebt wieder über unserem Vaterlande der Stecken fremder Treiber, sind wir nicht mehr Herren des deutschen Landes, nicht mehr freie Menschen, sind Millionen von Deutschen fremdrassigen Staaten zugesprochen worden. Fr. P. (Dr. P.)

15. Das alte Haus.

Friedr. Hebbel, Sämtl. Werke. Berlin und Leipzig. Bd. VI 111.

1. Der Maurer schreitet frisch heraus,
er soll dich niederbrechen;
da ist es mir, du altes Haus,
als hörte ich dich sprechen:
„Wie magst du mich, das lange Jahr'
der Lieb' und Eintracht Tempel war,
wie magst du mich zerstören?

2. Dein Ahnherr hat mich einst erbaut
und unter frommem Beten
mit seiner schönen, stillen Braut
mich dann zuerst betreten.
Ich weiß um alles wohl Bescheid,
um jede Lust, um jedes Leid,
was ihnen widerfahren.

3. Dein Vater ward geboren hier,
in der gebräunten Stube,
die ersten Blicke gab er mir,
der muntre, kräft'ge Bube.
Er schaute auf die Engelein,
die gaukeln in der Fenster Schein,
dann erst auf seine Mutter.

4. Und als er traurig schlich am Stab
nach manchen schönen Jahren,
da hat er schon, wie still ein Grab,
in meinem Schoß erfahren;
in jener Ecke saß er da,
und stumm und händefaltend sah
er sehnlich auf zum Himmel.

5. Du selbst — doch nein, das sag' ich nicht,
ich will von dir nicht sprechen;
hat dieses alles kein Gewicht,
so laß nur immer brechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
zerstöre du den Tempel sein,
damit es endlich weiche!

6. Noch lange Jahre kann ich stehn,
bin fest genug gegründet,
und ob sich mit der Stürme Wehn
ein Wolkenbruch verbündet.
Kühn rag' ich, wie ein Fels, empor,
und was ich auch an Schmuck verlor,
gewann ich's nicht an Würde?

7. Und hab' ich denn nicht manchen Saal
und manch geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht festlich mein Portal
in alter Pracht noch immer?
Noch jedem hat's in mir behagt;
kein Glücklicher hat sich beklagt,
ich sei zu klein gewesen.

8. Und wenn es einst zum Letzten geht,
und wenn das warme Leben
in deinen Adern stillesteht,
wird dies dich nicht erheben:
dort, wo dein Vater sterbend lag,
wo deiner Mutter Auge brach,
den letzten Kampf zu streiten?"

9. Nun schweigt es still, das alte Haus;
mir aber ist's, als schritten
die toten Väter all heraus,
um für ihr Haus zu bitten;
und auch in meiner eignen Brust,
wie ruft so manche Kinderlust:
„Laß stehn das Haus, laß stehen!"

10. Indessen ist der Mauermann
schon ins Gebälk gestiegen,
er fängt mit Macht zu brechen an,
und Stein' und Ziegel fliegen.
„Still, lieber Meister! geh von hier!
Gern zahle ich den Taglohn dir,
allein das Haus bleibt stehen."

I. **Vorbereitung, dann Vortrag.** Was würden wohl alte Häuser erzählen, wenn sie sprechen könnten, von den Menschen, die darin aus und ein gegangen sind, von ihren Freuden und Leiden, von Geborenwerden und Sterben? Sie würden sich dann auch verteidigen gegen die verächtliche Weise, in der man von ihrem Alter spricht. Was sagen denn die Leute von einem solchen alten Hause? „Das Haus ist nicht mehr modern. Es sieht häßlich aus. Es fehlen ihm alle Bequemlichkeiten der Neuzeit. Es ist unpraktisch eingerichtet." Nun, der Dichter Friedrich Hebbel hat einem solchen alten Hause die Sprache verliehen. Hört, was es seinem jungen Hausherrn zu sagen hat!

II. **Vertiefende Besprechung.** A. Gedankengang und Erläuterungen.

1. Str. 1, Z. 1—4: Die dem alten Hause drohende Lebensgefahr. Warum will der junge Hausherr das Haus abbrechen lassen?

2. Str. 1, Z. 5 bis Str. 8: Des alten Hauses Warnungen und Mahnungen. a) Str. 1, Z. 5 bis Str. 5: Hüte dich, mit dem alten Hause den Tempel der Liebe und der Eintracht, den Tempel des Glücks zu zerstören! — Welches war der Lebensberuf des alten Hauses? Ein Tempel, d. h. eine geheiligte Stätte, der Liebe und Eintracht zu sein; geweiht wurde es hierzu durch das gemeinsame Gebet des frommen Ahnherrn (Ur- oder Urgroßvaters), der es erbaut hat, und seiner frommen Braut. Durch diese beiden wurden Liebe und Eintracht in dem Hause heimisch, so wurde es ein Tempel des Glücks (Str. 5). Welche Bilder werden hier gezeichnet? Der Einzug des Ahnherrn und seiner Braut, die Geburt und die ersten Lebenstage (Str. 3: die durch das Fenster hereinbrechenden Lichtstrahlen zogen die erwachende Aufmerksamkeit des Säuglings auf sich) sowie die letzten Lebensjahre des Vaters des jetzigen Hausherrn. Warum schweigt das Haus von dem Glücke, das der junge Hausherr in dem Elternhause als Kind, Jüngling und Mann erfahren hat? Wenn die durch ihr Alter geheiligten Erinnerungen an den Vater und den Ahnherrn kein Gewicht bei dem jungen Herrn haben, dann werden seine eigenen Erinnerungen noch weniger wiegen. — b) Str. 6 und 7: Ich bin noch fest, würdig und geräumig. — Str. 6, Z. 1—4 erinnern an das festgegründete Haus in Matth. 7, 24 f. Sein Alter verleiht dem Hause eine gewisse Würde gegenüber den jugendlichen Nachbarhäusern. — c) Str. 8: Willst du nicht dein Leben an derselben Stelle beschließen wie dein Vater und deine Mutter? Die Erinnerung an ihr Sterben wird ihm sein eigenes Sterben erleichtern.

3. Str. 9: Die Fürbitte der Ahnen und der eigenen Erinnerungen des jungen Hausherrn. Welche „Kinderlust" mag er wohl im Sinne haben? Die Abende mit den Eltern und Geschwistern, das Weihnachtsfest, Geburtstage, Spiele mit Geschwistern und Kameraden. Was haben die Erinnerungen mit den Örtlichkeiten zu tun? Sie sind an die Örtlichkeit gebunden, sie leben mit ihnen und entschwinden leicht, wenn die Örtlichkeit verschwindet. Auch bleibt ein Schmerz zurück über die verschwundene Örtlichkeit; in dem vorliegenden Falle würde der Schmerz um so größer sein, als der Hausherr selbst das Haus mit all seinen Erinnerungen zerstört hätte.

4. Str. 10: Der Entschluß des Hausherrn, das alte Haus stehen zu lassen. Wie ist dieser Entschluß zustande gekommen?

B. Die Mahnungen des alten Hauses. Sei deinen Vorfahren dankbar, die das Haus gebaut und wohnlich eingerichtet haben! Sei dem Elternhause für alle Kinderlust dankbar, die du in ihm gehabt hast! Sei treu dem Geiste, den deine Vorfahren in das Haus gebracht und dort gehegt haben! Jedes Haus empfängt ja eine Seele von den Menschen, die in ihm leben. Wer dankbar und treu ist, der ist ein vornehmer Mensch. — Das Wichtigste im häuslichen Leben sind nicht moderner Geschmack und moderne Bequemlichkeiten, ist auch nicht das Geldgeschäft, das man etwa mit dem Verkaufe eines alten Hauses macht; es gibt Gemütswerte, die der

Mensch nicht vernachlässigen kann, ohne innerlich arm und unfein zu werden.

C. Anwendung. Bei dem Niederreißen alter Gebäude aus sogenannten Verkehrsrücksichten, bei dem Niederhauen alter Bäume usw. haben auch die Gemütswerte ein Wort mitzusprechen. Dr. P.

16. Das Schloß Boncourt (1827).

Adelbert v. Chamisso, Werke, herausgegeben von Heinr. Kurz. Leipzig I, 49.

1. Ich träum' als Kind mich zurücke
und schüttle mein greises Haupt:
wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
die lang ich vergessen geglaubt?

2. Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
ein schimmerndes Schloß hervor;
ich kenne die Türme, die Zinnen,
die steinerne Brücke, das Tor.

3. Es schauen vom Wappenschilde
die Löwen so traulich mich an;
ich grüße die alten Bekannten
und eile den Burghof hinan.

4. Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
dort grünt ein Feigenbaum,
dort, hinter diesen Fenstern,
verträumt' ich den ersten Traum.

5. Ich tret' in die Burgkapelle
und suche des Ahnherrn Grab;
dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
das alte Gewaffen herab.

6. Noch lesen umflort die Augen
die Züge der Inschrift nicht,
wie hell durch die bunten Scheiben
das Licht darüber auch bricht.

7. So stehst du, o Schloß meiner Väter,
mir treu und fest in dem Sinn,
und bist von der Erde verschwunden,
der Pflug geht über dich hin.

8. Sei fruchtbar, o teurer Boden!
Ich segne dich mild und gerührt
und segn' ihn zwiefach, wer immer
den Pflug nun über dich führt.

9. Ich aber will auf mich raffen,
mein Saitenspiel in der Hand,
die Weiten der Erde durchschweifen
und singen von Land zu Land.

I. **Zielangabe, dann Vortrag.** Wir werden jetzt ein Schloß besuchen, das tief im Inneren Frankreichs, in der Champagne, liegt, und auf dem einer unserer gemütvollsten deutschen Dichter Ende Januar 1781 geboren ist, Adelbert von Chamisso. Das Schloß heißt Boncourt, d. h. Guter Hof (in der neufranzösischen Schreibweise fällt das t am Ende des Wortes fort, cour[t] = Hof).

II. **Vertiefende Besprechung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. a) Str. 1. Wie kam es, daß die Erinnerungen an die Kindheit jahrzehntelang zurückgedrängt waren, vergessen schienen? Weshalb tauchen sie jetzt plötzlich auf, wo der Dichter 47 Jahre alt war und schon graues Haar trug?

b) Str. 2—6. Das Ahnenschloß. Wie macht uns der Dichter mit dem Schlosse bekannt? Wir nahen uns ihm aus der Ferne und sehen zunächst die über den umgebenden Wald emporragenden Türme und Wohngebäude, deren Fenster im Sonnenglanz weithin leuchten. Wir kommen näher und erblicken die Mauern mit den Zinnen und das Schloßtor; eine

Brücke führt über den Schloßgraben, ist aber nicht mehr eine Zugbrücke von Holz, sondern von Stein erbaut — ein Zeichen, daß das Schloß nicht mehr zur Verteidigung eingerichtet ist. Das steinerne Wappenschild über dem Tore zeigt als Wappentiere der altadligen Familie von Chamisso zwei Löwen; sie sind aber dem Dichter nicht die furchtbaren Raubtiere, er hat sie ja täglich auf den Gebrauchsgegenständen gesehen, die das Familienwappen tragen, so erscheinen sie ihm als „alte Bekannte". Nun geht es schnell zum Burghof hinan, dem täglichen Spielplatze des Knaben. Warum zeichnet der Dichter das Äußere des Schlosses nur in kurzen Strichen, um so eingehender und liebevoller aber den Burghof? Das Äußere hat auf den Knaben nicht so tiefen Eindruck gemacht wie der Burghof mit den Schloßgebäuden, wo er sich den ganzen Tag über aufhielt. Warum sind ihm gerade Brunnen, Sphinx und Feigenbaum im Gedächtnis geblieben? Die geheimnisvolle Tiefe des Burgbrunnens, dessen Winde so häufig in Bewegung gesetzt wurde, die rätselhafte Gestalt der Sphinx — halb Löwe, halb Jungfrau —, deren Zusammensetzung allen Erfahrungen des Knaben zuwiderlief, der Feigenbaum als einziger Baum, von dem er auch noch die süßen Früchte pflücken konnte — das alles prägte sich dem Gedächtnis besonders stark ein. Nach dem Burghofe zu öffnen sich oben auch die Fenster des Zimmers, in dem der Dichter geboren wurde und die ersten Kindheitsjahre mit ihrem traumhaften Zustande verlebte. — Unter den Fenstern des Erdgeschosses fallen einige mit bunter Glasmalerei auf; es ist die Burgkapelle. Hier ist dem Knaben am wichtigsten das Grab des Ahnherrn, das eine Steinplatte verschließt, und über dem von einem Pfeiler herab eine alte Ritterrüstung hängt (dem Charakter der Rüstung entsprechend hat der Dichter das altertümliche Wort „Gewaffen" — d. h. Gesamtheit der Schutz- und Trutzwaffen — gewählt). Hier hat er als Knabe oft gestanden, nachdem ihm der Vater von der Tapferkeit und dem Ruhme des Ahnherrn, von der Tapferkeit und Tüchtigkeit seines ganzen Geschlechtes erzählt hatte. Tränen der Rührung quellen empor und verdunkeln („umfloren") die Augen des Besuchers, so daß er die Grabinschrift auf der Steinplatte nicht lesen kann, die er so oft betrachtet hat.

c) Str. 7—9. Verlorene Heimat und neuer Beruf. So anschaulich schildert der Dichter sein Ahnenschloß, daß wir unwillkürlich meinen, diese Schilderung sei unmittelbar der Wirklichkeit entnommen. Aber alles das sind ja nur Erinnerungsbilder, allerdings „treue" (genaue) und „feste" (nicht schwankende). Was zeigt aber die Wirklichkeit? Von dem Schlosse steht kein Stein mehr auf dem andern, es ist völlig verschwunden, der Grund und Boden in Ackerland verwandelt. — Wie soll sich der Dichter zu dieser Tatsache und zu dem jetzigen Besitzer des Landes stellen? Soll er ihm grollen und zürnen, weil sein väterliches Schloß vom Erdboden verschwunden ist, weil er keine Heimat mehr hat? Nein, trotz allem bleibt ihm dieser Boden teuer durch die Erinnerungen an seine Kindheit und an seine Vorfahren, und so kann er dem jetzigen Besitzer des Landes auch nur Segen wünschen, vollbringt er doch auch ein Kulturwerk, wenn er den Acker pflügt. — Der Untergang des Schlosses hat dem Geschlechte die Heimat und den Beruf

(als Offizier) genommen. Was bleibt dem Dichter? Gott hat ihm einen neuen Beruf gegeben, indem er ihm die Gabe der Dichtkunst („Saitenspiel") verlieh, den Dichterberuf will er nun ausüben; und da er keine Heimat mehr hat, steht ihm die ganze Welt offen.

2. Wie kam es zu der Zerstörung des Schlosses Boncourt, und wie ist es der Familie des Dichters ergangen?

Die Französische Revolution vertrieb 1790 die Familie mit dem neunjährigen Knaben (sein voller Name in französischer Form lautete Louis Charles Adélaide de Chamisso de Boncourt; den Vornamen Adelbert nahm er in Deutschland an) von ihrem Stammschlosse. Da sie aus Frankreich auswanderte, belegte der Staat ihren ganzen Besitz mit Beschlag und verkaufte ihn, das Schloß wurde völlig abgetragen und der Boden in Ackerland umgewandelt. Lange irrte der Knabe mit seinen Eltern umher, bis er endlich in Berlin eine neue Heimat, in Deutschland ein neues Vaterland fand. Seine deutschen Dichtungen machten ihn, den geborenen Franzosen, später zu einem Lieblinge des deutschen Volkes; Reisen, die er als Naturforscher unternahm, führten ihn weit in die Welt hinaus. Im Jahre 1825, als 44jähriger Mann, reiste er nach Paris und suchte auch das alte Besitztum seiner Familie auf; dort fand er es so, wie er es uns in Str. 7 dargestellt hat. Noch heute leben Nachkommen des Dichters in Deutschland.

3. Welche Gefühle bewegten das Herz des Dichters? Stolz auf das schöne Schloß seiner Vorfahren, ihre Tapferkeit und ihren Ruhm, Freude an den Jugenderinnerungen, Wehmut über den Verlust des Schlosses und der schönen Heimat, Rührung bei dem Gedanken an den, der jetzt seine Furchen durch das Ackerland zog.

4. Des Dichters Kunst. Aus der Weite und Fremde kommt der Dichter und dringt Schritt für Schritt ein in das Allerheiligste seines Familienschlosses, seiner Familiengeschichte und seines Herzenslebens. In allgemeinen Umrissen sieht er von ferne das Schloß sich erheben; Brücke und Tor führen ihn in den Schloßhof. Brunnenpoesie, Baumschatten und Kinderträume sind das Heilige seiner Erinnerungen. Der Besuch der Kapelle, die die Reste der Seinen birgt und an die heiligsten Augenblicke im Leben der Liebsten erinnert, ist der Gang ins Allerheiligste. Rührung überwältigt das Herz, und Tränen ziehen einen Flor zwischen die Augen und die alte Inschrift. Hier ist die große Pause des Gedichts. Das Herz muß sich fassen, die Augen müssen trocknen. Nun tritt die Gegenwart in ihr volles Recht. Aus dem Engsten und Allerheiligsten geht der Weg wieder hinaus, weiter und weiter in die unbegrenzte Ferne. — Wie der Erinnerungstraum zurück, so führt die Aufgabe der Kunst den Dichter vorwärts; wie die Revolution einerseits verheerte, so hat sie anderseits auch befreiend und befruchtend gewirkt; wie der Adel in alten Zeiten häufig in müßigem Genuß seine Würde und Lebensaufgabe fand, so bildet die freie und fleißige Arbeit den Inhalt der neuen Zeit.

Fr. P. (Dr. P.)

17. A. Der Knabe im Moor.

Annette Elisab. v. Droste-Hülshoff, Ges. Werke. Münster und Paderborn. Bd. III 92.

1. O schaurig ist's, übers Moor zu gehn,
wenn es wimmelt vom Heiderauche,
sich wie Phantome die Dünste drehn
und die Ranke häkelt am Strauche,
unter jedem Tritte ein Quellchen springt,
wenn aus der Spalte es zischt und singt;
o schaurig ist's, übers Moor zu gehn,
wenn das Röhricht knistert im Hauche!

2. Fest hält die Fibel das zitternde Kind
und rennt, als ob man es jage;
hohl über die Fläche sauset der Wind —
was raschelt drüben am Hage?
Das ist der gespenstige Gräberknecht,
der dem Meister die besten Torfe verzecht;
hu, hu, es bricht wie ein irres Rind —
hinducket das Knäblein zage.

3. Vom Ufer starret Gestumpf hervor,
unheimlich nicket die Föhre,
der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
durch Riesenhalme wie Speere;
und wie es rieselt und knittert darin!
Das ist die unselige Spinnerin,
das ist die gebannte Spinnlenor',
die den Haspel dreht im Geröhre!

4. Voran, voran, nur immer im Lauf
voran, als wollt' es ihn holen!
Vor seinem Fuße brodelt es auf,
es pfeift ihm unter den Sohlen
wie eine gespenstige Melodei!
Das ist der Geigenmann ungetreu,
das ist der diebische Fiedler Knauf,
der den Hochzeitheller gestohlen!

5. Da birst das Moor, ein Seufzer geht
hervor aus der klaffenden Höhle;
weh, weh, da ruft die verdammte Margret:
„Ho, ho, meine arme Seele!"
Der Knabe springt wie ein wundes Reh;
wär' nicht Schutzengel in seiner Näh',
seine bleichenden Knöchelchen fände spät
ein Gräber im Moorgeschwele.

5. Da mählich gründet der Boden sich,
und drüben, neben der Weide,
die Lampe flimmert so heimatlich,
der Knabe steht an der Scheide.
Tief atmet er auf, zum Moor zurück
noch immer wirft er den scheuen Blick:
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,
ja, schaurig war's in der Heide!

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** Im Nordwesten Deutschlands dehnen sich weite Heiden und Moore aus. Das Moor ist das Sumpfland, das unter schwankender Rasendecke schwarzes Wasser und schlammigen Torf birgt. Oft reißt der Boden unter den Fußtritten auf, zischend entweichen die Sumpfgase, und brodelnd schießt das Wasser aus den Spalten. An offenen Lachen, Tümpeln und Teichen wachsen Binsen und riesige Rohrhalme (Röhricht, Geröhre), worin der Wind geheimnisvoll flüstert und seufzt. An den Ufern starren halbversunkene Weidenstümpfe (Gestumpf) empor. Auf trockenen Heidestellen erheben sich verkrüppelte Kiefern (Föhren), einzelne Brombeerhecken, deren Ranken mit ihren Häkchen den eilenden Wanderer festzuhalten suchen (häkeln), und kleine Gebüsche (Hage). Im Baum und Busch sauset und brauset dumpf und hohl der Heidewind.

Der schwarze, filzige Torfboden wird von den Torfgräbern gestochen, getrocknet und dann als Brennstoff verbraucht oder verkauft. Manche Strecken des Moorbodens werden entwässert und an der Oberfläche angezündet (Moorbrände, Moorgeschwele). Der Boden schwelt, d. h. verbrennt langsam ohne Flamme, aber mit furchtbarem Dampfe, der als lästiger Höhenrauch weit hinein ins Land zieht. Vom Winde bewegt, bildet er allerlei wunderliche, durcheinanderwimmelnde Phantome oder Trugbilder.

Die eigentümlichen Laute und Gestalten des Moors und der Heide weiß der Aberglaube durch allerhand Gespenstergeschichten zu deuten.

In Heide und Moor liegen zerstreut umher auf festem Grund und Boden

einzelne Hütten, oft unter Föhren und Weiden. Da wohnen die armen Heidebauern. Sie stechen Torf, säen in die Asche des ausgebrannten Moorbodens Buchweizen, halten sich ein paar Stücke Rindvieh und Schafe (die schwarzbraunen Heideschnucken) und treiben Bienenzucht. Ihr Leben ist einsam und ärmlich. Die Kinder müssen oft weite und gefährliche Wege nach der nächsten Schule machen. Schon manches hat im Nebel oder Dunkel den Weg verfehlt und ist im Moore versunken. Beim Torfgraben und Moorschwelen finden sich Gebeine verirrter und verunglückter Menschen.

Den Heimweg eines Heideknaben aus der Schule schildert anschaulich und ergreifend das Gedicht „Der Knabe im Moor".

II. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. Ein Spätabend im Herbste ist hereingebrochen. Auf der öden Heidefläche ringelt und dreht sich Heiderauch zu allerlei Spukgestalten. In einzelnen Föhren und Sträuchern saust und raschelt der Wind. Am Ufer schwarzer Tümpel starren Baumstümpfe empor, und in dem schwankenden Rohre rieselt und rauscht es geheimnisvoll. Ein Knabe, der in der Hand die Fibel hält, eilt angstvoll in Kreuz- und Quersprüngen über den Boden dahin, der unter seinen Tritten schwankt und ächzt, ja manchmal birst und schwarzes Wasser aufquellen läßt. Allerlei Gespenster meint er zu sehen und zu hören; die Angst vor ihnen beschleunigt seinen Lauf. Endlich, endlich fühlt er festen Boden unter den Füßen: er ist an der Grenze (Scheide) des Moores angekommen. Dort unter den Weiden liegt die Hütte seiner Eltern, aus den Fenstern flimmert der Schein der Lampe. Voll Freude schaut der Knabe nach der Heimathütte, voll Scheu zurück nach dem Moore, voll Dank empor zum Himmel.

2. Gedankengang. I. Die Schauer des Moores (Str. 1). II. Der Knabe und die Gespenster des Moores (Str. 2—5): im raschelnden Hage der gespenstige Torfgräber (Str. 2), im knisternden Röhricht die unselige Spinnerin (Str. 3), unter dem pfeifenden Boden der diebische Geiger (Str. 4), in dem Aufbersten des Moores die seufzende Margarete (Str. 5). III. Die glückliche Ankunft des Knaben daheim (Str. 6). Fr. P.

3. Zur Charakteristik der Dichterin. Das Gedicht weist inhaltlich und sprachlich fast alle Elemente auf, die für die Beurteilung der Eigenart unserer Dichterin von Wichtigkeit sind. A. Inhalt: Mit wenig Strichen zeichnet sie ein anschauliches Bild des heimatlichen Moor- und Heidegebietes (vgl. die „Einführung"). Auch auf die Menschen und ihr Treiben fallen helle Streiflichter: in der Heide die einzelliegenden Höfe, der Knabe auf der Wanderung vom fernen Schuldorfe; an den „Heidekolken" der Hirt mit den weidenden Rindern, von denen sich ab und zu ein Stück verirrt; der Torfgräber im Moore; die von Gehöft zu Gehöft wandernde Spinnerin; Hochzeitgebräuche. — Über das Ganze ist der Reiz des Gespensterwesens ausgegossen; Gespenster spielen in den Dichtungen der Annette von Droste-Hülshoff eine große Rolle. B. Sprache. Der Dichterin eigentümlich sind: a) der Gebrauch des einfachen Verbs statt des zusammengesetzten (Str. 2 es bricht wie ein irres Rind); b) der intransitive Gebrauch von Verben, die sonst reflexiv stehen (Str. 2 hinducket das Knäblein); c) Bil-

dungen wie Gestumpf, Geröhre, Geschwele. — Von dichterischer Kraft und Kunst zeugt die ganze sprachliche Darstellungsweise. Der unheimliche Inhalt des Gedichtes, die Schauer eines Nachtwegs durch das Moor der Heide, sind fühlbar, hörbar und sichtbar dargestellt durch den unregelmäßigen, bald jambischen, bald anapästischen, wechselnd vierfüßigen (V. 1, 3, 5, 6, 7) und dreifüßigen Rhythmus (mit klingendem Reime V. 2, 4, 8), die eigentümliche Reimverschlingung (V. 1, 3, 7 — 2, 4, 8 — 5, 6), die ungewöhnliche Ausdrucksweise, die seltsamen Bilder und die wirksame Lautmalerei, bei der das i vorherrscht (die Dunstphantome wimmeln; die schwarzen Wasser zischen, singen, spritzen unter jedem Tritte; der gespenstige Gräberknecht, der die besten Torfe verzechte, rennt schweren Trittes daher, wie wenn ein verirrtes Rind durch das Gebüsch bricht; im Röhricht rieselt und knistert es wie vom Garnwinden der unseligen Spinnerin). Heller klingen die Vokale in Str. 4 und 6 bei den Melodien des Fiedlers und bei der glücklichen Heimkehr des Knaben. — Das Geräusch der vielen Doppelkonsonanten (wimmeln, zischt, springt, klingt, zittert, irrt, Gestumpf, Geschwele usw.) soll die unheimlichen Nachtlaute und die gespenstige Belebung des Moors nachahmen.

Dr. P.

B. Das Haus in der Heide.

Annette v. Droste-Hülshoff, Ges. Werke. Münster und Paderborn. Bd. III 90.

1. Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt [1]),
die strohgedeckte Hütte, —
recht wie im Nest der Vogel duckt [2]),
aus dunkler Föhren Mitte!

2. Am Fensterloche streckt das Haupt
die weißgestirnte Sterke [3]),
bläst in den Abendduft und schnaubt
und stößt ans Holzgewerke.

3. Seitab ein Gärtchen, dornumhegt [4]),
mit reinlichem Gelände,
wo matt ihr Haupt die Glocke trägt,
aufrecht die Sonnenwende.

4. Und drinnen kniet ein stilles Kind,
das scheint den Grund zu jäten;
nun pflückt sie eine Lilie lind
und wandelt längs den Beeten.

5. Am Horizonte Hirten, die
im Heidekraut sich strecken
und mit des Aves Melodie [5])
träumende Lüfte wecken.

6. Und von der Tenne ab und an
schallt es wie Hammerschläge;
der Hobel rauscht, es fällt der Span,
und langsam knarrt die Säge [6]).

7. Da hebt der Abendstern gemach
sich aus den Föhrenzweigen,
und g'rade ob der Hütte Dach
scheint er sich mild zu neigen [7]).

8. Es ist ein Bild, wie still und heiß [8])
es alte Meister hegten,
kunstvolle Mönche, und mit Fleiß
es auf den Goldgrund legten:

9. Der Zimmermann — die Hirten gleich
mit ihrem frommen Liede, —
die Jungfrau mit dem Lilienzweig —
und rings der Gottesfriede, —

10. Des Sternes wunderlich Geleucht'
aus zarten Wolkenfloren — —
ist etwa hier im Stall vielleicht
Christkindlein heut geboren? [9])

1. Erläuterungen. 1) Die Strahlen der Abendsonne zucken und spielen gleich Blitzen um die Hütte mit ihrem grauen Strohdache. 2) Sie gleicht unter den dunkeln Kiefern oder Föhren einem Vogel, der sich in sein Nestchen geduckt hat und nur neugierig das Köpfchen etwas hebt, um hinauszulauschen. 3) Gleich an der Hütte ist der Stall für die junge Kuh

(Sterke), die aus dem Fensterloch schaut, mit den Hörnern am Holz- und Fachwerk bohrt und ihren Atem in die Abendluft hinausbläst. 4) An das Haus stößt ein Gärtchen, das mit einem Dornzaun umfriedigt (dornumhegt) ist; das Land (Gelände) ist rein von Unkraut gehalten, die blaue Glockenblume läßt wie ermattet ihre Blumen abwärts hängen, während die hohe Sonnenwende stolz ihre gelben Blütenteller zur Sonne erhebt. 5) Das Ave ist der Engelsgruß Lukas 1, 18: Gegrüßet seist du, Maria... Der englische Gruß wird von katholischen Christen täglich dreimal gebetet — morgens, mittags, abends — und dazu das Zeichen mit der Glocke gegeben (Ave- oder Angelusläuten). Durch die stille, gleichsam träumende Abendluft zittert der Gesang der Hirten und vielleicht der ferne Klang einer Glocke. 6) Unsern auf der Tenne hämmern, sägen und hobeln die Zimmerleute. 7) Der Abendstern steigt wie ein stiller Bote des Friedens empor über den Föhren; er gleicht dem wunderbaren Stern, der einst die Weisen aus dem Morgenlande führte, und der über dem Hause stehen blieb, „da das Kindlein inne war". 8) Mit heißer Andacht, inbrünstiger Liebe, trugen Klosterbrüder diese Bilder in der Seele. In der Einsamkeit des Klosters übten sie die Malerkunst und zeichneten derartige Bilder auf Goldgrund in ihre Andachtsbücher. 9) Was die Bibel erzählt und die alten Meister gemalt, hier in der stillen, armen Heide scheint es Wahrheit geworden: da steht der Stern über der Hütte; da sind die anbetenden Hirten; da ist der Zimmermann (Joseph); da ist die Jungfrau (Maria), die auf alten Bildern eine weiße Lilie als Sinnbild der Reinheit trägt; und da ist die Erfüllung des Engelwortes: „Und Friede auf Erden —!"

2. Gedankengang. a) Str. 1—7. Die strohgedeckte Hütte in der Föhrengruppe am Abend. Die schnaubende und bohrende Kuh am Fensterloche. Das reinliche Gärtchen. Die stille Jungfrau mit der Lilie. Die ruhenden und singenden Hirten im Heidekraute. Die Arbeit auf der Zimmerwerkstätte. Der stille Abendstern über den Bäumen und der Hütte. — b) Str. 8—10. Die frommen Bilder alter Meister sind hier in die Wirklichkeit übersetzt.

3. Aufgaben. a) Von der Heide und dem Heidehause ist ein Gesamtbild zu zeichnen. b) Durch welche Züge aus B wird das aus A gewonnene Landschaftsbild ergänzt? c) B als friedliches Gegenbild zu A. Fr. P.

18. A. Die Stadt.

Theodor Storm, Sämtliche Werke. Braunschweig. Bd. VIII 194.

1. Am grauen Strand, am grauen Meer
und seitab liegt die Stadt;
der Nebel drückt die Dächer schwer,
und durch die Stille braust das Meer
eintönig um die Stadt.

2. Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
kein Vogel ohn' Unterlaß;
die Wandergans mit hartem Schrei
nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
am Strande weht das Gras.

3. Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
du graue Stadt am Meer;
der Jugend Zauber für und für
ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
du graue Stadt am Meer.

I. **Einführung, dann Vortrag.** Wißt ihr, was Heimweh ist? Habt ihr vielleicht schon selbst einmal diese schmerzhafte Sehnsucht nach dem Elternhause, nach der Heimat gehabt? Ich will euch heute von dem Heimweh eines Dichters erzählen.

Theodor Storm wurde 1817 in der kleinen, stillen Kreisstadt Husum in Schleswig-Holstein geboren. Vom Alter grau sind die Dächer der Stadt; in der flachen, bergelosen Marsch liegt sie; kein stolzer Buchenwald rauscht um sie her. Eine kurze Strecke westwärts braust die Nordsee an das Land — das Wattenmeer, das von den friesischen Inseln abgeschlossen ist. Grau ist dort der Strand der holsteinischen Küste von dem Schlick, der fetten, mit Sand vermischten Erde; grau — nicht grün — ist auch das Meer, in dessen Wellenschlage der Schlick sich in seine feinsten Bestandteile aufgelöst hat. Dort in Husum wuchs Theodor Storm auf. Wenn Westwind wehte, hörte der Knabe das eintönige Rauschen des Meeres, das gegen die hohen Deiche anbrandete. Auch sah er die grauen Nebel, die aus der Nordsee ans Land krochen und alles in ein unterschiedloses Grau einhüllten. Wenn er an Herbstabenden in seinem Bette droben unter dem Dache wach lag, da konnte er die scharfen Schreie der Wildgänse hören, die vom Norden her kamen und mit schnellen Flügelschlägen über die Stadt dahin dem Süden zustrebten. Nach dem Universitätsstudium ließ sich Storm in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt nieder und verheiratete sich. So kam das Jahr 1853. Dänemark, mit dem Schleswig-Holstein staatlich verbunden war, suchte damals mit List und Gewalt die gutdeutschen Bewohner des Landes dänisch zu machen. Storm fügte sich nicht den Wünschen der Dänen, sondern half als deutscher Mann seinen Mitbürgern und vertrat ihre Rechte gegenüber den Gewalthabern. Dadurch zog er sich deren Haß zu, sie nahmen ihm seine Stellung als Rechtsanwalt. Und nun mußte er mit seiner Familie aus der Heimat in die Fremde, in das Elend gehen. In Preußen fand er eine Anstellung als Amtsrichter, und zwar in Heiligenstadt auf dem Eichsfelde. Über der Stadt erhebt sich ein Muschelkalkberg von stattlicher Höhe und Form, schöne Buchenwälder bedecken ihn. Hier hatte Storm sein Amt, sein Auskommen für Frau und Kinder und Verkehr mit befreundeten Familien. Konnte er da nicht zufrieden sein? Aber nun plagte ihn der Schmerz um die verlorene Heimat; immer wieder kehrten seine Wünsche und Gedanken zu dem fernen, unerreichbaren Husum zurück. Aus seinem Heimweh heraus dichtete er ein kurzes, inhaltschweres Gedicht, dem er die Überschrift „Die Stadt" gab.

II. **Des Dichters Kunst.** Aus der Gegenwart, die der Dichter in der Fremde verleben muß, führt ihn die Erinnerung in die Vergangenheit und in die ferne Heimat zurück. Das Bild der Vaterstadt baut sich vor seinem inneren Auge auf. Aber nun vergoldet ihm die Erinnerung nicht etwa dies Bild, übermalt ihm nicht das, was weniger schön war. Vielmehr zeichnet er fast mit wehtuender Wahrhaftigkeit das Eintönige, das in Farbe und Klang an seiner Vaterstadt haftet (Str. 1), und ebenso verfährt er bei dem Vergleiche mit seinem jetzigen Aufenthaltsorte (Str. 2 Wald —

Strandgras, Vogelsang im Mai — Schrei der Wildgans im Herbste). Aber dann bricht — eingeführt durch das energische „doch" (Str. 3), das in Zeile 4 wiederholt wird — das volle Gefühl zärtlichster Liebe für die Vaterstadt durch: all das eintönige Grau und der Mangel an Poesie werden überglänzt von dem Zauber der Jugenderinnerungen, der Erinnerungen an all das, was er als Kind, Knabe und Jüngling gedacht, gefühlt, gespielt, getan und erlebt hat. Diese Innigkeit der Liebe offenbart sich in der Wiederholung „auf dir, auf dir" (Zeile 4) und der Anrede „du graue Stadt am Meer" (Zeile 2 und 5). Und nun spüren wir auch, daß ihm das, was nach Str. 1 und 2 so eintönig und unpoetisch erscheint, die Stadt in ihrer Eigenart, lieb und wert ist. — Die Sprache des Gedichtes ist schlicht und möglichst knapp. Mit wenigen Strichen malt der Dichter anschauliche Bilder; in dieser Richtung wirken auch die wenigen kennzeichnenden Eigenschaftswörter, die er verwendet (grauer Strand, graues Meer, graue Stadt, mit hartem Schrei). — Ebenso einfach wie die Sprache ist der vom Dichter gewählte Rhythmus; wir haben die fünfzeilige Strophe, die Storm sehr liebt: die 1., 3. und 4. Zeile sind vierhebig, die 2. und 5. dreihebig; es reimen sich Z. 1, 3, 4 und Z. 2, 5. Dr. P.

B. Meeresstrand.

Theodor Storm, Sämtliche Werke. Braunschweig. Bd. VIII 194.

1. Ans Haff [1]) nun fliegt die Möwe
und Dämmrung bricht herein;
über die feuchten Watten [2])
spiegelt der Abendschein.

2. Graues Geflügel huschet
neben dem Wasser her;
wie Träume liegen die Inseln [3])
im Nebel auf dem Meer.

3. Ich höre des gärenden Schlammes
geheimnisvollen Ton [4]),
einsames Vogelrufen —
so war es immer schon.

4. Noch einmal schauert leise
und schweiget dann der Wind;
vernehmlich werden die Stimmen,
die über der Tiefe sind. [5])

1. Erläuterungen. 1) Haff heißt hier der von dem nordfriesischen Inselkranze eingefaßte Teil der Nordsee an der holsteinischen Westküste. Dorthin fliegen jetzt vom offenen Meere her die Möwen zur Nachtruhe. 2) Watten (Einzahl: das Watt) sind die Teile des Meeresbodens, die bei der Ebbe bloßgelegt werden (daher heißt das Meer zwischen der Küste und den Inseln Wattenmeer); in den feuchten Flächen spiegelt sich das Abendrot. 3) Im Abenddunste erscheinen die Halligen, vom Festlande aus gesehen, im Meere wie etwas Unwirkliches, Traumhaftes. 4) Aus dem Schlick des freigelegten Meeresbodens quellen Gasblasen auf, die an der Oberfläche zerspringen. 5) Nachdem völlige Windstille eingetreten ist, hört man über dem Meere allerlei Laute, kann aber in der Dämmerung die Vögel nicht mehr sehen, die ihre Stimmen ertönen lassen.

2. Aufgaben. a) Zeige, daß das Gedicht „Meeresstrand" nicht wie „Die Stadt" aus der Erinnerung und der Sehnsucht heraus gestaltet ist, sondern aus dem Erleben und dem Anschauen der Wirklichkeit! b) Weise die innere Verwandtschaft beider Gedichte nach! Fr. P. (Dr. P.)

19. Aufruf.

Theodor Körner, Leier und Schwert. 1. Aufl. Berlin 1814. S. 37.

1. Frischauf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
frischauf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte.
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

2. Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

3. Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen:
vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
in seiner Freiheit ew'gem Morgenrot;
mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

4. Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
gab euch in euern herzlichen Gebeten
den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

5. So betet, daß die alte Kraft erwache,
daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
o ruft sie an als Genien der Rache,
als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten!
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all ihr deutschen freien Heldenschatten,
mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

6. Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
in deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz, —
vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

I. **Vorbereitung, dann Vortrag.** Zwei Gedankenreihen sind den Schülern aus dem Geschichtsunterrichte bekannt: 1. die Niederlagen Österreichs und Preußens, die Zerreißung Deutschlands und die Zertrümmerung Preußens, die Knebelung der Freiheit durch Napoleons Politik und Spione, der Untergang Schills und die Erschießung seiner 11 Offiziere, die Erschießung Andreas Hofers und des Buchhändlers Palm, die Ausplünderung und Mißhandlung der Bevölkerung durch Napoleons Generäle und Mannschaften; 2. der Brand Moskaus, der Untergang der Großen Armee, die Konvention Yorks in Tauroggen, die Erhebung Ostpreußens und der Aufruf König Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk" vom 17. März 1813.

Aus diesen Ereignissen und Tatsachen wird den Schülern die Stimmung des deutschen Volkes im allgemeinen und die Leidenschaftlichkeit Theodor Körners in seinem „Aufrufe" im besonderen verständlich werden. Der Dichter war damals noch nicht 22 Jahre alt. Als Bürger des Königreichs Sachsen, dessen Herrscher mit Napoleon verbündet war, und in seiner Stellung als Theaterdichter in Wien hätte er dem beginnenden Kampfe ruhig zusehen können. Aber er fühlte sich ganz als Deutscher und empfand die Schmach seines Volkes aufs tiefste. So kämpfte er zunächst mit der Leier, d. h. seinen Liedern, für sein armes, geknechtetes Vaterland, ehe er zur blanken Waffe griff.

II. **Gedankengang und Erläuterungen.** Str. 1. Frischauf, mein Volk, zum Kampfe! Wozu ruft der Dichter auf? An wen wendet er sich? An das ganze deutsche Volk, dessen Glied er ist. So ist sein „Aufruf" viel umfassender als der des Preußenkönigs, der sich naturgemäß nur an das preußische Volk wenden konnte. Weshalb ist jetzt der rechte Zeitpunkt zum Kampfe gekommen? 1. Der Brand Moskaus hat das Zeichen gegeben; vgl. Uhland, Des Knaben Berglied Str. 5:

Und wenn die Sturmglock' einst erschallt,
manch Feuer von den Bergen wallt usw.

Und während über Deutschland noch die Nacht der Knechtschaft liegt, ist im Norden die Sonne der Freiheit aufgegangen: Ostpreußen hat sich unter der Führung Yorks gegen die Fremdherrschaft erhoben. 2. Die zahllosen Freveltaten der Franzosen gleichen einem Ährenfelde, das zur Ernte reif ist; nun müssen die Schnitter ihres Amtes walten. Dazu brauchen sie das Schwert. — Nur das Schwert kann uns retten und befreien. Macht es wie der Schweizer Arnold Struth von Winkelried, der — der Sage nach — in der Schlacht bei Sempach (1386) mehrere Feindesspeere faßte, in seine Brust drückte und so seinen Landsleuten in die Eisenmauer des österreichischen Ritterheeres eine Gasse bahnte! So brecht der deutschen Freiheit eine Gasse mit Aufopferung eures eigenen Lebens und wascht mit eurem Blute den Boden Deutschlands von der Schande der Knechtschaft rein!

Str. 2. Weshalb muß das deutsche Volk kämpfen? Nicht für einen irdischen König, sondern für die Sache Gottes. Die heiligsten Güter, die Gott in die Herzen gelegt hat — Recht, Sitte, Tugend, Glauben

und Gewissen —, hat Napoleon mit allen Mitteln der Macht und List zu vernichten gesucht, sie müssen gerettet werden. Und weiter gilt es, die Schwachen — Greise, Frauen, Töchter, Söhne und Arme — vor dem übermütigen Feinde zu schützen. So wird der Kampf zu einem Kriege für die Sache Gottes, zu einem Kreuzzuge, zu einem heiligen Kriege.

Str. 3—5. Wer soll Kämpfer sein? Die Männer aller Stände und Berufe sollen in den Kampf ziehen. Warum? Das ist der Wille Gottes, unseres Kriegsherrn. Er ist der allein Freie, von ihm stammt die Freiheit (vgl. Körner, Abschied vom Leben, Str. 3; M. v. Schenkendorf, Freiheit). Darum müssen wir ihm einen Tempel und Altar der Freiheit durch unsern Opfertod bauen. (Das Bild in Str. 3, Z. 8 ist nicht durchsichtig.) — Und auch die Frauen und Mädchen sollen Kämpferinnen sein, wenn nicht mit dem Schwerte, so doch durch die Pflege der Verwundeten und durch fürbittendes Gebet. (Einzelne Mädchen und Frauen sind nachher unter männlichem Namen und in männlicher Kleidung ins Heer eingetreten und haben mit der Waffe für Deutschlands Freiheit gefochten, z. B. Eleonore Prochaska, die ins Lützowsche Korps eintrat.) — Um was sollen die Frauen und Mädchen in ihren Gebeten bitten? Um Kraft und Sieg, um die Mithilfe aller Märtyrer der deutschen Sache — so der Königin Luise, der das Herz brach über dem Unglücke und der Schmach Preußens, und des Prinzen Louis Ferdinand, der dem preußischen Heere 1806 voranzog und bei Saalfeld fiel, sowie all der anderen Männer, die je für Deutschlands Freiheit und Ehre gestritten haben. Sie alle sollen unsere Fahnen begleiten und unsere Mitkämpfer sein.

Str. 6. Was wird das Ende des Kampfes sein? Der Sieg, weil Gott selbst für uns gegen die Hölle und ihren Fürsten (Napoleon) streitet; die blutigen Opfer, die der Kampf kostet, dürfen uns in diesem Glauben nicht irremachen. Wenn aber Sieg und Freiheit gewonnen sind, dann, o deutsches Volk, vergiß die nicht, die für dich in den Tod gegangen sind! Schmücke auch unsere Gräber mit Siegeskränzen!

III. **Das Besondere des Gedichts.** Zwei Hauptgedanken beherrschen das Gedicht: 1. Das ganze deutsche Volk muß in den Kampf um seine Freiheit ziehen. Immer wendet sich Körner an das Volk als Ganzes, die Scheidung nach Stämmen läßt er ganz beiseite. 2. Sehr stark tritt das religiöse Element hervor. Gott selbst will, daß das deutsche Volk kämpft; es soll der Freiheit, die von Gott stammt, auf deutschem Boden einen Tempel bauen und die idealen Güter wie Recht, Sitte usw. wiedergewinnen. Der Krieg ist also ein heiliger Krieg, der unter dem Kreuze als Feldzeichen geführt wird, ein Kampf gegen die Hölle und ihren Herrscher; darum wird Gott dem deutschen Volke helfen. — Da die Freiheit und alle die anderen Güter, die für das deutsche Volk Wert haben, von Gott stammen, sind der vaterländische und der religiöse Gedanke in dem Gedichte aufs natürlichste und innigste miteinander verknüpft.

IV. **Aufgabe.** Vergleiche Theodor Körners „Aufruf" mit König Friedrich Wilhelms Aufruf „An mein Volk"! Dr. P.

20. „Geharnischte Sonette".

Friedrich Rückert. Zuerst in: Deutsche Gedichte von Freimund Raimar. Heidelberg 1814.

I. **Einführung.** Im Frühjahr 1813 brach in Deutschland die große Volkserhebung an. In hoher Begeisterung strömten immer neue Scharen zu den Waffen, um dem Vaterlande die Freiheit wieder zu erstreiten. Was sollten aber die Jünglinge und Männer tun, denen körperliche Schwachheit es verwehrte, an dem Schwerterkampfe teilzunehmen? Zu ihnen gehörte Friedrich Rückert (geboren am 16. Mai 1788). Sein glühender Wunsch war es, in das Heer einzutreten wie sein jüngerer Bruder, der als freiwilliger Jäger ins Feld zog. Aber die dringenden Bitten seiner Eltern, die ihn auf seine geschwächte Gesundheit hinwiesen, veranlaßten ihn schließlich, auf seinen Wunsch zu verzichten. Sollte er nun dem emsigen Treiben um ihn her untätig zusehen? Nein, noch blieb ihm eine Waffe — die Waffe des Geistes. Mit seinen Liedern konnte er die Streiter anfeuern, die hinaus in den Kampf zogen. Er wußte aber auch, wie wichtig es war, die Daheimgebliebenen aus dem Schlafe der Gleichgültigkeit, Sattheit und Bequemlichkeit aufzurütteln, Begeisterung für den entscheidenden Freiheitskampf zu wecken, den Mut der Zaghaften oder Zweifelnden zu beleben und zu kräftigen, ihnen den Geist ausdauernder Entschlossenheit und Tapferkeit einzuflößen. So schuf Rückert denn vom Februar 1813 an einen Kranz vaterländischer Gedichte. Als rhythmisches Gewand wählte er für sie die Form des Sonetts oder Klanggedichts. Mit Unterstützung seiner Freunde veröffentlichte er sie 1814 als „Geharnischte Sonette" in der Sammlung „Deutsche Gedichte" unter dem Decknamen Freimund Raimar[1]). Vier von ihnen folgen hier.

A. Des Dichters Waffendienst.

Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend[1]),
zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte.
Nun denn, mein Geist, geh' auch an dein Geschäfte,
den Arm mit den dir eignen Waffen[2]) putzend!

Wie kühne Krieger jetzt, mit Glutblick trutzend,
in Reih'n sich stellend, heben ihre Schäfte[3]):
so stell' auch Krieger, zwar nur nachgeäffte[4]),
geharnischter Sonette ein paar Dutzend![5])

Auf denn, die ihr aus meines Busens Ader
aufquellt wie Riesen aus des Stromes Bette,
stellt euch in eure rauschenden Geschwader![6])

Schließt eure Glieder zu vereinter Kette
und ruft, mithadernd in den großen Hader[7]),
erst: Waffen! Waffen! und dann: Rette! Rette![8])

---

[1]) Der gewählte Vorname spricht für sich selbst; den von Rückert gewählten Zunamen „Reimer" ändert sein Freund Abraham Voß in „Raimar" mit der Begründung: „Schändlich, daß ein solcher Genius sich einen Reimer nennt!"

1. Erläuterungen: 1) Luk. 19, 11 ff. Gleichnis von den anvertrauten Pfunden. 2) Des Dichters Waffen sind die Geisteswaffen. 3) Lanzen- oder Speerschäfte. 4) Des Dichters Geist soll zum Kampfe auch Soldaten stellen, zwar nicht wirkliche, sondern nur nachgemachte, die von den wirklichen Soldaten die Bezeichnungen der Waffen — Harnisch, Speer, Schwert — entnehmen. 5) Geharnischt nennt Rückert seine Sonette, weil sie gleichsam in klirrender Stahlrüstung einhergehen und in ihrem Zorn, ihrer Entrüstung und ihrem Hohne spitze Speere und scharfe Schwerter tragen. — Der zweite Teil der „Deutschen Gedichte" enthielt 24 Sonette (der vierte Teil dann noch 20). 6) Die Sonette, die aus dem Herzen des Dichters gequollen sind, sollen sich wie die Soldaten in Reih und Glied stellen und so mitkämpfen. 7) In den großen Hader (Kampf) hinein mithadernd (mitkämpfend). 8) Die Sonette rufen den Deutschen zu: Ergreift die Waffen! Rettet das Vaterland und die Freiheit!

2. Grundgedanke. Der Dichter, der die blanken Waffen nicht führen kann, sendet als seine Streiter die geharnischten Sonette aus; sie rufen den Deutschen zu: Waffen! Waffen! Rettet! Rettet!

B. Deutschlands Schmach.

Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Ketten![1])

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.[2])
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?[3])

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben."
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen.[4])

Was schreibest, Dichter, du? „In Glutbuchstaben
einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

1. Erläuterungen. 1) Dir, der du die Arbeit getan hast, bleibt das Unkraut übrig. 2) Gleich Hirsch und Reh — diesen wehrlosen Tieren — wird der Feind euch jagen und sich an euch — eurem Hab und Gut — bereichern. 3) Sein Netz, gestrickt aus List und Macht, hat Napoleon über das deutsche Volk geworfen wie über furchtsame Fische; es wird zum Todesnetze dadurch, daß er Freiheit, Ehre und Gewissen in Deutschland vernichtet. 4) Die Mutter opfert ihren Schlaf, um ihre Knaben groß zu ziehen — für den Feind: so haben Deutsche im Dienste Napoleons gegen Deutschlands Interessen mittelbar gekämpft in Spanien und Rußland, unmittelbar Deutsche gegen Deutsche bei Schills Aufstand und in den Befreiungskriegen.

2. Gedankengang. Der Dichter wandert durch Deutschland und sucht Männer und Frauen — den Schmied, Bauer, Jäger, Fischer; die Mutter — in ihrem Berufe auf. Was sieht und hört er? Mit Ingrimm und Em-

pörung muß er wahrnehmen, daß er überall an den Feind und Unterdrücker erinnert wird, ja daß sie alle im Grunde genommen für den Feind leben und arbeiten; und dieser ihrer Knechtschaft und Schmach sind sie sich noch nicht einmal bewußt. Und wie steht es mit seinem eigenen Berufe, wenn er danach gefragt wird? Nicht kann er wie frühere Sänger — etwa Walther von der Vogelweide — von Deutschlands Ehre und Ruhm singen, ihm bleibt nur eines übrig: des deutschen Volkes Schmach, das seine Freiheit nicht einmal denken, geschweige denn betätigen darf, und damit auch seine eigene Schande — da er ein Glied des deutschen Volkes ist — so in Worte zu fassen, daß sie in die Augen stechen und sich in die Herzen einbrennen.

C. Deutscher Schwur.

Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten[1]),
zum Himmel heben wir die Blick' und schwören;
ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Toten![2])

Wir schwören: stehn zu wollen den Geboten
des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren[3]),
und diese Schwerter, die wir hier empören[4]),
nicht eh'r zu senken als vom Feind zerschroten.[5])

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
soll fragen und nach seinem Weib kein Gatte,
kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne[6])

noch heimgehn, eh' der Krieg, der nimmersatte,
ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
daß man ihn heile oder ihn bestatte![7])

1. Erläuterungen. 1) Die Verschlingung der Hände zu einem Knoten soll die unlösliche Verbindung der Schwurgenossen versinnbildlichen. 2) Gott, die Lebenden und die Toten rufen wir zu Zeugen unseres Schwurs an. 3) Wir schwören, die Gebote des Vaterlandes treu erfüllen (für sie einstehen) zu wollen (wie einst die 300 Spartaner in den Thermopylen), das uns ernährt und uns Mark in unsere (Röhren =) Knochen gegeben hat. 4) „Empören" (nicht unmittelbar von „empor" abgeleitet) steht hier in seiner alten Bedeutung „in die Höhe heben". 5) Das alte Zeitwort schroten (nach der starken Biegung: schrote, schriet, geschroten) bedeutet „hauen"; „zerschroten", hier das zweite Mittelwort, also = zerhauen. 6) Der Vater daheim soll nicht nach dem im Heere stehenden Sohne verlangen, der kämpfende Gatte nicht nach seinem Weibe daheim; der Soldat soll nicht für seinen Dienst Lohn begehren, denn für das Vaterland zu kämpfen ist seine Ehre und seine Pflicht. 7) Nur Schwerverwundete, die nicht mehr kämpfen können, dürfen aus dem Kriege ausscheiden, um daheim zu sterben oder ihre Wunde ausheilen zu lassen; für sie ist die Wunde eine Krone oder Auszeichnung.

2. Gedankengang. Wir schwören, unser Vaterland zu befreien, nur dieser Aufgabe zu leben, uns durch keine Rücksicht beirren zu lassen und nur dann vom Kampfe abzustehen, wenn wir vor Wunden nicht mehr kämpfen können.

D. Deutsches Gebet.

Wir haben lang mit stummem Schmacherröten
geblickt auf uns und unsres Landes Schande,
zu dir aufhebend unsres Armes Bande:
„Wie lang', Herr, willst du sie noch fester löten?“ [1])

Jetzt willst du dich, o Retter in den Nöten,
erbarmen wieder über deinem Lande;
die Rettung kommt, sie kommt im Städtebrande
von dir, sie kommt in blut'gen Morgenröten.[2])

O Herr, vom Schweren kann nur Schweres lösen[3]),
und wir sind schwergebückt in unserm Staube;
o eile du, die Kraft uns einzuflößen

zum Auferstehn! Laß nicht dem Sturm zum Raube
uns werden in der Rettung Sturmgetösen[4]);
Panier sei Hoffnung, unser Schild dein Glaube![5])

1. **Erläuterungen.** 1) Zu „Wie lang', Herr, willst du“ vgl. Psalm 13, 2: Herr, wie lange willst du mein so gar vergessen? — Wie lange willst du die eisernen Ketten, mit denen unsere Arme gefesselt sind, durch Stärkung der Macht des Feindes nur noch fester zusammenschweißen? 2) Die Rettung kommt in dem Brande Moskaus, in dem wie mit blutiger Morgenröte der Tag der Freiheit angebrochen ist. 3) Schwer liegen die Macht des Feindes und die Schmach der Knechtschaft auf uns, nur durch schwere Anstrengungen können sie gebrochen werden; wir selbst haben dazu die Kraft nicht. 4) Laß uns in dem Kriegssturme, der jetzt sich erhebt und unsere Rettung werden könnte, nicht vollends untergehen! 5) Zu „Panier“ vgl. 2. Mos. 17, 15 (Der Herr ist mein Panier), zu „Schild“ Eph. 6, 16 (Ergreifet den Schild des Glaubens)!

2. **Gedankengang.** Fünf Jahre lang haben wir stumm errötend die Schmach der Knechtschaft getragen und nur dich, o Gott, um Erlösung angefleht. Jetzt kommt in dem Brande Moskaus von dir die Rettung. Gib du uns die Kraft, uns aus dem Staube zu erheben! Laß uns nicht jetzt, wo Rettung mit Sturmesbrausen naht, im Sturme untergehen! Mit der Hoffnung auf Sieg und im Glauben an dich wollen wir in den Kampf ziehen.

II. **Gedankengang der vier Sonette.** Sie enthalten einen geschlossenen Gedankenkreis. Der Dichter, der nicht selbst ins Feld ziehen kann, schickt seine Sonette als Mitkämpfer hinein ins deutsche Volk und läßt sie den Ruf: „Waffen! Waffen!“ und „Rettet! Rettet!“ erheben. Er rüttelt die deutschen Männer und Frauen, die mit all ihrer Arbeit nur dem Feinde dienen, aus ihrer Gleichgültigkeit auf und stellt ihnen ihre Schmach vor die Augen. Rettung und Freiheit kann den Deutschen nur der Kampf bringen; Einigkeit und Opferfreudigkeit sind dazu erforderlich. Da die Macht des Unterdrückers übergroß ist, bedürfen sie der Hilfe Gottes; im Vertrauen auf ihn müssen sie an das schwere Werk gehen.

III. Wie erklärt sich **die starke Wirkung** der „Geharnischten Sonette“ auf das damals lebende Geschlecht? In den Sonetten sprach ein wirklicher Dich-

ter mit tapferem Freimute die Gedanken und Gefühle aus, die damals in Tausenden von Deutschen mit geringerer oder größerer Klarheit lebten. Echter Zorn über die Schmach, die das deutsche Volk über sich ergehen ließ, und glühender Grimm gegen den Unterdrücker führten hier das Wort. Und weiter forderte der Dichter von den deutschen Männern Mannestat aus eigener Kraft, Treue gegen das Vaterland bis in den Tod und Vertrauen auf Gott.

Mit diesem packenden, den Zuhörern und Lesern deutliche Ziele weisenden Gedankeninhalte verbindet sich die geeignete Form. Rückert hatte die Form des Sonetts (über diese siehe Anhang) schon vorher benutzt und „dabei wohl erkannt, wie gut sich dadurch kraftvolle, energische Gedanken, Töne des Zorns und der Entrüstung zur Geltung bringen ließen" (Ellinger, Rückerts Werke, Bd. I S. 6). Die Sprache ist knapp und treffend und enthält manches eigenartige Bild. Einen Einschlag besonderer Art stellen die der älteren Sprache und der Bibel entnommenen kraftvollen Wortformen und Ausdrücke dar. Das Sonett „Deutschlands Schmach" wirkt stark durch seine dramatische Gestaltung: kurze Fragen und knappe Antworten folgen einander Schlag auf Schlag; wie Peitschenhiebe sausen die Antworten hernieder auf die Gleichgültigen, um in ihnen das völkische Gewissen zu wecken.

Haben Rückerts „Geharnischte Sonette" dem Geschlechte unserer Zeit noch oder wieder etwas zu sagen? Dr. P.

21. Am dritten September (1870).

E. Geibel, Heroldsrufe. Stuttgart 1871. S. 191.

1. Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns getan.[1])
Ehre sei Gott in der Höhe![2])

2. Es zog von Westen der Unhold[3]) aus.
Sein Reich zu festen in Blut und Graus,
mit allen Mächten der Höll' im Bund,
die Welt zu knechten, das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.[4])

3. Vom Rhein gefahren kam fromm und stark
mit Deutschlands Scharen der Held der Mark.[5])
Die Banner flogen, und über ihm
in Wolken zogen die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

4. Drei Tage brüllte die Völkerschlacht,
ihr Blutrauch hüllte die Sonn' in Nacht;
drei Tage rauschte der Würfel Fall,
und bangend lauschte der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

5. Da hub die Wage[6]) des Weltgerichts
am dritten Tage der Herr des Lichts
und warf den Drachen[7]) vom güldnen Stuhl
mit Donnerkrachen hinab zum Pfuhl.[8])
Ehre sei Gott in der Höhe!

6. Nun bebt vor Gottes und Deutschlands Schwert
die Stadt des Spottes, der Blutschuld Herd.[9])
Ihr Blendwerk lodert wie bald zu Staub,
und heimgefordert wird all ihr Raub.[10])
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

1) Psalm 126, 2. 2) Luk. 2, 14. 3) Napoleon, der in seiner Politik vor keinem Mittel zurückschreckte. 4) Von den Tagen Kaiser Ottos II. (978) an hat Frankreich sich in die Verhältnisse Deutschlands gemischt und es zu schädigen gesucht. 5) König Wilhelm von der Mark Brandenburg her. 6) Daniel 5, 27.

7. Drum laßt die Glocken von Turm zu Turm
durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht sacht an!
Der Herr hat Großes an uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Der 1. September 1870 brachte den deutschen Truppen, die unter dem Oberbefehle König Wilhelms von Preußen vereinigt waren, den herrlichen Sieg von Sedan über die französischen Truppen, nachdem die Schlacht bei Beaumont am 30. August und die Gefechte des 31. August die Vorbedingungen dazu geschaffen hatten. Das Ergebnis der dreitägigen Kämpfe war, daß am 2. September die französische Armee unter dem Marschall Mac Mahon in deutsche Kriegsgefangenschaft geriet, der Kaiser Napoleon aber König Wilhelm seinen Degen übersandte, sich also ergab. Tief bewegt drahtete König Wilhelm seiner Gemahlin die Botschaft mit den Worten: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!" Am 3. September wurde der Sieg daheim im Vaterlande bekannt. Lauter Jubel erhob sich überall, wohin die Nachricht gelangte: von den Türmen und Häusern wehten die Fahnen, die Kanonen dröhnten ihren Freudengruß hinaus in das Land, jung und alt sang auf den Straßen die „Wacht am Rhein", am Abend loderten Freudenfeuer auf. Nachdenkliche Leute gaben sich mit diesem bloßen Jubel nicht zufrieden, sie spürten hier wie König Wilhelm das Walten Gottes in der Geschichte. Zwei Völker waren wie schon in früheren Zeiten zu schwerem Kampfe zusammengeprallt. Als ihre Vertreter standen sich gegenüber König Wilhelm von Preußen und Kaiser Napoleon III. Wer war Napoleon? Er war der Neffe des ersten Napoleon, wurde Präsident der Französischen Republik, beschwor deren Verfassung, brach aber seinen Eid und ließ sich zum Kaiser wählen. Als Kaiser sprach er das Wort: „Das Kaiserreich ist der Friede!", ließ aber die französischen Truppen im Osten gegen Rußland (Krimkrieg 1854—1856), in Italien gegen Österreich (1859) kämpfen. Er mischte sich in die Politik des mexikanischen Volkes (1861—1867), veranlaßte den Erzherzog Maximilian von Österreich, die Kaiserkrone von Mexiko anzunehmen, ließ ihn dann aber treulos im Stich: Maximilian wurde von seinen Gegnern erschossen (1867), seine Gemahlin verfiel auf die Nachricht vom Tode ihres Gatten in unheilbaren Wahnsinn. Nach dem Siege Preußens im „Deutschen Kriege" (1866) beanspruchte Napoleon für sich Entschädigungen auf dem linken Rheinufer und wollte später das Großherzogtum Luxemburg mit Geld für Frankreich erwerben. Beidemal trat ihm Graf Bismarck erfolgreich entgegen. Als nun durch diese Mißerfolge in Mexiko und Preußen gegenüber sein Thron ins Wanken kam, suchte er ihn durch kriegerische Erfolge gegen Preußen zu stützen. So kam es 1870 zum Deutsch-Französischen Kriege. Ihm gegenüber stand der gütige, fromme König Wilhelm, der durch das schwere Leid 1806/07 und andere Erfahrungen früh gereift war. Als 64jähriger Mann

7) Offenb. 12, 3. 8) In Napoleon ist der Fürst der Finsternis vom Throne gestoßen worden; Offenb. 19, 20. 9) In Paris sind die Hugenotten ermordet, König Ludwig XVI. und die Königin Marie Antoinette hingerichtet worden. 10) Elsaß-Lothringen.

bestieg er den preußischen Thron, die Erfolge im Dänischen und Deutschen Kriege (1864 und 1866) erfüllten ihn nicht mit übermut, voll Demut erkannte er in ihnen Gnadengaben Gottes; und als 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, da ließ er für Preußen einen Buß- und Bettag ansagen. — Wenn man so beide Fürsten und ihr Wirken verglich, war es dann so ganz falsch, daß nachdenkliche Leute in dem Siege von Sedan ein Gottesgericht sahen, den Sieg des Guten über die Mächte des Bösen, der Hölle? So verband sich höchster Jubel über den Sieg mit tiefem Ernst über das Walten Gottes. Dieser Stimmung so vieler Deutscher gab Emanuel Geibel Ausdruck in seinem Liede „Am dritten September 1870".

II. **Zur Eigenart des Gedichts.** Bezeichnend sind für das Gedicht die religiöse Grundstimmung und die ihr entsprechende Ausdrucksweise mit ihren vielen Anklängen an die Bibelsprache. Die Freude kommt zum Ausdruck in dem trochäisch-daktylischen Versmaß (in den vier ersten Zeilen der Strophe steht der Daktylus stets im zweiten Versfuße) mit einsilbigem Auftakte. Der letztere fällt fort in dem Kehrreime, der kräftig mit der betonten Silbe einsetzt und auch inhaltlich eine besondere Rolle spielt. Es handelt sich dabei um zwei Kehrreime, die miteinander abwechseln: „Ehre sei Gott in der Höhe!" und „Furchtbar dräute der Erbfeind", in Str. 6 sinngemäß abgeändert in „Nimmermehr dräut uns der Erbfeind". In dem Kernstücke des Gedichts, Str. 2—5, wird uns durch die Kehrreime das Schwanken der Wage im Kriege anschaulich vor Augen geführt: Groß ist die Macht des Feindes (Str. 2), mit König Wilhelm aber sind die Engel, die Boten Gottes (Str. 3); drei Tage währt das Ringen (Str. 4), am Ende aber behält Gott den Sieg — das „Ehre sei Gott in der Höhe!" der 5. Strophe wird bekräftigt in Str. 6 durch den abgeänderten Kehrreim: „Nimmermehr dräut uns der Erbfeind!" Darum kann zum Schlusse die Jubelstrophe des Eingangs wiederholt werden (Str. 7).

III. **Verwandtes.** Vergleiche das „Tedeum nach der Schlacht" (bei Leipzig 16.—18. Oktober 1813) von Max von Schenkendorf:

1. Herr Gott, dich loben wir,
Herr Gott, wir danken dir!
Es schallt der Freien Lobgesang
vom Aufgang bis zum Niedergang.
Wir fochten mit dem Engelheer,
und alle dienten deiner Ehr'!
Mit Seraphim und Cherubim
singt nun der freien MenschenStimm':
Heilig ist unser Gott,
Heilig ist unser Gott,
Heilig ist unser Gott,
der Heeresscharen Gott.

2. Weit über die Gedanken, weit
ging deine Macht und Herrlichkeit.
Nicht unser Arm, nicht unser Arm,
dein Schrecken schlug der Feinde Schwarm;
wir fochten zwar mit frischem Mut,
wir gaben willig Leib und Blut;
du aber hast die Christenheit
zur rechten Zeit und Stund' befreit.
Des Drängers volle Schale sank,
als ihm ins Ohr dein Donner klang;
nun liegen wir im Staube hier:
Herr Gott, Herr Gott, wir danken dir!

3. Das ganze Deutschland weint und lacht,
die Freiheit ist ihm wiederbracht.
Wofür der Herr am Kreuze starb,
was uns der Väter Kraft erwarb,
das haben wir, das halten wir;
Herr Jesu Christ, wir danken dir,
wir wollen ewig dich erhöhn,
daß wir den großen Tag gesehn,
dich, Tag der Sühne, Tag des Herrn;
wie feurig schien der Morgenstern!

4. Im Himmel ist gar große Freud',
die Märtyrer im weißen Kleid,
wer je für Recht und Glauben fiel,
der edlen Winfelds-Kämpfer viel,
die Kaiser aus dem Schwabenland
erheben Gottes Wunderhand;
wer Otto je und Heinrich hieß,
erfreut sich noch im Paradies.

5. Du gabst uns ja dies schöne Land,
das schöne deutsche Vaterland;
du gabst uns ja den freien Mut,
erhalt auch rein das deutsche Blut!
Der Lüge fern, der Gleisnerei,
einfältig laß uns sein und treu,
im Staube Fürst und Untertan —
Herr Gott, Herr Gott, wir beten an,
wir hoffen auf dich, lieber Herr,
in Schanden laß uns nimmermehr!
Amen!

Dr. P.

C. Der Mensch und die Natur.

22. A. Abendlied.

Friedrich Rückert, Werke. Leipzig und Wien. Bd. V 251.

1. Ich stand auf Berges Halde,
als heim die Sonne ging,
und sah, wie überm Walde
des Abends Goldnetz hing.

2. Des Himmels Wolken tauten
der Erde Frieden zu,
bei Abendglockenlauten
ging die Natur zur Ruh'.

3. Ich sprach: „O Herz, empfinde
der Schöpfung Stille nun,
und schick mit jedem Kinde
der Flur dich auch zu ruhn!

4. Die Blumen alle schließen
die Augen allgemach,
und alle Wellen fließen
besänftiget im Bach.

5. Nun hat der müde Sylphe
sich unters Blatt gesetzt,
und die Libell' am Schilfe
entschlummert taubenetzt.

6. Es ward dem goldnen Käfer
zur Wieg' ein Rosenblatt;
die Herde mit dem Schäfer
sucht ihre Lagerstatt.

7. Die Lerche sucht aus Lüften
ihr feuchtes Nest im Klee
und in des Waldes Schlüften
ihr Lager Hirsch und Reh.

8. Wer sein ein Hüttchen nennet,
ruht nun darin sich aus;
und wen die Fremde trennet,
den trägt ein Traum nach Haus.

9. Mich fasset ein Verlangen,
daß ich zu dieser Frist
hinauf nicht kann gelangen,
wo meine Heimat ist."

I. **Einführung,** darnach **Vortrag** des Gedichts. An einem Sommerabend verließ der Dichter Friedrich Rückert sein Haus. Er wollte der Unruhe des Stadtlebens und dem Straßenlärm entfliehen und hinauf auf den Berg steigen; droben auf den Bergen ist ja Einsamkeit und Stille, da kann der Mensch Einkehr in sein Herz halten und ist seinem Gotte näher. Sein Weg führte ihn zunächst durch Wald, dann erreichte er den Bergabhang unterhalb des Gipfels und hatte nun freien Umblick. Unter ihm lagen das Tal mit der unruhvollen Stadt, mit seinen Feldern und Wiesen, durch die ein Bach floß, und der Wald mit seinen Schluchten. Über ihm wölbte sich der Himmel in seiner Bläue und Unbewegtheit. Drüben im Westen ging eben die Sonne unter, der Himmel erstrahlte in goldenem Lichte. Aus dem Tale empor klangen die Töne der Glocke, die den fleißigen Menschen Feierabend ankündigte. Rings um den einsamen Wanderer auf der Bergeshöhe webte nur die Stille des Sommerabends. Wie wirkte sie auf ihn?

Welche Gedanken und Gefühle durchzogen sein Herz? Fand er droben die ersehnte Ruhe für sein Herz? Hört sein Gedicht „Abendlied"!

II. **Vertiefende Besprechung.** Welche Beobachtung drängt sich dem Dichter auf dem Berge („Halde" = Bergabhang) mit Macht auf? Die Natur geht am Abend zur Ruhe; die Sonne gibt mit ihrem Untergange (bei dem das Abendrot mit seinen Strahlen wie ein „Goldnetz" über das Himmelsblau und die Wölkchen sich legt) das Zeichen hierzu, alle anderen Wesen folgen ihrem Beispiele. Achte auf die sprachliche Kunst des Dichters, der für das Zurruhegehen aller Lebewesen die mannigfaltigsten und immer bezeichnenden Wendungen findet! Dabei steigt er vom Unbeseelten (Blumen und Bach — Str. 4) zum Beseelten auf (Str. 5—7: Insekten, Tiere des Waldes und Feldes), endlich zum höchsten Gliede in der Kette der Natur, zum Menschen (Str. 8). Wo ist aber die Ruhe besser zu finden als im Heim? So vertieft sich dem Dichter der Gedanke an die Ruhe der Natur: ein jedes Wesen sucht zur Ruhe die Stätte, wo es daheim ist. Die Sonne geht heim (Str. 1), die Herde sucht ihre Lagerstatt (Str. 6), die Lerche ihr Nest (Str. 7), Hirsch und Reh ihr Lager (Str. 7), der Mensch sein Hüttchen (Str. 8), und wen die Fremde von der Heimat trennt, den trägt die Sehnsucht im Traum nach Haus (Str. 8). Das mahnt den Dichter, daß er auch ein Heim hier auf Erden hat, wo sein müder Leib zur Ruhe gehen kann. Wo aber bleibt seine Seele? Wo hat sie ihr Heim? Ringsum hat alles Ruhe und Frieden gefunden, ist alles heimgegangen; so möchte seine Seele auch zur Ruhe in ihrer Heimat gelangen — droben bei Gott; diesem Verlangen gesellt sich der Schmerz darüber zu, daß er die Heimat seiner Seele jetzt noch nicht gewinnen kann. Das Heimweh der Seele nach der himmlischen Heimat bewegt ihn tief, wie die Sehnsucht des in der Fremde lebenden Mannes diesen im Traume heimwärts führt; für die Seele muß dies der Glaube tun.

III. **Verwandtes.** 1. Vergleiche Rückerts „Abendheimgang" und „Bei Sonnenuntergang", Spittas „Abendfeier", Goethes „Wanderers Nachtlied", Claudius' „Abendlied", Kinkels „Abendruhe" und „Ein geistlich Abendlied"!

2. Vergleiche:

B. Abendlied (1837).

Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. Leipzig 1843. S. 189.

1. Abend wird es wieder;
über Wald und Feld
säuselt Friede nieder,
und es ruht die Welt.

2. Nur der Bach ergießet
sich am Felsen dort,
und er braust und fließet
immer, immer fort.

3. Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh',
keine Glocke klinget
ihm ein Rastlied zu.

4. So in deinem Streben
bist, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben
wahre Abendruh!

a) Ähnlichkeiten. In beiden Gedichten ist vom Abendfrieden, vom Ruhen der Lebewesen, von dem nicht ruhenden Bache die Rede; in beiden findet das Herz seine Ruhe allein in Gott.

b) Verschiedenheiten. Nach A fließen am Abend alle Wellen des Bachs besänftigt und passen sich so dem Ruhebedürfnisse der umgebenden Natur an. Nach B ist es allein der Bach in der Welt, der am Abend nicht zur Ruhe kommt. In A weckt die Tatsache, daß am Abend alle Lebewesen die Ruhe und ihr Heim aufsuchen, in dem Dichter starkes Verlangen nach der Ruhe und der Heimat für seine Seele und tiefen Schmerz, daß er jetzt diese Heimat nicht erlangen kann. In B erinnert der auch am Abend fließende Bach den Dichter daran, daß sein Herz mit seinem unruhigen Streben dem Bache wesensverwandt ist. Dr. P.

23. Der Sommerabend.

J. P. Hebels sämtliche poetische Werke. Leipzig, Max Hesse. Bd. II, 44 ff.

1. O lueg[1]) doch, wie isch[2]) d'Sunn so müed,
lueg, wie sie d'Heimet abezieht!
O lueg, wie Strahl um Strahl verglimmt,
und wie sie's Fazenetli[3]) nimmt,
e Wülkli[4]) blau mit rot vermüscht,
und wie sie an der Stirne wüscht!

2. 's isch wohr, sie het au[5]) übel Zit,
im Summer gar: der Weg isch wit,
und Arbet findt sie überal,
in Huus und Feld, in Berg und Tal,
's will alles Liecht und Wärmi ha
und spricht sie um e Segen a.

3. Mengg[6]) Blüemli het sie usstaffiert
und mit scharmante Farbe ziert[7])
und menggem Immli z'trinke ge[8])
und gseit[9]): „Hesch gnueg und witt[10])
no meh?"
Und 's Chäferli het hinteno[11])
doch au sii Tröpfli übercho[12]).

4. Mengg Somechöpfli[13]) het sie gsprengt
und 's zitig Sömli uuseglengt[14]).
Henn d'Vögel nit bis z'allerletzt
e Bettles gha[15]) und d'Schnäbel gwetzt?
Und kein goht hungerig ins Bett,
wo nit sii Teil im Chröpfli[16]) het.

5. Und wo am Baum e Chriesi[17]) lacht,
se het sie'm[18]) roti Bäckli gmacht;
und wo im Feld en Ähri schwankt,
und wo am Pfohl e Rebe[19]) rankt,
se het sie eben abeglengt[20])
und het's mit Laub und Bluest[21]) umhängt.

6. Und uf der Bleichi[22]) het sie gschafft
hütie und je[23]) us aller Chraft.
Der Bleicher het si[24]) selber gfreut,
doch het er nit „Vergelt's Gott!" gseit.
Und het e Frau ne Wöschli[25]) gha,
se het sie trochnet[26]) druf und dra.

7. 's isch weger wohr[27]), und überal,
wo d'Sägese[28]) im ganze Tal
dur Gras und Halme gangen isch,
se het sie gheuet[29]) froh und frisch.
Es isch e Sach, by miiner Treu,
am Morge Gras und z'Obe[30]) Heu!

8. Drum isch sie jetz so sölli[31]) müed
und bruucht[32]) zuem Schlof kei Obelied;
kei Wunder, wenn sie schnuuft[33]) und schwitzt!
Lueg, wie sie dört uf's Bergli sitzt!
Jetz lächlet sie zuem letztemol,
jetz seit sie: „Schlofet alli wohl!"

---

1) Schau. 2) ist. 3) Sack-, Taschentuch. 4) Wölklein. 5) hat auch. 6) manch. 7) geziert, geschmückt. 8) zu trinken gegeben. 9) gesagt. 10) Hast du genug und willst. 11) hinten nach, nachher. 12) überkommen, bekommen. 13) Samenköpflein. 14) (zeitige) reife Sämlein herausgelangt. 15) ein Gebetteltes gehabt. 16) Kröpflein. 17) Kirsche. 18) da hat sie ihm. 19) am Pfahl eine Rebe. 20) zu ihnen nieder gelangt, ergriffen. 21) Blüte. 22) auf der Bleiche. 23) heute den ganzen Tag. 24) hat sich. 25) kleine Wäsche. 26) getrocknet. 27) wahrlich wahr. 28) Sense. 29) da hat sie geheuet, Heu gemacht. 30) zum Abend. 31) sehr. 32) braucht. 33) schnauft. 34) der Hahn, der auf dem Kirchturm.

9. Und d'unten isch sie! B'hüet di Gott!
Der Guhl, wo uffem Chilchturm[34]) stoht,
het no nit gnueg, er bschaut sie no.
Du Wunderfitz[35]), was gaffsch[36]) denn so?
Was gilts, sie tuet der bald derfür
und zieht e roten Umhang für!

10. Sie buuret ein[37]), die gueti Frau,
sie het ihr redli Huuschrüz an[38]).
Sie lebt gwiß mit em Ma[39]) nit guet,
und chunnt[40]) sie heim, nimmt er sii Huet.
Und was i sag, jetz chunnt er bald,
dört sitzt er scho im Fohrewald[41]).

11. Er macht so lang, was tribt er echt?[42])
Me meint schier gar, er trau nit recht.
Chumm numme[43]), sie isch nümme[44]) do,
's wird alles sy, se schloft sie scho.
Jetz stoht er uf und luegt ins Tal,
und 's Möhnli[45]) grüeßt en überal.

12. Denkwohl[46]), mer göhn jetz au ins Bett;
und wer kei Dorn im Gwisse het,
der bruucht zuem Schlofen au kei Lied,
me wird vom Schaffe selber müed,
und öbbe hemmer Schöchli[47]) gmacht.
Drum geb is[48]) Gott e gueti Nacht!

Vorbemerkung. Zu dem alemannischen Wortbilde ist zu beachten, daß **ii** dem hochdeutschen **ei** (miiner Treu = meiner Treu), **uu** dem hochdeutschen **au** (Huus = Haus) entspricht; **us** und **uf** (aus, auf) sind der Deutlichkeit wegen nur mit einem **u** geschrieben. In **ie** wird das **e** immer leise mitgesprochen (ebenso auch in **ue** und **üe**: lueg, müed) mit Ausnahme von **sie**, das ganz das hochdeutsche **sie** ist, während si = sich ist. Das **s** wird vor z und t im An- und Auslaut wie **sch** gesprochen, **tz** wie **tscht**.

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Im südlichen Schwarzwald am Feldberg entspringt die Wiese, die in munterem Laufe dem Rheine zustrebt; je weiter sie nach Süden kommt, um so breiter wird ihr Tal. Rauschende Bergwälder ziehen an den Hängen hin, Weinberge fehlen nicht, und im Talgrunde erstrecken sich Felder und Wiesen mit üppigem Grün. An die nördliche Bergwand, kurz bevor die Wiese nach Westen umbiegt, schmiegt sich wunderhübsch das oberbadische Dorf Hausen mit alemannischer Bevölkerung. Hier verlebte der Dichter Johann Peter Hebel seine Jugendjahre; hier hatte er jahraus jahrein Gelegenheit genug, das bäuerliche Leben kennen zu lernen. Wie sich dort das Leben der Bauern an einem Sommertage abspielt, wie die Sonne ihnen vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei ihren Arbeiten hilft und in der Natur wirkt, stellt uns sein Gedicht „Der Sommerabend" in alemannischer Mundart aufs anschaulichste dar.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Str. 1 und 2: Frau Sonne sitzt müde auf dem westlichen Bergrande des Tals und wischt sich mit einem blauroten Tüchlein den Schweiß von der Stirne. Sie hat einen weiten Weg zurückgelegt und überall viel Arbeit geleistet. — Str. 3—7: Sie hat die Blumen, Bienen, Käfer, Vögel, Kirschen, Ähren und Reben zu versorgen gehabt; auch mußte sie die Wäsche bleichen und trocknen und Heu machen. — Str. 8 und 9: Nun sitzt sie müde auf dem Berge und sagt der Erde gute Nacht. Der naseweise Turmhahn will ihr in ihre Schlafkammer nachsehen,

35) Neugierde. 36) gafft du. 37) bauert einen, tut einem leid. 38) Hauskreuz. 39) mit dem Mann. 40) kommt. 41) Föhren- oder Kiefernwald. 42) etwa, doch, denn. 43) nur. 44) nicht mehr. 45) Unke. 46) Ich denke wohl. 47) gewiß haben wir Heuhaufen (auf den Wiesen) gemacht. 48) geb' uns.

sie zieht aber einen Vorhang vor. — Str. 10 und 11: Mit ihrem Manne, dem Monde, lebt sie in Unfrieden; er nimmt Reißaus vor ihr, wenn sie nach Hause kommt. Zaghaft steigt er über dem Föhrenwalde empor und wird von Unkenruf begrüßt. — Str. 12: Wir wollen es auch wie die Sonne machen und nach des Tages Arbeit zur Ruhe gehen. Gott gebe uns eine gute Nacht!

2. Des Dichters Eigenart. Hebel läßt die Sonne als eine gütige, fleißige alemannische Bauersfrau auftreten (Personifikation), die ein reiches Tagewerk verrichtet; es spielt sich ab in der engen Umgrenzung des Wiesetals im Schwarzwalde („Hebel", sagt Goethe, „verbauert das Universum"; die ganze Natur ist ihm wie dem Kinde belebt und beseelt). Die Sonne ist müde von der Wanderung und Arbeit des Tages und zieht matt ihrem Schlafstüblein hinter den westlichen Bergen zu. Mit einem Tuche trocknet sie sich den Schweiß ab (ein rotblaues Wölklein zieht über die Sonnenscheibe). Viel Arbeit hat sie auf ihrem Wege vom Morgen an vorgefunden: sie hat die Blumen gefärbt, die Bienen und Käfer mit Honig, die Vögel mit Samenkörnlein (aus den von ihnen gesprengten Kapseln) gespeist. Den Kirschen gab sie rote Backen, den Ähren und Reben Laub und Blüten. Die Leinwand bleichte, die Wäsche trocknete, das Gras dörrte sie. Nun sitzt sie müde und schwitzend auf dem Berggipfel, sagt der Erde gute Nacht und verschwindet in ihrem Hause; gegen die Neugierde des Turmhahns zieht sie ihren Vorhang (das Abendrot) zu. Frau Sonne ist mit dem Monde verheiratet, sie leben in keiner glücklichen Ehe miteinander, eins flieht das andere; er fürchtet ihre Strenge und wagt sich erst hervor, wenn sie schläft.

In unserem Gedichte tritt uns die Herzensgüte des Dichters entgegen, die sich auch den kleinsten Lebewesen gegenüber in der freundlichsten Weise äußert, ebenso sein dankbarer Sinn, der alle Gaben als von Gott kommend hinnimmt, und sein mahnender Ernst (Str. 12); dazu gesellt sich sein schalkhafter Humor (Str. 9, 10—11). Das Ganze ist ein Loblied auf treue, fleißige Arbeit. Fr. P. (Dr. P.)

24. Um Mitternacht.

Ed. Mörike, Gedichte. Leipzig 1898. S. 134.

1. Gelassen stieg die Nacht ans Land,
lehnt träumend an der Berge Wand;
ihr Auge sieht die goldne Wage nun
der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn.
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
vom Tage,
vom heute gewesenen Tage.

2. Das uralt alte Schlummerlied,
sie achtet's nicht, sie ist es müd';
ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
der flücht'gen Stunden gleichgeschwungnes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
es singen die Wasser im Schlafe noch fort
vom Tage,
vom heute gewesenen Tage.

I. **Einführung, dann Vortrag** des Gedichts. Habt ihr schon einmal dem Rauschen eines Baches draußen auf dem Lande oder eines immer fließenden Röhren- oder Springbrunnens in der Stadt während der Nacht zugehört? Habt ihr den Eindruck, den ihr da empfingt, mit dem verglichen, den das fließende Wasser am Tage auf euch machte? Wenn am Tage das emsige Leben seinen Gang geht, dann verschwindet das Geräusch des fließenden Wassers ganz oder fast ganz in all den übrigen Geräuschen. Wenn aber das Treiben des Tags aufgehört hat, wenn der Wind nicht mehr in den Bäumen rauscht und auch die Tiere des Waldes und Feldes zur Ruhe gegangen sind, wenn die tiefe Stille der Mitternacht über der Erde liegt, dann rauschen die Wasser um so lauter; es ist, als drängten sie sich vor und wollten keinen anderen zu Worte kommen lassen. Hört, wie Eduard Mörike diesen Eindruck in einem Gedichte wiedergegeben hat!

II. **Vertiefende Besprechung.** Wie stellt sich der Dichter die Nacht vor? Sie ist eine hohe, ernste Frauengestalt in dunkler Gewandung und kommt über das westliche Meer her ans Land. In all ihrem Tun herrscht Gelassenheit, d. h. innere Ruhe, die der eigenen Persönlichkeit sicher ist und sich nach außen hin in ruhevollen Bewegungen kundgibt; wohin sie kommt, verbreitet sie Ruhe. Ihr gegenüber steht die Zeit mit einer goldenen Wage in der Hand, die beiden Wagschalen sind für die beiden Hälften der Nacht- (und Tag-) Stunden bestimmt; stehen sie beide gleichhoch und somit ruhig, so ist es Mitternacht. Wie kennzeichnet der Dichter die Nacht und ihr Tun durch den Rhythmus? Gleichmäßig aufgebaute jambische Vier- (Z. 1 und 2) und Fünftakter (Z. 3 und 4).

Und nun achtet auf die Quellen, die immer fließenden Wasser! Wem gleichen sie in ihrem Wesen und Tun? Unruhigen, schwatzhaften Kindern. Ihr Wesen ist keck (voll frischen Lebens und Kühnheit). Und doch sind sie die Kinder der gelassenen Nacht, da sie aus dem nächtlichen Dunkel der Erde kommen. Je stiller es ringsum unter dem Einflusse der Nacht wird, um so kecker drängen sie sich hervor. In ihrem Liede singen sie von dem, was sie am Tage gesehen und gehört haben (Sonne, Wind und Wetter, Blumen und Tiere, Tun der Menschen). Beachtet, wie der Dichter die Weise der munteren, schwatzhaften Kinder im Rhythmus kennzeichnet! Im Gegensatze zu dem ruhigen und gemessenen Rhythmus der vier ersten Zeilen der Strophe sind die vier letzten aus Jamben und Anapästen gemischt, sie malen das muntere, vergnügte Hüpfen und Strudeln der Quellen. Die Wiederholung in Zeile 8 (vom Tage, vom heute gewesenen Tage") malt die liebenswürdige und zugleich etwas boshafte Hartnäckigkeit, mit der die Quellen das einzige Lied, das sie haben, der Mutter ins Ohr singen; zugleich liegt darin eine gewisse Selbstverspottung: ein einziges Thema nur kennen die Quellen, und ihr Gedächtnis reicht nicht über den einzigen Tag, den heute gewesenen, hinaus und rückwärts — ihr Gebiet ist so enge im Gegensatz zu der Tiefe und Weite, die die Nacht mit ihrer Liebe umspannt.

Wie stellt sich nun die Nacht zu dem Liede ihrer munteren Kinder und zu ihren Versuchen, mit ihr Zwiesprache zu halten? Sie kennt das Lied

zur Genüge von der täglichen Wiederholung, es klingt ihr eintönig und ist ihr nicht tief genug; darum ist sie seiner müde. Viel lieber vertieft sie sich in das Dunkelblau des Nachthimmels mit seiner Grenzenlosigkeit und Stille (Raum), oder sie beschäftigt sich mit der Harmonie der in gleiche Stunden eingeteilten, unendlichen Zeit. So verharrt sie in schweigender Betrachtung von Raum und Zeit. Eine Zwiesprache möchten die Wasser um Mitternacht mit der Mutter Nacht führen, die Nacht aber schweigt; so plaudern die Wasser für sich fort. Und selbst wenn sie gleich all den anderen Lebewesen in Schlaf gesunken sind, singen sie wenigstens im Traume noch ihr uraltes, immer gleiches Lied.

Was wollte der Dichter dem Leser oder Hörer vor die Seele führen? Das wunderbare Schweigen und die tiefe Ruhe der Mitternacht und im Gegensatze dazu das unermüdliche, rastlose Klingen und Singen der Wasser.

Dr. P.

25. Die Lerche.

Johann Gottfried von Herder, Werke, hrsg. von H. Kurz. Leipzig. I, S. 43.

1. Gegrüßet seist du, du Himmelsschwinge,
des Frühlings Bote, du Liederfreundin,
sei mir gegrüßet, geliebte Lerche,
die beides lehret, Gesang und Leben!

2. Der Morgenröte, des Fleißes Freundin,
erweckst du Felder, belebst du Hirten;
sie treiben munter den Schlaf vom Auge,
denn ihnen singt die frühe Lerche.

3. Du stärkst dem Landmann die Hand am Pfluge
und gibst den Ton ihm zum Morgenliede:
„Wach auf und singe mein Herz voll Freude,
wach auf und singe, mein Herz voll Dankes!"

4. Und alle Schöpfung, die Braut der Sonne,
erwacht verjünget vom langen Schlafe;
die starren Bäume, sie hören wundernd
Gesang von oben und grünen wieder.

5. Die Zweige sprießen, die Blätter keimen,
das Laub entschlüpfet und horcht dem Liede.
Die Vögel girren im jungen Neste;
sie üben zweifelnd die alten Stimmen.

6. Denn du ermunterst sie, kühne Lerche,
beim ersten Blicke des jungen Frühlings,
hoch über Beifall und Neid erhoben,
dem Aug' entflogen, doch stets im Ohre.

7. Inbrünstig schwingst du dich auf zum Himmel
und schlüpfst bescheiden zur Erde nieder;
demütig nistest du tief am Boden
und steigst frohlockend zum Himmel wieder.

8. Drum gab, o fromme, bescheidne Lerche,
du über Beifall und Stolz erhobne,
du muntre Freundin des frühen Fleißes,
drum gab der Himmel dir auch zum Lohne

9. die unermüdlich beherzte Stimme,
den Ton der Freude, den langen Frühling.
Selbst Philomele, die Liedergöttin,
muß deinem langen Gesange weichen.

10. Denn ach, der Liebe, der Sehnsucht Klagen
in Philomelens Gesang ersterben;
das Lied der Andacht, der Ton der Freude,
das Lied des Fleißes hat langen Frühling.

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Bist du schon im Juli durch die reifenden Kornfelder gegangen? In Garten und Wald sind die Vogelstimmen verstummt, die im Frühling so lebhaft sangen, ringsum herrscht heimliche Stille, nur unterbrochen durch das eintönige Zirpen der Grillen. Plötzlich ertönt hoch aus der Luft herab der kräftige Gesang eines Vogels über dir; du suchst den Sänger, es dauert lange, bis du ihn gefunden hast als dunkeln Punkt im Himmelsblau. Die Lerche ist es, die so hoch droben und noch im Hochsommer ihr Lied singt. Ihr ist das folgende Loblied eines Dichters gewidmet.

II. **Gedankengang und Erläuterungen.** 1. Str. 1: Gruß des Dichters an die Lerche. (Die Begründung der einzelnen Beinamen, die er der Lerche gibt, wird am besten bis zum Schlusse aufgehoben.)

2. Str. 2 und 3: Die Lerche weckt durch ihren Gesang die Hirten auf dem Felde und stärkt den Landmann zu seiner Arbeit, indem sie ihm den Ton zu seiner Morgenandacht („Wach auf, mein Herz, und singe" von Paul Gerhardt) angibt.

3. Str. 4—6: Die Lerche ist die Botin des Frühlings, sie weckt durch ihren Gesang die schlafenden Bäume auf, daß sie wieder grün werden, und ermuntert die anderen Vögel zu neuem Singen.

Sehr früh, manchmal schon im Februar, kehrt die Lerche zurück und kündet so den Frühling an. — „Die Schöpfung als Braut der Sonne" (Str. 4) ist ein Bild, das nicht recht in unsere Sprache paßt, da hier „Sonne" weiblichen Geschlechtes ist. — Die aus der Ferne heimgekehrten Vögel gehen an den Nestbau; sie geben dann ihren Gesang noch nicht sofort voll und laut von sich, sondern nur stückweise und leise, gleichsam als zweifelten sie, ob sie ihn nach dem langen Winter noch können (Str. 5). — Die Lerche steigt hoch in die Lüfte auf, um sich dem Beifall der Menschen und auch dem Neide der anderen Frühlingssänger zu entziehen; so entschwindet sie dem Auge, bleibt aber dem Ohre immer vernehmbar (Str. 6).

4. Str. 4—10. Dank und Freude tragen die Lerche zum Himmel empor, Demut und Bescheidenheit führen sie wieder zur Erde zurück. Zum Lohne für ihre Frömmigkeit und Bescheidenheit gab ihr Gott den unermüdlichen Gesang, der länger dauert als der der Nachtigall.

Die Lerche entzieht sich dem Beifall der Menschen, indem sie hoch aufsteigt (vgl. Str. 6); daß sie das nicht aus Stolz und Hochmut tut, zeigt sie dadurch, daß sie tief am Boden nistet. So beweist sie in beidem ihre Bescheidenheit (Str. 7). — Philomele ist der griechische Name der Nachtigall, die unter den Singvögeln durch die Fülle und den Wohllaut ihrer Lieder

wie eine Göttin erscheint (Str. 9). Sie singt nur während der Paarungs- und Nistzeit, da strömt sie ihre Liebe und Sehnsucht im Liede aus; früh aber, schon gegen Johanni, verstummt sie wieder. (Die Brüder Müller schreiben von dem Schlage der Nachtigall: „Seele spricht aus diesem Schlage. Seufzen und Klagen, Kraft, Würde und Erhebung, Entzücken und Jubel drücken sich darin aus." Den Gesang der Lerche aber schildern sie folgendermaßen: „Deine echte lyrische Natur begleitet jede deiner Bewegungen mit dem singenden Leben deiner Seele. Dein flatterndes Erheben erzeugt den arbeitenden, strebenden Triller, den sprudelnden Quell deines Liedes, das bald in der Höhe des Äthers in Flötentönen unter deinem Schweben wellenförmig zerfließen will, bald mit deinem Kreisen wieder wirbelnd sich aufrafft, um endlich bei deinem allmählichen Niedersinken in sanften Intervallen zu verstummen, ehe du dich in das wogende Meer der Saat stürzest.") — Wie wird das Lied der Lerche in Str. 9 und 10 gekennzeichnet? Mit welchem Rechte?

Nun schaut noch einmal auf Str. 1 zurück! Erklärt die Namen, die der Dichter dort der Lerche gegeben hat, und setzt diese Namen in Beziehung zu den einzelnen Teilen des Gedichtes! Himmelsschwinge heißt die Lerche, weil sie sich immer wieder himmelwärts aufschwingt (Str. 7). Als des Frühlings Bote tritt sie in Str. 4—6 auf, als Liederfreundin in Str. 8—10. Inwiefern aber lehrt sie Gesang und Leben? 1. Sie regt im Frühling die anderen Vögel zum Singen an (Str. 5 und 6) und gibt den Menschen den Ton zum Morgenliede (Str. 3 und 10); 2. sie weckt den Menschen früh am Morgen zu fleißiger Arbeit (Str. 2, 8, 10) und lehrt ihn rechte Dankbarkeit (Str. 3, 7, 10). — In der ersten Strophe gibt also der Dichter in kurzen Bezeichnungen die Tätigkeit und das Wesen der Lerche an, die dann in den folgenden Strophen ausführlicher dargestellt werden.

III. **Form.** Das Gedicht ist in reimlosen Zeilen geschrieben. Die Strophe setzt sich zusammen aus vier gleichmäßig gebauten trochäisch-daktylischen Versen mit einsilbigem Auftakte: ∪_∪_∪∪_∪_∪; je zwei Verse lassen sich wieder zu einer Halbstrophe zusammenfassen.

IV. **Aufgabe.** Was kann dir der Gesang der Lerche sagen?

Fr. P. (Dr. P.)

26. A. Herbst.

Theod. Storm, Werke. Braunschweig 1898. Bd. VIII, 232.

1. Schon ins Land der Pyramiden
flohn die Störche übers Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
auch die Lerche singt nicht mehr.

2. Seufzend in geheimer Klage
streift der Wind das letzte Grün,
und die süßen Sommertage,
ach, sie sind dahin, dahin.

3. Nebel hat den Wald verschlungen,
der dein stillstes Glück gesehn;
ganz in Duft und Dämmerungen
will die schöne Welt vergehn.

4. Nur noch einmal bricht die Sonne
unaufhaltsam durch den Duft,
und ein Strahl der alten Wonne
rieselt über Tal und Kluft.

5. Und es leuchten Wald und Heide,
daß man sicher glauben mag,
hinter allem Winterleide
lieg' ein ferner Frühlingstag.

I. **Einführung, dann Vortrag** des Gedichts. Es ist am Vormittag an einem Spätherbsttage Ende Oktober oder Anfang November. Wir wandern hinaus in die Felder und Wiesen. Wo ist die Vogelwelt geblieben, die im Frühling und Sommer dort ihr Wesen trieb? Wo die Störche, die zwischen ihren Nestern auf den Bauernhäusern und den feuchten Wiesen mit ihren froschreichen Gräben hin und her flogen? Fort nach Süden, nach Ägypten, dem Lande der Pyramiden; dort suchen sie ihre Beute am Nile. Wo sind die Schwalben, die emsig und pfeilgeschwind in den Lüften hin und her schossen? Wo die Lerchen, die singend emporstiegen und schließlich hoch oben aus dem blauen Himmel, fast unsichtbar, ihr Lied erschallen ließen? Welchen Eindruck macht die Flur, da ihr die Vogelwelt fehlt? Unbelebt, tot liegt sie da. Und wie sieht es mit den Bäumen und Sträuchern aus? Nur noch wenige grüne Blätter, alles andere fort. Denkt an das Lied von den grünen Vögelein! Im Sommer spielte der Wind fröhlich mit ihnen, sie tanzten auf und ab, und ein lustiges Rauschen ging durch die Wipfel und die Büsche; jetzt ist es, als klage der Wind leise, daß er seine Spielgefährten verloren habe. Dahin ist alles fröhliche Grün, das unser Herz im Sommer erfreute. — Wie sieht der Himmel aus? Dunst oder Duft verschleiert ringsum den Himmel, an dem die Sonne nicht mehr zu sehen ist; er wird stärker und entwickelt sich zu einem richtigen Nebel. Wir gehen auf den Wald zu, in dessen Stille wir im Sommer mit unseren besten, frömmsten Gedanken gehen konnten — denkt an Eichendorffs Lieder „Wer hat dich, du schöner Wald" und „O Täler weit, o Höhen"! Wo ist der Wald geblieben? Er ist vom Nebel verschlungen? Wie sieht die Welt jetzt aus? Verschwunden alles bunte Leben und alle bunten Farben, ringsum Stille und Öde. Wie wirkt das auf das Herz? Und was folgt dann auf diese nebelgrauen Herbsttage? Der froststarre Winter, der schließlich alles Leben in der Natur zu den Toten legt und so dem Menschen eine reiche Quelle der Freude nimmt. Soll das Herz in dieser Öde und mit dieser Aussicht ganz ohne Hoffnung bleiben? Hört ein Gedicht Theodor Storms, das „Herbst" überschrieben ist!

II. **Vertiefende Besprechung.** Welche Stimmung tritt in den drei ersten Strophen auf? Trauer um den Verlust der schönen Sommertage, innerer Schauder vor der Stille, Öde und Farblosigkeit des Herbsttages und seiner Nebel. Wie vollzieht sich der Umschwung dieser Stimmung? Die Sonne bricht für einige Zeit durch die Nebel hindurch und übergießt Feld und Wald mit ihrem Leuchten. Achte auf den Ausdruck: „Ein Strahl der alten Wonne rieselt über Tal und Kluft!" Langsam, sozusagen tropfenweise, aber unaufhaltsam drängen sich die Sonnenlichter durch den Nebel, ergießen sich stärker werdend über Wald und Heide und bringen etwas von der Sommerfreude mit sich. Wie wirkt die Sonne auf die Stimmung des Wanderers? Sie verscheucht den Nebel der Trauer und Trübsal aus dem Herzen und weckt die Hoffnung auf den Frühling, der dem Herbst und Winter folgen muß.

B. Über die Heide.

Theod. Storm, Werke. Braunschweig 1898. Bd. VII, 273.

1. Über die Heide hallet mein Schritt;
dumpf aus der Erde wandert es mit.

2. Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
gab es denn einmal selige Zeit?

3. Brauende Nebel geisten umher;
schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.

4. Wär' ich nur hier nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!

Vergleich von A und B. 1. Gemeinsames: In beiden Gedichten finden wir erwähnt die Heide (Meer und Heide sind die Gebiete der holsteinischen Heimat, in die sich Storm mit besonderer Liebe vertieft hat; vgl. „Abseits", „Die Stadt", „Meeresstrand"), Herbst, Nebel, völlige Einsamkeit, Stille und Öde.

2. Verschiedenheiten: Mit dem Ausblick auf den Frühling, der dem Winterleide folgt, schließt A; der Rückblick auf den weit zurückliegenden Frühling führt in B zu völliger Hoffnungslosigkeit. — In A ist die Einsamkeit und Öde des Herbsttages ausführlicher dargestellt, in B die Öde der Heide in ganz wenigen, aber sehr bezeichnenden Strichen (Nachweis!).

Dr. P.

27. A. Der Eistanz.

Johann Gottfried von Herder, hrsg. Werke von Heinr. Kurz. Leipzig. I, 95.

1. Wir schweben, wir wallen auf hallendem Meer,
auf Silberkristallen dahin und daher;
der Stahl ist uns Fittich, der Himmel das Dach,
die Lüfte sind heilig und schweben uns nach.
So gleiten wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
auf eherner Tiefe das Leben dahin.

2. Wer wölbte dich oben, du goldenes Haus,
und legte den Boden mit Demant uns aus
und gab uns den flüchtigen Funken im Stahl,
zu tanzen, zu schweben im himmlischen Saal?
So schweben wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
im himmlischen Saale das Leben dahin.

3. Da stand sie, die Sonne, in Düfte gehüllt,
da rauchen die Berge, da schwebet ihr Bild!
Da ging sie danieder, und siehe, der Mond,
wie silbern er über und unter uns wohnt!
So wallen wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
durch Mond und durch Sonne das Leben dahin.

4. Seht auf nun! Da brennen im himmlischen Meer
die Funken und brennen im Frost um uns her.
Der oben den Himmel mit Sonnen besteckt,
hat's unten mit Blumen des Frostes gedeckt.
Wir gleiten, o Brüder, mit fröhlichem Sinn
auf Sternengefilden das Leben dahin.

5. Er macht' uns geräumig den luftigen Saal
und gab uns in Nöten die Füße von Stahl
und gab uns im Froste das wärmende Herz,
zu stehn auf den Fluten, zu schweben im Scherz.
Wir streben, o Brüder, mit ehernem Sinn
auf Fluten und Abgrund das Leben dahin.

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Warum gefällt der Jugend das Schlittschuhlaufen so gut? Fröhliche Gesellschaft; Aufenthalt in frischer, klarer Winterluft; die schnelle, leichte, rhythmische Bewegung, die mancherlei Spiele und Bewegungsformen.

Ein Dichter mag heute von der Poesie des Schlittschuhlaufens zu uns sprechen. Es ist Joh. Gottfried Herder, der von 1771—1776 Hauptpastor in der kleinen Residenzstadt Bückeburg war; in ihrer Nähe liegt das Steinhuder Meer, ein See, auf dessen weiter Eisfläche das Schlittschuhlaufen fleißig geübt wurde. Bei den nordischen Völkern war das schon längst heimisch. In Deutschland aber bürgerte es erst der Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803) ein durch seine begeisterten Hinweise auf dies Wintervergnügen; durch ihn wurde es erst bei uns heimisch.

II. **Vertiefende Besprechung.** 1. Erläuterungen. a) Str. 1. Schauplatz des „Eistanzes" (warum so genannt?) ist die weite Eisfläche des Steinhuder Meeres; sie ist aus den wie Silber glänzenden Eiskristallen geformt, deckt die Tiefen drunten wie mit ehernem Boden zu und hallt unter den von stählernen Schlittschuhen gleichsam beflügelten Füßen der Schlittschuhläufer wider; diese gleiten so schnell dahin, daß sie die Lüfte — heilig nennt sie der Dichter, weil sie von Gott gesandt, gleichsam sein Odem sind — überholen.

b) Str. 2—4. Dieser Schauplatz erscheint dem Dichter wie ein himmlischer, d. h. von Gott, erbauter Saal: die gewölbte Decke bildet der vom Sonnengold überstrahlte Himmel, der Boden ist mit den funkelnden Eiskristallen wie mit leuchtenden Diamanten (Demant) belegt. In dem Stahl der Schlittschuhe scheint der Blitz, der flüchtige Funke, zu wohnen, blitzschnell gleiten sie über das Eis dahin. — Str. 3: Der himmlische Saal wird durch himmlische Lichter erhellt. In den Dunst (Duft, Rauch) eines rechten Frosttages gehüllt, stand eben noch die Sonne am westlichen Horizonte; das Auge, das in ihren Glanz schaute, sieht ihr Bild noch eine Zeitlang über den Bergen schweben, obwohl sie selbst schon hinuntergesunken ist; vgl. Goethe, Hermann und Dorothea, Ges. VII 1—5:

> Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
> sie noch einmal ins Auge die schnellverschwindende, faßte,
> dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
> schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
> eilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben . . .

Nun geht im Osten der Mond mit silbernem Lichte auf und spiegelt sich im Eise, so daß er über uns und unter unseren Füßen

zu wohnen scheint. — Str. 4: Neben dem Monde strahlen die Sterne auf am dunkeln Nachthimmel, der in seiner ungeheueren Weite und Gleichförmigkeit einem Meere gleicht, und spiegeln sich im Eise wider, das mit Frostblumen geschmückt ist.

c) Str. 5. Gott gibt den Schlittschuhläufern einen weiten, luftigen Saal zum Laufen, in den Schlittschuhen stählerne Füße zum Überwinden der Hindernisse und Gefahren des Eislaufes und ein warmes Herz gegen den Frost. Nun stehen und schweben sie fröhlich über den tiefen Wassern unter ihren Füßen dahin.

Was will uns der Dichter in seinen Strophen recht anschaulich vor Augen führen? Die von fröhlichen Menschen belebte Eisfläche, die winterliche Natur in ihrer von Gott gegebenen Schönheit, den durch die schnelle, leichte Bewegung hervorgerufenen Frohsinn der Gesellschaft.

2. Grundgedanke. Nun haben wir noch nicht die Schlußzeilen in jeder Strophe genügend beachtet; schaut sie genauer an! In dem Eislaufe sieht der Dichter noch mehr als ein bloßes Wintervergnügen. Womit vergleicht er ihn? Mit dem Menschenleben. Wir stehen im Leben scheinbar auf festem Boden und fühlen uns sicher, aber unter der festen Oberfläche bergen sich tiefe Abgründe — Unglück, Sünde — (Str. 1). In den Stunden des Glücks erscheint uns das Leben wie ein Schweben durch den Himmelssaal (Str. 2). Zwischen Sonne, Mond und Sternen gleiten wir fröhlich dahin, sie leuchten uns mit ihrem fröhlichen Lichte (Str. 3 und 4). Aber unter den Füßen ruhen, nur scheinbar gebändigt, die Fluten, leicht kann die Eisdecke zerbrechen, Spalten klaffen auf; gegen die Gefahren und Nöte des Lebens bedarf es sicherer, starker Füße, eines warmen Herzens und eines festen, unerschütterlichen Sinns (Str. 5).

3. Form. Die vierfüßigen Daktylen mit einsilbigem Auftakte malen in ihrem bewegten Rhythmus und regelmäßigen Bau das leichte, rasche Schweben (Wallen, Gleiten, Tanzen) und die rhythmischen, anmutigen Bewegungen der Schlittschuhläufer. Alliteration (Wer wölbte dich oben, du goldenes Haus Str. 2 u. a.) und Anaphora (Str. 3 da, Str. 5 gab uns) helfen die Wirkung des Rhythmus verstärken. — Ebenso regelmäßig wie der rhythmische Aufbau der Strophe ist der inhaltliche. Die vier ersten Zeilen schildern den Eislauf. Die beiden letzten bringen die Beziehung auf das Menschenleben. Die beiden letzteren sind auch sprachlich ganz gleichmäßig aufgebaut: das Zeitwort wechselt (gleiten, schweben, wallen, gleiten, streben); das viermalige „mit fröhlichem Sinn" wird in der 5. Strophe sinnentsprechend abgelöst durch „mit ehernem Sinn". Die Beziehung zum Menschenleben wird jedesmal an der Spitze der 6. Zeile angegeben (auf eherner Tiefe, im himmlischen Saale, durch Mond und durch Sonne, auf Sternengefilden, auf Fluten und Abgrund).

4. Aufgabe. Mit welchem Rechte darf der Dichter den Eislauf zu einem Sinnbilde des Lebens nehmen?

B. Ein Lied vom Reifen (7. Dez. 1780).

Matth. Claudius, Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten. 1871. T. IV 3. (Gekürzt.)

1. Seht meine lieben Bäume an,
wie sie so herrlich stehn,
auf allen Zweigen angetan
mit Reifen wunderschön!

2. Von unten an bis oben 'naus,
auf allen Zweigelein,
hängt's weiß und zierlich, zart und kraus
und kann nicht schöner sein.

3. Und alle Bäume rund umher,
all', alle weit und breit,
stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr',
in gleicher Herrlichkeit. . . .

12. Wir sehn das an und denken noch
einfältiglich dabei:
woher der Reif, und wie er doch
zustande kommen sei?

13. Denn gestern abend, Zweiglein rein!
kein Reifen in der Tat! —
Muß einer doch gewesen sein,
der ihn gestreuet hat!

14. Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
streut heimlich hier und dort,
und wenn der Bauersmann erwacht,
ist er schon wieder fort.

15. Du Engel, der so gütig ist,
wir sagen Dank und Preis!
O mach' uns doch zum heil'gen Christ
die Bäume wieder weiß!

1. Gedankengang. Str. 1—3: Das Wunder des Rauhreifs (der Reifen — in der Überschrift, Str. 1 und 5 — ist ältere Nebenform); Str. 12 bis 14: Seine Herkunft aus der Hand eines heimlich wirkenden Engels; Str. 15: Dank an den Engel und Bitte für das Weihnachtsfest.

2. Eigenart des Gedichts. Der Dichter hat seinem Stoff die einfachste, volkstümlichste Form gegeben; das gilt ebenso von der Sprache wie vom Rhythmus. Vergleiche nach diesen Gesichtspunkten B mit A!

3. Aufgabe. Die Schönheit des Rauhreifs nach des Dichters Schilderung.

Fr. P. (Dr. P.)

28. Aus dem Walde.

Emanuel Geibel, Juniuslieder.

1. Mit dem alten Förster heut
bin ich durch den Wald gegangen,
während hell im Festgeläut'
aus dem Dorf die Glocken klangen.

2. Golden floß ins Laub der Tag,
Vöglein sangen Gottes Ehre,
fast als ob der ganze Hag
wüßte, daß es Sonntag wäre.

3. Und wir kamen ins Revier,
wo, umrauscht von alten Bäumen,
junge Stämmlein, sonder Zier,
sproßten auf besonnten Räumen.

4. Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unsern Wegen
hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

5. Denn es gilt ein ewig Recht,
wo die hohen Wipfel rauschen,
von Geschlechte zu Geschlecht
geht im Wald ein ewig Tauschen.

6. Was uns not ist, uns zum Heil
ward's gegründet von den Vätern;
aber das ist unser Teil,
daß wir gründen für die Spätern.

7. Drum im Forst auf meinem Stand
ist mir's oft, als böt' ich linde
meinem Ahnherrn diese Hand,
jene meinem Kindeskinde.

8. Und sobald ich pflanzen will,
pocht das Herz mir, daß ich's merke,
und ein frommes Sprüchlein still
muß ich beten zu dem Werke:

9. Schütz' euch Gott, ihr Reiser
Mögen unter euern Kronen, [schwank!
rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen!

10. Und ihr Enkel, still erfreut
mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
wie's mit frommem Dank mich heut
an die Väter will gemahnen!"

11. Wie verstummend im Gebet
schwieg der Mann, der tiefergraute,
klaren Auges ein Prophet,
welcher vorwärts, rückwärts schaute.

12. Segnend auf die Stämmlein rings
sah ich dann die Händ' ihn breiten;
aber in den Wipfeln ging's
wie ein Gruß aus alten Zeiten.

I. **Zielangabe,** dann **Vortrag** des Gedichts. Ich will euch hinaus in den Wald zu einem alten Förster führen; da sollt ihr hören, was der Wald euch zu sagen hat.

II. **Vertiefende Besprechung.** 1. Gliederung und Erläuterungen. a) Str. 1—3: Ein Waldgang am Sonntagmorgen. — Schildere den Sonntagmorgen im Walde! (Hag ist ursprünglich der um den Garten, ein Feld oder ein Stück Wald gezogene Zaun und bezeichnet dann den umzogenen Ort selbst, ein Gebüsch, Gehölz; Fortbildungen zu Hag sind: Hagen, Hain, Gehege, Hecke). — Beschreibe die Schonung im Walde! (Revier, ein Lehnwort aus dem Romanischen, bezeichnet zunächst das Ufergelände, dann verallgemeinernd einen Bezirk, im besonderen einen Forstbezirk. Sonder Zier: den jungen Stämmchen fehlt noch die Stärke und Schönheit der alten Bäume in Stamm und Krone.)

b) Str. 4—10. Die frommen Betrachtungen des alten Försters. — Worin besteht der Segen unserer Ahnen? Was ist mit dem ewigen Recht und dem heiligen Tauschen gemeint? Tauschen ist nehmen und geben. Das lebende Geschlecht empfängt von den Vorfahren oder Vätern die Segnungen des von ihnen gepflanzten und gehegten Waldes, es gibt den Nachkommen oder Späteren (Str. 6), indem es seinerseits für diese neuen Wald pflanzt; heilig ist dieses Tauschen insofern, als es wegen seines Alters mit Ehrfurcht betrachtet wird und von Gott selbst so bestimmt ist. So steht das lebende Geschlecht in der Mitte zwischen den Vorfahren und den Nachkommen: jenen reicht es die eine Hand, um von ihnen zu empfangen und für das Empfangene zu danken, diesen die andere, um ihnen zu geben und sie zu segnen. — Die frommen Betrachtungen des alten Försters gehen über in ein Gebet (Str. 9 und 10). Was enthält es? Eine Bitte um Schutz für die jungen Pflanzen und einen Wunsch für den künftigen Hochwald und für die Enkel. Warum verbindet der alte Förster mit dem Gedanken an den Hochwald den der Gottesfurcht und der Freiheit? Wer den Wald mit ernstem, aufgeschlossenem Sinne betrachtet, muß an den denken, der dem Walde Leben, Kraft und Schönheit gibt, an Gott, und muß sich vor ihm in Ehrfurcht beugen (vgl. Eichendorff, Wer hat dich, du schöner Wald). Frei wirken die Elemente durch den Wald — Sonne, Wind und Wasser —, frei wandern Blick und Fuß durch den Wald, frei lebt und webt das Getier im Walde. So wird der Mensch, der im Walde lebt, auch zur Freiheit erzogen und fühlt sich in der Enge der Stadt nicht mehr wohl. — Was würde geschehen, wenn unter den Baumkronen nicht mehr Gottesfurcht und Freiheit wohnten? Ein Geschlecht wüchse heran, das ohne Ehrfurcht vor der Gottesschöpfung den Wald nur noch als Gegenstand des Nutzens ansähe und ihn um eines augenblicklichen Vorteils willen niederhauen würde.

c) Str. 11 und 12: Der Segen des alten Försters und des Waldes Dank. — Mit welchem Rechte nennt der Dichter den alten Förster einen Propheten? Wie die Propheten Israels rückwärts und vorwärts in die Geschichte ihres Volkes schauten, so schaut er rückwärts und vorwärts in die Geschichte seines Waldes, sucht in ihr die Gottesgedanken zu erkennen, mahnt die Lebenden und predigt Gottesfurcht und Freiheit. — Wie segnet der Förster die jungen Pflanzen? Welchen Dank erhält er?

2. Grundgedanken. Das Ganze stellt sich uns dar als Waldgottesdienst des alten Försters mit frommer Betrachtung, Gebet und Segen.

Wie faßt der alte Förster seinen Beruf auf? Er betrachtet ihn nicht etwa nur als ein Amt, das ihm das Brot gibt: mit seinem Geiste sucht er in die Vergangenheit und Zukunft des Waldes einzudringen und sich die Fragen zu beantworten, die ihm der Wald stellt (vgl. Schiller, Das Lied von der Glocke: „Den schlechten Mann muß man verachten usw."); mit seinem Herzen umfaßt er die Kraft und Schönheit seines geliebten deutschen Waldes und gedenkt der Ahnen ebensogut wie der Enkel in Dankbarkeit und tätiger Liebe.

Wie stellen wir uns nach dem Beispiele des alten Försters zu unseren Vorfahren und zu unseren Nachkommen? Wir freuen uns dessen, was die Vorfahren im Walde getan, danken ihnen für die Arbeit, die sie für uns geleistet haben, und genießen ihre Segnungen in der rechten Gesinnung. Wir arbeiten für die, die nach uns kommen, segnen sie und gönnen ihnen von Herzen die Freude, die sie aus unserer Arbeit gewinnen. — Läßt sich die Betrachtungsweise des alten Försters auch auf andere menschliche Verhältnisse übertragen? Anwendung auf Familie, Gemeinde, Staat, auf die verschiedenen Berufe.

Welchen Gedankenfortschritt enthält unser Gedicht gegenüber den Waldgedichten Eichendorffs — „Der Jäger Abschied" und „Abschied vom Walde"? Eichendorff hebt hauptsächlich die Bedeutung des Waldes für sein persönliches Leben hervor; Geibel betrachtet den Wald als Gemeinschaftsgut und erinnert daran, daß wir im Walde unseren Vorfahren Dank für ihre selbstlose Arbeit schulden, daß wir gegenüber unseren Nachkommen die Pflicht haben, weiter am Walde zu bauen, nicht etwa bloß ihn selbstsüchtig zu genießen. Dr. P.

29. A. Aus der Jugendzeit.

Fr. Rückert, Gedichte. Frankfurt a. M. 1872. S. 330.

1. Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
klingt ein Lied mir immerdar;
o wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
was mein einst war!

2. Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
die den Herbst und Frühling bringt,
ob das Dorf entlang ob das Dorf entlang
das jetzt noch klingt?

3. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
waren Kisten und Kasten schwer;
als ich wiederkam, als ich wiederkam,
war alles leer."

4. O du Kindermund, o du Kindermund,
unbewußter Weisheit froh,
vogelsprachekund, vogelsprachekund
wie Salomo!

5. O du Heimatflur, o du Heimatflur,
laß zu deinem heil'gen Raum
mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
entfliehn im Traum!

6. Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
war die Welt mir voll so sehr;
als ich wiederkam, als ich wiederkam,
war alles leer.

7. Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
und der leere Kasten schwoll;
ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
wird's nie mehr voll.

8. Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
dir zurück, wonach du weinst;
doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
im Dorf wie einst:

9. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
waren Kisten und Kasten schwer;
als ich wiederkam, als ich wiederkam,
war alles leer!"

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. In der Stadt an seinem Arbeitstische sitzt Friedrich Rückert; tiefe Stille herrscht im Zimmer, die Feder wandert flüchtig über das Papier hin und her. Da ertönt plötzlich von draußen herein durch das offene Fenster anspruchsloses Gezwitscher, eine Schwalbe hat sich auf die Dachrinne gesetzt und läßt nun immer wieder ihr Liedlein ertönen: es fängt an mit „wirb, werb, widerwitt", geht in ein längeres, gemütliches Geplauder über und endet mit „wide, weide, wödä, zerr". Der Arbeitende wird aufmerksam und läßt die Feder sinken; alles um ihn her, die Umgebung und die Gegenwart, versinkt. Das Schwalbengezwitscher hat ihn weit über Raum und Zeit hinweg in seine Jugendzeit und in das Dörfchen Lauringen im Frankenlande entführt, wo er im lieben Elternhause mit Vater, Mutter und Geschwistern seine Jugend verlebte. Er sieht mit seinem geistigen Auge wieder das anmutige Tal, in dem Wiesen, Felder und laubgekrönte Hügel miteinander abwechseln; er spielt wieder mit seinen Spielgefährten im Dorfe und hört durch die Gassen die Schwalben zwitschern. Und die Kinder deuten sich in ihrer Weise das Schwalbenlied; sie denken daran, daß im Herbste, wenn die Schwalbe wegzieht, die Ernte alle Räume mit Vorräten gefüllt hat, daß aber im Frühling, wenn die Schwalbe wiederkehrt, das meiste verzehrt ist, Böden und Keller, Kisten und Kasten geleert sind. So sprechen denn die Kinder im Dorfe in Umdeutung des Schwalbengezwitschers:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
waren Kisten und Kasten schwer;
als ich wiederkam, als ich wiederkam,
war alles leer!"

Enthält aber dieser Schwalbenspruch nicht tiefsinnige Weisheit, wenn man ihn auf das Menschenleben anwendet? Hat Rückert nicht die gleiche Erfahrung bei seinem Abschiede von der Heimat und der Jugendzeit gemacht? Dem Sinnenden formen sich so seine Gedanken, Gegenwart und Vergangenheit, Erinnerung und Erfahrung zu dem Liede „Aus der Jugendzeit".

II. **Vertiefende Besprechung.** 1. Gedankengang. a) Str. 1—3: Aus der fernen Jugendzeit klingt mir im Herzen das Schwalbenlied fort und erinnert mich an meine Jugend und an mein Heimatdorf.

b) Str. 4—6: Tiefe Weisheit liegt in dem Schwalbenspruche, wie ihn die Kinder, der Vogelsprache kundig wie König Salomo (1. Kön. 4, 30—33), gedeutet haben. Trüge mich doch einmal nur der Traum zurück ins Kinderland, in das Glück der Heimat und der Jugendzeit! Als ich Abschied nahm, ließ ich daheim Elternhaus, Heimat und Jugend. In der Welt hoffte ich Erfüllung meiner Ideale, Glück und Liebe zu finden. Als ich nach Jahren zurückkam, waren Eltern, Geschwister und Gespielen tot oder zerstreut, Heimat und Jugend entschwunden; im Ringen mit der Welt hatten sich meine Hoffnungen nicht erfüllt.

c) Str. 7—9: Die Schwalbe bringt jedes Jahr der Erde einen neuen Frühling, die leeren Kisten und Kasten füllen sich wieder mit irdischem Gute. Für das verlorene Herzensgut aber bringt sie keinen Ersatz; das Herz, das zu glauben, zu hoffen und zu lieben verlernt hat, bleibt leer. Das Schwalbenlied aber erklingt unverändert weiter im Dorfe — wie einst dem Knaben und Jüngling, so jetzt dem Greise.

2. Grundgedanken. Das Lied der Schwalbe erfüllt das Herz mit Sehnsucht nach dem verlorenen Glück der Jugend und Heimat. — Das Schwalbenlied klingt unverändert fort, aber sein Widerhall im Herzen hat sich von dem freudigen Klange des Jugendglückes herabgestimmt zur wehmütigen Klage des Greises. — Unerschütterlich geht die Natur ihren Gang, und unveränderlich erklingen in ihr die alten Lieder; aber wechselvoll ist das Leben der Menschen, und unverändert sind die Lieder des Herzens; dem Besitz folgt der Verlust, der Hoffnung die Enttäuschung, dem Genuß die Entsagung, dem Jubel die Klage. —

3. Eigentümliche Schönheiten. Dreimal kehrt das Schwalbenlied wieder, einmal als Jugenderinnerung (Str. 3), dann als Manneserfahrung (Str. 6 — mit leichter Änderung) und zuletzt als Seufzer der Ergebung, als fortklingende Mahnung an die Unbeständigkeit des Menschengeschicks im Gegensatz zur Beständigkeit der Natur (Str. 9). Jedesmal ist der Schwalbenspruch durch zwei Strophen vorbereitet. Das erstemal durch die Klage und Frage: Ob wohl das Lied, das aus der fernen Jugendzeit im Herzen fortklingt, in meinem Heimatdorfe noch erklingt? — Das zweitemal durch den Ausdruck der Bewunderung über die tiefsinnige Deutung des Schwalbenspruches im Kindermunde und durch den Wunsch, noch einmal das Schwalbenlied im Traume auf der heimatlichen Flur zu hören. — Das drittemal durch die Seufzer: a) Die Schwalbe kehrt jeden Frühling wieder und bringt neue Lebensfülle in die Natur; ein leeres Herz wird nie wieder voll und glücklich. b) Immer weiter klingt das Schwalbenlied wie unsterbliche Hoffnung, aber Ersatz für die verlorenen Lieben bringt keine Schwalbe. So wird das Schwalbenlied zum Volksliede, das Volkslied zum Herzensliede.

Ergreifend ist der Gegensatz zwischen der Unabänderlichkeit des Naturlebens und der Veränderlichkeit des Menschenlebens, zwischen dem hoffnungsreichen Wechsel in der Natur und dem hoffnungslosen Wechsel im Herzensleben. Den Gedanken, daß immer andere Schwalben das alte Lied singen, und daß auch die Menschheit eine unzerreißbare Kette, das Lied von Men-

schenglück und Menschenleid ein ewiges ist, verschweigt der Dichter, weil dadurch der Grundgedanke, „das Weh des einzelnen, veränderlichen Menschengeschicks auf der Unterlage der gesamten, unveränderlichen Natur", gestört würde.

Die dichterische Form des Liedes zeigt neben der Schlichtheit und Innigkeit, den Sprüngen und Auslassungen des Volksliedes die ganze Kunst des Meisters. Im Schwalbenspruch[1]) werden die eigentümlichen, regellosen Laute des Schwalbengezwitschers nachgeahmt: durch die Wiederholungen in der 1. und 3. Verszeile, durch das Vorwiegen des i-Lautes (ich Abschied — ich wiederkam), durch den Endreim (schwer und leer), durch die Alliteration (Kisten und Kasten), durch den wechselnden Rhythmus (Akzentverse: V. 1 und 3 mit 4 Hebungen, V. 2 mit 3, V. 4 mit 2) und die plötzlich abbrechende Schlußzeile.

4. Verwandtes. Vergleiche zu Str. 2:

B. Schwalbenlied.

J. Sturm, Gedichte. Leipzig 1873. S. 51.

1. Aus fernem Land,
vom Meeresstrand,
auf hohen, lust'gen Wegen
fliegst, Schwalbe, du,
ohne Rast und Ruh'
der lieben Heimat entgegen.

2. O sprich, woher
über Land und Meer
hast du die Kunde vernommen,
daß im Heimatland
der Winter schwand
und der Frühling, der Frühling gekommen?

3 Dein Liedchen spricht:
„Weiß selber nicht,
woher mir gekommen die Mahnung;
doch fort und fort,
von Ort zu Ort
lockt mich die Frühlingsahnung.

4. So ohne Rast,
in freudiger Hast,
auf hohen, lustigen Wegen
flieg' ich unverwandt
dem Heimatland,
dem lenzgeschmückten, entgegen."

Zu Str. 6:

C. Die zwei Gesellen.

Jos. v. Eichendorff, Gedichte. Leipzig 1874. S. 68.

1. Es zogen zwei rüst'ge Gesellen
zum erstenmal von Haus,
so jubelnd recht in die hellen,
klingenden, singenden Wellen
des vollen Frühlings hinaus.

2. Die strebten nach hohen Dingen,
die wollten trotz Lust und Schmerz
was Rechts in der Welt vollbringen,
und wem sie vorübergingen,
dem lachten Sinnen und Herz.

[1]) Die verbreitetste Fassung des alten, den Schwalbenruf nachahmenden Volksreims lautet so:

Wenn ich wegzieh, wenn ich wegzieh,
sind Kisten und Kasten voll!
Wann ich wiederkomm, wann ich wiederkomm,
ist alles verzehrt.

Bei Erk-Böhme, Liederhort (Bd. 3, S. 596), findet sich eine aus den Rheinlanden stammende Fassung, die genau Rückerts Worten entspricht; wahrscheinlich ist sie erst aus Rückerts Gedicht wieder in den volkstümlichen Gesang gelangt (Rückerts Werke, hrsgg. von G. Ellinger, Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut, Bd. I, S. 361).

3. Der erste, der fand ein Liebchen,
die Schwieger kauft' Hof und Haus;
der wiegte gar bald ein Bübchen
und sah aus heimlichem Stübchen
behaglich ins Feld hinaus.

4 Dem zweiten sangen und logen
die tausend Stimmen im Grund,
verlockend' Sirenen, und zogen
ihn in der buhlenden Wogen
farbig klingenden Schlund.

5. Und wie er auftaucht' vom Schlunde,
da war er müde und alt;
sein Schifflein, das lag im Grunde,
so still war's rings in die Runde,
und über die Wasser weht's kalt.

6. Es singen und klingen die Wellen
des Frühlings wohl über mir;
und seh ich so kecke Gesellen,
die Tränen im Auge mir schwellen —
ach Gott, führ uns liebreich zu dir!

Ferner Schillers Distichon „Erwartung und Erfüllung":

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis. Fr. P.

D. Der Mensch und Gott.

30. A. Spruch von der Bibel.

M. F. Engel.

1 Wo keine Bibel ist im Haus,
da sieht's gar öd' und traurig aus;
da kehrt der böse Feind gern ein,
da mag der liebe Gott nicht sein.
5 Drum Menschenkind — drum Menschenkind,
daß nicht der Böse Raum gewinnt,
gib deinen blankſten Taler aus
und kauf ein Bibelbuch ins Haus!
9 Schlag's mit dem ersten Lächeln auf,
hab' all dein Sehn'n und Sinnen drauf;
fang drin die Abc-Schul' an
und buchstabier und lies sodann
und lies dich immer mehr hinein,
schlag auf darin dein Kämmerlein
und lies dich immer mehr heraus;
16 mach dir ein wahres Bollwerk draus!
Und pflanze still hoch oben drauf
die allerschönsten Sprüchlein auf;
hell laß sie flattern, mutig wehn,
als deine Banner laß sie sehn;
als deinen Schild drück's an dein Herz
und halt dich dran in Freud und Schmerz!
23 O du mein liebes Menschenkind,
hast du noch keins, so kauf's geschwind!
Und ging dein letzter Groschen drauf,
geh, eile, flieg und schlag es auf
und lies dich fromm und schlag es du
nur mit des Sarges Deckel zu!
Des Lesens und des Lebens Lauf
30 beginn und höre mit ihm auf!

I. **Gedankengang und Erläuterungen.** 1. V. 1—4: Ein Haus ohne Bibel ist öde (ohne das rechte Leben), traurig (ohne die rechte Freude) und schutzlos gegenüber dem bösen Feinde.

2. V. 5—22: Darum kaufe dir eine Bibel (V. 5—8), gebrauche sie als Schul- und Lebensbuch (V. 9—15), als Schutz- und Trutzwaffe (V. 16—22)!

V. 9 f.: Frühmorgens, wenn du dein Tagewerk freudig beginnen willst, schlage die Bibel erst auf und richte dein ganzes Sehnen und Sinnen darauf, dich ihres Inhalts zu bemächtigen! V. 11 f.: Wie der Schüler früher mit dem Abc anfing, dann buchstabierte und endlich las, so lerne erst die Anfänge des Verständnisses (vgl. 1. Kor. 3, 2), und dann dringe immer mehr in den Zusammenhang und die Bedeutung ein! V. 13 und 14: Lies dich hinein in den Geist und die Bedeutung des einzelnen wie des Ganzen und auch in die Liebe zum heiligen Gotteswort! Mache es zu deiner täglichen Wohnstätte und Heimat! V. 15 und 16: Im Spiegel des göttlichen Wortes

lerne dich und deine Schwachheit immer besser erkennen und mache dir das Bibelwort zu einer Festung, in der sich deine Seele bei den Versuchungen birgt (vgl. Jesus Matth. 4, 1—11; Ein' feste Burg ist unser Gott)! V. 17 ff.: Die schönsten Sprüche sollen wie Fahnen mutig deine Glaubensfestigkeit verkünden; unter ihnen sollst du, wie ein Krieger unter der Fahne, kämpfen und durch Freud' und Leid wandern; sie sollen ein Schild sein, von dem alle Pfeile der Versuchung machtlos abprallen.

3. V. 23—30: So kaufe dir denn schleunigst eine Bibel und gebrauche sie bis an dein Ende!

V. 27: Durch fleißigen Gebrauch der Bibel wirst du zunehmen an Weisheit und Gottesfurcht, an Glauben und gottseligem Wandel. V. 28 f.: Lesen und Leben sollen mit der Bibel beginnen und enden.

II. **Grundgedanke.** Die Bibel sei das Licht und der Schmuck des Hauses, die Schutzwehr des Herzens, der Führer durchs Leben und der Trost im Sterben.

III. **Die Bedeutung der Bibel:**

B. Die Bibel.

Martin Luther.

In allerlei Trübsalen, Ängsten und Nöten, geistlichen und leiblichen, wenn ich nirgends weiß Hilfe und Trost zu finden, so halte ich mich zum Worte der Gnaden; da allein, sonst nirgends, finde ich rechten Trost und Erquickung, und dasselbe nur reichlich. So wenig man außerhalb Gottes Wort zu Gottes und der Wahrheit Erkenntnis und zum rechten Glauben kommen kann, so wenig ist Trost und Friede des Gewissens außer demselben Wort zu finden. Und ist das seine Frucht, daß die Christen im Glauben und Hoffnung zunehmen, all ihr Tun und Wesen Gott lernen vertrauen und alles, was ihnen vonnöten ist an Seel' und Leib, von ihm gewarten (erwarten, sich darauf verlassen), und die, so fest daran halten, werden auch vor unrechter Lehr und falscher Heiligkeit behütet (vor Selbstüberschätzung und Selbstgerechtigkeit). Das Wort ist der teure Schatz, der alle Seligkeit mit sich bringt, beide in diesem und jenem Leben, auch so reichlich, daß, wer es hat, auch in höchster Armut und Elend fröhlich daran ist und es um aller Welt Gut nicht gäbe, sondern viel lieber alles Dings, auch des Lebens, entbehrte und lieber im Tod damit sein wollte, denn ohne das in Saus leben. Es ist aber mit Gottes Wort nicht zu scherzen. Kannst du es nicht verstehen, so zeuch den Hut vor ihm ab. (Wolle es aber nicht meistern oder gar verspotten.) Es leidet keinen Schimpf noch menschliche Deutung, sondern es ist lauter Ernst da und will geehrt und verhalten sein (verwahret und behütet es wie ein Kleinod, von dem man jede rohe Berührung fernhält. 1. Kor. 2, 14: Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Torheit —). Derohalben hüte dich beileibe, daß du nicht mit deinem Dünkel darin fallest! — Ich habe etliche Jahre her die Bibel jährlich zweimal durchgelesen, und, wenn sie ein großer, mächtiger Baum wäre und alle Worte wären Ästlein und Zweiglein, so hab' ich doch an allen Ästlein und Reislein angeklopft und gern wissen wollen, was daran wäre, und was sie vermöchten, und allezeit noch ein paar Äpflein oder Birnlein heruntergeklopft. (2. Tim. 3, 16, 27: Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit.)

C. Jesus in der Heiligen Schrift (1815).

Luise Henkel, Lieder. Paderborn 1869. S. 6.

1. Immer muß ich wieder lesen
in dem alten, heil'gen Buch,
wie der Herr so fromm gewesen,
ohne Arg und ohne Trug.

2. Wie er hieß die Kindlein kommen,
wie er hold auf sie geblickt
und sie auf den Arm genommen
und an seine Brust gedrückt.

3. Wie er Hilfe und Erbarmen
allen Kranken gern bewies
und die Blöden und die Armen
seine lieben Brüder hieß.

4. Wie er keinem Sünder wehrte,
der mit Reue zu ihm kam,
wie er freundlich ihn belehrte,
ihm den Tod vom Herzen nahm.

5. Immer muß ich wieder lesen,
les' und weine mich nicht satt,
wie der Herr so treu gewesen,
wie er uns geliebet hat.

6. Hat die Herde mild geleitet,
die sein Vater ihm verliehn;
hat die Arme ausgebreitet,
alle an sein Herz zu ziehn.

7. Laß mich knien zu deinen Füßen,
Herr! die Liebe bricht mein Herz;
laß in Tränen mich zerfließen,
untergehn in Wonn' und Schmerz!

I. **Biblische Grundlage.** 1) Joh. 5, 39. 2) 1. Petr. 2, 22 f. 3) Mark. 10, 13—16. 4) Matth. 11, 5. 5) Matth. 11, 28 ff.; 25, 30. 6) Joh. 8, 3—11; Luk. 7, 36—50; 19, 9 f.; 23, 39—43. 7) Off. 3, 12. 8) Joh. 13, 1. 9) Joh. 10, 12—16, 27—29. 10) Luk. 24, 50 f. 11) Maria Magdalena zu Jesu Füßen.

II. **Gedankengang.** Str. 1. Immer wieder muß ich in der Heiligen Schrift von der Treue und Wahrhaftigkeit Jesu lesen. Str. 2—4. Er nahm in herzlicher Liebe die Kindlein auf, half den Kranken, machte die Verzagten und Armen zu seinen Brüdern, rettete die reuigen Sünder vom Verderben. Str. 5 und 6. Zu Tränen rührt mich diese Liebe und Treue, mit der er die ihm anvertraute Herde weidet und alle an sein Herz ziehen will. Str. 7. Weinend sinke ich ihm zu Füßen zum Dank für seine Liebe und aus Schmerz über meine Unwürdigkeit.

III. **Grundgedanke.** Jesu Liebe und Treue sind der Inhalt der Heiligen Schrift. Das Bibellesen sei ein Versenken in diese Liebe ohnegleichen. Fr. P.

31. A. Gebet.

Eduard Mörike, Gedichte. S. 174. Leipzig, Göschen, 13. Aufl. 1898.

I. **Einführung.** Ich will euch einiges aus dem Leben eines unserer liebenswürdigsten, frohsinnigsten Dichter erzählen, des Schwaben Eduard Mörike. Er war im Jahre 1804 zu Ludwigsburg (nördlich von Stuttgart) geboren und verlebte im Kreise seiner Eltern und Geschwister eine glückliche Jugend. Schon frühe war es ihm eine liebe Beschäftigung, Märchen zu ersinnen; und mit den Personen seiner Märchen lebte er dann, als wenn sie Wirklichkeit wären. Das Glück seiner Jugend ging zu Ende, als ihm in seinem 14. Jahre der Vater starb: er mußte sich von der Mutter und den Geschwistern trennen und die nächsten Schuljahre bei einem Verwandten in Stuttgart verleben. 18 Jahre alt bezog er die Universität Tübingen, um Theologie zu studieren. Mit Freunden setzte er hier in sinnigerer Form die Jugendspiele fort. Im einsamen Walde, in einem tiefen Felsenloche oder

in einem verlassenen Brunnenstübchen lasen sie sich bei der Lampe Dichtungen vor, mit Nixen, Elfen und Geistern aller Art bevölkerten sie ihre Umgebung. Nach Abschluß der Universitätszeit war Mörike acht Jahre lang an verschiedenen Orten des Landes Hilfsprediger und Vikar. In die Ferne und Weite strebte sein Sinn gar nicht; es genügte ihm, ein paar kurze Postreisen von einer schwäbischen Landschaft in die andere zu machen, mit der Natur und dem heimischen Volke zu verkehren. Alles Fremde und Aufregende hielt er sich fern, das hätte ihm seine Zufriedenheit und innere Freiheit geraubt und seine Märchenwelt zerstört.

In dieser Vikarszeit (1832) entstand das kurze Gedicht, das ich euch jetzt vortragen will, und das „Gebet" überschrieben ist.

II. **Vortrag des Gedichts.**

Herr! schicke, was du willt,
ein Liebes oder Leides;
ich bin vergnügt, daß beides
aus deinen Händen quillt.

Wolleſt mit Freuden
und wolleſt mit Leiden
mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
liegt holdes Bescheiden.

III. **Vertiefende Besprechung.** Str. 1. In welcher Stimmung betet der Dichter zum Herrn? Er ergibt sich ihm ganz und ist bereit, Liebes oder Leides, d. h. Freude und Leid, von ihm hinzunehmen. („Du willt" ist eine ältere, noch im 18. Jahrhundert besonders in Oberdeutschland gebräuchliche Form für „du willst"; den Ausdruck „ein Leides" empfinden wir als Akkusativ des substantivierten Neutrums „leid".) Was für „Liebes" und „Leides" hat der Dichter dabei wohl im Sinn? Warum kann er sich so ganz in Gottes Willen ergeben? Liebes und Leides kommt aus den Händen eines gütigen, allweisen Vaters, er ist der „Brunnquell guter Gaben". Darum ist er „vergnügt", d. h. er hat alles zur Genüge, ist zufrieden, auch im Leide. — Wie stellt sich Mörike in dem Gebet zu Gott? Er steht in kindlicher Demut und kindlichem Vertrauen seinem lieben himmlischen Vater gegenüber.

Achtet auf den Rhythmus der 1. Strophe! Sie fließt in dem regelmäßigen Wechsel von Senkung und Hebung dahin und entspricht so der gleichmäßigen Stimmung, die in der Strophe zum Ausdruck kommt. Und nun vergleicht damit den Rhythmus der 2. Strophe! Sie beginnt gleich mit einer stark betonten Silbe, als wolle sie sich schon hiermit von der 1. Strophe abheben. Dazu tritt im Verse eine Doppelsenkung auf, der Rhythmus ist also bewegter. Wie entspricht dem der Inhalt der Strophe? Sie enthält eine lebhaft andringende Bitte: Gott wolle dem Beter weder ein Übermaß von Freude noch von Leid schicken; in der Mitte zwischen zu großer Freude und zu großem Leide liegt holdes (d. h. freundliches, angenehmes) Sichbescheiden (d. h. Zufriedenheit). Warum wehrt der Dichter ein Übermaß von Leid und Freude ab? Alles Übermaß stört die innere Ruhe und Freiheit der Seele, ihr Glück und ihre Zufriedenheit.

Welche Erfahrungen mögen Mörike zu diesem Gebete veranlaßt haben? Wirkungen zu großer Freude und zu großen Leides, die er an sich selbst oder bei anderen beobachtet hatte. Für welche Tage des Jahres paßt dieses „Gebet" am besten? Für den Neujahrs- oder Geburtstag. Wie paßt dieses „Gebet"

so ganz in den Lebenslauf und zu den euch bekannten Anschauungen des Dichters?

IV. **Die ferneren Lebensschicksale des Dichters.** Mörike hat in seinem weiteren Leben Liebes und Leides erfahren. Mit 30 Jahren erhielt er die Pfarre zu Kleversulzbach (nicht weit von Weinsberg). Dort schufen ihm seine Mutter und seine geliebte Schwester Klärchen ein trauliches Heim. Freunde, unter ihnen der Dichter Justinus Kerner aus dem nahen Weinsberg, gingen in dem Pfarrhause ein und aus. Hier veröffentlichte er die erste Sammlung seiner Gedichte, die ihm Verehrer und Verehrerinnen in ganz Deutschland erwarben. Aber nach nicht ganz zehn Jahren (1843) mußte er wegen andauernder Kränklichkeit sein Pfarramt aufgeben. Als 47jähriger Mann heiratete er eine Freundin seiner Schwester. Nach 22jähriger Ehe verließ ihn seine Gattin. Mit seiner Schwester und seiner jüngsten Tochter lebte er dann noch einige Jahre, aller gewohnten Bequemlichkeit beraubt und empfindlichen Entbehrungen ausgesetzt. Aber all dies Bittere, das er erlebte, verbitterte ihm seinen Sinn nicht und zerstörte ihm nicht den Seelenfrieden. Im Jahre 1875 starb er; Freunde, Verehrer und Verehrerinnen legten am Grabe Zeugnis ab, wieviel sie mit ihm verloren hatten. Ein in sich zufriedener Mensch war heimgegangen.

B. Zum neuen Jahr.

Kirchengesang.

Eduard Mörike, Gedichte. Leipzig, Göschen. 13. Aufl. 1898. S. 160.

Wie heimlicherweise
ein Engelein leise
mit rosigen Füßen
die Erde betritt,
so nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
ein heilig Willkommen;
ein heilig Willkommen,
Herz, jauchze du mit!

In ihm sei's begonnen,
der Monde und Sonnen
an blauen Gezelten
des Himmels bewegt.
Du, Vater, du rate!
Lenke du und wende.
Herr, dir in die Hände
sei Anfang und Ende,
sei alles gelegt!

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Am Neujahrstage sind wir meist allzusehr geneigt, nur an unsere eigenen Wünsche und ihre Erfüllung im neuen Jahre zu denken. Eduard Mörike zeigt uns aber, wie wir uns am Neujahrsmorgen mit allen Frommen zusammenschließen und welche Gedanken unser Herz dann bewegen sollen. Hört sein Gedicht „Zum neuen Jahr"! Es stammt aus derselben Zeit wie sein „Gebet", nämlich aus dem Jahre 1832.

II. **Vertiefung.** Str. 1. Als was erscheint uns der Neujahrsmorgen? Als ein Bote, den uns Gott, der Herr der Zeit, schickt; heimlich (unvermerkt ist das alte Jahr ins neue übergegangen) und freundlich (im Glanze der Morgensonne) tritt er uns entgegen. Wie begrüßen wir ihn? Zusammen mit der Gemeinde, die im Gotteshause versammelt ist, rufen wir ihm einen Willkommgruß zu: Sei uns willkommen, neues Jahr, du Bote Gottes! Wie muß aber unser Willkommen sein, da es einem Boten Gottes gilt? Heilig,

d. h. rein von irdisch-selbstsüchtigen Gedanken und Wünschen, nur auf Gott den Heiligen gerichtet.

Str. 2. Nun wenden wir uns mit der Gemeinde zu dem, der uns diesen freundlichen Boten gesandt hat. Unser Gebet am Neujahrsmorgen enthält: 1. einen Entschluß, alles Tun im neuen Jahre in Gott zu beginnen, d. h. in seinem Auftrag und im Vertrauen auf ihn, den Allmächtigen, nach dessen Willen sich die Sonnen und Monde am Himmel bewegen; 2. eine Bitte an ihn, der nicht bloß der Allmächtige ist, sondern der gütige Vater seiner Kinder: Gib du uns deinen Rat, ehe wir unser Werk anfangen! Lenke du unsere Schritte und Hände, wenn wir das Werk begonnen haben! Wende du endlich alles zum Guten! So legen wir am Neujahrsmorgen den Anfang, den Fortgang und das Ende unseres Tuns in Gottes Hände. Fasse die Hauptgedanken des Neujahrsliedes noch einmal zusammen!

Als war für eine Persönlichkeit tritt uns Eduard Mörike in seinem „Gebet" und in dem Liede „Zum neuen Jahre" entgegen?

Vergleiche die Eingangszeilen von B (Z. 1—5) mit dem Auftreten des Sonntagsmorgens bei Joh. Peter Hebel („Sonntagsfrühe" Str. 4 und 5):

Str. 4. Und lisli uf de Zeeche goht
und heiter uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schlost alles no;
es sieht und hört en niemes goh.
Er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt
und winkt im Guhl: „Verrot mi nit!"

Str. 5. Und wemmen endli au verwacht
und gschlofe het die ganze Nacht,
se stoht er do im Sunneschii
und luegt eim zu de Fenstern i
mit sinen Auge mild und guet
und mit em Meien uffem Huet.

Was ist beiden Dichtern gemeinsam? Was hat jeder Besonderes?

Dr. P.

32. A. Gebet.

E. Geibel, Juniuslieder. Stuttgart 1867. S. 67.

1. Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!

2. Im Brand des Sommers, der dem Manne die Wange bräunt,
wie in der Jugend Rosenhage, sei du mit mir!

3. Behüte mich am Born der Freude vor Übermut,
und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir!

4. Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir!

5. Dein Segen ist wie Tau den Reben, nichts kann ich selbst;
doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir!

6. O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!

1. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Bei jeder neuen Aufgabe in unserem Berufe wie in dem Kampfe des Herzens gegen das Böse in und um uns,

in allem Glück wie im Leide werden wir immer wieder unserer Schwachheit inne und werfen die bange Frage auf: Woher nehme ich die Kraft zu handeln, zu kämpfen und zu tragen? In besonderem Maße gilt das von dem Dichter, der von Hunderten und Tausenden gehört wird, der durch seine Lieder Seelen aufwärts heben oder in den Schmutz ziehen kann. Auf diese Frage soll uns Emanuel Geibel die Antwort geben.

II. **Gedankengang** und **Erläuterungen.** 1. Str. 1. Herr, sei du mit mir als Gnadenhort in Glück und Unglück! — Den Herrn trage ich tief, unverlierbar, im Herzen als Gnadenhort, d. h. Schatz der Gnade, auf die ich in Glück und Unglück meinen Trost und meine Hoffnung setze.

2. Str. 2 und 3. Sei mit mir im Mannesalter wie in der Jugend, in den Stunden hoher Freude wie tiefer Verzagtheit! — Das Mannesalter mit seinen ernsten Aufgaben und seinem schweren Ringen gleicht dem Hochsommer, dessen Sonne dem arbeitenden Manne die Wange bräunt, die Jugend mit ihrer Freudigkeit und Sorglosigkeit aber einer farbenfrohen, duftenden Rosenhecke. Die Freude, die wie ein Born, eine Quelle, hell und fröhlich zutage springt, macht leicht übermütig, und im Übermut verliert man leicht die Besonnenheit und vergißt den Dank gegen den Geber der Freude; bei Unglück und Mißerfolgen aber verliert man das Selbstvertrauen und verfällt in Kleinmut.

3. Str. 4 und 5. Gib meinem Liede Reinheit und verleihe mir die Kraft, in meinem Dichten nach den höchsten Zielen zu streben! — Mein Lied soll nicht durch unreine Gedanken Seelen verführen; vgl. Matth. 18,6 und 12,36, und Eichendorffs Worte („Morgengebet", Bd. II): „Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd, um schnöden Sold der Eitelkeit, zerschlag mein Saitenspiel! und schauernd schweig' ich vor dir in Ewigkeit!" Ohne Gott vermag der Dichter nichts; vgl. Joh. 15,5!

4. Str. 6. Sei mit mir mein ganzes Leben hindurch als mein Trost im Leide, als meine Kraft in Arbeit und Kampf, als mein Licht in Trübsal!

Welche Antwort gibt uns Geibel auf die im Eingang gestellte Frage? Wie stellt er sich uns in seinem „Gebete" als Mensch und Dichter dar? Vergleiche die beiden „Gebete" von Mörike und Geibel nach ihrer Grundstimmung!

Seiner metrischen Form nach ist Geibels „Gebet" ein Ghaséł; vgl. den Anhang!

III. **Verwandtes.**

B. Zum Tagewerk.[1])

K. J. Ph. Spitta, Psalter und Harfe. Leipzig 1873. T. II. S. 51.

1. Gehe hin in Gottes Namen[2]),
greif dein Werk mit Freuden an,
frühe säe deinen Samen![3])
Was getan ist, ist getan.[4])

2. Sieh nicht aus nach dem Entfernten;
was dir nah liegt, mußt du tun[5]);
säen mußt du, willst du ernten[6]);
nur die fleiß'ge Hand wird ruhn.[7])

3. Müßig stehen ist gefährlich[8]),
heilsam unverdroßner Fleiß[9]),
und es steh' dir abends ehrlich
an der Stirn des Tages Schweiß.[10])

4. Weißt du auch nicht, was geraten[11]),
oder was mißlingen mag,
folgt doch allen guten Taten
Gottes Segen für dich nach.[12])

5. Geh' denn hin in Gottes Namen,
greif' dein Werk mit Freuden an;
frühe säe deinen Samen!
Was getan ist, ist getan.

1. Erläuterungen. 1) Gute Sprüche und Regeln für den Beginn und Fortgang der Tagesarbeit. 2) Was du im Namen, d. h. im Auftrag und nach dem Willen, Gottes beginnst, um dessen Ausgang brauchst du dich nicht zu sorgen. 3) Frühe am Morgen und zur rechten Zeit; zögere nicht lange, schiebe die Arbeit nicht auf! 4) Was ausgerichtet und vollendet ist, das liegt nicht mehr als Arbeit vor den Füßen und als Sorge auf dem Herzen. Wer alle Aufgaben rechtzeitig erledigt, der fühlt sich immer frei, ledig und arbeitsfreudig. 5) Tue immer zuerst die nächste Pflicht und vergiß nicht über dem Entfernten das Nahe, über dem Großen das Kleine! 6) „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen." „Was der Mensch säet, wird er ernten." 7) Nur wer treu und fleißig gearbeitet hat, wird sich der Ruhe recht freuen können; der Müßiggänger kennt das Glück der Ruhe nach der Arbeit nicht. „Nach getaner Arbeit ist gut ruhn." 8) „Müßiggang ist aller Laster Anfang." 9) „Ohne Fleiß kein Preis." Sprüche 6,6: Gehe hin zur Ameise, du Fauler; siehe ihre Weise an und lerne! 10) Von ehrlicher, redlicher Arbeit soll dir abends der Schweiß auf der Stirne stehen. 11) Jeder Sämann säet auf Hoffnung. „Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde —". 12) Die Arbeit selbst ist ein Segen; denn sie übt die Kraft und behütet vor Sünde und Torheit. In jedem Falle gibt sie das Gefühl der Befriedigung über erfüllte Kraft. 13) Str. 5 ist eine Wiederholung von Str. 1; mit dem Wörtchen „denn" = darum weist sie zurück auf die vorhergehenden Strophen, zieht die Folgerung daraus und schließt so harmonisch den Ring der Gedanken über die rechte Arbeitsweise ab.

2. Gedankengang. Str. 1. In Gottes Namen geh' freudig und ohne Säumen an dein Tagewerk! Str. 2—4. Tue das Nächste und tue es fleißig! Unermüdlicher Fleiß ist ein Segen. Sorge nicht ums Gelingen, jeder rechten Arbeit folgt Gottes Segen. Str. 5. Darum freudig in Gottes Namen ans Werk!

3. Vergleich von A und B. a) Ähnlichkeiten. Gebet beginnt die Arbeit und begleitet das Leben. Unsere Kraft ist schwach, unsere Tat nur eine Aussaat. Gott ist der Brunnen unserer Kraft, unserer Freudigkeit und unseres Segens. „An Gottes Segen ist alles gelegen."

b) Verschiedenheiten. A blickt auf das ganze Leben, B nur auf ein Tagewerk. A enthält die Gegensätze: Glück und Plage, Brand des Sommers und Rosenhag der Jugend, Übermut und Verzagtheit, B Aussaat und Ernte, Nahes und Fernes, Fleiß und Müßiggang, Geraten und Mißlingen. A möchte kühn das Höchste wagen, B das Nahe tun und nicht zu Entferntem schweifen. A bringt in jeder Strophe den Kehrreim „Sei du mit mir", B wiederholt die ganze erste Strophe. Fr. P.

33. Die Uhr.

Joh. Gabriel Seidl.

1. Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir;
wieviel es geschlagen habe, genau seh ich's an ihr.

2. Es ist ein großer Meister, der künstlich ihr Werk gefügt,
wenngleich ihr Gang nicht immer dem törichten Wunsche genügt.

3. Ich wollte, sie wäre rascher gegangen an manchem Tag;
ich wollte, sie hätte manchmal verzögert den raschen Schlag.

4. In meinen Leiden und Freuden, im Sturm und in der Ruh',
was immer geschah im Leben, sie pochte den Takt dazu.

5. Sie schlug am Sarge des Vaters, sie schlug an des Freundes Bahr,
sie schlug am Morgen der Liebe, sie schlug am Traualtar.

6. Sie schlug an der Wiege des Kindes — sie schlägt, will's Gott, noch oft,
wenn bessere Tage kommen, wie meine Seel' es hofft.

7. Und ward sie auch manchmal träger, und drohte zu stocken ihr Lauf,
so zog der Meister immer großmütig sie wieder auf.

8. Doch stünde sie einmal stille, dann wär's um sie geschehn —
kein andrer, als der sie fügte, bringt die zerstörte zum Gehn.

9. Dann müßt' ich zum Meister wandern, der wohnt am Ende wohl weit,
wohl draußen jenseit der Erde, wohl dort in der Ewigkeit.

10. Dann gäb ich sie ihm zurücke mit dankbar kindlichem Flehn:
„Sieh, Herr, ich hab' nichts verdorben, sie blieb von selber stehn!"

I. **Ziel** und dann **Vortrag.** Der Dichter Gabriel Seidl hat uns ein sinniges Rätsel geschaffen; es handelt von einer Uhr, und sein Gedicht trägt die Überschrift „Die Uhr".

II. **Vertiefung.** Wie lautet des Rätsels Lösung? An welcher Stelle des Gedichtes hast du gemerkt, daß der Dichter das Herz meint? Inwiefern kann er das Herz mit einer Uhr vergleichen? Wer trägt diese Uhr? Der Ärmste wie der Reichste, der Jüngste wie der Älteste.

Str. 1: Meine Uhr. Was kann der Dichter von seiner Herzensuhr ablesen wie von dem Zifferblatte einer gewöhnlichen Uhr?

Str. 2—6: Ihr taktmäßiger Gang in Freud' und Leid. Warum ist es ein großer Meister, der dies Uhrwerk geschaffen oder gefügt hat? An was für Tagen hätte der Dichter den Gang der Uhr gern beschleunigt, an welchen verzögert? In Tagen der Sorge, der Ungewißheit, der Not und des Leides — in Tagen der Zufriedenheit und des Glücks. Warum nennt er selbst diesen seinen Wunsch töricht? Der große Meister — Gott — allein weiß, was dem einzelnen zum Besten dient. Wann machte sich das taktmäßige Pochen der Uhr besonders bemerkbar? In den Augenblicken schwersten Leides und auf dem Höhepunkt des Glücks. Welche Zeitpunkte nennt

der Dichter? Tod des Vaters und des Freundes — erste Liebe, Hochzeit, Geburt eines Kindes. Warum hat er gerade diese Ereignisse genannt?

Str. 7—10: Ihr Stocken und ihr Stillestehn. Wann stockt der Gang der Uhr durch eigene Schuld des Besitzers? Durch Leichtsinn und Sünde. Wann ohne seine Schuld? Bei Krankheit und unverschuldetem Leid. Wann bleibt sie stille stehn? Im Tode. Wo muß der Besitzer den Meister aufsuchen? Achte auf die Steigerung (Str. 9)! Warum kann nur der Meister die Uhr aufziehen und wieder in Gang bringen? Er allein kennt den kunstvollen Bau des Werks und kann den Schaden auffinden. Wann darf der Besitzer zum Meister sagen: „Ich habe nichts an der Uhr verdorben"? Wieso liegt in diesen Worten „dankbar kindliches Flehn"? Dank dafür, daß er die Uhr bisher besessen, und vertrauensvolle Bitte, sie wieder in Gang zu bringen.

Warum ist die Uhr, die jedermann trägt, so kostbar? Der größte Meister hat sie geschaffen; sie ist ein kunstvolles Werk und hat für das Leben eines jeden die größte Bedeutung; auf Erden kann sie niemand in Gang bringen, wenn sie stockt oder stille steht. Welche Mahnung ergibt sich daraus für jeden von uns? Sorge dafür, daß du ihren Gang nicht leichtsinnig selbst störst oder ganz zum Stillstand bringst!

Die Wirkung, die das Gedicht durch seinen sinnigen Inhalt und die Einkleidung in die Rätselform ausübt, ist erhöht worden durch die Vertonung Karl Löwes; sie besonders hat das Gedicht weiten Kreisen bekannt und lieb gemacht. Dr. P.

34. Heimat für Heimatlose.

Rudolf Kögel.

1. So nah dem Strand ein stiller Raum,
ein eingehegter Garten.
Will man bei Sturm und Wogenschaum
hier noch der Blumen warten?
Ich trete ein. Zwei Gräberreihn
in Heidekraut und Moose!
Es sagt der Schrift erloschner Schein:
„Heimat für Heimatlose."

2. Die mitleidslos das Meer geraubt,
und die das Meer gab wieder,
hier legten sie ihr bleiches Haupt,
von Wellen triefend, nieder.
Schiffbrüchige — man kennt sie nicht,
ob Schiffsherrn, ob Matrosen,
nun träumen von der Heimat Licht
die armen Heimatlosen.

3. Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit
gespült zum Erdeneiland,
voll Unfall und voll Herzeleid,
bis heim uns holt der Heiland.
Das Vaterhaus ist immer nah,
wie wechselnd auch die Lose —
es ist das Kreuz von Golgatha
Heimat für Heimatlose.

I. **Einführung,** darnach **Vortrag.** Stellt euch den Friedhof eurer Heimat vor! Was seht ihr da? Grabhügel, geschmückt mit Kränzen, Blumen und Sträuchern, Grabkreuze, auf denen der volle Name des Verstorbenen, sein Beruf, sein Geburts- und Sterbetag, häufig auch ein auf sein Leben oder

Sterben bezügliches Bibelwort stehen. Hier ruhen die Verstorbenen der Gemeinde im heimatlichen Boden; die Hinterbliebenen besuchen und pflegen die Gräber.

Ich kenne aber einen stillen Friedhof auf einer Nordseeinsel, der so ganz anders ist. Hinter den hohen Sanddünen liegt er, schmucklos drängt sich Grabhügel an Grabhügel. Auf ihnen stehen schlichte, schwarze Holzkreuze, die zumeist keinen Namen, keinen Geburts- und Sterbetag melden, sondern nur einen Tag; als Monatsnamen treten häufig der Dezember und Februar auf. Wenn bei Weststurm die Brandung an der Küste brüllend tobt, dann weht der Dünensand über die Gräber: Wind und Wellen grüßen herüber die stillen Schläfer in den Gräbern. Die jetzt dort ruhen, fuhren einst als kräftige, lebensfreudige Männer auf ihren Schiffen durch die Nordsee. Dann aber kam ein Tag des Unheils, Sturm und Wellen zertrümmerten ihr Schiff an der Westküste der Nordseeinsel Sylt und zogen sie selbst in die Tiefe; ihre Leichen wurden am Strande angetrieben und dort in dem Dünenfriedhofe von den friesischen Bewohnern der Insel zur letzten Ruhe bestattet. Ihr Name, Geburtstag und Stand blieben zumeist unbekannt, so konnte auf das Grabkreuz nur der Tag gesetzt werden, an dem sie am Strande als Schiffbrüchige aufgefunden worden waren. Nicht in der Heimat, sondern in fremder Erde ruhen sie; das Tor des Friedhofs trägt die Inschrift „Heimat für Heimatlose". —

Auf diesen stillen Friedhof, der bei Westerland auf Sylt liegt, führt uns ein Gedicht Rudolf Kögels.

II. **Vertiefung.** Str. 1 und 2. Warum heißt der Friedhof „Heimat für Heimatlose"? Was sagt der Name?

Str. 3. Der Friedhof und sein Name haben noch eine andere Bedeutung für uns. Was wollen sie uns sagen? Unsere Heimat ist der Himmel, von dort sind wir durch den Eintritt ins Leben auf die Erde wie auf eine einsame Insel verschlagen worden und ziehen nun hier als Heimatlose durchs Leben, um wieder in die ewige Heimat zu gelangen. Wie der Seefahrer von Wind und Wellen umdroht ist, so wird der Erdenpilger von Unfällen und Herzeleid heimgesucht. Aber in allem Wechsel des Schicksals ist uns das Vaterhaus, die Heimat nahe: unter dem Kreuze von Golgatha finden wir die Ruhe für unsere Seele und damit die Heimat; denn Jesus, der am Kreuze für uns starb, hat uns das Heimatrecht im Himmel erworben (vgl. Joh. 14,2 f. und Str. 3 des Liedes „Das Jahr geht still zu Ende" von Eleonore Fürstin Reuß: „Es hat der Herr uns allen, die wir auf ihn getauft, in Zions goldnen Hallen ein Heimatrecht erkauft"). Warum finden wir unter dem Kreuze die Heimat? Heimat ist: Vater, Mutter, Geschwister, gemeinsame Sprache, Verständnis für die eigenen Gedanken, Nöte und Sehnsucht. Das alles findest du bei Jesus, unter dessen Kreuz sich die vielen Gleichgesinnten sammeln — vgl. Str. 4 des Liedes „Wenn ich ihn nur habe" von Fr. von Hardenberg: „Wo ich ihn nur habe, ist mein Vaterland, und es fällt mir jede Gabe wie ein Erbteil in die Hand; längst vermißte Brüder find' ich nun in seinen Jüngern wieder." Dr. P.

35. Die Worte des Glaubens (1797).

Friedrich v. Schiller, Werke. Herausgegeben von Heinr. Kurz. I, S. 357.

1. Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
sie gehen von Munde zu Munde;
doch stammen sie nicht von außen her,
das Herz nur gibt davon Kunde!
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

2. Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
und würd' er in Ketten geboren!
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
nicht den Mißbrauch rasender Toren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
vor dem freien Menschen erzittert nicht!

3. Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
der Mensch kann sie üben im Leben;
und sollt' er auch straucheln überall,
er kann nach der göttlichen streben;
und was kein Verstand der Verständigen sieht,
das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

4. Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
wie auch der menschliche wanke;
hoch über der Zeit und dem Raume webt
lebendig der höchste Gedanke;
und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

5. Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
sie pflanzet von Munde zu Munde!
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
euer Innres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
solang' er noch an die drei Worte glaubt.

I. **Einführung.** Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, die aus dem einen oder anderen Grunde Anstoß nahmen an der Frohbotschaft von Jesus dem Sünderheiland und von dem Vatergott, der sich in Jesus der sündigen Welt offenbart hat. Viele von ihnen halten den Glauben an einen Gott fest, und es bleibt in ihnen die Sehnsucht nach einer höheren, besseren Welt, nach einer Welt voll Sittlichkeit wach. Viele aber sind an die Dinge dieser sichtbaren Welt gebunden: sie meinen so handeln zu müssen, wie ihre Naturanlage und die Verhältnisse ihrer Umgebung es verlangen; auch wollen sie nur das für wahr annehmen, was sie mit ihren äußeren Sinnen erreichen und beweisen können. Ihnen ruft Schiller mahnend und warnend „die drei Worte des Glaubens" in einem Gedichte zu.

II. **Vortrag des Gedichtes.**

III. **Vertiefung.** Str. 1. Von drei Worten — wir können auch sagen: Ideen — redet der Dichter. Wie kennzeichnet er sie? Sie sind inhaltschwer, also von ganz besonderer Wichtigkeit, und weithin verbreitet; sie werden nicht mit Hilfe unserer Sinne außen in der umgebenden Natur gefunden, sondern von unserem Herzen oder Gemüte gefordert; auf dem Glauben an sie beruht der sittliche Wert eines Menschen. Wie heißen diese drei Ideen?

Str. 2—4. 1. Die Idee der Freiheit. Ist der Mensch wirklich frei?

Wir sehen doch, daß seine eigenen Anlagen, die Kräfte der Natur, die Ordnungen des Staates und der Gesellschaft, die Forderungen des Berufes u. a. m. ihn in ihren Fesseln halten. Und ist das etwa Freiheit, wonach der Pöbel und seine wahnwitzigen Führer schreien, nämlich die Möglichkeit, im staatlichen und bürgerlichen Leben zu tun und zu lassen, was sie wollen, und abweichende Meinungen einfach niederzuschlagen (vgl. die Schilderung der Französischen Revolution im „Liede von der Glocke" V. 342—381)? Diese äußerliche Freiheit kann der Dichter nicht im Auge haben, er meint vielmehr die Freiheit zum sittlichen Handeln; sie kann jeder haben, auch der Gefangene. Vor einem freien Menschen dieser Art braucht niemand zu zittern, weil er sich in sittliche Zucht nimmt, wohl aber vor dem Sklaven, der seine Ketten zerreißt und nun, des äußeren Zwanges ledig, sich nicht von sittlichen Gedanken, sondern von den zügellosen Trieben seiner sinnlichen Natur leiten läßt.

2. Die Idee der Tugend. Tugend ist kein inhaltleeres Wort, keine bloße Redensart. Da der Mensch die Freiheit zum sittlichen Handeln hat (Str. 2), kann er auch Tugend — nicht eine einzelne Tugend wie z. B. Wahrhaftigkeit, sondern Tugend im allgemeinen, d. h. sittliche Tüchtigkeit — üben und muß es auch. Was sagt freilich die tägliche Erfahrung dem, der tugendhaft zu leben sich bemüht? Häufig genug erfüllt er die sittlichen Forderungen nicht oder nicht ganz, er strauchelt auf dem Tugendwege (der Christ würde sagen: Er sündigt); aber streben kann er wenigstens immer nach dem hohen Ziele. Dazu gehört nicht etwa ein besonders großes Maß von Verstandesbildung oder Wissen (zu „Verstand der Verständigen" vgl. 1. Kor. 1, 19), ein kindlich reines Gemüt wird ohne viel Verstandesübung nur aus seinem inneren Drange heraus die Tugend als etwas Selbstverständliches üben (vgl. Matth. 18, 3: „Es sei denn, daß ihr ... werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen").

3. Die Idee Gottes. Welche Eigenschaften schreibt Schiller seinem Gotte zu? Er ist heiliger, d. h. sittlich vollkommener, und nicht schwankender Wille, während des Menschen Wille in bezug auf das Sittliche schwankt (Str. 3). Gott ist ferner der höchste Gedanke: der Mensch kann sich die Dinge nur im Raume, alles Geschehen nur in der Zeit vorstellen, er lebt in Raum und Zeit; Gott aber ist in seinem Denken und Sein nicht an Raum und Zeit gebunden, er ist Geist und ist ewig. Das Kennzeichen der irdischen Welt ist endlich der fortwährende Wechsel, die Wandelbarkeit, Gott aber ist die Ruhe und Unwandelbarkeit (vgl. Jak. 1, 17: „... von dem Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsternis"). Str. 5. Diese drei Ideen — Freiheit, Tugend, Gott — müssen wir für uns selbst festhalten und auch an andere weitergeben. Wie beweisen wir aber ihre Berechtigung gegenüber dem Zweifler, da ich doch aus den Dingen der umgebenden Welt ihr Dasein nicht nachweisen kann? Mein Herz verleiht mir die Überzeugung, daß es sittliche Freiheit, Tugend und Gott geben muß. Und einen anderen Beweis liefert das Leben: der Mensch, der an diese drei Ideen glaubt, hat und behält seinen Wert als sittliche Persönlichkeit.

Woraus erklärt sich das? Jeder Glaube ist eine Kraftquelle, aus der der Mensch seine Kraft zum Handeln schöpft; je höher hinauf dieser Glaube führt, je reiner er von Selbstsucht und sonstiger Unsittlichkeit ist, um so mehr leistet und um so größeren Wert hat der Mensch, der einen solchen Glauben besitzt.

Stehen diese drei Ideen in einem inneren Zusammenhange? Freiheit (Str. 2) ist die notwendige Grundlage für das sittliche Wollen und Handeln, für die Tugend (Str. 3); vollkommenen sittlichen Willen finden wir nur in Gott (Str. 4).

Dr. P.

II. Epische Dichtungen.

A. Parabeln, Legenden und Sagen.

36. Chidher.

Friedr. Rückert, Gesammelte Gedichte. I. Bd., 3. Aufl. Erlangen 1836. S. 53.

1. Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
ein Mann im Garten Früchte brach;
ich fragte, seit wann die Stadt hier sei,
er sprach und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort
und wird so stehen ewig fort.
Und aber[1]) nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

2. Da fand ich keine Spur der Stadt;
ein einsamer Schäfer blies die Schalmei[2]),
die Herde weidete Laub und Blatt[3]);
ich fragte: Wie lang ist die Stadt vorbei?
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächst, wenn das andre dorrt[4]):
Das ist mein ewiger Weideort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

3. Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug[5]),
ein Schiffer warf die Netze frei;
und als er ruhte vom schweren Zug,
fragt' ich, seit wann das Meer hier sei.
Er sprach und lachte meinem Wort:
So lang', als schäumen die Wellen dort,
fischt man und fischt man in diesem Port.[6])
Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

4. Da fand ich einen waldigen Raum
und einen Mann in der Siedelei[7]),
er fällte mit der Axt den Baum;
ich fragte, wie alt der Wald hier sei.
Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort[8]);
schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
und ewig wachsen die Bäum' hier fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

5. Da fand ich eine Stadt, und laut
erschallte der Markt vom Marktgeschrei.
Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an diesem Ort
und wird so gehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
will ich desselbigen Weges fahren.[9])

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Chidher oder Chidr war nach der arabischen Sage der Feldherr eines altpersischen Herrschers und ein Prophet, der aus der Lebensquelle getrunken hatte und darum in ewiger Jugend bis zum Jüngsten Tage fortlebte. Er war Hüter der Lebensquelle im Lande der Finsternis und führte auch Alexander den Großen zu ihr hin. Er sah,

wie alles auf der Erde einem beständigen Wechsel unterworfen war, und wie doch jedes lebende Geschlecht meinte, so und nicht anders sei es von Ewigkeit gewesen und werde ewig so bleiben. Der Mensch siehet, was vor Augen ist, und lebt nur für den Augenblick; ihm fehlt der Maßstab für die Ewigkeit. Da er sich selbst fortwährend unmerklich verändert, so merkt er den ewigen Wechsel und Wandel auf der Erde kaum. Nur die Gegenwart hat recht, und die Vergangenheit ist wie die versunkene Stadt im Meere. Erst in längeren Zeiträumen wird die Veränderung auffällig für den, der außerhalb der Veränderung steht. Diesen Gedanken hat Friedrich Rückert in der Parabel von „Chidher, dem Ewigjungen", poetisch dargestellt. Das Gedicht trug beim ersten Erscheinen im „Morgenblatt für gebildete Stände", Nr. 35 vom 10. Februar 1824, S. 137, die Überschrift: „Kazwinis Parabel vom Kreislauf der irdischen Dinge".

II. **Erläuterungen.** 1) aber = abermals, wieder. 2) Schalmei = Hirtenflöte von Rohr. 3) Laub und Blatt = die Laubblätter vom Gebüsch und die Blätter des Grases. 4) Wie auf meiner Weide eine Pflanze nach der andern welk und dürr wird, andere aber stets wachsen, so ist's mit allen Dingen der Erde; eine eigentliche Veränderung merkt man so wenig wie an einem Weideorte. 5) Das Meer ist tiefer ins Land gedrungen und hat den ehemaligen Boden der Stadt bedeckt. 6) Port = Hafen, hier Seehafen. 7) Siedelei = einsame Ansiedlung im Walde als erster Anfang einer neubeginnenden Kultur. 8) Hort = Schatz und Schutz. 9) Der Kreislauf vom Hirten-, Fischer-, Jäger- und Ansiedlerleben beginnt aufs neue.

III. **Vertiefung.** 1. Einzelbilder. a) Die friedliche Stadt im Kranze von Obstbäumen. b) Der flötende Hirt auf der Weide. c) Der Fischer beim Fischfang. d) Der Ansiedler im Walde. e) Das Marktgewühl der Stadt. —

Was taten Gärtner, Hirt, Fischer, Ansiedler, Marktleute verschiedenes, und worin gleichen sie sich?

2. Gedankengang. Str. 1. Der Bürger der Stadt pflückt Früchte in seinem Garten. Str. 2. An derselben Stelle weidet nach fünfhundert Jahren ein Schäfer seine Herde. Str. 3. Nach abermals fünfhundert Jahren fischt hier ein Schiffer im Seehafen. Str. 4. Nach wieder fünfhundert Jahren fällt daselbst ein Ansiedler Bäume. Str. 5. Nach derselben Frist erschallt hier das Marktgeschrei einer großen Stadt.

3. Leitgedanken. Nur im Wechsel ist Dauer auf Erden. Es wechseln unablässig die Formen, doch es bleibt das Wesen. Nur wer unveränderlich ist, sieht die Veränderung. Wer sich selbst mitverändert, hält den gegenwärtigen Zustand für einen ewigen. Vor dem ewigen und unveränderlichen Gott sind tausend Jahre wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. (Ps. 90, 4.) Ps. 102, 27, 28: Sie (Himmel und Erde) werden alle veralten wie ein Gewand usw. Du aber bleibest, wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende. —

4. Schönheiten. Die ewige Jugend ist der Maßstab der Veränderlichkeit alles Irdischen. Nur am Unveränderlichen erkennt und mißt man die Veränderlichkeit. Wie sticht gegen die menschliche Befangenheit, die nur den

gegenwärtigen Augenblick kennt und nutzt, der göttliche Weitblick ab! Wie heben sich die gleichbleibenden fünfhundertjährigen Wunderfahrten des ewigjungen Gottesboten von den tief einschneidenden Veränderungen an derselben Stelle ab! Wie schön sind von dem Dichter die Vertreter der einzelnen Kulturperioden gewählt und gezeichnet! In der Wiederkehr desselben Chidher, desselben Ortes, derselben Antwort, desselben Kreislaufs der Entwicklung läßt uns der Dichter die Atemzüge der Ewigkeit spüren. Fr. P.

37. Sankt Peter mit der Geiß.

Hans Sachs.

I. **Ziel.** Jetzt soll der Nürnberger Dichter Hans Sachs, der ein Zeitgenosse Dr. Martin Luthers und im bürgerlichen Leben ein einfacher Schuhmacher war, in einem seiner Schwänke zu uns sprechen. Die Überschrift lautet „Sankt Peter mit der Geiß" (oder Ziege).

II. Abschnittweises **Lesen** der Dichtung[1]) und Beifügung **sprachlicher Erläuterungen.**

1. V. 1—56. Petrus tadelt den Herrn Jesus, daß er in seinem Weltregimente zu gütig sei und die Bösen nicht austilge (V. 1—33); Jesus überträgt ihm für einen Tag das Weltregiment, damit er seine Sache besser mache (V. 34—56).

14. kon = 3. Pers. Sing. Ind. Präs.; Sachs schreibt aus bloßer Reimwillkür kon auf lohn; ebenso V. 24 du könnst = du kannst. — 15. die lehr: der Plur. hieß früher lehre (verkürzt lehr), später lehren; die lehr hier also = die Lehren. — 17. verschlind: ältere Form ist schlinden = unserem „schlingen", schlucken, also verschlinden = verschlingen, verschlucken. — 21. sichst = du siehst (vgl. Gesicht; geschicht = geschieht, neben Geschichte). — 22. sam = als ob. — 24. als = alles. — 25. nemst = nimmst (zur 1. Person ich nehme). — 27. den gewalt: das Subst. wurde früher männlich oder weiblich gebraucht, heute in der Schriftsprache nur noch weiblich. — 30. erderich = Erdenreich, Erdreich. — 33. rüwig in älterem Neuhochdeutsch = ruhig. — 36. baß = besser, ordinieren = ordnen. — 52. in deiner händt: in der älteren Sprache hatten Genet. und Dat. Sing. den Umlaut, ahd. henti, nhd. hende (vgl. behende = bei der Hand), verkürzt Händ oder hend; daneben gebraucht Sachs auch Hand (V. 31). — 56. daucht sich der herrlichkeit = dünkt sich, die Herrschaft zu besitzen.

2. V. 57—105. Eine arme Witwe überläßt dem lieben Gott die Obhut über ihre Ziege; Petrus plagt sich auf die Mahnung des Herrn Jesus den ganzen Tag nur damit ab, die Ziege zu behüten.

66. wann = denn. — 68. heint, Kürzung aus heinacht = diese Nacht. — 69. kinden: das 16. Jahrh. kennt noch die mhd. Formen des Plurals — Nom. und Akk. kint, Gen. kinde, Dat. kinden. — 70. sagen was = war (vgl. gewesen neben war) sagen: im 15. und 16. Jahrh. steht der Inf. für

[1]) Von einem Abdruck der Dichtung wird mit Rücksicht auf ihre Länge abgesehen.

[2]) Diese Erläuterungen beziehen sich auf den ursprünglichen Text der Dichtung.

das Part. Präs. (also eigentlich: war sagend) und ist auch jedenfalls aus dem Part. durch Abfall des auslautenden d entstanden (sagen statt sagend); diese Umschreibung mit dem Hilfszeitwort sein deutet urspr. eine dauernde Handlung an, hier = sagte zu Petrus. — 86. kumb ist Konj. Präs. mit dem Laute u (wie auch o vorkommt); das b ist aus Formen wie kumpt (kombt), in denen man zwischen m und t ein b spricht, auch in andere Formen eingedrungen und hat sich im 15. bis 17. Jahrh. in allen Formen eingenistet. — 91. hindan (entstanden aus hin und dan(n)) = von hinnen fort, also = fort, weg (vgl. Freiligrath, Die Trompete von Vionville: „Und wir ritten hindann"). — 94. nech = Nähe (vgl. nahe — am nächsten). — 95. loff (und geloffen): von laufen gebildet nach saufe, soff, gesoffen, bis ins 19. Jahrh. gebräuchlich. — 97. schloff — schliefe, schloff, geschloffen, im 16. Jahrh. sehr gebräuchlich = schlüpfen, das eine Weiterbildung von schliefen ist. — 104. hellig = trocken, durstig.

3. V. 106—122. Petrus erkennt, daß seine Weisheit kaum dazu ausreicht, eine Ziege zu regieren, und überläßt fortan ohne Einreden dem Herrn allein das Weltregiment.

106. stabe : im 15. und 16. Jahrh. vereinzelt stabe (schwach gebeugt) neben stab, noch erhalten in „Buchstabe". — 113. töcht: das Präteritum von taugen lautete im 16. und 17. Jahrh. noch tochte, tuchte, Konj. töchte, tüchte.

4. V. 123—168. Moral: Mensch, füge dich dem göttlichen Willen; dann lebst du in guter Ruh'. Bekrittle auch nicht die weltliche Obrigkeit, die von Gott selbst eingesetzt ist!

III. Die Personen der Dichtung.

1. Jesus wird — anders als in den Evangelien — als der allmächtige Gott und Weltregent dargestellt. Die törichten Reden des Petrus hört er — wie in den Evangelien — mit Geduld an. Der armen Witwe erbarmt er sich aufs liebreichste. Den müden und abgehetzten Petrus empfängt er mit freundlichem Lachen — die Evangelien berichten keinmal von einem Lachen Jesu, nur von seinem Weinen — und macht ihm keine Vorwürfe, da Petrus zu der rechten Erkenntnis gekommen ist. In den Hauptzügen entspricht also der Jesus der Dichtung, soweit sein Menschentum in Frage kommt, dem Bilde, das die Evangelien von ihm zeichnen.

2. Petrus. Wie er dem Herrn Vorwürfe macht (vgl. Matth. 16, 22), wie er auf Jesu Frage schnell bereit, das Weltregiment zu übernehmen, und auch sicher ist, seine Sache besser zu machen als der Herr, wie er zur Erkenntnis seines Vorwitzes kommt und seine Torheit reumütig eingesteht — das alles entspricht ganz dem Charakter des Petrus der Evangelien.

3. Die Witwe wird in ihrer ganzen Armut und ihrem festen Gottvertrauen mit wenig Strichen gezeichnet.

IV. Der Dichter.

Er verfolgt mit seinem Schwank einen ganz bestimmten Zweck, den der moralischen Belehrung (vgl. die angehängte, breit ausgesponnene Moral V. 123—168), bietet sie aber in einer anschaulichen, lebensvollen Erzählung dar und kleidet sie in das Gewand des Humors.

Anschaulich und lebensvoll stellt er die Charaktere der handelnden Personen wie in einem kleinen Drama (4 Akte: 1. Petrus und der Herr, 2. Die arme Witwe mit ihrer Geiß, 3. Petrus und die Geiß, 4. Der Herr und Petrus) dar: die Selbstsicherheit des Petrus in vielen Worten (V. 5—33), seine Selbsterkenntnis und Reue in den viel kürzeren Worten (V. 109—118), den Herrn, der wenig spricht und nur die Geiß der Armen mit mehr Worten dem Petrus empfiehlt, die arme Frau in ihrem Elend und Gottvertrauen.

Die treuherzig-schalkhafte Weise des Dichters zeigt sich ebenso in dem wortreichen Selbstruhm des Petrus wie in der kurzen Frage des Herrn (V. 34—37), in der Schilderung der anstrengenden Hirtentätigkeit, in dem Bilde des müde heimkehrenden Petrus, in der kurzen Frage des Herrn (V. 107 f.) wie in der de-, weh- und reumütigen Antwort des Petrus; sie zeigt sich auch in dem, was V. 113—115 nur angedeutet wird, daß Petrus über dem Geißhüten für all die anderen größeren und größesten Aufgaben des Weltregiments, über die er zu Anfang so wort- und weisheitreich gesprochen, überhaupt keinen Augenblick Zeit gehabt hat. Zum Humor des Dichters gehört es auch, daß er dem Petrus als Gegenstand der Fürsorge gerade eine Geiß, dieses eigensinnigste, launischste und unruhigste Haustier, überantwortet.

In Jesus gehen Menschentum und allmächtige Gottheit nebeneinander her. Hans Sachsens religiöses Denken und Fühlen nimmt an dieser Verbindung, die nicht den Evangelien gemäß ist und unserem Empfinden widerspricht, keinen Anstoß.

Gekleidet hat er den Schwank in das volkstümliche Gewand der vierhebigen Reimpaare mit einsilbigem Auftakt und einsilbigen Senkungen; die überzählige Senkung am Ende des Verses kommt seltener vor. Unser rhythmisches Gefühl wird durch die Versetzung des Wortakzents unangenehm berührt, die ziemlich häufig auftritt, vgl. den Eingang:

Als nóch auf Érden ging Christús —
oder V. 11: Frevél und Géwalt géht für Récht.

Auch der hartklingende Ausfall von Vokalen kommt vor:

V. 25: nemb récht in d'Händ (in die Hand),
V. 37 und sóllt den Gwált habén wie die.

Hans Sachs zählt eben nur, wie es zu seiner Zeit Sitte war, die Silben; vgl. Luther in „Ein feste Burg":

Nehmén sie den Leib,
Gut, Éhr, Kind und Weib,
laß fáhren dahín.

Die vierhebigen Reimpaare haben in Anlehnung an Hans Sachs später Goethe im „Faust" und Schiller in „Wallensteins Lager" verwendet; der „Knüttelvers", wie man den einzelnen Vers später nannte, ist der schlichteste, volkstümlichste, deutscheste Vers. Sachlich hat sich Goethe an Hans Sachs in seiner „Legende vom Hufeisen" angeschlossen.

Dr. P.

38. Die Weiber von Winsperg.

Adelbert von Chamisso, Werke. 1. Bd. 5. Aufl. Berlin 1864. S. 306.

1. Der erste Hohenstaufen, der König Konrad, lag
mit Heeresmacht vor Winsperg seit manchem langen Tag;
der Welfe war geschlagen, noch wehrte sich das Nest,
die unverzagten Städter, die hielten es noch fest.

2. Der Hunger kam, der Hunger! das ist ein scharfer Dorn;
nun suchten sie die Gnade, nun fanden sie den Zorn.
„Ihr habt mir hier erschlagen gar manchen Degen wert,
und öffnet ihr die Tore, so trifft euch doch das Schwert!"

3. Da sind die Weiber kommen: „Und muß es also sein,
gewährt uns freien Abzug, wir sind vom Blute rein!"
Da hat sich vor den Armen des Helden Zorn gekühlt,
da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

4. „Die Weiber mögen abziehn, und jede habe frei,
was sie vermag zu tragen und ihr das Liebste sei;
laßt ziehn mit ihrer Bürde sie ungehindert fort!"
Das ist des Königs Meinung, das ist des Königs Wort.

5. Und als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut,
da hat ein seltnes Schauspiel vom Lager man geschaut;
es öffnet leise, leise sich das bedrängte Tor,
es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Tritt hervor.

6. Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht,
sie tragen ihre Eh'herrn, das ist ihr liebstes Gut.
„Halt an die argen Weiber!" ruft drohend mancher Wicht; —
der Kanzler spricht bedeutsam: „Das war die Meinung nicht!"

7. Da hat, wie er's vernommen, der fromme Herr gelacht:
„Und war es nicht die Meinung, sie haben's gut gemacht;
gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht,
und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht."

8. So war das Gold der Krone wohl rein und unentweiht.
Die Sage schallt herüber aus halbvergeßner Zeit.
Im Jahr eilfhundertvierzig, wie ich's verzeichnet fand,
galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland.

I. **Vorbereitung.** Adelbert von Chamisso erzählt uns eine Geschichte von einem deutschen Könige und von deutschen Frauen. Sie spielte sich ab vor der Stadt Weinsberg oder Winsperg in Schwaben im Jahre 1140, in einer schweren Zeit der deutschen Geschichte. Damals stritten Deutsche wider Deutsche; unter dem Kampfrufe „Hie Welf! Hie Waibling!" befehdeten sich die Anhänger des ersten Hohenstaufenkönigs Konrad III. (1138 bis 1152) und die Anhänger des Herzogs Heinrich von Bayern aus dem Geschlechte der Welfen.

II. **Zur Vertiefung.** Gliederung und Erläuterungen. a) Str. 1—4: Wie die Frauen von Winsperg den König Konrad um eine Gnade baten und er ihnen freien Abzug mit dem Liebsten, was sie tragen konnten, gewährte.

Str. 2 „Degen wert": Die Worte und die Wortfügung entstammen der Sprache der mittelalterlichen Epen; Degen = kühner Streiter, Held. — Str. 3 „vor den Armen": Der König weiß, daß er die Frauen wirklich arm

machen, ihnen Hab und Gut, den Ehemann und die erwachsenen Söhne nehmen wird; aus diesem Bewußtsein entspringt sein Erbarmen, mit dem er den Frauen mehr gewährt, als sie erbeten haben.

b) Str. 5—8: Wie die listigen Frauen ihre Ehemänner retten wollten und der König ihnen sein Wort hielt.

Str. 5: Mit welchen schweren Gedanken haben wohl die Frauen ihren Weg angetreten — Last auf dem Herzen, Last auf dem Rücken?

Str. 6 „arg" = nichtswürdig, böse. „Wicht" = unbedeutendes Ding, hier auf Personen bezogen. — Str. 7 „fromme", hier in seiner früheren Bedeutung = tüchtig, rechtschaffen; „zerdeutelt und zerdreht": „deuteln" (Verkleinerungsform von „deuten") = in kleinlichem Sinne auslegen, „zerdeuteln" = durch kleinliche Auslegung vernichten; „zerdrehen" = durch Auseinanderdrehen zerstören (z. B. einen Bindfaden). — Str. 8, Z. 1: Das Gold der Krone blieb dadurch unentweiht, daß ihr Träger sein Königswort hielt. Franz I. von Frankreich entweihte das Gold der Krone, als er gegen seinen geschworenen Eid aus Madrid floh, Kaiser Sigismund, als er dem „Ketzer Hus" das freie Geleit brach. Karl V. sagte dagegen: „Wenn alle Welt Treue und Glauben bräche, so soll sie doch bei dem Kaiser gefunden werden." — „eilf": Der mittelalterlichen Zeit der Geschichte entsprechend ist die ältere Form statt des neuhochdeutschen „elf" gewählt. — Noch heute ragt auf dem Hügel über der Stadt Weinsberg die Ruine der Burg auf, aus der die Frauen ihre Ehemänner auf dem Rücken heruntertrugen, und die dann zum Danke für diese Treue den Ehrennamen „Weibertreu" erhielt.

Wie kamen die Frauen dazu, dem Königsworte diese Auslegung zu geben? Die schwere *Not*, in der sie und ihre Ehemänner sich befanden, und die *Liebe* zu ihren Ehemännern veranlaßte sie, das Äußerste zu wagen. Auch hatten sie wohl einiges *Vertrauen* zu dem Charakter des Königs, der ihnen am Vortage aus Erbarmen mehr gewährt, als sie erbeten hatten. Endlich hofften sie wohl auch, daß ihre *Treue* des Königs Herz rühren würde.

Warum hielt der König den Frauen sein Wort? Sicherlich war es nicht seine Meinung gewesen, daß jede Frau den Eheliebsten forttragen sollte, wenn er ihr *das* Liebste fortzutragen gestattete; *seine Meinung* hatte er deutlich genug in Str. 2 ausgesprochen. Immerhin aber ließ der Wortlaut des Versprechens die von den Frauen gewählte Deutung zu; der König hätte kleinlich und rachgierig gehandelt, wenn er seine Auffassung für die allein richtige erklärt hätte. Auch empfand er ein gewisses Wohlgefallen an der List und dem Mute der Frauen, wie sein Lachen beweist (Str. 7).

Weibertreue und die Heiligkeit eines Kaiserwortes, das man nicht drehen noch deuteln soll, sind seitdem sprichwörtlich geworden.

Dr. P.

B. Poetische Erzählungen.

39. Sommernacht.

Gottfr. Keller, Ausgewählte Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta. S. 21.

1. Es wallt das Korn weit in die Runde
und wie ein Meer dehnt es sich aus;
doch liegt auf seinem stillen Grunde
nicht Seegewürm noch andrer Graus;
da träumen Blumen nur von Kränzen
und trinken der Gestirne Schein,
o goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
saugt meine Seele gierig ein!

2. In meiner Heimat grünen Talen,
da herrscht ein alter, schöner Brauch:
wann hell die Sommersterne strahlen,
der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
dann geht ein Flüstern und ein Winken,
das sich dem Ährenfelde naht,
da geht ein nächtlich Silberblinken
von Sicheln durch die goldne Saat.

3. Das sind die Bursche jung und wacker,
die sammeln sich im Feld zuhauf
und suchen den gereiften Acker
der Witwe oder Waise auf,
die keines Vaters, keiner Brüder
und keines Knechtes Hilfe weiß –
ihr schneiden sie den Segen nieder,
die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

4. Schon sind die Garben festgebunden
und rasch in einen Ring gebracht;
wie lieblich flohn die kurzen Stunden,
es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
im Garbenkreis, bis Morgenluft
die nimmermüden braunen Jungen
zur eignen schweren Arbeit ruft.

I. **Zielangabe.** Zu einem reifen Kornfelde führt uns Gottfried Keller hinaus, nicht am hellen Tage, sondern in der stillen Nacht. Hört sein Gedicht „Sommernacht"!

II. **Vortrag** des Gedichts.

III. **Vertiefende Besprechung.** 1. Str. 1. Die stille Schönheit des Kornfeldes in der Sommernacht. — Vergleiche das Kornfeld mit dem Meere! Wie wirkt der Anblick des Kornfeldes auf das Gemüt des Dichters ein? Der Frieden, der auf der Flur liegt, und der Glanz, der von den goldgelben Ähren im Sternenlichte ausstrahlt, wecken die Sehnsucht in ihm; beides nimmt er in sich auf, um die Seele mit Frieden und Glanz zu erfüllen.

2. Str. 2—4: Die heimliche Erntearbeit und die helle Erntefreude in der Nacht.

Wie hängt der zweite Teil des Gedichtes mit dem ersten zusammen? Str. 1, die lyrischen Charakter hat, leitet den zweiten erzählenden Teil ein; die stille Schönheit des Erntefeldes weckt in der Seele des Dichters nach dem Gesetz vom Gegensatze die Erinnerung an eine Sommernacht anderer Art, die von geschäftigem Treiben ausgefüllt ist. Schildere den heimlichen Auszug der Burschen (neben der meist gebrauchten schwachen Biegungsform kommt auch die starke „Bursche" vor) mit Sichel und Sense, Rechen und Strohseilen aus dem Dorfe! Schildere ihre nächtliche Erntearbeit! Worin bestand die Not der armen Witwe oder des elternlosen Kindes? Warum kann man das Tun der Burschen als „Spiel" (Str. 4) bezeichnen? Es beruht auf voller Freiwilligkeit und erfolgt ohne Aussicht auf Bezahlung oder Lohn. Und warum ist dieses Tun mit der „reinsten Lust" geziert (Str. 3)? Es ist frei von Selbstsucht jeder Art. — Schildere, wie die Burschen die kurze Zeit, die ihnen nach dem Abmähen des Kornfeldes von der Nacht noch bleibt, der Erntefreude widmen! Worin besteht die Größe des Liebesopfers, das die Burschen bringen? Groß ist die Not der Witwe; sie sieht das reiche Kornfeld vor sich und kann doch nicht den Erntesegen bergen. Da verabreden sich einige Burschen voller Mitleid und in aller Stille, ihr zu helfen. Heimlich ziehen sie in der Nacht hinaus in die Flur und verrichten in möglichster Stille die Erntearbeit. Sie opfern die Nachtruhe nach einem anstrengenden Arbeitstage und nehmen auch noch den zweiten Arbeitstag auf sich. Noch nicht einmal danken kann ihnen die Witwe, da sie ja nicht weiß, wer ihre freundlichen Helfer gewesen sind. — Stelle die Bilder des Kornfeldes nach Str. 1 und nach Str. 3, 4 gegenüber! Dort der Frieden der Nacht über dem Kornfelde und der goldene Glanz der Ähren im Sternenlichte — hier geschäftiges Treiben, blinkende Sicheln, fallende Ähren, endlich Stoppelfeld und Kornhaufen, also im Grunde genommen Zerstörung der friedlichen Schönheit, die in Str. 1 geschildert ist, aber über diesem Erntefelde liegt der Glanz, der von dem Geiste helfender Nächstenliebe ausgeht.

Dr. P.

40. Das taubstumme Kind.

Detlev von Liliencron, Sämtliche Werke. Leipzig, 4. Aufl. Bd. 9, S. 176.

1. Von dichter Kinderschar umgeben,
pausbäckig alle und gesund,
schien wolkenlos der Mutter Leben,
und alles stand auf sicherm Grund.

2. Nur eins von all den Glücksgewinnen,
ein Mädelchen im lustigen Schwarm,
war taubstumm und von blöden Sinnen,
lag täglich fast dem Tod im Arm.

3. Verdreifacht hält der Liebe Posten
vor ihrem Stübchen seine Wacht,
und keine Mühe, keine Kosten
erschüttern seine Heldenmacht.

4. Und weiter atmet, lebt die Kranke,
nun ist sie dreizehn Jahre schon,
doch immer bleibt dieselbe Schranke,
versagt ist ihr der Menschenton.

5. Der Mutter heißeste der Bitten,
der Wünsche heißester ist nur,
bevor ihr Liebling ausgelitten,
eh' abgelaufen ihre Uhr:

6. Daß sie ein einzig Mal nur sage,
ein einzig Mal das eine Wort
„Mutter" — und wegfegt alle Klage,
und alle Trübsal ist verdorrt.

7. Das Mädchen starb. Mit reinem Herzen
sank oben sie an Gottes Brust,
die Mutter blieb im Land der Schmerzen
und gab sich schwer in den Verlust.

8. Dann starb auch sie nach vielen Jahren,
nach Plag' und Arbeit, wie's so geht,
wir alle müssen's ja erfahren,
wie scharf der Wind auf Erden weht.

9. Als sie nun schritt auf Himmelswegen,
bei Gottes Thron am heiligen Ort,
trat ihr das Töchterlein entgegen,
und — „Mutter" jauchzt ihr erstes Wort.

I. **Zielangabe.** Detlev von Liliencron erzählt uns in einem Gedichte von dem schweren Leide, das eine Mutter um ihr krankes Töchterchen getragen hat, und wie dies Leid in die seligste Freude verwandelt worden ist. Das Gedicht trägt die Überschrift „Das taubstumme Kind".

II. **Vortrag** des Gedichts.

III. **Vertiefende Besprechung.** 1. Gliederung und Gedankengang. a) Str. 1. Mutterstolz. Schildere die Mutter im Kreise ihrer gesunden Kinder! Jedes Kind, das geboren wurde, war für die Mutter ein „Glücksgewinn", ein Gewinn oder Zuwachs an Glück.

b) Str. 2—6. Mutterleid und Mutterliebe. Stelle die gesunden Kinder dem siechen Schwesterlein gegenüber! (Jene pausbäckig, gesund an Leib und Geist, voll blühenden, springenden Lebens; dieses siech, stets ans Krankenbett gefesselt, taub und stumm, von blöden Sinnen, also in seinem Geistesleben gestört.) Schildere die Mutter am Krankenbett ihres armen Kindes! „Täglich lag das Kind fast dem Tod im Arm": täglich stand der Tod bereit, es in seinen Arm zu nehmen und fortzutragen. Wie aber der Soldat Posten steht, um den Feind zu beobachten und, wenn nötig, abzuwehren, so stand die Mutter in ihrer Liebe auf Posten vor dem Krankenstübchen ihres Kindes und hielt die Wache, um den Tod abzuwehren; dabei scheute sie keine Mühe und keine Kosten, sie verdreifachte ihre Liebe, um jederzeit zur Stelle sein zu können. Je hilfloser und hilfsbedürftiger ein Kind ist, um so mehr wächst die Liebe der Mutter und wirkt sich aus; sie liebt es mit der selbstlosesten und opferwilligsten Liebe. — Worin bestand nun das Leid der Mutter? Es war schon Leid genug, daß ihr Kind Jahr für Jahr in Siechtum sich dahinschleppte; das schmerzte besonders, wenn sie an die gesunden Kinder dachte. Aber dazu gesellte sich ein schwereres Leid: das Kind war taubstumm. Wie bei ihren gesunden Kindern hatte sie bei diesem Töchterchen auf den ersten Laut aus Kindermund und das erste Anzeichen, daß es hören konnte, gewartet. Und nun blieb eines wie das andere aus. Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hatte sie so gewartet, immer tiefer sank die Hoffnung, und schließlich mußte sie sich eingestehen, daß ihr Kind taub und stumm blieb. Es hörte nicht die Worte der Liebe, mit denen die Mutter es hegte; es konnte auch nicht mit Worten dafür danken. Aber konnte es nicht aus den Augen und den Handlungen der Mutter die große Liebe ablesen? Konnte es nicht wenigstens durch verständnisvolles Aufleuchten seiner Augen danken und mit seinen Händchen die Mutter liebkosen? Und nun erreichte das Leid der Mutter seinen Höhe-

punkt, als sie merkte, daß das Seelchen ihres Kindes nicht aufwachte, daß sein Geist gefesselt war. Warum war es ihre heiße Bitte an Gott, ihr heißester Wunsch, aus dem Munde ihres Kindes nur einmal das Wort „Mutter" zu hören? Nicht um ihrer selbst willen; aber aus dem Worte hätte sie gemerkt, daß das Kind die Liebe der Mutter empfunden und verstanden hatte, daß es aus seinem sonst so traurigen Leben dieses Glücksgefühl der Mutterliebe mit sich nehmen konnte.

c) Str. 7. Mutterschmerz. Wohl brauchte die Mutter nun nicht mehr zu wachen und sich abzumühen, aber doch fehlte ihr das Kind, das sie mit der größten Liebe umfaßt hatte. Ihr Töchterchen aber, dessen Herz nicht von der Sünde befleckt worden war, ging zu Gott ein, und an seinem Herzen fiel alle Schwachheit des Leibes ab (1. Kor. 15, 43), es wurde wie die Engel des Himmels.

d) Str. 8 und 9. Selige Mutterfreude. Die Mutter erfährt im Himmel, daß nichts von der Liebe, mit der sie ihr Kind auf Erden gehegt hatte, und die dem Kinde ganz unverstanden geblieben zu sein schien, verlorengegangen ist. Am Herzen Gottes hatte das Kind die Liebe seiner Mutter ganz verstehen gelernt, und das gibt sie der Mutter mit einem einzigen Worte kund, auf das diese während des irdischen Lebens vergebens gewartet hatte (Str. 5) — mit dem Worte „Mutter".

2. Grundgedanke. Die selbstlose, opferwillige Mutterliebe findet ihren Dank in der Ewigkeit. Dr. P.

41. Der Halligmatrose.

Hermann Allmers, Dichtungen.

1. „Kapitän, ich bitt' Euch, laßt mich fort,
o lasset mich frei, sonst lauf' ich von Bord,
ich muß heim, muß heim nach der Hallig!
Schon sind vergangen drei ganze Jahr',
daß ich stets zu Schiff, daß ich dort nicht war,
auf der Hallig, der lieben Hallig."

2. „Nein, Jasper, nein, das sag' ich dir,
noch diese Reise machst du mit mir,
dann darfst du gehn nach der Hallig.
Doch sage mir, Jasper, was willst du dort?
Es ist ein öder, armseliger Ort,
die kleine, die einsame Hallig." —

3. „Ach, mein Kapitän, dort ist's wohl gut,
und an keinem Ort wird mir so zumut,
so wohl als auf der Hallig!
Und mein Weib hat um mich manch traurige Nacht,
hab' so lang nicht gesehn, wenn mein Kind mir gelacht,
und Hof und Haus auf der Hallig." —

4. „So höre denn, Jasper, was ich dir sag':
Es ist gekommen ein böser Tag,
ein böser Tag für die Hallig.
Eine Sturmflut war wie nie vorher,
und das Meer, das wildaufwogende Meer,
hoch ging es über die Hallig.

5. Doch sollst du nicht hin, vorbei ist die Not —
dein Weib ist tot, und dein Kind ist tot,
ertrunken beid' auf der Hallig,
auch die Schafe und Lämmer sind fortgespült,
auch dein Haus ist fort, deine Wurt zerwühlt,
was wolltest du tun auf der Hallig?"

6. „Ach Gott, Kapitän, ist das geschehn?
Alles soll ich nicht wiedersehn,
was lieb mir war auf der Hallig? —
Und Ihr fragt mich noch, was ich dort will tun? —
Will sterben und im Grabe ruhn
auf der Hallig, der lieben Hallig!"

I. **Einführung,** dann **Vortrag.** Von dem traurigen Schicksal eines Matrosen sollt ihr hören. Seine Heimat war eine der Halligen, der Inselchen, die in der Nordsee der schleswig-holsteinischen Küste vorgelagert sind. Ihr Erdreich erhebt sich nur 3—4 Fuß hoch über den Meeresspiegel. Um sich gegen die Sturmfluten der Nordsee zu schützen, die auch die Mordsee genannt wird, haben die Halligbewohner Erdhügel oder Wurten aufgehäuft, auf denen ihre niedrigen, strohgedeckten Häuser mit tief in die Erde gerammten Pfosten und Backsteingemäuer sich erheben. Sie leben vom Fischfang und haben einige Schafe, die das kurze, nahrhafte Gras der Halligen abweiden; in ihren jüngeren Jahren fahren sie gern als Matrosen zur See. Hört das Gedicht von dem „Halligmatrosen"!

II. **Vertiefende Besprechung.** Um ein Zwiegespräch zwischen einem Schiffskapitän und einem seiner Matrosen namens Jasper handelt es sich in dem Gedichte. Wo findet es etwa statt? Im Hafen zu Hamburg auf einem Segelschiffe. Wie ist es dem Matrosen in den letzten Jahren ergangen? Drei Jahr war er mit seinem Schiffe unterwegs, fern von Weib und Kind, von Haus und Hof. Er hatte die stolzen Wälder und die Blütenpracht südlicher Länder (Brasilien, Indien) gesehen, aber seine arme Heimat darüber nicht vergessen. Während der ganzen Zeit war wohl keine Nachricht von daheim zu ihm gelangt, weil sein Schiff immer wieder Häfen anlief, die er nicht vorher nach Hause melden konnte. So war seine Sehnsucht immer stärker geworden. Nun war er wieder in Deutschland, ganz in der Nähe seiner Hallig. Da läßt sich seine Sehnsucht nach der Heimat, nach dem eigenen Haus und Hof, seine Freude auf das Wiedersehen mit Weib und Kind nicht mehr zurückhalten — er muß heim (Str. 1). Das ist ganz verständlich. Um so weniger aber verstehen wir den Kapitän, der ihn nicht nach Hause gehen lassen will, der ihn sofort wieder auf eine neue Reise mitnehmen will und ihm am liebsten die Anhänglichkeit an die Hallig rauben möchte (Str. 2). Wir verstehen ihn aber, wenn wir aus seinem Munde hören, was er von dem Schicksal der Hallig Jaspers weiß. Bei der Ankunft in Hamburg hat er durch seinen Reeder eine Trauerbotschaft schlimmster Art für Jasper erhalten; am liebsten möchte er sie ihm gar nicht mitteilen oder vielleicht erst später, auf der weiten Fahrt, die er plant (Str. 2). Nun muß er dem Jasper auf sein ungestümes Drängen nach Heimurlaub doch sagen, was er erfahren hat. Was merkst du seinem Berichte an? Die Sätze werden

stockend gesprochen, sind kurz, abgebrochen — Schmerz und Mitgefühl. Wie lautet die Botschaft kurz ausgedrückt? Jasper hat mit einem Schlage alles verloren, was ihm lieb und wert war; nur der nackte Halligboden ist ihm geblieben. Wie nimmt er die Nachricht auf? Achte auf den Eingang der 2. Zeile in Str. 6 (Alles soll ich ...): hier stehen Akzent und Metrum nicht im Einklang. Das Wort „alles" hat der Dichter mit besonderem Nachdrucke an die Spitze gestellt; beim Vortrage ist die erste Silbe stark zu betonen und länger auszuhalten. Wie nannte der Kapitän die Hallig in Str. 3?

„Es ist ein öder, armseliger Ort,
die kleine, die einsame Hallig."

Begründe sein Urteil! Und wie nannte Jasper seine Heimat in Str. 1? Die „liebe Hallig". Warum war sie ihm so lieb? Sie ist die Heimat seiner Eltern, sein Geburtsort mit dem Elternhause, die Stätte seiner Jugenderinnerungen, seiner jungen Ehe und seines Familienglücks; hier hat er Haus und Hof, Schafe und Lämmer. Mit welchem Rechte aber nennt er die Hallig auch jetzt noch, da ihm die Mordsee all sein Glück geraubt hat, die „liebe Hallig" (Str. 6)? Die Erinnerung an das Glück, das er dort besessen hat, macht ihm das Stückchen Erde auch jetzt noch lieb; er will an der Stätte bleiben, wo seine Lieben gelebt haben und gestorben sind; er will sein Grab in der Heimaterde finden. — Im Mittelpunkte all seines Denkens, Wünschens und Hoffens steht die Hallig; um dies zum Ausdruck zu bringen, läßt der Dichter jede Halbstrophe mit dem Worte „Hallig" schließen.

Ein Dichter — Theodor Fontane in der Ballade „Archibald Douglas" — sagt:

„Der ist in tiefster Seele treu,
wer die Heimat liebt wie du."

Das gilt auch von diesem einfachen Matrosen: er ist in tiefster Seele treu.

III. **Verwendung.** Warum ist dir die Heimat lieb? Wie kannst du dich für das, was dir die Heimat gegeben hat und noch gibt, dankbar erweisen?

Setze das Gedicht in Beziehung zu E. M. Arndt, Von Vaterland und Freiheit (Nr. 14)! Dr. P.

42. Sala y Gomez.

Adelbert v. Chamisso, Werke, herausgegeb. v. H. Kurz. Leipzig, Bibl. Institut. I, 259 f.

Sala y Gomez raget aus den Fluten
des Stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,
ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
das sich das Volk der Vögel auserkor
zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.

(Von einem Abdruck der Dichtung wird mit Rücksicht auf ihre Länge abgesehen.)

I. **Vorbereitung.** Im Jahre 1815 trat das russische Segelschiff Rurik eine Entdeckungsreise in die Südsee und um die Welt an. Adelbert von Chamisso, damals 24 Jahre alt, nahm als Naturforscher an dieser Fahrt teil. Am 8. März 1816 verließen die Seefahrer den chilenischen Hafen Con-

cepcion und fuhren, hauptsächlich in westlicher Richtung, durch die weite, weite Fläche des Stillen Ozeans; am 25. März erblickten sie den nackten Felsen Sala y Gomez und am 28. März wieder die ersten Menschen auf der Osterinsel. Unter 26° 18′ südlicher Breite, nahe dem Wendekreis des Steinbocks, erhebt sich Sala y Gomez, völlig kahl und nur von brütenden Wasservögeln bewohnt, aus der weiten, öden Wasserwüste. Es besteht aus Schieferklippen, die durch niedriges Land miteinander verbunden sind und einen Flächenraum von 4 qkm einnehmen. Fernab liegt die Insel, die 1793 von dem spanischen Seefahrer Sala y Gomez entdeckt wurde, von den großen Verkehrsstraßen, die den Ozean durchziehen; selten, daß sich einmal ein Schiff dorthin verirrt. Von dieser Insel nun brachte der Naturforscher Chamisso nichts mit; der Dichter aber hatte einen Fund gemacht. Ihn schenkte er dem deutschen Volke in Gestalt der Dichtung „Sala y Gomez".

II. **Vortrag** des Lehrers; Besprechung und Gliederung der vier Teile der Dichtung.

A. Einleitung: Der wundersame Fund auf Sala y Gomez.

a) Str. 1—6. Die Veranlassung zum Landen.

b) Str. 7—11. Die Landung und der Gang über die Klippen. Str. 7: Wir legten bei = legten uns vor Anker. Str. 8: unterm Wind = auf der dem Winde abgekehrten Seite der Insel, wo also die Brandung nicht so heftig war. Str. 10: Aus dem Benehmen der Vögel mußte der Besucher schließen, daß die Insel seit langer, langer Zeit nicht besucht war; um so größer nachher sein Erstaunen!

c) Str. 12—16. Die Spuren eines Menschendaseins. Sein Auge sieht nacheinander Buchstaben, Kreuze, einen in Fels getretenen Pfad, Eierschalen.

d) Str. 17—22. Der Greis.

e) Str. 23—27. Sein letztes Erwachen und sein Tod. Str. 25 und 26: In aufsteigender Reihe die Zeichen des wiedererwachenden Lebens. Um so erschütternder der Tod!

f) Str. 28—32. Sein Nachlaß und sein Grabmal. Str. 31: Der Fels, auf dem er während des Lebens litt, wird ihm Grabstätte zugleich und Monument, d. h. Grabdenkmal. Str. 32: des Kreuzes Sterne = das Kreuz des Südens, ein prächtiges Sternbild, hier zugleich das Sinnbild christlichen Glaubens und Hoffens. Dem Elemente = „Zur Erde sollst du wieder werden".

B. Die erste Schiefertafel: Gescheitert und ach! — gerettet!

a) Str. 1—8. Glücksträume auf der Fahrt zum Glück. Was hören wir über den, der hier von sich erzählt? Es ist ein junger Spanier (A Str. 29), wohl aus Südamerika, auf der Fahrt nach dem Wunderlande Indien. Daheim hat er eine Braut und einen Vater gelassen. Von der Fahrt in der Fremde erhofft er zweifachen Gewinn: 1. materiellen — Edelsteine, Perlen, kostbare Gewänder für die Braut, Gold für den Vater; 2. ideellen — für sich innere Ruhe, Geduld, Besonnenheit, Wunschlosigkeit. In seinen Plänen aber spielt Gott gar keine Rolle. Und doch — der Mensch denkt, Gott lenkt.

b) Str. 9—15. Untergang des Schiffes und Rettung des Einen. An einem dem Kapitän unbekannten Riffe scheitert das Schiff; er allein wird bewußtlos von der See an den Strand der Insel geworfen. Psychologisch fein ist das allmähliche Erwachen geschildert.

c) Str. 16—22. Qual des Gerettetseins. Erste naturgemäße Fragen: Wo bin ich? Wie sieht das Land aus? Was habe ich zu hoffen? Die Antwort, die ihm der Augenschein gibt, ist trostlos; fast sind die Toten zu beneiden. Str. 18: Wegen der Brandung ist das Wrack nicht zu erreichen; sonst hätte er vielleicht ein Boot oder andere Hilfsmittel (s. C 12) finden können. Str. 22: selbander = er selbst und ein anderer, nämlich die Pein. — Auch in dem Berichte über seine Rettung aus dem Schiffbruche und seine jetzige Lage wird Gottes nicht gedacht. Gottergebenheit besitzt er noch nicht, auch nicht Geduld (Str. 22). Die ganze Tragik seiner Lage ist ihm noch nicht aufgegangen: zwar erscheint ihm das Los seiner Gefährten fast glücklicher, aber doch bleibt ihm noch die Hoffnung, von einem vorüberfahrenden Schiffe aufgenommen zu werden. Wird sie sich erfüllen?

C. Die andere Schiefertafel: Ein Schiff in Sicht! — und nicht erlöst!

a) Str. 1—6. Sonnenaufgang und Morgenandacht im Stillen Ozean. Str. 2: Leuchtend rollte sich der Wellenschlag auseinander: damit bezeichnet der Dichter die Wellen, deren Schaumkämme leuchten, und die in rascher Folge am Strande auflaufen. Ihr Weiß hebt sich leuchtend von dem schwarzen Untergrunde ab, verblaßt aber im Tagesschimmer (Str. 4). Str. 5: In der Nacht verschwammen Luft und Wasser ineinander ohne Grenze. Str. 6: Neue Sonne gibt neues Leben und neue Hoffnung.

b) Str. 7—9. Ein Schiff! Ein Schiff! Str. 8: In der Gotteserkenntnis ist er vorwärtsgeschritten: er nennt Gott einen „Gott der Liebe" und versteht den Zusammenhang zwischen Sünde und Strafe; freilich ist diese Erkenntnis noch nicht stark genug, um dem ersten Anprall wütender Verzweiflung zu widerstehen (Str. 22).

c) Str. 10—18: Zwischen Hoffen und Fürchten. Str. 11: Es galt = handelte sich um das Gebiet, das einer vom Schiffe mit dem Fernrohr beherrschte. Rauch und Flagge boten da noch bessere Möglichkeit; deren aber war er bar = entblößt. Zwischen die Beobachtungen mischen sich Stoßgebete, die seines Herzens Angst verraten. Str. 14: Der Wunsch, die Signalpfeife des Bootsmeisters zu hören, verführt ihn zur Selbsttäuschung.

d) Str. 19—24. Betrogenes Hoffen und Verzweiflung. Str. 19: Harte Konstruktion für: Indem das Schiff vorwärtsstrebte, ward das Boot nicht ausgesetzt. Str. 21: Im leeren Blau, nämlich des Horizontes, nachdem das Schiff in der Ferne ganz unsichtbar geworden war. — Nun empfindet er die entsetzliche Tragik seines Geschicks in ihrer ganzen Tiefe. In der Vergangenheit: er jung, tatkräftig, voll hochfliegender Pläne, vor ihm ein langes, tatenreiches Leben mit der Möglichkeit, Reichtümer zu gewinnen, Braut und Vater zu beglücken und in ihrem Glücke selbst das Glück zu genießen. Und die Gegenwart? Auf engem, trostlosem Raume nackt und bloß, ohne Hoffnung gerettet zu werden, weil ihm die einfachsten Hilfsmittel

fehlen, ohne einen Menschen, mit dem er reden, dem er sein Leid vertrauen könnte, allein mit fühllosen Vögeln, allein mit den peinigenden Gedanken an das Glück, das er verloren, und an das Leid, das er über seine Liebsten gebracht, für die Lebenden tot bei lebendigem Leibe. Und Gott? Gibt es überhaupt einen Gott? Und wenn, wie kann er ihm Rettung vorspiegeln und ihn dann so furchtbar enttäuschen? Wie kann er ein Gott der Liebe sein? Und wenn er die Liebe ist, warum ihm gerade das entsetzliche Geschick? Und wozu? So stürzt er in die tiefste Verzweiflung: Wahnsinn oder Selbstmord stehen ihm sehr nahe. Die gewaltige innere Spannung entlädt sich erst am dritten Tage in befreienden Tränen, und das Nahrungsbedürfnis des Leibes siegt über die Verzweiflung der Seele.

D. Die letzte Schiefertafel: Herz, lern' Geduld und hoff' auf Gott!

a) Str. 1—5. Geduld! Geduld lernen für den Lauf eines Tages, eines Jahres, der bis 50 gezählten (A 14), nun nicht mehr gezählten Jahre — das ist die Aufgabe, die er im Wechsel der Jahreszeiten zu lösen hat.

b) Str. 6—18. Die Qual der nächtlichen Träume. Nicht die Elemente sind die schlimmsten Feinde des Einsamen, sondern die Träume des Schlafenden, noch mehr die des Schlaflosen. Geboren aus der Phantasie, werden sie gleichsam zu selbständigen Wesen, die in der Nacht ihr Dasein neben dem Einsamen behaupten, ihn quälen und in Wahnsinn zu stürzen trachten; hierher gehören besonders sein eigenes Jugendbild und das Bild der Jugendgeliebten. Durch ihr Dasein als Bilder des Lebens erheben sie Widerspruch gegen den, der lebendig tot ist (Str. 16).

c) Str. 19—26. Der Sieg über sich selbst und die letzte Bitte. Die inneren Qualen (Str. 6—18) haben seinen Willen zum Leben nicht überwinden können. So müssen sich auch die Glieder seinem Willen fügen, und wenn nicht dem, dann doch dem Hunger: in der Nähe der Nester, die ihm Nahrung geben, will er sterben. — Durch Gott ist ihm der Sieg über sein widerspenstiges Herz gelungen: er hat hier Geduld und Ergebung in sein Geschick gelernt, die er einst auf einem ganz anderen Wege suchte (B 4 ff.). Im Kampfe mit der Außenwelt und den grauenvollen Mächten seiner Innenwelt hat er sich selbst behauptet (siehe das Gegenstück in Schwabs „Der Reiter und der Bodensee", wo der Gerettete gegenüber einer zügellosen Phantasie sich nicht selbst zu behaupten vermag); nun gibt er, im Vertrauen auf Gottes Gnade, sich selbst diesem ganz hin: so vereinigt er männliche Selbstbehauptung und demütige Hingabe und vollendet seine Charakterentwicklung. Wie Gott seine letzte Bitte nicht erfüllt und doch erfüllt, hat uns A Str. 24—26 gezeigt. Als Sinnbild erduldeten Leidens und gewonnenen Sieges steht das Kreuz des Südens auf seinem Grabmal.

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung und Hauptgedanke. Das Ganze stellt sich dar als die Geschichte eines Schiffbrüchigen in drei Selbstzeugnissen (Wer schreibt? Womit? Wann? Wozu?) und mit einem Vorwort des Dichters, in dem über die Auffindung der Selbstzeugnisse berichtet wird. Für den jugendlichen, mit Liebe beglückten, tatendurstigen, hochfliegende Pläne hegen-

den Mann war das Schicksal, auf eine weltferne, menschenleere, nur die notwendigsten Existenzmittel bietende Insel verschlagen zu werden, viel schlimmer als der Tod. Der Aufenthalt auf der Insel wird ihm zur Erziehungsschule. Gott führt ihn an den Abgründen selbstmörderischer Verzweiflung und gräßlichen Wahnsinns vorbei zur Vollendung seines Charakters in Geduld und Gottvertrauen.

2. Des Dichters Kunst. Unsere Dichtung ist in zwei Punkten für das Verstehen dichterischen Schaffens sehr wichtig: a) Wir kennen den Keim, aus dem die ganze Dichtung emporgewachsen ist; in seinem Reisewerke (Bd. II, 402) sagt Chamisso über Sala y Gomez: „Man soll bei Sala y Gomez Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben. . . . Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden konnte; denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen, sonnengebrannten Steingestell (vgl. A 1 und 2!) nur allzusehr zu verlängern hingereicht haben." b) Dem Dichter ist es gelungen, die bloße Möglichkeit zur poetischen Wirklichkeit (Gegensatz reale Wirklichkeit) umzugestalten. Wenn das Ganze mit Naturnotwendigkeit aus den gegebenen Orts- und Zeitverhältnissen sowie aus den gegebenen Charakteren erwächst, so ist es poetisch wahr; und das kann man für unser Gedicht leicht nachweisen. — Wie hat nun der Dichter seinen Stoff im einzelnen gestaltet? a) Das Furchtbare, Mitleid Erregende hat er gehäuft. b) Er läßt den Schiffbrüchigen nicht etwa gerettet werden und sein Schicksal erzählen — damit wäre dem Furchtbaren der Stachel genommen; die Dichtung schlösse als Robinson-Geschichte. Auch läßt er nicht die Aufzeichnungen eines Toten gefunden werden. Weshalb? Des Schiffbrüchigen Wunsch, nicht wieder in die Heimat zurückzukehren, geht in Erfüllung; er stirbt aber inmitten teilnehmender Menschen, von deren Gesicht er das Mitgefühl ablesen kann — schon damit wirkt der Abschluß der Dichtung trotz all des Furchtbaren versöhnend. c) Eine Schwierigkeit bot der Stoff in der Armut äußeren Geschehens; so mußte das innere Leben in den Vordergrund treten. Aus dem langen Zeitraume, den der Schiffbrüchige auf der Insel verlebte, hebt der Dichter drei Zeitpunkte hervor: Schiffbruch im Beginn der Zeit und Wunsch, nicht gerettet zu sein; die Hoffnung gerettet zu werden etwa in der Mitte (C 15); der Wunsch nicht mehr gerettet zu werden gegen Ende der Zeit. Und indem der Dichter als das wichtigste Geschehnis dieser Zeit die Entwicklung und Vollendung des Charakters darstellt und all die Leiden in ein inniges, gottvertrauendes Gebet ausklingen läßt, gibt er dem Ganzen — zusammengenommen mit dem, was unter b über eben diesen Punkt gesagt ist — den rechten versöhnenden Abschluß.

Über die Form der Strophe, die sog. Terzine, die Ad. v. Chamisso mit besonderer Vorliebe verwandt hat, s. den Anhang!

Dr. P.

43. A. Prinz Eugen vor Belgrad.

Volkslied. Jungbrunnen von G. Scherer. Berlin 1875. S. 282.

1. Prinz Eugenius, der edle Ritter,
wollt dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen eine Brucken,
daß man kunnt hinüber rucken
mit d'r Armee wohl für die Stadt.

2. Als die Brucken nun war geschlagen,
daß man kunnt mit Stuck und Wagen
frei passiern den Donaufluß:
bei Semlin schlug man das Lager,
alle Türken zu verjagen,
ihn'n zum Spott und zum Verdruß.

3. Am 21. August so eben
kam ein Spion bei Sturm und Regen,
schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
daß die Türken sutragieren,
so viel als man kunnt verspüren,
an die dreimalhunderttausend Mann.

4. Als Prinz Eugenius dies vernommen,
ließ er gleich zusammenkommen
sein' General und Feldmarschall:
er tät sie recht instrugieren,
wie man sollt die Truppen führen
und den Feind recht greifen an.

5. Bei der Parole tät er befehlen,
daß man sollt die Zwölfe zählen
bei der Uhr um Mitternacht;
da sollt' all's zu Pferd aufsitzen,
mit dem Feinde zu scharmützen,
was zum Streit nur hätte Kraft.

6. Alles saß auch gleich zu Pferde,
jeder griff nach seinem Schwerte,
ganz still ruckt' man aus der Schanz;
die Musketier wie auch die Reiter
täten alle tapfer streiten:
's war fürwahr ein schöner Tanz!

7. Ihr Konstabler auf der Schanzen,
spielet auf zu diesem Tanzen
mit Kartaunen groß und klein,
mit den großen, mit den kleinen
auf die Türken, auf die Heiden,
daß sie laufen all davon.

8. Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
tät als wie ein Löwe fechten,
als General und Feldmarschall.
Prinz Ludwig ritt auf und nieder:
„Halt't euch brav, ihr deutschen Brüder,
greift den Feind nur herzhaft an!"

9. Prinz Ludwig, der mußt' aufgeben
seinen Geist und junges Leben,
ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugenius war sehr betrübet,
weil er ihn so sehr geliebet,
ließ ihn bringen nach Peterwardein.

(Nach einer Sage wurde das Lied von einem brandenburgischen Trompeter gedichtet, der unter dem Fürsten von Dessau in Eugens Heere diente und die Schlachten von Hochstädt und Turin mitgemacht hatte.)

I. **Geschichtliche Einführung.** Am 29. Mai 1453 hatten die Türken Konstantinopel, das letzte christliche Bollwerk auf europäischem Boden, erobert und drangen nun unaufhaltsam nordwärts durch die ganze Breite der Balkanhalbinsel erobernd vor. Mehrere Jahrhunderte lang erschollen immer wieder durch Deutschland die Notrufe von der Südostmark des Reiches. Luther antwortete ihnen in seiner Schrift „Vom Kriege wider die Türken" 1529. In diesem Jahre rückten die Türken bis Wien vor, belagerten es aber vergeblich. Einundeinhalbes Jahrhundert später setzten die Türken noch einmal zu einem gewaltigen Vorstoße gegen Österreich und damit gegen das christliche Europa an. 1683 belagerten sie Wien zum zweitenmal — acht Wochen lang. Dann nahten kaiserliche, Reichs- und polnische Truppen, schlugen die Türken am Kahlenberge und befreiten Wien. Damit hatten die Türken eine Niederlage erlitten, die sie nicht wieder verwinden konnten. Die habsburgischen Kaiser gingen nunmehr zum Angriff über und eroberten Ungarn

zurück. Die starke Festung Belgrad aber blieb noch immer als Stützpunkt in den Händen des Feindes, wurde zwar 1688 erstürmt, ging aber wieder verloren. In den Kämpfen gegen die Türken zeichnete sich besonders Prinz Eugen von Savoyen aus (Sieg bei Zenta 1697). Nach seiner Ansicht hätte der österreichische Staat das ganze Donaugebiet bis zum Schwarzen Meere sich unterwerfen müssen. Ein neuer Türkenkrieg brach aus, Prinz Eugen wandte sich mit seinem Heere 1717 gegen Belgrad und belagerte es.

Was da nun geschah, berichtet uns ein Volkslied aus jener Zeit, das mit seiner frischen, leicht lernbaren Melodie vom Volke gern gesungen wurde und den Ruhm des Prinzen Eugen im deutschen Volke lange wachhielt.

II. **Vortrag** des Gedichts.

III. **Vertiefende Besprechung.** 1. Erläuterungen. Belgrad (bel = weiß, gorod, gard = Burg, also Weißenburg) liegt im Winkel zwischen Save und Donau auf dem rechten Ufer beider Flüsse und ist durch diese seine Lage auf hohem Bergufer eine starke Festung. — Semlin, stromaufwärts von Belgrad, und Peterwardein (Sieg des Prinzen Eugen über die Türken 1716), stromaufwärts von Semlin, beide auf dem rechten Donauufer, sind gleichfalls Festungen.

Brucken: Die Form ohne Umlaut ist oberdeutsch (vgl. Innsbruck neben Osnabrück); ebenso rucken neben rücken, und Stuck neben Stück (hier nicht ein Teil eines Ganzen, sondern ein für sich bestehendes Ganzes = Geschütz; daher Stückgut = Metallmischung, aus der die Geschütze gegossen werden, Stückgießer, Stückkugel).

Fontragieren, mit Volksdichtung angelehnt an Futter, von fouragieren = Futter auftreiben; hier soll nicht auf die Tätigkeit des Furagierens hingewiesen werden, sondern auf die Zahl der Feinde, die täglich essen wollen. — Instrugieren statt instruieren (mit eingeschobenem g wie Reigen statt Reien) = anweisen. — Parole (d. i. Wort) = Befehlsausgabe. — Scharmützen: Das deutsche Wort „schirmen" drang in der Bedeutung „fechten" in das Italienische ein, scaramuccia, und kehrte als Scharmützel = kleines Gefecht, ins Deutsche zurück, das Zeitwort dazu ist scharmützeln, scharmützen oder scharmutzen. — Konstabler = Kanonier. — Kartaune, von ital. (lat.) quartana = Viertelsbüchse, weil sie als 25-Pfünder nur den vierten Teil so groß war wie die große Festungskanone (100-Pfünder). — Alle diese Fremdwörter beziehen sich auf das Heereswesen. Hier haben wir eine der großen Einbruchstellen, an denen die Fremdwörter in die deutsche Sprache einströmten (17. und 18. Jahrhundert).

Str. 1: für die Stadt = vor die Stadt. „für" und „vor" wurden früher gleichwertig nebeneinander gebraucht; vgl. Schritt für Schritt = Schritt vor Schritt, d. h. ein Schritt vor dem andern. — kunnte: alte Form neben konnte. — Str. 6: Schanz = Lagerverschanzung. — Str. 8: Welchen Prinzen Ludwig der Dichter hier meint, ist nicht recht ersichtlich; Prinz Ludwig von Baden kann es schon mit Rücksicht auf sein Alter nicht sein.

2. Gliederung des Volksliedes. a) Str. 1, erste Hälfte: Das Ziel, das sich Prinz Eugen gesteckt hat. — b) Str. 1, zweite Hälfte bis Str. 5:

Die Vorbereitungen zum Kampfe. — c) Str. 6—8: Die Schlacht bei Belgrad. — d) Str. 9: Der Heldentod des Prinzen Ludwig.

3. Der Held des Liedes ist Prinz Eugen von Savoyen (Eugenius ist die voller klingende lateinische Form des Namens). Das Lied kennzeichnet ihn gleich in der ersten Zeile als den „edlen Ritter". Dazu gehört, daß er sich als treuer Diener seines Kaisers (Str. 1), als umsichtiger und energischer Feldherr (Str. 1—5), als tapferer Soldat (Str. 8) und als edler Mensch (Str. 9) bewährt. Das Lied ist in vierhebigen Akzentversen (ohne Auftakt) gedichtet.

4. Zur Charakteristik des Liedes. Was ist euch aufgefallen an dem Liede? a) Es verweilt lange bei den Vorbereitungen zum Kampfe; dieser selbst wird nur kurz und in allgemeinen Zügen geschildert, Einzelzüge fehlen fast ganz — bis auf den Tod des Prinzen Ludwig. — b) Das Lied gibt keine unmittelbare Antwort auf die Frage, wer in der Schlacht gesiegt hat; nur aus den Ausdrücken Str. 6, Z. 6 und Str. 7, Z. 7 kann man schließen, daß Prinz Eugen Sieger war. Ebenso bleibt die Frage unbeantwortet, ob Prinz Eugen die Festung Belgrad eingenommen hat (Str. 1). Mit einer gewissen Sorglosigkeit geht das Lied an diesen Fragen vorüber und setzt die richtige Antwort als selbstverständlich voraus. Tatsächlich eroberte Prinz Eugen Belgrad und machte ungeheure Beute, nachdem er das türkische Ersatzheer am 16. August 1717 (das Lied nennt den 21. August als den dem Schlachttage vorausgehenden Tag) besiegt hatte. — c) Die Sprache ist schlicht und einfach; nur in Str. 6 und 7 haben wir das Bild vom Tanze (vgl. „In dem wilden Kriegestanze" von Max von Schenkendorf). — d) Der Rhythmus fließt nicht immer glatt dahin, ist vielmehr bisweilen holperig (Str. 3), besonders beim Auftreten der Eigennamen (Str. 1, 4, 8, 9). — Der Reim ist nicht immer rein (Str. 1, Z. 1 und 2; Str. 2, Z. 4 und 5; Str. 3, Z. 1 und 2 usw.). — Wie in dem Volksliede „O Straßburg" werden mehreremal zwei Strophen durch wiederkehrende Ausdrücke kettengliederartig miteinander verbunden: Str. 1, Z. 4 und Str. 2, Z. 1 Er ließ schlagen eine Brucken — Als die Brucken nun war geschlagen; Str. 5, Z. 4 und Str. 6, Z. 1; Str. 6, Z. 6 und Str. 7, 2; Str. 8, Z. 4 und Str. 9, Z. 1.

Alle diese Züge deuten darauf hin, daß hier nicht eine Kunstdichtung vorliegt. Der Dichter des Liedes ist unbekannt, es ist als Volkslied vom Volke gesungen und von Mund zu Mund, von Landschaft zu Landschaft gewandert.

B. Prinz Eugen, der edle Ritter.

Ferdinand Freiligrath, Gedichte. Stuttgart 1873. S. 50.

1. Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lust'ge Nacht am Donau-Ufer!
Pferde stehn im Kreis umher
angebunden an den Pflöcken;
an den engen Sattelböcken
hangen Karabiner schwer.

2. Um das Feuer auf der Erde,
vor den Hufen seiner Pferde,
liegt das östreich'sche Pikett.
Auf dem Mantel liegt ein jeder,
von den Tschakos weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornett.

3. Neben seinem müden Schecken
ruht auf einer wollnen Decken
der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
wird ein Reiterlied erfreun!

4. Vor acht Tagen die Affäre
hab' ich, zunutz' dem ganzen Heere,
in gehör'gen Reim gebracht,
selber auch gesetzt die Noten.
Drum, ihr Weißen und ihr Roten,
merket auf und gebet acht!"

5. Und er singt die neue Weise
einmal, zweimal, dreimal leise
denen Reitersleuten vor;
und wie er zum letzten Male
endet, bricht mit einem Male
los der volle, kräft'ge Chor:

6. „Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter tät den Schnurrbart streichen
und sich auf die Seite schleichen
zu der Marketenderin.

I. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Wir haben das Lied „Prinz Eugenius, der edle Ritter" ein Volkslied genannt. Wie entsteht denn so ein Volkslied? Früher meinte man wohl, die Volkslieder würden vom Volke gedichtet, d. h. durch gemeinschaftliche Tätigkeit mehrerer Personen geschaffen. Nun sollt ihr aber einen euch bekannten Dichter, Ferdinand Freiligrath, hören, wie der sich unser Volkslied vom Prinzen Eugen entstanden denkt.

II. **Vertiefende Besprechung.** 1. Str. 1 und 2: Lustiges Lagerleben. Ort und Zeit der Handlung? Das Lager des kaiserlichen Heeres am Donauufer stromabwärts von Belgrad, acht Tage nach der Schlacht (Str. 4) vom 16. August 1717; das Heer des Prinzen Eugen ist den geschlagenen Türken gefolgt. — Wir nahen uns in der Nacht dem österreichischen Heere, sehen aus der Ferne zunächst die weißen Zelte schimmern, stoßen dann auf die Wachtposten, die jedem Ankömmling ihr „Halt! Wer da?" zurufen, und gelangen durch die Postenkette hindurch zu der Feldwache. Schildere die Szene nach Str. 1 und 2! Wie ist die Stimmung in dem Kreise? Warum so lustig? Siegesbewußtsein, Beute, die bei der Eroberung Belgrads gemacht worden ist. — Pikett, franz. piquet = Lagerpflock, hier eine im Lager zum sofortigen Ausrücken bereite Reiterabteilung. Karabiner = das kurze Feuergewehr der Reiter. Der Tschako (das Wort stammt aus dem Ungarischen) ist eine militärische Kopfbedeckung. Kornett = Standartenträger, Fähnrich bei der Reiterei.

2. Str. 3 und 4: Der Trompeter als Dichter. Der Scheck oder die Schecke ist ein gescheckes Pferd. Knöchel: Die Würfel waren aus Tierknochen hergestellt und heißen deshalb kurzweg Knöchel. Standarte (aus dem altfranz. estandard entlehnt) = Reiterfahne, bezeichnet hier die Leute, die sich um eine Standarte sammeln. Affaire = Sache, hier in militärischem Sinne „die Schlacht". Die Weißen und die Roten werden nach den Farben unterschieden, die die Regimenter als Abzeichen tragen.

Was trieb den Trompeter zum Dichten? Freudiger Stolz auf den Sieg, Begeisterung für die Heldenpersönlichkeit des Prinzen Eugen und Teilnahme an dem Schicksal des Prinzen Ludwig weckten die dichterische Begabung des Mannes; dazu kam der Wunsch, unter seinen Kameraden die Erinnerung an den Sieg festzuhalten und so dem Heer zu nützen. Als sachverständiger Musiker erfand er auch gleich zum Texte des Liedes die passende Melodie.

3. Str. 5 und 6: Einübung des neuen Liedes, des Dichters Lohn. Weise ist die deutsche Bezeichnung für „Melodie"; hier umfaßt das Wort zugleich Text und Melodie. Wie übte der Trompeter das neue Lied ein? Wie pflanzte es sich im Heere fort und wurde zum Volksliede in Deutschland?

III. **Entstehung und Verbreitung des Volksliedes.** Wie denkt sich der Dichter Freiligrath die Entstehung des Volksliedes? Wie seine Weiterverbreitung? Ein dichterisch und musikalisch veranlagter Soldat, der den Sieg miterfochten hat, singt aus innerem Antriebe heraus ein Lied von der Schlacht bei Belgrad. Sein Name ist nicht bekannt, er selbst legt auch keinen Wert darauf, daß sein Name bekannt werde; ihm genügt es, seinen Kameraden eine Freude gemacht und seinem Heere damit einen Dienst erwiesen zu haben. Wichtig ist, daß er dem Liede gleich eine leicht singbare Melodie mit auf den Weg gegeben hat; dadurch ist für dessen Erhaltung und Weiterverbreitung gesorgt, von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht pflanzt es sich fort. So wird das Lied des einzelnen zum Volksliede.

IV. **Zur Charakteristik des Freiligrathschen Gedichtes.** Freiligrath hat seinem Gedichte das Versmaß des Prinz-Eugen-Liedes zugrunde gelegt. Volksliedmäßig ist die sorglose Behandlung des Reims: Str. 2 jeder — Feder, Str. 3 allein — freu'n, Str. 5 Male — Male usw. Auch die Sprache ist in volkstümlicher Weise der Sprache des Jahrhunderts angepaßt, in dem unser Volkslied entstand. Dahin gehören: 1. die militärischen Ausdrücke Pikett, Kornett, Feldstandarte, Assäre; 2. Ausdrücke wie „auf einer wollnen Decken" (die Biegung des weiblichen Hauptworts in der Einzahl ist beibehalten), „zunutz dem ganzen Heere", „in gehör'gen Reim", „Weise", „denen Reitersleuten", „tät streichen".

Karl Löwe hat das Freiligrathsche Gedicht vertont. In der Musik der 5. Strophe läßt er die neue Melodie schon anklingen, besonders in der Begleitung; die 6. Strophe bringt dann die ganze Melodie des Prinz-Eugen-Liedes.

Zu B III vergleiche:

C. Das Volkslied.

Friedrich von Sallet, Gedichte. Hamburg 1832. S. 202.

1. Ein wandernder Geselle
zieht munter durch den Wald;
vorüber rauscht die Quelle,
das Lied der Vögel schallt.

2. Und was ihn da durchdrungen,
als er ans Lieb gedacht,
das hat er frisch gesungen,
nicht lange nachgedacht:

3. „Wenn Röslein aufblüht frisch und schön,
die Nachtigall muß schlagen;
als ich ihre roten Wangen gesehn,
da mußte mein Herze schlagen."

4. „Der Bach, der rauscht gar süßen Klang,
das Waldlaub muß erzittern,
und als die Liebste sprach und sang,
fühlt' ich mein Herze zittern."

5. „Erdbeeren rot erglühn im Grund,
der Wind bringt mir die Düfte;
gern küßt' ich ihren roten Mund,
gern flög' ich durch die Lüfte."

6. „Die Wolken ziehn von Ort zu Ort,
wohin nur mögen sie eilen?
Ihr, meine Gedanken, was fliegt ihr fort,
mögt ihr im Wald nicht weilen?"

7. „In Blümlein leuchten Tropfen klar,
wenn abends die Sonn' muß scheiden;
das Weinen mir sehr nahe war,
da ich sie mußte meiden."

8. „Und nachts, da blinken weit und breit
am Himmel tausend Sterne;
mein Liebchen, ach, das ist gar weit,
mein Liebchen ist gar ferne!" —

9. So sang der gute Geselle
und weilet nicht am Ort.
Dem Liede horcht die Welle
und trägt es murmelnd fort,

10. Bis wo im Schatten ruhte
der müde Jägersmann,
der hob mit frohem Mute
es nachzusingen an.

11. Das Waldlaub hat gelauschet
und singet mit im Chor;
das säuselt und das rauschet
der frischen Dirn' ins Ohr,

12. Die Walderdbeeren pflückte
und Waldesblumen brach;
die sang, so gut ihr's glückte,
sogleich das Liedchen nach.

13. Echo nimmt ihr vom Munde
und führt dahin den Klang,
daß es vernimmt zur Stunde
der Hirt am Bergeshang.

14. Der singt es nach gar helle;
hernieder weht's der Wind,
wo mancher gute Geselle
des Weges zog geschwind.

15. Und manchem hat's gefallen,
und er behielt's im Sinn,
und wo er mochte wallen,
da sang er's vor sich hin.

16. Und wie sich Vöglein bringen
ein Lied von Wald zu Wald,
so hört man's singen und klingen
von Land zu Lande bald.

Dr. P.

44. Das Feuer im Walde.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty, Gedichte. 3. Aufl. Königsberg 1833. S. 55.

Zween Knaben liefen durch den Hain
und lasen Eichenreiser auf
und türmten sich ein Hirtenfeu'r,
indes die Pferd' im fetten Gras
am Wiesenbache weideten.
Sie freuten sich der schönen Glut,
die wie ein helles Osterfeu'r
gen Himmel flog, und setzten sich
auf einen alten Weidenstumpf.

Sie schwatzten dies und schwatzten das:
vom Feuermann und Ohnekopf,
vom Amtmann, der im Dorfe spukt
und mit der Feuerkette klirrt,
weil er nach Ansehn sprach und Geld,
wie's liebe Vieh die Bauern schund
und niemals in die Kirche kam.

Sie schwatzten dies und schwatzten das:
vom sel'gen Pfarrer Habermann,
der noch den Nußbaum pflanzen tät,
von dem sie manche süße Nuß
herabgeworfen, als sie noch
zur Pfarre gingen, manche Nuß!
Sie segneten den guten Mann
in seiner kühlen Gruft dafür
und knackten jede schöne Nuß
noch einmal in Gedanken auf.

Da rauscht das dürre Laub empor,
und sieh, ein alter Kriegesknecht
wankt durch den Eichenwald daher,
sagt „Guten Abend!", wärmet sich
und setzt sich auf den Weidenstumpf.

„Wer bist du, guter, alter Mann?"
„Ich bin ein preußischer Soldat,
der in der Schlacht bei Kunersdorf
das Bein verlor und, leider Gott's!
vor fremden Türen betteln muß.
Da ging es scharf, mein liebes Kind!
Da sauseten die Kugeln uns
wie Donnerwetter um den Kopf!
Dort flog ein Arm und dort ein Bein!
Wir patschelten durch lauter Blut
im Pulverdampf. „Steht K nder, steht!
Verlasset euren König nicht!"
rief Vater Kleist; da sank er hin.
Ich und zwei Bursche trugen flugs
ihn zu dem Feldscher aus der Schlacht.
Laut donnerte die Batterie:
mit einmal flog mein linkes Bein
mir unterm Leibe weg." — „O Gott!"
sprach Hans und sahe Töffeln an
und fühlte sich nach seinem Bein.
„Mein' Seel'! ich werde kein Soldat
und wandre lieber hinterm Pflug;
da sing' ich mir die Arbeit leicht
und spring' und tanze wie ein Hirsch

und lege, wann der Abend kommt,
mich hinterm Ofen auf die Bank.

Doch kommt der Schelm-Franzos zurück,
der uns die besten Hühner stahl
und unser Heu und Korn dazu,
dann nehm' ich einen roten Rock
und auf den Buckel mein Gewehr;
dann komm nur her, du Schelm-Franzos!"

„Hans," sagte Töffel, „lang' einmal
die Kiepe her, die hinter dir
im Riedgras steht, und gib dem Mann
von unserm Käs' und Butterbrot!
Ich samml' indessen dürres Holz;
denn sieh, das Feuer sinket schon."

1. Gesamtbild. Es ist Herbst; das Laub rieselt von den Bäumen, und die Luft weht kühl. An einen Eichenhain stößt eine Wiese, welche ein Bach durchrieselt. Auf derselben weiden Pferde und Füllen im fetten Grase. Die Ufer des Baches sind mit Weiden und Erlen gesäumt. Ein alter Weidenbaum ist umgestürzt und dient zwei halbwüchsigen Bauernburschen, Hans und Töffel (Christoph), als Bank. Daneben lodert ein Feuer hoch auf. Die Knaben werfen dürre Eichenreiser, die sie im Walde gesammelt haben, in das Feuer. In dem schilfartigen Riedgrase am Bache steht eine Kiepe (das ist ein langer, geflochtener Tragkorb) mit Lebensmitteln. Unfern liegt ein Dorf. Neben dem Kirchturm steht das Pfarrhaus, über das ein stattlicher Wallnußbaum mit breitem Wipfel hinausragt. Ein alter Soldat mit einem hölzernen Beine und in einer abgetragenen Uniform kommt an seiner Krücke durch den Wald gehumpelt. Er wärmt die erstarrten Hände an dem Feuer, setzt sich dann zu den Knaben auf den Weidenstrunk und erzählt ihnen, wie er in der Schlacht bei Kunersdorf unweit Frankfurt a. O. am 12. August 1759 seinen geliebten Major Ewald Christian von Kleist, den berühmten Dichter des „Frühlings", und sein linkes Bein verloren habe. Die Knaben lauschen in Spannung und Teilnahme der Erzählung des Invaliden.

Daß der alte Kriegsknecht und zwei Burschen den Vater Kleist aus dem Schlachtgetümmel zum Feldscher (Wundarzt) getragen, stimmt nicht genau mit der Geschichte. Kleist stürmte in der Schlacht mit seinem Bataillon eine Batterie (mehrere aufgepflanzte Kanonen mit Bedienungsmannschaft), deren Feuer furchtbare Verheerungen unter seinen Leuten anrichtete. Als seine rechte Hand zerschmettert wurde, nahm er den Degen in die linke und stürmte weiter, indem er seinen Soldaten zurief: „Steht fest und verlaßt euren König nicht!" Da zerschmetterten drei Kartätschenkugeln sein rechtes Bein. Ohnmächtig brach er zusammen und blieb auf dem Schlachtfelde liegen. Die Kosaken plünderten ihn rein aus. Die ganze Nacht lag er auf dem Schlachtfelde in einem Sumpfe, wodurch eine Vergiftung seiner Wunden eintrat. Erst am Morgen des folgenden Tages wurde er gefunden und nach Frankfurt a. O. gebracht. Trotz der sorgfältigsten Pflege starb er am 24. August 1759, wurde mit großen Ehren bestattet und in ganz Deutschland beklagt.

2. Charakter der Personen. Die geschäftigen Knaben sammeln Holz, zünden jubelnd ein Feuer an, freuen sich kindlich über die Flammen, setzen sich auf den Baumstumpf und plaudern vertraulich miteinander. Sie sind abergläubisch, da sie an Gespenster und umgehende Tote glauben. Dem gottlosen, parteiischen, bestechlichen und unbarmherzigen Amtmann gönnen sie's, daß er als Feuermann ohne

Kopf und mit klirrender Kette ruhelos wandern muß. Gern erinnern sie sich ihrer Schülerstreiche, als sie vor und nach dem Pfarrunterricht die Nüsse von dem schönen Baume warfen und aufknackten. Dem guten Pfarrer bewahren sie ein dankbares Andenken. Begeistert hören sie die Kriegstaten des Invaliden und mit Teilnahme sein Unglück. Erschrocken sehen sie sich an und fühlen nach ihrem Bein. Nach der Uniform des Soldaten und nach Krieg sehnen sie sich nicht; lieber wollen sie daheim als fleißige, frohe Bauern tätig sein. Nur wenn die verhaßten Franzosen, die im Siebenjährigen Kriege auch in ihr Dorf kamen und plünderten, je wiederkehren sollten, dann wollen sie das Vaterland und den heimischen Herd gegen diese Schelme tapfer verteidigen. (Rote Uniform trugen früher die Hannoveraner.) Dem armen Manne teilen sie mildherzig von ihren Vorräten mit, und das sinkende Feuer, das sie bei der spannenden Erzählung des Alten ganz vergessen, schüren sie aufs neue. — Zeige, daß der Invalide alt, gebrechlich, arm, durchfroren, müde, hungrig, höflich, gesprächig, begeistert für Vater Kleist und glücklich in der Erinnerung ist!

3. Gedankengang. V. 1—9. Zwei Knaben hüten die Rosse und zünden ein Feuer an. V. 10—26. Sie erzählen sich von dem toten Amtmann, der wegen seines schändlichen Lebens ruhelos als Gespenst umgehen muß, und erinnern sich mit Freude und Dank des Pfarrers und seiner schönen Nüsse. V. 27—49. Ein Invalide naht sich aus dem Walde und setzt sich zu ihnen; er erzählt, wie er in der mörderischen Schlacht bei Kunersdorf seinen Major, Vater Kleist, und sein linkes Bein verloren habe. V. 49—63. Die Burschen sind gerührt und erschrocken, wollen aber lieber tüchtige Bauern als Soldaten werden. Nur gegen die räuberischen Schelm-Franzosen wollen sie Hof und Vaterland tapfer verteidigen. V. 64—69. Sie speisen den Greis und entfachen neu die Flammen.

4. Eigentümlichkeiten in der Form. Das liebliche, farbenreiche Idyll (ländliches Gedicht) hat einen ernsten historischen Hintergrund und einen weiten Ausblick in die Zukunft. In die heitere Gegenwart reicht in der Person des alten, armen Krüppels eine schwere Vergangenheit. Und die Erinnerung an die Gewalttaten der Franzosen läßt Taten der Vaterlandsliebe wie die von 1813, 1870 und 1914 in der Zukunft ahnen.

Die weidenden Rosse und das flackernde Feuer, der herbstliche Hain und die grüne Wiese, der murmelnde Bach und der umgestürzte Weidenbaum, der alte, kümmerliche Invalide und die frischen Knaben, sein gegenwärtiges Elend und seine ruhmreiche Erinnerung, Kleists Heldentod und des Kriegers Verstümmelung und Verarmung, die Erinnerung an die Schelmentaten der Franzosen und der Vorsatz künftiger Abwehr, die Gespensterfurcht der Knaben und ihre heiteren Schulerinnerungen, Spiele jetzt, Arbeit und Kampf später: das alles sind glücklich gruppierte Gegensätze, die durch die volkstümliche Sprache und den Farbenton der Naturtreue noch gehoben und anziehender gemacht sind. Fr. P.

45. A. Die Trompete von Vionville.

Ferd. Freiligrath. (Dichtungen 1877. II, S. 304.) Lieder zu Schutz und Trutz. Berlin 1874. S. 126.

1. Sie haben Tod und Verderben gespien:
wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
wir haben sie niedergeritten.

2. Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
so haben wir's zusammengesprengt, —
Kürassiere wir und Ulanen. —

3. Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt:
wohl wichen sie unsern Hieben,
doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
unser zweiter Mann ist geblieben.

4. Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
so lagen sie bleich auf dem Rasen,
in der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

5. Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein, —
da, — die mutig mit schmetterndem Grimme
uns geführt in den herrlichen Kampf hinein, —
der Trompete versagte die Stimme!

6. Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
entquoll dem metallenen Munde;
eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
um die Toten klagte die wunde!

7. Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
um die Brüder, die heut' gefallen, —
um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
erhub sie gebrochenes Lallen.

8. Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
rundum die Wachtfeuer lohten;
die Rosse schnoben, der Regen rann —
und wir dachten der Toten, der Toten!

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Am 16. August 1870 entbrannte die mörderische Schlacht bei Vionville oder Mars-la-Tour. Marschall Bazaine hatte mit seiner Armee am 15. August den Rückzug nach Verdun angetreten, um sich im Westen mit dem Marschall Mac Mahon zu vereinigen. Diese Vereinigung mußte verhindert werden. Im Sturmmarsch suchte die Armee des Prinzen Friedrich Karl den Feinden einen Vorsprung abzugewinnen und sie zum Stehen zu bringen. Voran waren die Brandenburger unter General von Alvensleben. Friedrich Karl konnte erst nachmittags 4 Uhr auf dem Schlachtfelde erscheinen. Alvensleben befahl den beiden Divisionen von Stülpnagel und von Buddenbrock den Angriff. Wie die Löwen drangen sie auf den Feind; aber dieser wehrte sich aufs tapferste, ja ging zum Angriff vor, weil er zuletzt vier Armeekorps gegen das eine brandenburgische hatte. Besonders hart bedrängt wurden von den feindlichen Geschützen die Division Buddenbrock (etwa 12000 Mann Infanterie, Kavallerie und Artillerie mit 24 Geschützen). Da erhielt die Kavalleriebrigade Bredow den Befehl, den bedrängten Kameraden zu Hilfe zu eilen, den Wald zu durchbrechen und die verderbensprühenden Batterien zum Schweigen zu bringen. Der General von Bredow befahl die Attacke, und dahin brausten die sechs Schwadronen (8—900 Mann) Kürassiere unter Graf Schmettau und Ulanen unter Major v. d. Dollen. Die Trompeten schmetterten; die Erde erdröhnte unter dem Hufschlag der Rosse, und alles wurde niedergeritten, was den kühnen Reitern in den

Weg kam. Die erste französische Heersäule oder Kolonne wurde überritten, die Artillerielinie durchbrochen, die Bedienungsmannschaft der Kanonen zusammengehauen, das zweite französische Treffen zersprengt und die Artillerie in die Flucht gejagt. Weiter und immer weiter riß der Kampfesmut und Siegeseifer die Tapfern fort. Da brauste endlich übermächtige französische Reiterei — über 3000 Mann — heran und gebot den Vordringenden Halt. Das 7. französische Kürassierregiment stand hier u. a. gegen das 7. preußische unter Graf Schmettau. General von Bredow ließ zum Sammeln blasen. Atemlos von dem langen Ritte, von den feindlichen Geschossen auf dem blutigen Todesritt gelichtet, ohne Reserve als Stützpunkte hinter sich, von allen Seiten durch feindliche Kavallerie umzingelt, galt es, sich rückwärts durchzuschlagen. Nochmals sollten die Lanzen und Klingen blutige Arbeit tun und die Rosse die Kraft ihrer Beine versuchen. Unter heißen Einzelkämpfen und großen Verlusten durchjagten die todesmutigen Reiter noch einmal die vorher überrittenen Infanterie- und Artilleriekolonnen, wurden von dichtem Kugelregen überschüttet und verfolgt, langten aber endlich, fast auf die Hälfte zusammengeschmolzen, hinter Flavigny an, wo sie sich sammelten. Aus drei Schwadronen konnte zunächst nur eine hergestellt werden, so furchtbare Opfer an Menschen und Pferden hatte das Heldenstücklein gekostet. Der Ulanenmajor v. d. Dollen war, unter seinem erschossenen Pferde liegend, in Feindes Hand geraten, der Rittmeister Meyer an der Spitze seiner Schwadron gefallen. Aber die Opfer dieses Blut- und Todesrittes waren nicht vergeblich gebracht. Die Division Buddenbrock hatte dadurch Luft bekommen, und die Vorwärtsbewegung der französischen Armee war zum Stehen gebracht. — Als Graf Schmettau das Regimentssignal zu blasen befahl, war zuerst kein Trompeter da; zehn waren gefallen! Endlich fand sich einer. Er setzte die Trompete an, aber nur ein klagender Mißton drang heraus; eine Kugel hatte sie durchlöchert! Es war, als ob die hervorächzenden Töne mit einstimmen wollten in den Jammer der Verwundeten und in die Klage um die vielen Toten. Am 22. August 1870 schrieb Graf von Schmettau in einem Berichte an die Halberstädter Zeitung (Jahrgang 1870 Nr. 169): „Nie werde ich vergessen, wie ich ungefähr an der Stelle, von der wir ausgeritten — Ritt von $^1/_4$ Meile —, dem ersten Trompeter, den ich fand, das Regimentssignal zu blasen befahl. Die Trompete war durchschossen, und es kam ein Ton heraus, der mir durch Mark und Bein ging." — (Die Trompete wird im Kasino der Offiziere des magdeburgischen Kürassierregiments Nr. 7 zu Halberstadt aufbewahrt. Der Name des Trompeters ist Binkebank.) — Das ist die Quelle zu dem Freiligrathschen Gedichte „Die Trompete von Vionville", nicht „von Gravelotte", wie es infolge einer Verwechslung ursprünglich hieß.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. I. Der mutige Angriff (Str. 1 bis 2). II. Die herben Verluste (Str. 3—4). III. Die erschütternde Klage um die Gefallenen (Str. 5—7). IV. Die liebevolle Erinnerung an sie (Str. 8). Oder: Str. 1: Wir haben die verderbenspeienden Batterien und ihre Mannschaften niedergeritten. Str. 2: Wir Ulanen und Kürassiere

taten dies im Sturmangriff. Str. 3: Doch die Hälfte von uns fiel. Str. 4: Tot und wund liegen die Jünglinge auf dem Rasen. Str. 5: Der Trompeter soll zum Sammeln blasen, aber die Trompete, die so feurig zum Angriff schmetterte, versagt das Signal. Str. 6: Eine Kugel hat sie durchlöchert, und nur ein markerschütternder Klageton kommt heraus. Str. 7: Sie beklagt mit ihrer gebrochenen, lallenden Stimme die tapferen, treuen Reiter, die gefallen. Str. 8: Wir aber bewahren in Nacht und Regen treulich die Erinnerung an sie.

2. Charakter der Heldenschar. Die preußischen Ulanen und Kürassiere der Kavalleriebrigade Bredow haben nicht gelitten, daß sie — die französischen Kanonen — noch fürder Tod und Verderben in die Reihen der deutschen Armee spien. Mit geschwungenem Säbel, verhängten Zäumen (Zügeln), gesenkten Lanzen und flatternden Fahnen sprengten sie in wildem Ansturm auf die Feinde und ritten Fußvolk und Artillerie nieder. Alle sahen den Tod vor Augen, aber keiner bebte zurück. Von Feinden sahen sie sich umzingelt, aber keiner sprach von Ergebung. Die Hälfte blieb tot oder todwund auf dem Schlachtfelde, aber todesmutig schlug sich die zweite Hälfte durch die Schwärme der Feinde. Allmählich sammelten sich die todmatten Kürassiere um ihren Major Grafen Schmettau. Erschüttert hörten sie den Klageton aus der durchlöcherten Trompete; wehmütig gedachten sie der toten Kameraden, als sie still durch die Nacht dahinritten. Die bärtigen Männer mit dem kühnen Mute, der starken Faust, dem willigen Gehorsam und der warmen Vaterlandsliebe hatten auch ein Herz voll Mitgefühl und Tränen des Schmerzes für die gefallenen Brüder.

3. Grundgedanke. Die tote, kalte Trompete spiegelt das Geschick der Reiter wider und wird zur Stimme des Regiments. Mit schmetterndem Grimme führte sie die mutigen Reiter in die Schlacht; mit gebrochener, lallender Stimme beklagt sie, selbst zu Tode getroffen, die gefallenen tapfern und treuen Reiter der „Wacht am Rhein". „Wo die Menschen schweigen, werden die Steine schreien." (Vgl. III, 1 „Das Lied von der Glocke": „Dem Schicksal leihe sie die Zunge; selbst herzlos, ohne Mitgefühl usw.")

4. Eigentümlichkeiten in der Form. Jede der acht vierzeiligen Strophen des Gedichts setzt sich aus Akzentversen ohne strenge Messung der Silben zusammen. Zeile 1 und 3 haben vier Hebungen und stumpfen Reim, Zeile 2 und 4 nur drei Hebungen und klingenden Reim. Die Tonsenkungen, welche den Auftakt bilden, sind ein- oder zweisilbig. Beim Vortrage darf das Gedicht nicht skandiert werden.

Von besonderer Schönheit und Wirkung ist der Gedanke, die durchlöcherte, lallende Trompete zur Dolmetscherin eines heftigen, wortlosen Schmerzes über einen unsäglich schweren und großen Verlust zu machen. Knapp und treffend ist die Schilderung des Heldenrittes, des Schlachtfeldes, der eigentümlichen Totenklage und des nächtlichen Rittes. Schön und wirkungsvoll sind auch die Gegensätze: Sie speien Tod und Verderben; wir leiden es nicht und reiten sie nieder. — Sie weichen unseren Hieben, aber die Hälfte

von uns (immer der zweite Mann) fällt. — Die blühende Jugend nun bleich und tot auf dem Rasen. — Die Trompete rief mit schmetterndem Grimme in den Kampf, nun bricht ihr, wie den erschütterten Kameraden, gleichsam die Stimme vor Schmerz. Die einst so klangreiche, sie stöhnt nun und ächzt nur noch. Die erst die Reiter begeisterte, sie beklagt nun die Toten. Ihr gebrochenes Lallen erschüttert alle Herzen. — Die dunkle Nacht und die Feuer; der rinnende Regen und die niedertauenden Tränen; die schnaubenden Rosse und die nagende Erinnerung. Wunderschön ist in Str. 8 die Seelenstimmung der Sieger umrahmt und widergespiegelt durch die dunkle Nacht und die lohenden Wachtfeuer, den rinnenden Regen und die schnaubenden Rosse.

Im Gleichschritt gehen: die dunkle Nacht und der Schmerz, die Wachtfeuer und die Siegesfreude, der Regen und der Tränentau, das Rosseschnauben und das Seufzen der Kameraden, der Himmel über der nächtlichen Erde und die treue Erinnerung an die Toten.

III. **Verwertung in Aufgaben.** 1. Suche in Geschichte und Dichtung verwandte Stoffe! Das Amen der Steine. Der Trompeter an der Katzbach. Der gute Kamerad. Das Horn von Buren (von Kopisch). Der Postillion. 2. Der sterbende Roland von Adolf Stöber:

1. Roncesval, du Tal der Hirten,
wo nur sanft die Flöte klang,
o, wie heut' die Schwerter klirrten
deinen grünen Plan entlang!

2. Von den Basken wild erschlagen
liegen Karols Helden tot;
unter Nachtigallenklagen
sinkt die Sonne blutigrot.

3. Einer nur, der beste Recke,
Roland atmet noch allein;
an bemooster Felsenecke
sitzt er dort im Abendschein. —

11. In sein Horn von Elfenbeine
stößt er jetzt mit aller Macht,
ob im Tal, ob wo im Haine
noch ein Held, ein Bruder wacht.

12. Dreimal rief er in die Runde,
bis das Hifthorn barst entzwei.
Sieh, da eilt zur guten Stunde
Dieterich, der Held, herbei.

13. „Eile, Bruder, denn ich sterbe;
hier mein Schwert und hier mein Roß!
Nimm sie hin, sei du mein Erbe,
wie du warst mein Kampfgenoß!

14. Gott mit dir! Ich fahr' in Frieden
zu den Brüdern, zu dem Herrn!"
Roland sprach's, und hingeschieden
ist des Rittertumes Stern.

3. Vergleiche:

B. Der Trompeter.

August Kopisch, Gedichte. Berlin 1843. S. 24.

1. Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,
kaum halt' ich da die Tränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad, der hat ihn geblasen in der Schlacht,
auch schönen Mädchen oft als ein Ständchen gebracht;
auch zuletzt, auch zuletzt in der grimmigsten Not
erscholl er ihm vom Munde, bei seinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von echter Art;
gedenk' ich seiner, rinnet mir die Trän' in den Bart.
Herr Wirt, noch einen Krug von dem feurigsten Wein!
Soll meinem Freund zur Ehr', ja zur Ehr' getrunken sein.

2. Wir hatten musiziert in der Frühlingsnacht
und kamen zu der Elbe, wie das Eis schon erkracht;
doch schritten wir mit Lachen darüber unverwandt,
ich trug das Horn und er die Trompet' in der Hand.
Da erknarrte das Eis, und es bog, und es brach,
ihn riß der Strom von dannen wie der Wind so jach!
Ich konnt' ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
ich mußte selbst mich retten mit dem Sprung auf den Sand.
Er aber trieb hinab, auf die Scholle gestellt,
und rief: „Nun geht die Reis' in die weite, weite Welt!"

3. Drauf setzt' er die Trompet' an den Mund und schwang
den Schall, daß rings der Himmel und die Erde klang!
Er schmetterte gewaltig mit vollem Mannesmut,
als gält' es eine Jagd mit dem Eis in der Flut.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
als ging's mit dem Vater Blücher nach Paris hinein.
Da donnerte das Eis, die Scholle, sie zerbrach,
und wurde eine bange, bange Stille danach;
das Eis verging im Strom und der Strom in dem Meer, —
wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?

a) Ähnlichkeiten. Trompetenton klingt erschütternd als Schlachtenruf, als Totenklage und Erinnerungsklang durch beide Gedichte. Zeige, wie sie sich in beiden finden: Trompeter und Trompete; von Kriegsgenossen die eine Hälfte als Todesopfer, die andere als Gerettete; Kühnheit und Todesverachtung, Sieg und Tod, Schmerz und Tränen, Nacht und Trauer!

b) Verschiedenheiten. A führt uns an die Mosel, B an die Elbe, A in die Zeit des französischen Krieges, B in die Zeit nach den Befreiungskriegen, A zum 16. August 1870, B in eine Frühlingsnacht, A zeigt uns zwei Regimenter Ulanen und Kürassiere auf einem gefährlichen Ritte, B zwei Trompeter, gute Kameraden, auf einem gefährlichen Gange übers Eis. In A bläst der Trompeter zum Sammeln, in B zum Abschiede von der Welt. In A versagt die Stimme der Trompete, in B erklangen Himmel und Erde von dem Schalle. In A ist der gebrochene Klang eine Totenklage, in B der laute Schall ein Schwanengesang. In A liegen die Gefallenen auf grünem Rasen, in B versinkt der Trompeter in die Fluten. In A ritten die Reiter auf ihren Rossen, in B der Trompeter auf einer Eisscholle in den Tod. In A bewahren die überlebenden Reiter den Gefallenen ein treues Gedächtnis, in B der gerettete dem untergegangenen Kameraden; jene gedenken auf nächtlichem Ritte der Toten, dieser ehrt und preist bei einem Kruge feurigen Weines den trefflichen Kameraden. Fr. P.

46. Auf dem Felde der Ehre.

Jakob Loewenberg, Neue Gedichte.

„Seht Jungens, wie vom wolkenlosen Himmel
die Sonne glühend heut' herniederstrahlt,
so war's vor Jahren, als zur Erntezeit
im fernen Frankreich unsre tapfern Krieger
bei Mars-la-Tour und Gravelotte gekämpft.
Heiß schien die Sonne, heißer war ihr Ringen.

Nur wen'ge Tage, und wir feiern Sedan,
da sollt ihr jubeln, sollt euch herzlich freun;
doch auch der Helden sollt ihr mir gedenken,
die auf dem heil'gen Feld der Ehre stritten
und uns die schönste Ernte heimgeholt:
des Vaterlandes Einheit, Ruhm und Größe!
Das ist des Krieges Segen: kraftvoll schafft er
Begeist'rung, Mut und Opferfreudigkeit,
und während uns der Friede läßt erschlaffen,
zieht er allein zum Heldentum uns groß!"

So sprach des Elbdorfs junger Lehrer feurig.
Und Sedan kam — und wurde nicht gefeiert.
Verstohlen hatte in die Hansestadt,
die völkergastliche, die schöne, stolze,
unsichtbar sich ein grauf'ger Feind geschlichen.
Noch wähnte man ihn fern, noch dachte man
an Abwehr kaum, da scholl der Schreckensruf:
„Schützt euch! Sie ist in unsern Mauern schon —
die Cholera!" —

Der Hunger hatte ihr Quartier gemacht,
die Armut sich, das Elend ihr verbündet,
und Not und Jammer schritten im Gefolge.
Reich war der Beutezug der Würgerin.
In heißem Sonnenbrand, in schwüler Nacht
durchschlich die Straßen sie, die engen Gassen,
und ihre Opfer fielen tausendfach.
Das Leben ward ein Bangen um das Leben
und mit der Angst, der gegenwärtigen,
die künftige Minute schwer erkauft.

Auch nach dem Elbdorf kam die Schonungslose
und streckte jähen Schlages Mann und Weib
in einer Hütte dumpfer Kammer nieder.
Die Kranken stöhnten, krümmten sich vor Schmerz,
die Kinder schrien und jammerten verzagt,
und alle Nachbarn flohen vor Entsetzen.
Da schritt der junge Lehrer in das Haus
und wartete der Kranken frohbeherzt
und sorgte für die Kleinen liebevoll
und kochte, wusch und reinigte und feulte,
war alles — Wärter, Magd und Arzt zugleich.

Zwei Tage und zwei lange, bange Nächte
stand er allein im Kampfe, ohne Rast,
heiß ringend mit des Todes Graungestalt.
Kein Sonnenstrahl, kein milder Mondesschimmer
drang tröstend in den düstern Raum, und niemand
bot hilfreich ihm die Hand zum schweren Werke.
Zwei Tage und zwei Nächte lang allein! —

Doch blieb er Sieger. Ungefährdet spielten
die Kinder sorglos an des Grabes Rand,
und rein im Glanze der Genesung strahlte
der Eltern Auge dankend ihm entgegen.

Da ging er fröhlich heim und legte sich
todkrank in seiner Kammer hin — und starb.
Am nächsten Sonntag trug man ihn hinaus,
und eine schöne Rede hielt der Pfarrer.
Die Frauen und die Mägdlein schluchzten laut,
die Männer senkten wie beschämt den Blick.
Doch in der Knaben Augen war ein Leuchten
von stolzem Mut und künft'ger Taten Drang.

I. **Einführung, dann Vortrag.** Während des Weltkrieges lasen unsere Augen Tag für Tag in den Zeitungen die Nachrichten von den Männern, die fern von der Heimat für das deutsche Volk und das deutsche Vaterland ihr Leben hingegeben hatten. Und wie oft hieß es da in diesen Anzeigen: „Er fand den Heldentod" oder „Er fiel auf dem Felde der Ehre"! Ebenso haben in dem Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 Tausende als Helden gestritten und auf dem Felde der Ehre ihr Leben gelassen. Aber sind denn nur die für uns Helden, die mit der blanken Waffe in der Hand gegen einen sichtbaren Feind kämpfen? Und ist nur das blutige Schlachtfeld ein Feld der Ehre? — Hört ein Gedicht, das die Überschrift trägt „Auf dem Felde der Ehre"! Sein Schauplatz ist ein Dorf an der Elbe nahe bei der alten Hansestadt Hamburg im Jahre 1892, als Hamburg von der Cholera heimgesucht wurde.

II. **Vertiefende Besprechung.** 1. Gliederung und Gedankengang. a) V. 1—17. Eine Geschichtsstunde vom Heldentum, vom Felde der Ehre und vom Segen des Krieges.

Woran begeisterte sich der junge Lehrer? An den Heldentaten der Schlachten von Mars-la-Tour, Gravelotte und Sedan und an den Wirkungen, die diese Heldentaten für unser Vaterland hatten. Welches Ziel verfolgte er bei seinem Unterrichte? Er wollte in seinen Schülern die gleiche Gesinnung erwecken — Begeisterung, Mut und Opferfreudigkeit — und das Andenken an die Helden jener Kämpfe wachhalten.

b) V. 18—35. Das Schlachtfeld der Cholera in Hamburg. Warum kann Hamburg eine „völkergastliche" Stadt genannt werden? Schiffe aller Völker laufen im Hamburger Hafen ein, gastlich werden die Seefahrer aufgenommen. — Warum ist die Cholera „ein grausiger Feind", schlimmer als der Landesfeind? Der letztere ist sichtbar und kann mit den gleichen Waffen bekämpft werden, die er selbst führt. Die Cholera überfällt aber den Menschen als ein unsichtbarer Feind durch Ansteckung, der Kampf gegen sie erfordert ganz besondere Mittel. — Schildere den Einfall der Cholera in Hamburg! Voran ging ihr der Hunger, der ihr Quartier machte, d. h. der die Kräfte des Körpers schwächte, so daß die Cholera ihn dann leicht ergreifen konnte. Ihre Verbündeten waren Armut und Elend, die Leib und Seele des Menschen zerrütteten und so der Cholera das Werk erleichterten. Hinter ihr her zogen Not und Jammer bei den Menschen, die ihre Ernährer und Stützen, ihre Lieben verloren hatten.

c) V. 47—57. Das Ringen des jungen Lehrers mit der Cholera und sein Sieg. Was hätte der Lehrer sagen können, als er von der Not der Arbeiterfamilie hörte? „Mich gehen die Leute nichts an. Ich verstehe nichts von der Behandlung der Krankheit." Worin bestand das Heldentum des jungen Lehrers? Er begab sich für zwei fremde Menschen in Lebensgefahr; Aufenthalt in dumpfer, dunkler Kammer; Stöhnen und Wimmern der Kranken; zwei Tage und zwei Nächte ohne Schlaf; ununterbrochene Arbeit als Arzt (Fiebermessungen, Wahl geeigneter Heilmittel, die er sich hatte sagen lassen, bevor er an die Arbeit ging; die anderen Ärzte durch die zahlreichen Erkrankungen in Anspruch genommen), als Wärter (er besorgte alles, was die Kranken brauchten, bettete und kleidete sie um), als Magd (Besorgung des Haushaltes — „feulen" oder „feilen" im Niederdeutschen = mit einem Wischtuche abwischen — und der kleinen Kinder); dazu ganz allein und einsam in dieser Not, kein Mensch, der ihm half oder ihn wenigstens mit einem Worte stärkte. Warum tat er das alles? Weil sein Herz voll Nächstenliebe, Mut und Opferfreudigkeit war. — Wie blieb er Sieger in dem Ringen mit der Cholera?

d) V. 58—65. Des jungen Lehrers Tod und die Wirkungen dieses Todes. Worüber durfte er fröhlich sein? Er hatte ein ganzes Manneswerk verrichtet und den armen Kindern die Eltern gerettet. Was ergreift uns besonders an dem Geschicke des jungen Lehrers? Er rettet den Eltern das Leben und bewahrt die Kinder vor Ansteckung; er selbst aber steckt sich bei der Pflege an und erliegt — wohl infolge der Überanstrengung — der tückischen Krankheit, zugleich Sieger und Besiegter. — Wie wirkte sein Tod auf die Bewohner des Dorfes?

Weise nach: 1. daß der junge Lehrer als Held gegen die Cholera stritt; 2. daß die Hütte, in der er um das Leben des Ehepaars mit der Cholera rang, für ihn das Feld der Ehre war! — Wieso waren in dem Lehrer Lehren und Leben zu einer Einheit verbunden? Er redete zu seinen Schülern mit Begeisterung von den Heldentaten im Deutsch-Französischen Kriege, von dem Mute und der Opferfreudigkeit der deutschen Soldaten. Er sprach aber nicht nur mit dem Munde von diesen hohen Dingen, sondern als die Not über die armen Nachbarsleute hereinbrach, da handelte er nach seinen eigenen Worten, bewies Mut und opferte sein Leben für die fremden Leute.

2. Grundgedanke. Überall, wo es gilt, Menschenleben aus schwerer Not zu retten und andern zu helfen, ist auch im Frieden für ein mutiges, opferfreudiges Herz ein „Feld der Ehre". Wer in der Ausübung barmherziger Nächstenliebe sein Leben verliert, stirbt als Held; Pflicht der Dankbarkeit ist es, seiner nicht zu vergessen. — Lebe so, wie du lehrst!

Dr. P.

C. Balladen und Romanzen.

47. Lenore.

G. A. Bürgers Werke, hrsg. von Ed. Grisebach. Berlin, Grote 1872. II, S. 1—7.

1. Lenore fuhr ums Morgenrot
empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?“
Er war mit König Friedrichs Macht
gezogen in die Prager Schlacht
und hatte nicht geschrieben,
ob er gesund geblieben.

2. Der König und die Kaiserin,
des langen Haders müde,
erweichten ihren harten Sinn
und machten endlich Friede;
und jedes Heer mit Sing und Sang,
mit Paukenschlag und Kling und Klang,
geschmückt mit grünen Reisern,
zog heim zu seinen Häusern.

3. Und überall, allüberall,
auf Wegen und auf Stegen,
zog alt und jung dem Jubelschall
der Kommenden entgegen.
„Gottlob!“ rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!“ manche frohe Braut.—
Ach! aber für Lenoren
war Gruß und Kuß verloren.

4. Sie frug den Zug wohl auf und ab
und frug nach allen Namen;
doch keiner war, der Kundschaft gab,
von allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
zerraufte sie ihr Rabenhaar
und warf sich hin zur Erde
mit wütiger Gebärde.

5. Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?“
und schloß sie in die Arme. —
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

6. „Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott tut, das ist wohlgetan!
Gott, Gott erbarmt sich unser!“
„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgetan.
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöten.“ —

7. „Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
wird deinen Jammer lindern.“ —
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
den Toten wiedergeben.“

8. „Hör, Kind! Wie wenn der falsche Mann
im fernen Ungarlande
sich seines Glaubens abgetan
zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn;
wann Seel' und Leib sich trennen,
wird ihn sein Meineid brennen.“ —

9. „O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin! stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“

10. „Hilf, Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht;
behalt ihr nicht die Sünde!
Ach Kind, vergiß dein irdisch Leid,
und denk an Gott und Seligkeit,
so wird doch deiner Seelen
der Bräutigam nicht fehlen!“

11. „O Mutter, was ist Seligkeit?
O Mutter, was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit
und ohne Wilhelm Hölle. —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin! stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
mag dort nicht selig werden.“ —

12. So wütete Verzweiselung
ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
vermessen fort zu hadern,
zerschlug den Busen und zerrang
die Hand bis Sonnenuntergang,
bis auf am Himmelsbogen
die goldnen Sterne zogen.

13. Und außen, horch! ging's trapp, trapp, trapp,
als wie von Rosses Hufen;
und klirrend stieg ein Reiter ab
an des Geländers Stufen.
Und horch! und horch! den Pfortenring,
ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
vernehmlich diese Worte:

14. „Holla! Holla! Tu auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?"
„Ach, Wilhelm, du? ... So spät bei Nacht?
Geweinet hab' ich und gewacht;
ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du her geritten?" —

15. „Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht
und will dich mit mir nehmen."
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!"

16. „Laß sausen durch den Hagedorn,
laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt! es klirrt der Sporn;
ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
mit dir nach Hause[1]) eilen."

17. „Ach, wolltest hundert Meilen noch
mich heut' von hinnen[1]) tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
die elf schon angeschlagen."
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell;
wir und die Toten reiten schnell.
Ich bringe dich noch heute[2])
zu Hochzeitlust und Freude." —

18. „Sag an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? Wie dein Hochzeitbettchen?" —
„Weit, weit von hier ... still, kühl und klein ...
sechs Bretter und zwei Brettchen!" —
„Hat's Raum für mich?" — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
die Kammer steht uns offen." —

19. Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
sich auf das Roß behende!
Wohl um den trauten Reiter schlang
sie ihre Lilienhände.
Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp!
ging's fort in sausendem Galopp,
daß Roß und Reiter schnoben
und Kies und Funken stoben.

20. Zur rechten und zur linken Hand,
vorbei an ihren Blicken,
wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? ... Der Mond scheint hell!
Hurra! Die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?"
„Ach nein! ... Doch laß die Toten!" —

21. Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch! Glockenklang! — Horch! Totensang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
der Sarg und Totenbahre trug,
das Lied war zu vergleichen
dem Unkenruf in Teichen.

22. „Nach Mitternacht begrabt den Leib
mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib;
mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor
und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff, und sprich den Segen,
eh' wir zu Bett uns legen!" —

---

1) Orig: Ins Brautbett.
2) Ich bringe dich, zur Wette, noch heut in's Hochzeitsbette

23. Still Klang und Sang ... Die Bahre schwand...
Gehorsam seinem Rufen
kam's hurre, hurre! nachgerannt,
hart hinter 's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hopp, hopp, hopp!
ging's fort in sausendem Galopp,
daß Roß und Reiter schnoben
und Kies und Funken stoben.

24. Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? ... Der Mond scheint hell!
Hurra, die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?"
„Ach, laß sie ruhn, die Toten!"

25. Sieh da! sieh da! Am Hochgericht
tanzt' um des Rades Spindel,
halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
ein luftiges Gesindel. —
„Sasa! Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanzt uns, ihr luft'gen Gäste,
den Tanz zum Hochzeitfeste!"[1])

26. Und das Gesindel, husch, husch, husch!
kam hinten nachgeprasselt,
wie Wirbelwind am Haselbusch
durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hopp, hopp, hopp!
ging's fort in sausendem Galopp,
daß Roß und Reiter schnoben
und Kies und Funken stoben.

27. Wie flog, was rund der Mond beschien,
wie flog es in die Ferne!
Wie flogen, oben überhin,
der Himmel und die Sterne!
„Graut Liebchen auch? ... Der Mond scheint hell!
Hurra, die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?" —
„O weh! Laß ruhn die Toten!" — —

28. „Rapp'! Rapp'! Mich dünkt, der Hahn schon ruft —
bald wird der Sand verrinnen ...
Rapp'! Rapp'! ich wittre Morgenluft ...
Rapp', tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf,
die Hochzeittüre[2]) tut sich auf;
die Toten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle."

29. Rasch auf ein eisern Gittertor
ging's mit verhängtem Zügel:
mit schwanker Gert' ein Schlag davor
zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
und über Gräber ging der Lauf;
es blinkten Leichensteine
rundum im Mondenscheine.

30. Ha, sieh! ha, sieh! im Augenblick —
huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
fiel ab wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
zum nackten Schädel ward sein Kopf,
sein Körper zum Gerippe
mit Stundenglas und Hippe.

31. Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
und sprühte Feuerfunken;
und hui, war's unter ihr hinab
verschwunden und versunken.
Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz mit Beben
rang zwischen Tod und Leben.

32. Nun tanzten wohl bei Mondenglanz
rundum herum im Kreise
die Geister einen Kettentanz
und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht,
mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!"

I. **Vorbereitung,** darnach **Vortrag.** Einst hörte Gottfried August Bürger, der Justizamtmann in Gelliehausen, sein Hausmädchen Christine im Nebenzimmer aus einem ostpreußischen Zaubermärchen (wie Herder nachgewiesen) folgende Verse singen:

---

1) Orig.: „Tanz' uns den Hochzeitsreigen, wenn wir zu Bette steigen!

2) Das Hochzeitsbette.

„Der Mond scheint hell,
der Tod reit't schnell;
feins Liebchen, grauet dir?"
„Und warum sollt's mir grauen?
Ist doch Feinslieb bei mir."

Bürger konnte diese Worte nicht wieder los werden, sie summten und bohrten und regten in ihm seine für das Schauerliche empfängliche Phantasie lebhaft auf. Das Grausen, das uns in der Dämmerung, im Mondenscheine oder in dunkeln Wäldern überkommt, verursachte ihm eine angenehm erschütternde Empfindung und zauberte allerlei Phantasiegebilde herbei. Um sich von ihnen zu befreien, entwarf er schnell einige Strophen, andere schlossen sich nach und nach an; so entstand 1773 Bürgers Meisterballade „Lenore".

II. **Vertiefende Besprechung.** A. Erläuterungen und Gliederung. 1. Str. 1—12: Die Heimkehr des Preußenheeres und Lenorens Verzweiflung über das Schicksal ihres Bräutigams. Welche Aufgabe erfüllen Str. 1—3? Sie führen in die Dichtung ein, indem sie uns mit den Hauptpersonen, der Zeit und dem Thema bekannt machen. Schon lange quält bange Sorge um das Schicksal ihres Bräutigams Lenore, in ihre Träume hinein verfolgt sie diese Sorge: „Warum läßt Wilhelm so lange nichts von sich hören? Warum kehrt er nicht zu mir zurück?" Den zeitgeschichtlichen Hintergrund bildet der zehn Jahre vor der Entstehung der Ballade beendigte Siebenjährige Krieg, „der lange Hader", der zwischen dem König Friedrich II. von Preußen und der Kaiserin Maria Theresia von Österreich geherrscht hatte. Im Heere König Friedrichs war Lenorens Bräutigam in Böhmen einmarschiert und hatte an der Schlacht bei Prag teilgenommen, die am 6. Mai 1757 stattfand; das war die letzte Nachricht, die Lenore über ihren Wilhelm erhalten hatte. Warum hat wohl der Dichter gerade die Schlacht bei Prag gewählt? Sie lag zeitlich und räumlich weit entfernt und war eine der blutigsten Schlachten — König Friedrich siegte zwar, verlor aber den Feldmarschall von Schwerin und 16 000 Mann; so diente sie den Absichten des Dichters am besten. Und nun kehrte im Frühjahre 1763 nach Abschluß des Friedens zu Hubertusburg (15. Februar 1763) das Preußenheer in seine heimatlichen Standquartiere zurück, freudig begrüßt von den Angehörigen, die von den größeren Orten aus auf Wegen (Landstraßen), aus den kleineren Orten und Einzelgehöften auf Stegen, schmalen Pfaden oder Fußpfaden, den mit grünen Zweigen geschmückten Truppen entgegenkamen. Der Dichter, der am 31. Dezember 1747 geboren ist, hat wohl selbst einen solchen Einzug von Truppen erlebt oder davon erzählen hören.

Wie erklärt sich der Ausbruch wütender Verzweiflung in Str. 4? In Lenorens Herz hat sich die jahrelange Sehnsucht nach dem Geliebten aufgespeichert, durch den steten Wechsel von Furcht und Hoffnung ist ihre Kraft der Selbstbeherrschung aufs äußerste angespannt worden. Nun hat sie die Reihen der heimkehrenden Truppen nach den Namen von Bekannten durchgefragt, von denen sie Auskunft über ihren Wilhelm erhalten könnte,

aber nicht die geringste Kunde ist ihr zuteil geworden. Sie muß aber mit ansehen, wie andere sich finden, muß den Jubel der Wiedersehensfreude mit anhören; sie allein geht leer aus. Da bricht ihre bisher mühsam behauptete Selbstbeherrschung zusammen, und sie überläßt sich ganz der Verzweiflung in Gebärden, Handlungen und Worten.

Str. 5—11. Der Zug der Truppen ist vorüber, Lenore aber noch nicht heimgekehrt. Da treibt eine heimliche Angst die Mutter hinaus, sie findet ihre arme Tochter am Boden in Verzweiflung und sucht sie zu trösten oder wenigstens zu beruhigen. So entspinnt sich ein Ringen zwischen Mutter und Tochter, Alter und Jugend, reifer, frommer Erfahrung und Verzweiflung. Die Mutter weist ihre Tochter hin auf das Erbarmen Gottes (Str. 5), auf das Gebet, durch das sie Ergebung in den Willen Gottes finden könne (Str. 6), auf das Sakrament des Altars oder das Heilige Abendmahl, das ihr Trost zu geben vermöge (Str. 7). Sie hält Lenoren, um ihren wilden Schmerz abzulenken, Stolz und Unwillen in ihr wachzurufen, den Verdacht entgegen, daß Wilhelm ihr womöglich untreu geworden, als Gefangener nach Ungarn gekommen sei, seinen Glauben abgeschworen („sich seines Glaubens abgetan", veraltet = sich seines Glaubens entledigt) und sich ein anderes Mädchen zur Frau genommen habe (Str. 8 — der Volksmeinung war das ferne Ungarland gleichbedeutend mit Türken- oder Heidenland, das gewöhnlichste Mittel der Befreiung von Gefangenen aber das Abschwören des Glaubens und Verheiratung; „er hat es = dessen oder davon nimmermehr Gewinn"). Sie legt endlich in rührender Weise bei Gott Fürbitte für ihre Tochter ein und mahnt sie an Gott und an die eigene Seligkeit (Str. 10 — „deiner Seelen" ist der 3. Fall der Einzahl, wie ihn die ältere Sprache von den Hauptwörtern der schwachen Biegung bildete, vgl. „in der Erden"; die Vorstellung vom Seelenbräutigam knüpft an das Gleichnis von den zehn Jungfrauen — Matth. 25, 1 ff. — an). — Die Mutter liebt ihre Tochter herzlich und sucht sie aus ihrer Frömmigkeit heraus zu trösten und auf den rechten Weg zu führen. Lenore aber will sich nicht trösten lassen, wenn sie auch die Mutterliebe empfindet („O Mutter! Mutter!" in Str. 5, 6, 7, 9, 11); mit wachsender Leidenschaftlichkeit überläßt sie sich ihrem Schmerze um den Verlust „Hin ist hin!" (Str. 5 und 9); „Bei Gott ist kein Erbarmen" (Str. 5 und 9); an sein Erbarmen zu glauben, ist eitler Wahn oder törichte Selbsttäuschung (Str. 6); das Beten nützt nichts (Str. 6); das heilige Abendmahl kann keinen Toten wieder lebendig machen (Str. 7). Ihre Verzweiflung wird schließlich zur Lästerung: sie wünscht nie geboren zu sein (Hiob 3, 1) und wünscht sich jetzt den Tod (Str. 9 und 11); nur bei ihrem Geliebten kann sie Seligkeit finden, ohne ihn mag sie weder auf Erden noch dort, d. h. im Himmel, selig werden (Str. 11). — Die Worte der Mutter und Lenorens Antworten folgen einander Schlag auf Schlag. Achte dabei auf die Kunst des Dichters! Drei Paare von Rede und Gegenrede teilt er so ein, daß auf jede Rede eine Halbstrophe entfällt (Str. 5—7) (hierbei kommt ihm die Möglichkeit, die achtzeilige Strophe in zwei gleichlange Halbstrophen zu zerlegen, zustatten); in zwei Paaren räumt er jedesmal eine volle Strophe ein (Str. 8—11).

Str. 12: So hadert oder rechtet Lenore mit Gott; dies Unterfangen ist aber vermessen, da sie doch nicht das richtige Maß besitzt, um Gottes Verhalten recht zu beurteilen. Von der Mutter geleitet, kehrt sie in ihr Haus zurück. — Die Schlußzeilen der Strophe („bis auf am Himmelsbogen die goldnen Sterne zogen") wirken nach all der Leidenschaft und Verzweiflung auf den Zuhörer beruhigend: hoch über menschlichem Leide wandeln in ewiger Ruhe die goldenen Sterne dahin.

Die Handlung der Ballade ist hier scheinbar zu einem Abschlusse gekommen; kann sie noch weitergeführt werden? Wie?

2. Str. 13—18: Die überraschende Ankunft des Bräutigams und seine Absicht, die Braut zur Hochzeit abzuholen.

a) Erläuterungen. Str. 13. Geländer: Sammelname zu einem außer Gebrauch gekommenen lander = Latte, Stangenzaun, hier in verkürztem Ausdrucke = „Stufen der von einem Geländer eingefaßten Treppe". — „Horch (= höre) den Pfortenring" (den beweglichen Ring an der Türe), wie er lose, leise klinglingling tönt!— Str. 14. Holla oder hola ist die durch â verstärkte Befehlsform vom ahd. holôn = rufen, holen (urspr. der Ruf des Wanderers nach dem Fährmann). — Str. 15. Hagedorn ist der Dorn, der zur Herstellung eines Hages oder einer Hecke verwendet wird, zumeist der Weißdorn. — Str. 16. „Es klirrt der Sporn" wurde von Bürgers Freunden als Flickreim und sachlich unangemessen für einen Geist getadelt. Er antwortete unterm 20. September 1773: „Ihr habt alle, so viel Euer tadeln, unrecht. Nicht des Reimes, sondern der Sache wegen ist's da. Man muß sich in den Sporen eines Geistes eine magische Kraft vorstellen. Alles erinnert ihn zu eilen: der Rappe scharrt, der Sporn fängt von selbst an zu klirren, als wäre er begierig wieder zu stacheln." — Hausen = sein Haus haben, wohnen. — Schürze dich: „schürzen" gehört zu einem untergegangenen Eigenschaftswort ahd. scurz „kurz" (davon „Schurz"), bedeutet also urspr. „kürzen", in besonderem Sinne „das Kleid in die Höhe nehmen". Das Wort dich gehört zu schürzen und schwingen, nicht zu springen. —

Str. 17. Wir und die Toten hielt ein Freund Bürgers für ein vorzeitiges Lüften des Schleiers. Bürger erwidert darauf unterm 16. September 1773: „Sie tadeln, deucht mir, mit Unrecht; denn es soll eine Zweideutigkeit sein. Das Mädchen muß denken, daß wir und die Toten zweierlei sind. Sie versteht es so: Wir reiten schnell wie die Toten. Zugleich liegt mystisch in dem Wir und die Toten, daß der, welcher es sagt, ein Toter selbst mit ist." — „Zur Wette" steht abgekürzt für: Ich lasse es auf eine Wette ankommen. — Str. 18. Sechs Bretter und zwei Brettchen ist die sprichwörtliche Bezeichnung für den Sarg, zugleich eine Verhüllung seiner Schrecken.

b) Gedankengang. Eine dritte Person erscheint auf dem Schauplatz, eine Stunde vor Mitternacht, ein Reiter. Wer ist es? Was will er? Zu unserem Erstaunen erkennt Lenore in ihm ihren heißersehnten, totgeglaubten Wilhelm. Woran erkennt sie ihn? Wie nimmt sie ihn auf? Hat sie nun die Seligkeit gefunden, von der sie in Str. 11 sprach? Wir merken nichts

vom Wiedersehensjubel; wie kommt das? Dem heftigen Gefühlsausbruch, den wir in Str. 5—12 erlebt haben, ist eine tiefe seelische wie körperliche Erschöpfung gefolgt, Lenore *kann* sich nicht von ganzem Herzen freuen. Und dann ist so manches seltsam in dem Auftreten des Bräutigams: sein Erscheinen kurz vor Mitternacht, seine Weigerung zu bleiben, seine Absicht, sie abzuholen und weit wegzuführen, seine seltsamen Reden („wir und die Toten" Str. 17, „sechs Bretter und zwei Brettchen" Str. 18). Lenore fragt, und ihre Fragen werden immer kürzer; es ist, als wenn Zweifel in ihrem Herzen wach würden. Aber noch ist ihre Liebe zu Wilhelm stark genug, ihre Zweifel zu überwinden; sie will ihm folgen. Wohin? Wir wissen es nicht.

Wieder spielt sich die Handlung wie im vorhergehenden Teile hauptsächlich in Form des Zwiegesprächs ab. Rede und Gegenrede verteilen sich zunächst auf Halbstrophen, in Str. 16 spricht Wilhelm allein, dagegen enthält Str. 18 sogar zwei Paare von Rede und Gegenrede.

3. Str. 19—27: *Der nächtliche Hochzeitsritt.*

a) *Erläuterungen.* Str. 19. *Hurre*, von dem mittelhochdeutschen hurren = eilen, ist ein Ausruf zur Bezeichnung der Geschwindigkeit. Englisch in a hurry = in Eile. — Str. 20: *Anger* = grüner Rasen. *Heide* = weite Ebene mit Gestrüpp und Heidekraut, *Feld* = Ackerland. — Str. 21. „*Nun laßt uns den Leib begraben*" ist das bekannte, alte Begräbnislied der böhmischen Brüder. *Unken* sind kleine Kröten in stehenden Gewässern, unten feuerrot, oben stahlblau gefleckt. Ihr dumpfer Ruf: Unk, Unk! klingt wie ferner Glockenklang. — Str. 22. *Der Küster* (Kustos = Wächter oder Kirchenhüter) soll das Brautlied *gurgeln*. Bürger sagt in seinem erwähnten Briefe: „Statt *gurgeln* ist *singen* zu schwach. Der Geist muß eine eigene, gräßliche Sprache führen, und das *Gurgeln* klingt mir gräßlich. Eben weil kein anderer Mensch spricht, so muß ein Gespenst so sprechen. Auch muß der Küster, der ein Gespenst ist, nicht singen, sondern gurgeln." *Pfaff* (aus *Papa* entstanden, bedeutet Vater und war ursprünglich ein Ehrenname für alle Geistlichen, jetzt hat das Wort einen häßlichen, spöttischen Beigeschmack), vollzieh die Trauung! — Str. 23. *Hinter's* = hinter des Rappen Hufen rennt der unheimliche Spuk — es — her. — Str. 25. *Hochgericht* ist die Richtstätte mit Galgen und Rad, *des Rades Spindel* die Achse des Rades, mit dem Verbrecher gerädert wurden. *Gesindel* (von Gesinde) = geringe Gesellschaft, schlechtes Pack. — Str. 26. Bürger schreibt: „*Prasseln* und *rasseln* habe ich nur aus Not genommen." Weder prasselt der Geisterspuk noch rasselt der Wind. — Str. 27. Bürger schreibt am 16. September 1773: „Ist diese Stelle nicht stark und groß? Bei einem menschlichen Ritte wäre sie wohl zu übertrieben; aber bei einem Geisterritte, wo in einer Stunde hundert Meilen zurückgelegt werden, ist sie trefflich."

b) *Gedankengang.* Drei Halbstrophen kehren dreimal wörtlich oder mit Änderungen wieder und bezeichnen so den Fortschritt der Handlung wie das Vorwärtskommen auf dem rasenden Ritte: 1. die zweite Halbstrophe in Str. 19, 23, 26 mit den Änderungen: „Und hurre, hurre", „Und immer weiter", „Und weiter, weiter"; 2. die erste Halbstrophe in Str. 20, 24, 27 — um die rasende Geschwindigkeit zu kennzeichnen, sagt uns der Dichter, woran

Roß und Reiter vorübersausen, oder was an ihnen vorüberfliegt: erst sind es „Anger, Heid' und Land", also kürzere Stücken Erde, dann neben den Bäumen und Hecken „Gebirge, Dörfer, Städt' und Flecken", endlich sogar der weite Himmel und die Sterne; 3. die zweite Halbstrophe in Nr. 20, 24, 27, die das grausige Zwiegespräch zwischen Bräutigam und Braut enthalten. Das erstemal klingt Lenorens abwehrende Antwort „Ach nein! . . . Doch laß die Toten!" noch ziemlich mutig; beim zweiten Male klingt das „Ach! laß sie ruhn, die Toten!" schon ganz mutlos, verzagt; und aus der dritten Antwort „O weh!" hören wir ihr Grauen heraus. — Zu dem gespenstig-schnellen Ritte durch die Mondnacht, zu der grauenhaften Fröhlichkeit des Reiters gesellt sich sein grausiger Humor, mit dem er den Pfarrer und den Küster des nächtlichen Leichenzuges zur Trauung, das Gesindel des Hochgerichts zum Hochzeitreigen einlädt. Alles dient zur Steigerung des Grauens. Wo und wie wird dieser Ritt enden?

4. Str. 28—32: Das Ende des Ritts.

Erläuterungen. Str. 28. Bald wird der Sand verrinnen, nämlich der Sand der Sanduhr, d. i. die Zeit. Ich wittre Morgenluft, d. h. der neue Tag bricht an; bald wird ihn der Hahnenschrei verkünden, dann ist die Geisterzeit vorüber; wir versinken in Staub, wo wir gerade sind, und erreichen unser Ruhebett, das ehrliche Grab, nicht. Mit den Worten: Rapp, Rapp! und mit der Erinnerung an Hahnenruf und Morgenluft spornt der gespenstische Reiter sein Roß, das ihn versteht, zur äußersten Eile an. In Goethes Faust mahnt Mephisto den zögernden Faust: „Meine Pferde schaudern, der Morgen dämmert auf." — Str. 29. Mit verhängtem Zügel = mit nachgelassenem Zügel zu ungehemmtem, schnellem Laufe. Gerte = eine dünne, schwanke Rute als Reitpeitsche. Das eiserne Gittertor am Kirchhof ist durch ein Schloß und einen Riegel geschlossen und wird aufgesprengt. — Str. 30. Huhu! = Ausruf des Grausens und Entsetzens, dem Uhu nachgeahmt, der durch seinen Ruf nächtliche Wanderer erschreckt. Koller = knappes Reiterwams, am Halse (lat. collum) schließender Lederharnisch für Brust und Rücken. Zunder = mürbes, leicht entzündliches Holz. Schopf ist das Haar, womit der Schädel bewachsen ist; Zopf heißt es geflochten. Den Tod stellt man als Gerippe mit einer Sanduhr (Stundenglas) und einer Sense oder Hippe dar. Der tote Wilhelm erscheint plötzlich als der Tod selbst. Das ist sicher nicht des Dichters Absicht gewesen; er wollte nur die plötzliche Verwandlung des Lebendigen in einen Toten recht augenfällig darstellen. — Str. 31. Hui! ist ein Ausruf zur Bezeichnung geheimnisvoller Geschwindigkeit. Geheul des abziehenden Geisterspuks und Gewinsel des versunkenen Reiters und Rosses. — Str. 32. Die Geister, die das schaurige Hochzeitsgefolge bei dem nächtlichen Brautritte gebildet hatten, schließen sich zu einem Ketten- oder Reigentanze zusammen und singen der sterbenden Braut und dem versunkenen Bräutigam das Hochzeitslied, das zugleich ihr Grablied ist.

B. Der Dichter und sein Werk.

1 Der Dichter und sein Stoff. Jene Strophe eines ostpreußischen Zaubermärchens, die Bürger hatte singen hören (sie unter I), ist der Keim,

aus dem die Dichtung erwuchs. Einzelne Anklänge von Volksliedern klingen hinein, z. B.:

„Wo lise, wo lose
rege hei den Ring." —

Auch kannte Bürger die „Sammlung alter und neuer englischer Lieder" von Percy; die Göttinger Übersetzung von 1767 war sein vielgebrauchtes Handbuch. Aus einer Ballade dieser Sammlung „Wilhelms Geist" entlehnte er den Namen für den Helden seiner Ballade. Uralt und weit verbreitet ist die poetische Grundidee der „Lenore". Maßloses Klagen und Weinen stört die Ruhe der Toten, ja ruft sie als Warner und Rächer aus ihren Gräbern; vgl. das Gedicht „Die Macht der Tränen" in Georg Scherers „Jungbrunnen", 3. Aufl. S. 135, und das Märchen vom „Tränenkrüglein". Die Edda erzählt: König Helgi ist gefallen und ein Hügel über seinem Leichnam errichtet. Da sieht ihn abends die Magd seiner Gattin Sigrun zum Hügel reiten und meldet es ihrer Herrin. Diese geht hin und fragt den toten Gatten, warum sein Haar reifdurchdrungen und sein Leib von Leichentau bespritzt sei. Helgi antwortet: „Du, o Sigrun, bist die Ursache, daß Helgi von Leichentau benetzt ist; denn du weinst grimme Zähren, ehe du schlafen gehst." — In einem indischen Gedichte heißt es:

Denn der Angehörigen stetes Weinen
brennt den Hingeschiedenen, lehrt man.

Und ein serbisches Volkslied singt:

Nicht die Erd' ist's, die mich drückt, o Mutter,
nicht die Ahornbretter meiner Wohnung;
was mich quält, der Schmerz ist's der Geliebten.

Von diesen Anklängen abgesehen, ist der Stoff der Ballade freie Schöpfung der gestaltender Phantasie Bürgers.

2. Des Dichters Kunst. Der Stoff der Ballade ist aufs glücklichste dem Volksleben und Volksglauben entnommen und hebt sich wirkungsvoll auf einem historischen Hintergrunde ab. Die Personen werden nicht weitläufig geschildert und doch durch gelegentliche Züge treffend gezeichnet. (Sie zerraufte ihr Rabenhaar und umschlang mit ihren Lilienhänden den trauten Reiter. Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang sich auf das Roß behende usw.) Wie ist die Liebe, Angst und Fürsorge der schlichten, braven Mutter so anschaulich gezeigt! Wie treffend ihre Frömmigkeit, die so gut Bescheid weiß in Bibel (zu Str. 7 f. Ps. 103, 13, zu Str. 10 f. Ps. 143, 2 und Apgesch. 7, 59) und Gesangbuch (Str. 6 „Was Gott tut, das ist wohlgetan"; Str. 8 aus „Ein' feste Burg": „Laß fahren sein Herz dahin! Er hat es nimmermehr Gewinn"; Str. 10 „Seelenbräutigam, Jesu, Gottes Lamm")! Ebenso sind Zeit und Örtlichkeit durch die Ballade nur gestreift und doch in greifbarer Deutlichkeit vorgeführt! („Bis auf am Himmelsbogen die goldenen Sterne zogen." — So spät bei Nacht! — Wir satteln nur um Mitternacht! — Es brummt die Glocke noch, die elf schon angeschlagen! — Mich dünkt, der Hahn schon ruft! — Bald wird der Sand verrinnen! — Ich wittre Morgenluft! — Auf Wegen und auf Stegen zog

jung und alt. — An des Geländers Stufen stieg klirrend ein Reiter ab. — Anger, Heide und Land flogen vorbei, und die Brücken donnerten. — Gebirge, Bäume, Hecken, Dörfer, Städt' und Flecken flogen vorüber, Himmel und Sterne oben überhin! Gittertor, Gräber und Leichensteine des Friedhofes!) Wie ist die Geschwindigkeit des Rittes so anschaulich geschildert! (Wie flog, was rund der Mond beschien, wie flog es in die Ferne! usw.) Wie ist Lenorens Seelenzustand so psychologisch richtig gezeichnet! Nur mit dem Bilde des Geliebten hat sie sich sechs Jahre getragen. Eigensinnig hat sie jeden Gedanken an seinen Verlust abgewiesen. Je mehr die Hoffnung schwindet, desto mehr gewinnt ihre Sehnsucht nach ihm an Kraft. Schwere Träume bereiten die Katastrophe vor; aber überwältigend bricht sie doch über den starken, aber eigensinnigen Charakter herein. Fassungslos überläßt sie sich einer wilden Verzweiflung. So muß es sein, wenn wir unser Denken, Lieben und Hoffen nur an eins hängen, unser Schicksal auf eine Karte setzen. Tröstlicher Zuspruch besänftigt nicht, sondern reizt und steigert die Erregung bis zum Paroxysmus, bis zur Gotteslästerung. Nun folgt die körperliche Abspannung, aber doch kein Brechen des trotzigen Gemüts. Milder, ergebener klingt die Antwort auf die Fragen des nächtlichen Reiters. Es ist die Erschöpfung der Wut und des Schmerzes, aber noch keine Ergebung in Gottes Willen. Immer noch nur von einem Gedanken und einem Verlangen beseelt, folgt sie rasch entschlossen dem gespenstigen Reiter, nachdem derselbe ihre Zweifel und Fragen in zweideutiger Weise beantwortet hat. Doch nach und nach zieht das Grauen in ihr Herz bei den nächtlichen Erscheinungen und den geheimnisvollen Reden des Reiters. Das Grausen steigert sich auf der Reise. Dreimal bittet sie: Laß sie ruhen, die Toten! Das erstemal behauptet sie dabei noch: „Ach nein, mir graut nicht!" Das zweitemal spricht sie dabei: „Ach!" und das drittemal: „O weh!" Endlich ist das Ziel des Rittes erreicht, und jeder Zweifel, jeder täuschende Schein schwindet: sie ist dem Reich der Geister verfallen! Was sie als Ahnung bedrückt, was auf dem Wege wie Erkenntnis an ihr Herz geklopft, das ist nun zur Wahrheit geworden: der Geliebte, ihr Abgott, ihr ein und alles, ist ein Totengerippe und ihr zum Verderben wiedergekommen! Mit der ganzen Kraft ihrer Seele hat sie ihn herbeigesehnt; nun ist sie bei ihm, er aber kann ihr nur das geben, was er selbst hat — Tod! Da bricht ihr Trotz, da bricht ihr Herz! Zwischen Tod und Leben ringt sie um das göttliche Erbarmen und sucht den Weg zurück an das Vaterherz Gottes. Und wir wissen: er stößt keinen hinaus, der zu ihm kommt. Noch des Schächers am Kreuze hat er sich erbarmt.

Meisterhaft zeichnet der Dichter den nächtlichen Ritt. Alle Schrecken der Nacht und all die abenteuerlichen und grauenhaften Erscheinungen der Gespensterwelt ziehen im Fluge an uns vorüber. Aber nur in halber Beleuchtung und in täuschender Halbferne erscheint das spukhafte Leben und Treiben der Geister. Die unbestimmte Beleuchtung öffnet der Phantasie einen um so weiteren Spielraum; die steigende Geschwindigkeit des Rittes steigert unsere Spannung bis zur Beängstigung.

Die Handlung der Ballade ist dramatisch lebendig und die Erzäh-

lung von wunderbarer Deutlichkeit und vorwärtsstrebender Kraft. Meisterhaft sind die Zwiegespräche, die alle Flickwörter und matten Wendungen verschmähen und uns stets heraushören und nachempfinden lassen, wer spricht, wenngleich der Redende nicht genannt ist.

Sehr geschickt gruppiert ist der Stoff, natürlich geschürzt der Knoten, fein vorbereitet und doch erschütternd die Lösung, wirkungsvoll der Kontrast. Jahrelang wartet Lenore in Hoffnung, da schrecken sie schwere Träume aus dem Schlafe auf und bereiten die Katastrophe vor. Jubel begrüßt die heimkehrenden Krieger von allen Seiten, und dazwischen wütet der Jammer und die Verzweiflung einer verlassenen Braut. Lästerungen redet die fassungslose Tochter; mit mildem und doch dringlichem Zuspruch naht ihr die Mutter. Schweigend ruht die Erde, und still wandert der Mond, da braust der gespenstige Rappe und der sausende Geisterzug dahin. Der Hochzeit fliegt die Braut entgegen, und ein Grab findet sie.

Echt volkstümlich ist der Glaube an allerlei Geister- und Gespensterspuk. Die Pforten der Geisterwelt scheinen in der Nacht entriegelt und der Schwarm unheimlicher, lustiger Gestalten losgelassen. Überall regt sich's, überall umgibt und folgt uns das unheimliche Es mit seinen Schrecken, Volkstümlich sind auch die vielen Ausrufe in der Ballade, welche die ganze Stufenleiter der Empfindung durchlaufen: Ach! O weh! Hui! Hurra! Ha sieh! Huhu! usw. Höchst sprechend und belebend ist auch die Tonmalerei im Gedichte: Trapp, trapp! Klinglingling! Hurre, hurre, hopp, hopp, hopp, ging's fort in sausendem Galopp! usw.

Schlicht und einfach und dadurch volkstümlich ist der Aufbau der achtzeiligen Strophe; wie sie sich durch die Möglichkeit, sie ungezwungen in Halbstrophen und Verspaare zu zerlegen, für Zwiegespräche eignet, ist unter II A, 1 und 2 dargelegt worden.

3. Zur Geschichte der Ballade. Unter dem Eindrucke des ostpreußischen Liedes (s. unter I) hatte Bürger die ersten Strophen gedichtet und seinem Freunde Boie in Göttingen geschickt, der durch sie so in Feuer und Flamme gesetzt wurde, daß er fortwährend trieb, das Stück zu vollenden. Aber diese Vollendung schritt sehr langsam fort, wie uns Bürgers Briefe an Boie vom 19. April bis zum 12. August 1773 zeigen. Nach und nach, oft zerstreut und zusammenhanglos, fügte sich Strophe zu Strophe. „Lange kreischte die Ballade unter der Feile", bis sie endlich ein Faden verband und ein Geist durchwehte. Am 12. August 1773 schrieb Bürger an Boie: „Gottlob, nun bin ich mit meinem schweren Horatio fertig! rief weiland Kasper Gottschling. — Gottlob, nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenore fertig! ruf' auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeisterung Ihnen zu. Das ist mir ein Stück, Brüderle! — Keiner, der mir nicht erst seinen Batzen gibt, soll's hören. Ist's möglich, daß Menschensinne so was Köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an und glaube kaum, daß ich's gemacht habe. Ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume."

Die fertige Ballade las Bürger zu Göttingen in einem Kreise poetischer

Freunde vor, die nichts von der neuen Schöpfung wußten. Atemlos lauschte alles. Als aber die Stelle kam:

Risch auf ein eisern Gittertor
ging's mit verhängtem Zügel:
mit schwanker Gert' ein Schlag davor
zersprengte Schloß und Riegel —

und Bürger dabei mit seiner Reitgerte gegen die Tür des Zimmer schlug, da sprang Graf Friedrich Leopold v. Stolberg in vollem Schrecken vom Stuhle auf.

Gedruckt erschien die Ballade, die unter dem Beirat der Freunde wesentlich verbessert und gefeilt worden war, in dem Musenalmanach des Jahres 1774. Groß und überwältigend war der Eindruck, den sie überall machte. Bürger hatte also recht geahnt, wenn er in dem Briefe vom 6. Mai an Boie schrieb: „Herr, das ist Euch eine Ballade, die sich gewaschen hat! Und ganz originell, ganz von eigener Erfindung! Wahrlich, ein Kind, das von Herzen kam und zu Herzen geht! Wenn bei der Ballade nicht jedem es kalt über die Haut laufen muß, so will ich mein lebelang Hans Kaspar heißen."

Der Geschichtschreiber Joh. v. Müller bekennt, daß ihm das Gedicht eine schlaflose Nacht verursacht habe. Goethe trug das Gedicht oft und gern vor und erzählt in „Wahrheit und Dichtung" von der mächtigen Wirkung, die es ausübte. Von allen Seiten erhielt Bürger Glückwünsche und Dankbriefe. Die Lenore wurde — abgesehen von anderen Übertragungen — sechsmal ins Englische übersetzt. Und kein Geringerer als Walter Scott eröffnete seine Schriftstellerlaufbahn mit der Übersetzung der Lenore. Aug. Wilhelm v. Schlegel schrieb über die Ballade: „Sie würde Bürgern, wenn er sonst nichts gedichtet hätte, die Unsterblichkeit sichern. Sie bleibt immer Bürgers Kleinod, der kostbare Ring, wodurch er sich der Volkspoesie, wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute."

Das deutsche Volk hat zum Zeugnis seiner Wertschätzung der „Lenore" mehrere Worte aus dieser Ballade in seinen Schatz „Geflügelter Worte" übernommen: „Bist untreu, Wilhelm, oder tot?" „Des langen Haders müde." „Hin ist hin! Verloren ist verloren!" „Die Toten reiten schnell!" „Geduld! Geduld! wenn's Herz auch bricht!" Fr. P. (Dr. P.)

48. Der Sänger.

Johann Wolfgang v. Goethe, Werke Stuttgart 1867. I, S. 122.

1. „Was hör' ich draußen vor dem Tor,
was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
im Saale widerhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!" —

2. „„Gegrüßet seid mir, edle Herr'n,
gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern,
wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit
sich staunend zu ergötzen.""

3. Der Sänger drückt' die Augen ein
und schlug in vollen Tönen;
die Ritter schauten mutig drein
und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
eine goldne Kette holen.

4. „„Die goldne Kette gib mir nicht,
die Kette gib den Rittern,
vor deren kühnem Angesicht
der Feinde Lanzen splittern;
gib sie dem Kanzler, den du hast,
und laß ihn noch die goldne Last
zu andern Lasten tragen!

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnet;
das Lied, das aus der Kehle dringt,
ist Lohn, der reichlich lohnet:
doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
laß mir den besten Becher Weins
in purem Golde reichen!""

6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich
und danket Gott so warm, als ich
für diesen Trunk euch danke!""

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Im Mittelalter liebten es die Fürsten und Ritter, ihre Schlösser oder festen Burgen auf schön gelegenen Anhöhen zu erbauen. Sie umgaben eine solche Burg mit festen Mauern und einem tiefen Wallgraben, der mit Wasser gefüllt war oder doch rasch gefüllt werden konnte. Über den Burggraben auf den Schloßhof führte eine Zugbrücke, die nachts und in Kriegszeiten aufgezogen wurde, und ein Tor in der Mauer. Im Innern der Burg waren viele Gemächer für die einzelnen Glieder des Hauses. Am geräumigsten und am schönsten ausgeschmückt war der Ritter-, Fest- oder Bankettsaal. Hier wurden häufig Festlichkeiten gefeiert, bei denen die Ritter im Waffenschmucke und die Damen in schönen Kleidern und mit blitzendem Geschmeide erschienen. Edelknaben oder Pagen, die auf den Burgen höfische Sitte und Rittertugend lernen sollten, leisteten dabei allerlei Dienste. Der Berater und Geschäftsführer des Hauses war der Kaplan oder Burgpfaffe, der bei Fürsten Kanzler hieß und im Namen und Auftrag seines Herrn die Geschäfte besorgte und die Urkunden ausfertigte. Der Festglanz und die Festfreude wurden erhöht durch die Sänger, die von Burg zu Burg, von Fürstenhof zu Fürstenhof zogen, Minnelieder dichteten, schöne Weisen dazu erfanden, die Harfe geschickt spielten (schlugen) und ihre Lieder erklingen ließen. Sie sangen von edler Minne oder Liebe, von den Taten der Helden und von Wohl und Wehe des Vaterlandes. Sie wurden als willkommene Gäste geehrt und mit einem Ehrensold begabt. Selbst Fürsten wetteiferten um den Kranz des Sängers, und der Dichter ging mit dem Könige. Berühmt ist der Sängerkrieg auf der Wartburg bei Eisenach, den der kunstliebende Landgraf Hermann von Thüringen veranstaltete. Ein farbenfrisches Bild aus jener lebensfrohen und liederreichen Zeit und einen würdigen Vertreter der edlen Zunft der fahrenden Sänger zeigt uns die schöne Goethesche Romanze „Der Sänger".

II. **Erläuterungsfragen.** Wie meldet sich der Sänger an? Wo steht er? (Auf der Brücke draußen vor dem Tor.) Welche Frage und welchen Wunsch äußert der König im Saale? Wie beantwortet der Page die Frage, als er von draußen wiederkam? (Ein alter Mann steht auf der Brücke, singt und spielt.) Welchen Befehl ruft nun der König aus? (Laßt den Alten hereinkommen!) Warum vergleicht der Sänger den Saal mit dem Himmel, die Herren und Damen mit Sternen? (Die Gäste waren so vornehm und so zahlreich, daß die Festgesellschaft an den gestirnten Himmel er-

innerte.) Warum sollen sich die Augen vor der Pracht des Saales schließen? (Damit der Geist nicht zerstreut wird, sondern gesammelt bleibt.) — Wie unterscheidet sich vom Schließen das Eindrücken der Augen? (Die Augen schließen sich nur widerwillig infolge eines ernsten Entschlusses, eines gewaltsamen Druckes.) Wie wirkt das Lied auf die Ritter, die Schönen, den König? (Der Mut wird angefeuert; zarte und innige Gefühle werden angeregt, Wohlgefallen und Freude erweckt.) Was wird er gesungen haben? „Sie singen von Lenz und Liebe" — vgl. Des Sängers Fluch, Str. 7. — Warum geziemt den Rittern oder dem Kanzler die goldene Kette? (Sie stehen in deinem Dienste, sind durch die Lehnspflicht an dich gefesselt, setzen ihr Blut und ihre Kraft für dich ein; ihnen gebührt die glänzende Gabe des Goldes und das Symbol der Dienstbarkeit, die Kette.) — Warum verschmäht der Sänger die Kette? (Gold ist Lohn, und solchen Lohn, wie für geleistete Dienste, darf er nicht nehmen. Die Kette verrät Zugehörigkeit, Abhängigkeit; der Sänger ist frei und kennt keine Abhängigkeit von irdischen Herren, da er in eines „Höheren" Pflicht und Dienst steht.) Warum bittet er um einen Becher des besten Weins? (Ein Trunk erquickt; setzt man dem Gaste vom besten vor, dann ehrt man ihn zugleich; wird gar der Trunk in einem goldenen Becher gereicht, so ist die Ehrenbezeigung noch auffälliger. Ein so gereichter Trunk besten Weins erquickt also und ehrt zugleich, legt indessen keine „Verpflichtung" auf, noch ist er „Lohn" für einen „Dienst". G. Str.). Warum soll der Wein in goldenem Pokal gereicht werden? (Das edelste Gewächs gehört in das edelste Gefäß, wie der Dichter zum schönen Inhalte die schöne Form sucht.) — Warum heißt der Wein ein Trank voll süßer Labe? (Er gibt dem Leibe und dem Geiste neues Leben, neue Spannkraft.) Was für ein Haus muß das sein, wo solch ein Trank eine kleine Gabe ist? (Ein reiches Haus.) Warum wird es hochbeglückt genannt? (Weil es reiche Mittel und viele Gelegenheit zum Wohltun und Beglücken anderer hat.) Um was bittet der Sänger die Gäste? (Um ein freundliches Gedenken und um dankbare Herzen.)

III. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. Wir sind im Bankettsaale einer fürstlichen Burg, die — wie die Wartburg bei Eisenach — auf einer Anhöhe liegt und eine weite, schöne Fernsicht gewährt. Eine Festlichkeit hat den König, seine Ritter und die edlen Frauen im Saale vereinigt. Der König sitzt im fürstlichen Schmuck auf einem erhöhten Platze. Ihm zur Seite steht sein Kanzler. An der Tür warten Pagen geschäftig seines Winkes und Wortes. Die Ritter umgeben im Waffenschmuck ihren Gebieter. Das Feuer des Mutes strahlt aus ihren Augen. Auf schön geschnitzten Stühlen sitzen die geschmückten Damen und schlagen sittig die Augen nieder. In der Mitte des Saales steht ein bejahrter Sänger im langen Talar. Im Arm ruht die Harfe, und geschickt berührt die Hand die Saiten. Das Haupt hat er etwas zurückgebeugt und die Augen geschlossen. Durch die hohen Bogenfenster sieht man auf den Burghof und durch das Tor auf die Zugbrücke und weit in das Land hinein.

2. Charakter des Sängers. Der Sänger ist ein Greis mit jugendfrischem Herzen. Er gehört zu den fahrenden Minnesängern und ist eins

der edelsten Glieder dieser Zunft. Schon vor dem Tore meldet er sich durch Gesang an, denn der Lieder Lust regt sich in ihm zu jeder Zeit und in jedem Orte. Willig folgt er der fürstlichen Einladung, um durch Gesang die Feier zu erhöhen und zu verschönern. In höfischer Sitte wohl erfahren, grüßt er gewandt und anmutig die Versammlung. Aber er stutzt über die Vornehmheit der Gesellschaft, und fast geblendet wird er von der Pracht des Saales, der Kleider und Waffen. Den umherforschenden Augen gebietet er, sich zu schließen, um nicht durch die neuen und bunten Eindrücke gestört zu werden. Innerlich gesammelt, beginnt er kunstvoll die Harfe zu schlagen und sein Lied zu singen. Sein Sang gießt Mut in die Ritterherzen, weckt sittige Anmut und zartes Empfinden in den Frauenseelen und erfüllt den König mit Freude und Wohlgefallen. Des Reichtums im Schlosse freut er sich selbstlos, aber als eigenen Besitz wünscht er ihn nicht. Den Schmuck einer goldenen Kette lehnt er ab, da er nicht zu seinem Sinne und Berufe paßt. Er will seine Gottesgabe nicht bezahlen, sich selbst nicht verpflichten, binden und belasten lassen. Frei und fröhlich wie die Vögel im Gezweig will er schweifen und singen und im Gesang selbst seine Freude und seinen Lohn suchen. Nur einen Trunk des besten Weines begehrt er in goldenem Becher. Der Wein erquickt den matten Leib, erfreut das Herz, beflügelt den Geist und löst die Zunge. Den Königstrank will er auf Augenblicke mit hochgemutem, königlichem Sinne schlürfen. Dankbar genießt er die Gabe, bescheidentlich bittet er um ein freundliches Gedächtnis, und fromm mahnt er zur Dankbarkeit gegen den himmlischen Geber.

3. Gedankengang. Str. 1: Die Ankunft des Sängers vor der Burg. Str. 2: Sein Eintritt in den Saal, sein Gruß und sein Erstaunen. Str. 3: Sein Gesang und dessen Wirkung. Str. 4: Die Ablehnung der goldenen Kette. Str. 5: Seine Bitte um einen würdigen Lohn. Str. 6: Sein Dank und Segenswunsch.

4. Grundgedanke. „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet." — „Gesangeslust ist Gesangeslohn."

5. Schönheiten in der Form. Die Sprache ist flüssig, durchsichtig und schimmernd wie der edle Wein in goldenem Pokale, die Handlung dramatisch belebt, die Schilderung äußerst anschaulich, die Wirkung auf Geist und Herz sehr wohltuend, die Wahl der Bilder sehr glücklich. (Die Gesellschaft ein Sternhimmel, die Kette eine goldene Last und ein Zeichen der Abhängigkeit, das mutige Angesicht der Ritter ein eherner Schild, an dem die feindlichen Lanzen zersplittern, der Sänger ein fröhlich schweifender und singender Vogel.) In der etwas matten Wendung: „Dem Kanzler, den du hast" haben manche einen bedeutungsvollen Reim-Lückenbüßer, andere eine ironische Anspielung auf des Königs Unlust an Geschäften, zu denen er sich einen Lastträger halte, sehen wollen. Sie ist aber weder so bedeutungslos noch so bedeutungsvoll: Du hältst dir einen Kanzler, er ist dein Mann, den du bezahlst; du hast also ein Recht, ihm eine Last aufzulegen. Ich aber bin ein freier Mann, dem du weder eine Last auflegen noch Lohn anbieten darfst.

Fr. P.

49. A. Der getreue Eckart.

Wolfgang v. Goethe, Werke, hrsg. v. Heinr. Kurz. I, S. 209.

1. O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen! Da kommt schon der nächtliche Graus;
sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran und finden uns hier,
sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
und lassen nur leer uns die Krüge.

2. So sprechen die Kinder und drücken sich schnell:
da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Holden, sie kommen von durstiger Jagd,
und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
dann sind sie euch hold, die Unholden."

3. Gesagt — so geschehn! Und da naht sich der Graus
und sieht so grau und so schattenhaft aus,
doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
nun saust es und braust es, das wütige Heer,
ins weite Getal und Gebirge.

4. Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!" —
„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut." —
„Nein, keineswegs, alles geht herrlich und gut,
nur schweiget und horchet wie Mäuslein!

5. Und der es euch anrät, und der es befiehlt,
er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
die habt ihr nun köstlich in Händen."

6. Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
ein jedes bescheiden den Eltern genug
und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe! man kostet: „Ein herrliches Bier!"
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

7. Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergetzt;
sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
und gleich sind vertrocknet die Krüge.

8. Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
so horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
dann füllt sich das Bier in den Krügen.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Chr. Phil. v. Waldenfels berichtet in seinen „Ausgewählten Altertümern" folgendes Histörchen, wie es die thüringischen Bauern auf den Bierbänken in der Schenke und die Mägde beim Spinnrocken einander zu erzählen liebten:

„Einst passierte die Frau Holla oder Hulda an dem Weihnachtsfeste durch das thüringische Dorf Schwarza mit ihrem wütenden Heere. Vor demselben ging der treue Eckart her und warnte die Leute, sie sollten aus dem Wege gehen. Da traf es sich, daß demselben zwei Knaben aufstießen, welche aus dem nächsten Dorfe Bier geholt und, als sie der Schatten ansichtig geworden, sich in eine Ecke oder Winkel versteckt hatten, denen aber einige Furien nachgeeilt waren, ihnen die Kannen genommen und das Bier ausgesoffen hatten. Als nun alles hinweg und vorbei, kamen die Knaben aus ihrem Winkel wiederum hervor und gingen nach Hause, waren aber sehr bekümmert, was sie vorwenden sollten, weil sie kein Bier mitbrächten. Indem sie nun also bei sich deliberierten (beratschlagten), kam der treue Eckart zu ihnen und sagte, sie hätten wohlgetan, daß sie das Bier freiwillig hergegeben; anders würden die Furien ihnen die Hälse umgedreht haben. Sie sollten nur getrost fortgehen, ihre Kannen zu sich nehmen, zu Hause aber nichts von demjenigen, was geschehen, in dreien Tagen sagen. Als die Knaben nach Hause kamen, waren die Kannen voll Bier, und wenn sie auch davon tranken, so nahm das Bier doch nicht ab, solange sie schwiegen. Als sie aber die Sache sagten und das Stillschweigen also brachen, wurde auch das Bier alle."

Johann Heinrich v. Falkenberg erzählt in seiner „Thüringischen Chronika":

„Von der Frau Holle wissen die Bauern in Thüringen viel abenteuerliche Dinge zu erzählen. Gegen das Fest der Geburt Christi soll sie sich am meisten hören lassen. Da haben nun die gemeinen Leute allerhand Aberglauben und sagen unter andern: Wann eine Magd vor dem Weihnachtsfeste ihren Rocken nicht abspinnt, so komme die Frau Holle und tue ihr einen stinkenden Possen in den Flachs."

Frau Holle, Holla, Holda, Hulda, d. h. die Holde, Gnädige, ist nach dem Volksglauben, besonders in Thüringen, Hessen und Franken, ein hilfreiches geisterhaftes Wesen, das nur zürnt, wenn es Unordnung trifft. Wenn es schneit, so schüttelt die Frau Holle ihr Bett, daß die Federn umherfliegen. In Brunnen hütet sie die Seelen der ungeborenen Kinder und badet als schöne, weiße Frau in der Flur. In den zwölf Nächten vom Weihnachtsabend (24. Dezember) bis Heiligedreikönigsabend (6. Januar) hält sie auf einem Wagen mit zahlreichem Gefolge Umzug und bringt dem Lande Fruchtbarkeit. Sie belohnt die fleißigen und bestraft die faulen Spinnerinnen. Aber mit dem wütenden Heere fährt sie auch schreckhaft durch die Lüfte. Dann wird sie zur Unholdin, zu einer häßlichen, langnasigen Alten mit struppigem Haar, der Schwarm ihrer Begleiterinnen zu „unholdigen Schwestern". In der christlichen Zeit waren die heidnischen Huldgöttinnen in lauter Hexen und Unholdinnen verwandelt. Das wütende Heer oder die wilde Jagd wird von Wuotan angeführt (daher Wuotisheer, Wutheer, Wütenheer) und braust in den Zwölfnächten mit schrecklichem Tosen durch die Luft, über Wälder und Felder dahin. Man hört Sturmgeheul, Wehgeschrei, Hundegebell und Peitschenknall in der Luft, sieht aber selten etwas. Wer dem Spuk nicht ausweicht oder sich zu Boden wirft, wird mit fortgerissen oder getötet. Dem Zuge voran schreitet der getreue Eckart

und warnt alle Leute, die ihm begegnen. Nach dem „Heldenbuche" stammte der treue Eckart (wohl richtiger Eckewart, Kriemhildens Kämmerer) aus dem Geschlecht der Harlungen und war Vogt der beiden jungen Harlungen, welche sein Neffe Ermrich in Eckarts Abwesenheit hängen ließ. Mit Dietrich von Bern zog Eckart gegen den Mörder und erschlug ihn. Die Sage läßt ihn als Warner dem wütenden Heere vorangehen. Mit besonderer Liebe und Sorgfalt warnt und mahnt er Kinder, dem schrecklichen Zuge aus dem Wege zu gehen, damit sie nicht Schaden an Leib und Seele nehmen So ist er zum Sinnbilde eines treuen, wohlmeinenden Beraters geworden. Er erscheint als alter Mann mit langem Barte und weißem Stabe. Er soll auch am Venusberge (dem Hörselberge bei Eisenach) sitzen und die Leute vor dem Eintritt warnen. Wenn die Göttin ihren Umzug mit den Seelen der ungetauften Kinder hält, da begleitet er sie.

Aus den genannten Aufzeichnungen oder aus der lebendigen Volkssage hat Goethe den Stoff zu seiner Romanze „Der getreue Eckart" genommen. Er schickte dieselbe den 6. Juli 1813 aus dem Bade Teplitz an den Bibliothekar Fr. Wilh. Riemer, den Lehrer seines Sohnes.

II. **Erläuterungen.** Str. 1. Eins der beiden Kinder, wohl das ältere, spricht. Es zeigt sich vertraut mit der Sage von der wilden Jagd. Sein Wunsch umfaßt zuerst beide Kinder und bleibt dann an dem eigenen Geschick haften. Es wünscht, daß sie beide weiter auf dem Wege, näher dem elterlichen Hause, in Sicherheit sein möchten. — Sie, nämlich die unholdigen Schwestern, d. h. die unfreundlichen und schrecklichen Gefährtinnen, streifen wild und regellos wie auf der Jagd heran und bilden den nächtlichen Graus, d. h. den Grauen erweckenden Gespensterspuk. — Das „mühsam geholte, das Bier" soll nicht schlechtweg „mühsam geholtes Bier", sondern gleichzeitig den guten Trunk und die Mühe des Holens als getrennte Begriffe bedeuten. Die. Kinder bedauern das verlorene Bier und die verlorene Mühe.

Str. 2. Die Kinder drücken sich beiseite, in eine Ecke, um sich zu verbergen. Ähnliche Ausdrücke sind: „sich dünne", „aus dem Staube" machen. — Geselle ist eigentlich Saalgenosse, hier eine unbestimmte, unbekannte Person, der man nur das Alter anmerkt. Er beruhigt erst das sprechende und dann beide Kinder. — Die durstige Jagd hat durch ihr Streifen und Schweifen Durst erregt. — Die Unholden werden zu Holden, wenn ihr willig sie gewähren laßt. Die Doppelnatur der geisterhaften Wesen ist damit klar ausgesprochen. Sie sind unholdig und schrecklich den Unfügsamen, hold und freundlich den Fügsamen.

Str. 3. Gesagt, so geschehn, eine schöne Satzkürze, die gleichzeitig die Weise und die Zeitdauer ausdrückt! Wie er's sagte, so geschah's, und kaum hatte er's gesagt, so geschah es auch schon. — Der Graus entsteht durch die unbestimmte graue Färbung und das schatten- und nebelhafte Durcheinander. — Es schlürft, d. h. saugt mit halbgeöffneten Lippen hörbar ein, schlampft oder schlampt, d. h. schlürft geräuschvoll. (Schlampe heißt der Trank der Kühe, wenn er durch Schrot oder Kleie verdickt ist. Das

Schlürfen wird zum Schlampen, wenn die schnalzende Zunge zu Hilfe genommen werden muß.) — Das ungewöhnliche Wort Getal statt Täler ist dem Worte Gebirg nachgebildet und bedeutet mehrere Täler, die in eine weite Ebene auslaufen.

Str. 4. In der ersten Zeile ist das Prädikat eilen und laufen ausgelassen, um die Hast und Verwirrung der Kinder zu malen. — „Der Gesell gesellt sich zu ihnen" ist eine Zusammenstellung gleichlautender, aber sinnverschiedener Ausdrücke (Annomination). — Fromm heißt der alte Gesell, weil er ihr Bestes will. — Püppchen ist hier ein beruhigendes Kosewort. — Schelten ist die weniger gebräuchliche Mehrzahlsform von Schelte = Vorwürfe, Scheltworte. — Schweiget und horchet wie Mäuslein, d. h. seid ganz still und aufmerksam, wenn ich euch jetzt einen Rat gebe, und wenn ihr ihn dann ausführt.

Str. 5. Der es euch anrät, der es befiehlt, er ist es, der — „der alte Getreue, der Eckart" — diese nachdrucksvolle Wiederholung heißt Anaphora. — Märlein und Sage wird den Kindern zur Wahrheit.

Str. 6. Bescheiden, ja furchtsam setzen sie die Krüge vor die Eltern, weil sie dieselben noch für leer halten. — Der Krug nimmt kein Ende, d. h. das Bier im Kruge wird nicht alle: das Gefäß steht für den Inhalt. Diese Namenvertauschung heißt Metonymie.

Str. 7. Alle fragen, was mit den Krügen vorgegangen ist. — Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergetzt = den Kindern macht es Spaß, daß alle sich neugierig um das Geheimnis bemühen, und daß sie allein den Schlüssel dazu haben. — Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt (schöne Alliteration und Polysyndese!): von außen und innen gedrängt, plaudern sie zögernd und stückweise die Wahrheit aus.

Str. 8. Aldermann = Ältester, Altmeister ist ein niederdeutsches und englisches Wort. — Das Zünglein liegt in peinlicher Hut, d. h. es ist peinlich, qualvoll, schwer, die Zunge zu hüten. — Das Bier füllt sich in den Krügen, d. h. es quillt gleichsam nach und füllt die Krüge.

III. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. Es ist eine neblige, stürmische Winternacht. Das Gebirge mit seinen Wäldern öffnet sich in weiten Tälern nach der Ebene hin. Der graue Nebel erscheint licht angehaucht und wogt in allerlei Spukgestalten wellenförmig durcheinander. Durch die Luft scheint ein wildes Heer zu rasen. Geschrei, Seufzen, Klagen, Hundegekläff, Pferdewiehern, Peitschenknallen schallt hernieder. Frau Holle zieht als Königin der Nacht und der Schrecken vorüber. Ihre Gefährtinnen streifen und schweifen als Nebelgebilde hierhin und dahin. Eine Strecke vor ihnen kauern hinter einem Felsblock zwei Kinder und schauen bleich und entsetzt in die Höhe nach dem Spuk. Jedes hält in seiner Hand einen Krug mit Bier, das sie in dem nächsten Dorfe geholt haben. Neben den Kindern steht ein Greis mit langem, weißem Barte und einem weißen Stabe in den Händen. Er blickt voll Liebe auf die Kinder, spricht ihnen Mut ein und rät ihnen das Beste, was sie zu ihrer Rettung tun können.

2. Gedankengang. I. Die Kinder im Versteck (Str. 1—3). Str. 1:

Das wilde Heer kommt und erschreckt die Kinder. Str. 2: Der treue Eckart warnt sie. Str. 3: Die Unholdinnen leeren die Krüge und ziehen weiter.

II. Die Kinder auf dem Wege (Str. 4—5). Str. 4: Der Alte tröstet sie in ihrer Angst und befiehlt ihnen Verschwiegenheit. Str. 5: Er offenbart sich als der treue Eckart.

III. Die Kinder daheim (Str. 6—8). Str. 6: Die Krüge sind voll Bier, das nicht versiegt. Str. 7: Die Kinder ergötzen sich an den Vermutungen, plaudern endlich, und das Bier versiegt. Str. 8: Kinder sollen gehorchen und schweigen!

3. Grundgedanke ist die Mahnung und Lehre in Str. 8: Schweigen ist nützlich, Schwatzhaftigkeit schädlich. Segen begleitet den Gehorsam, Verlust den Ungehorsam. — Viehoff sagt schön und richtig: „Der Dichter zieht mit dieser Lehre, ganz nach der Weise der Volkspoesie, nur ein unvollständiges Fazit aus der Sage. Dem träumerisch dichtenden Volksgeiste entgeht meistens, wenn er sich die Bedeutung seiner Produktion zum Bewußtsein zu bringen versucht, der tiefere Sinn derselben; und so wird auch hier der Ahnung des Lesers die Grundbedeutung des Stückes überlassen, die keine andere sein möchte als: Das Wunder muß wie der Glaube, dessen liebstes Kind es ist, in verschwiegener Brust gehütet werden. Der Sprache, dem Geschöpf des Verstandes, preisgegeben, verliert es Kraft und Dasein."

4. Poetische Schönheiten. Die Hauptschönheiten des Gedichts sind: a) die anschauliche Schilderung, — man glaubt die Kinder in Nacht und Graus, mit angstvollen Blicken, hinter dem Steine neben ihren Krügen kauern zu sehen, die unheimlichen Spukgestalten vorüberhuschen und gierig das Bier schlürfen zu hören, dann im Hause hinter den geschlossenen Fensterladen um des Lichts gesellige Flamme den vollen Bierkrug von Hand zu Hand kreisen zu sehen und das ergötzliche Kichern der „Mäuslein" zu hören; b) der kindliche, volkstümliche Ton der Sprache, — sie kommen, sie sind's! Das mühsam geholte, das Bier; sie drücken sich schnell; nur stille, Kind! Kinderlein, stille! Gesagt, so geschehn! Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig! usw.; c) der äußerst schmieg- und kleidsame Rhythmus und Reim, — sechs daktylische Verse mit einem Auftakte, wovon Vers 1 und 2, 4 und 5 vierfüßig, stumpf ausklingend und glatt gereimt, Vers 3 und 6 dreifüßig, weiblich ausklingend und reimlos sind; d) der feine humoristische Ton, der das ganze Gedicht durchklingt, — die durstigen Schatten, ihr gieriges Trinken, die zusammengekauerten Kinder, das liebreiche, beruhigende Zusprechen des Alten, die „Bestätigung des Wunders, die sie nun köstlich in Händen haben", das Niedersetzen des Kruges, bescheiden genug, die Mäuslein, die sich im stillen ergötzen, die doppelte Füllung und die doppelte Leerung der Krüge, der Segen des Gehorsams und der Verschwiegenheit unter dem Bilde eines sich selbst füllenden Bierkruges; e) die natürliche und doch so treffende Tonmalerei — O wären wir weiter! (Wie schön malt diese Alliteration das Vorwärtsstreben der Kinder!) Sie kommen, sie sind's, sie streifen heran, sie trinken! (Wie gut bezeichnet dies sie die Unsichtbaren, Unfaßbaren, Unnennbaren und Unnahbaren!) Wie beruhigend klingt das alliterierende „Nur stille, Kind! Kinderlein,

stille!" in dem Munde des treuen Alten! Das „Schlürfen und Schlampfen" läßt das gierige Trinken der Nachtgespenster, der Binnenreim „sausen und brausen" den nächtlichen Spuk gleichsam hören, das „Stammeln, Stottern und Schwatzen" das Losbrechen der eingedämmten kindlichen Begier gleichsam sehen.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes und Nutzanwendung für Herz und Leben. Sir. 21, 28: Die Narren haben ihr Herz im Maul, aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen. Amos 5, 13: Darum muß der Kluge zu derselben Zeit schweigen. Pred. 3, 7: Schweigen und Reden hat seine Zeit. „Reden ist Silber, aber Schweigen Gold." Jak. 3, 5—8: Die Zunge ist ein kleines Glied und richtet große Dinge an. . . . Die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Übel voll tödlichen Giftes. — 1. Petri 3, 10: Wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge. — Joh. Heermann in „O Gott, du frommer Gott": Hilf, daß ich rede stets, womit ich kann bestehen; laß kein unnützes Wort aus meinem Munde gehen usw. Walther v. d. Vogelweide: „Hütet eure Zungen! Das geziemt den Jungen. Schiebt den Riegel vor die Tür, laßt kein böses Wort herfür!" 2. Kön. 4, 1—7: Der Ölkrug der Witwe füllte sich auf Elisas Gebot mit Öl und floß unversieglich über, bis kein Gefäß mehr da war. 1. Kön. 17, 14: „Das Mehl im Kad soll nicht verzehret werden, und dem Ölkruge soll nichts mangeln!" sprach Elias zu der Witwe in Zarpath. A. Kopisch: Die Heinzelmännchen.

2. Aufgabe. Kennzeichne den treuen Eckart als Greis, als Kinderfreund, als Warner und Berater, als weisen Lehrer und Aldermann, als Wundermann!

Vergleiche:

B. Der wilde Jäger.

G. A. Bürger, Gedichte. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Julius Tittmann. Leipzig 1869. S. 180.

1. Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Hallo, hallo, zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn,
laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß;
laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

2. Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
der andachtvollen Christenmenge.

3. Risch, rasch, quer übern Kreuzweg ging's
mit Horrido und Hussassa;
sieh da! sieh da! kam rechts und links
ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
ein Feuerfarbner trug den Linken.

4. Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts
mit mildem Frühlingsangesicht,
graß, dunkelgelb der linke Ritter,
schoß Blitz' vom Aug' wie Ungewitter.

5. „Willkommen hier zu rechter Frist,
willkommen zu der edlen Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
kein Spiel, das lieblicher behagt!"
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte
und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

6. „Schlecht stimmet deines Hornes Klang",
sprach der zur Rechten sanften Muts,
„zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr um! Erjagst dir heut' nichts Guts!
Laß dich den guten Engel warnen
und nicht vom Bösen dich umgarnen!"

7. „Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!"
fiel rasch der linke Ritter drein.
„Was Glockenklang! Was Chorgeplärr!
Die Jagdlust mag euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, euch lehren
und euch von jenem nicht betören!"

8. „Ha! wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Weidwerks pflegen kann,
der scher' ans Pasternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
so will ich meine Lust doch büßen!"

9. Und hurre, hurre, vorwärts ging's
feldein und -aus, bergab und -an;
stets ritten Reiter rechts und links
zu beiden Seiten nebenan.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
mit sechzehnzackigem Gehörne.

10. Und lauter stieß der Graf ins Horn,
und rascher flog's zu Fuß und Roß;
und sieh! bald hinten und bald vorn
stürzt' einer tot dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen!"

11. Das Wild duckt sich ins Ährenfeld
und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! ein armer Landmann stellt
sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauren Schweiß der Armen!"

12. Der rechte Ritter sprengt heran
und warnt den Grafen sanft und gut;
doch baß hetzt ihn der linke Mann
zu schadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
und läßt vom Linken sich umgarnen.

13. „Hinweg, du Hund!" schnaubt fürchterlich
der Graf den armen Pflüger an;
„sonst hetz' ich selbst, beim Teufel! dich;
hallo, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
knallt ihm die Peitschen um die Ohren!"

14. Gesagt, getan! Der Wildgraf schwang
sich übern Hagen rasch voran.
und hinterher, bei Knall und Klang,
der Troß mit Hund und Roß und Mann;
und Hund und Mann und Roß zerstampfte,
die Halmen, daß der Acker dampfte.

15. Vom nahen Lärm emporgescheucht,
feldein und -aus, bergab und -an,
gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
ereilt das Wild des Angers Plan
und mischt sich, da verschont zu werden,
schlau mitten zwischen zahme Herden.

16. Doch hin und her, durch Flur und Wald,
und her und hin durch Wald und Flur
verfolgen und erwittern bald
die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Herde,
wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

17. „Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
mein armes, stilles Vieh in Ruh'!
Bedenket, lieber Herr, hier grast
so mancher armen Witwe Kuh.
Ihr eins und alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!"

18. Der rechte Ritter sprengt heran
und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
zu schadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
und läßt vom Linken sich umgarnen.

19. „Verwegner Hund, der du mir wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
selbst um- und angewachsen wärst,
und jede Bettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergetzen,
euch stracks ins Himmelreich zu hetzen!

20. „Hallo, Gesellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Hussassassa!" —
Und jeder Hund fiel wütend an,
was er zunächst vor sich ersah;
bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
bluttriefend Stück für Stück die Herde.

21. Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf;
tief birgt sich's in des Waldes Mitte
in eines Klausners Gotteshütte.

22. Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
mit Horrido und Hussassa
und Kliff und Klaff und Hörnerschall
verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
der fromme Klausner vor die Hütte:

23. „Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
und heischt von Gott dein Strafgericht;
zum letzten Male laß dich warnen,
sonst wird Verderben dich umgarnen!"

24. Der Rechte sprengt besorgt heran
und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
zu schadenfrohem Frevelmut.
Und wehe! trotz des Rechten Warnen
läßt er vom Linken sich umgarnen.

25. „Verderben hin, Verderben her!
Das", ruft er, „macht mir wenig Graus!
Und wenn's im dritten Himmel wär',
so acht' ich's keine Fledermaus!
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
so will ich meine Lust doch büßen!"

26. Er schwingt die Peitsche, stößt ins Horn:
„Hallo, Gesellen, drauf und dran!"
Hui, schwinden Mann und Hütte vorn,
und hinten schwinden Roß und Mann;
und Knall und Schall und Jagdgebrülle
verschlingt auf einmal Totenstille.

27. Erschrocken blickt der Graf umher;
er stößt ins Horn, es tönet nicht;
er ruft und hört sich selbst nicht mehr.
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
er spornt sein Roß in beide Seiten
und kann nicht vor-, nicht rückwärts reiten.

28. Drauf wird es düster um ihn her
und immer düstrer wie ein Grab;
dumpf rauscht es wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
ruft furchtbar mit Gewittergrimme
dies Urtel eine Donnerstimme:

29. „Du Wütrich, teuflischer Natur,
frech gegen Gott und Mensch und Tier!
Das Ach und Weh der Kreatur
und deine Missetat an ihr
hat laut dich vor Gericht gefodert,
wo hoch der Rache Fackel lodert!

30. „Fleuch, Unhold, fleuch und werde jetzt,
von nun an bis in Ewigkeit,
von Höll' und Teufel selbst gehetzt,
zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
die, um verruchter Lust zu fronen,
nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!"

31. Ein schwefelgelber Wetterschein
umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein,
ihm wird so schwül, so dumpf und taub;
entgegen weht ihm kaltes Grausen,
dem Nacken folgt Gewittersausen.

32. Das Grausen weht, das Wetter saust,
und aus der Erd' empor, huhu!
fährt eine schwarze Riesenfaust;
sie spannt sich auf, sie krallt sich zu,
hui! will sie ihn beim Wirbel packen,
hui! steht sein Angesicht im Nacken.

33. Es flimmt und flammt rund um ihn her
mit grüner, blauer, roter Glut;
es wallt um ihn ein Feuermeer,
darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
laut angehetzt, empor vom Schlunde.

34. Er rafft sich auf durch Wald und Feld
und flieht, laut heulend Weh und Ach!
Doch durch die ganze weite Welt
rauscht bellend ihm die Hölle nach,
bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

35. Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
so rasch die Flucht ihn vorwärts reißt;
er muß die Ungeheuer sehn,
laut angehetzt vom bösen Geist,
muß sehn das Knirschen und das Jappen
der Rachen, welche nach ihm schnappen.

36. Das ist des wilden Heeres Jagd,
die bis zum Jüngsten Tage währt
und oft dem Wüstling noch bei Nacht
zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
wohl manches Jägers Mund bezeugen.

I. Erläuterungen. Str. 1: Die Wild- und Rheingrafen wohnten an der Nahe und jagten im Hunsrück. Die Sage vom wilden Jäger hat aber nicht dort, sondern in Thüringen ihre Wurzeln. — Durch die Koppel, eine Verbindungskette zwischen den Halsbändern, waren zwei Halsbänder zusammengekoppelt. Str. 2: Kuppel ist das halbkugelförmig gewölbte Dach der Kirche. Das Hochamt ist der feierliche Hauptgottesdienst in den katholischen Kirchen, rufte ist die (auch bei Goethe, Schiller u. a. noch vorkommende) schwach gebildete Nebenform des Präteritums. — In scharfem Gegensatz zu den wilden Tönen der Jagd (Horn, Wiehern, Rasseln, Kliffen und Klaffen) steht die fromme, gottesdienstliche Musik (Glockenklang, Chorgesang). Str. 3: risch = rasch, schnell, frisch. Silbersblinken = silbergrau von Farbe. Feuerfarbner = fuchsrotes Pferd. Str. 4: Ich ahnd' = ich ahne. Lichthehr = in lichter Majestät, durch himmlisches Licht verklärt. Graß = gräßlich, grausig. Str. 6: Die Warnung kehrt in gleichmäßigen Abständen (Str. 6, 12, 18, 24) wieder. Str. 7: Chorgeplärr wäre sinnloses Singen des Kirchenchores. baß = besser. — Der Böse weiß den Grafen geschickt zu fassen bei seiner Abneigung gegen die Kirche, seiner Jagdlust und Ansicht von der Berechtigung fürstlicher Lust. Str. 8: scher ans Paternoster hin = schere sich dahin, wo einfältige Menschen das Vaterunser nach dem Rosenkranz beten. meine Lust büßen (eig. besser machen) = mein Verlangen stillen. Str. 9: hurre ist eine die Eile malende Interjektion. — Daß es ein weißer Hirsch und noch dazu ein Sechzehnender ist, entflammt doppelt die Jagdlust. Str. 10: verwürzen = eine schlechte Würze, einen schlechten Beigeschmack geben. Str. 11: den sauren Schweiß des Armen = Ernte, die er durch saure Arbeit vorbereitet hat. Str. 14: Hagen = Einfriedigung des Feldes gegen das Wild in Gestalt einer lebenden Hecke. Str. 14: Hund und Roß und Mann: die Wiederholung der Substantiva in derselben Reihenfolge malt die bestimmte Reihenfolge, die im Zuge stetig eingehalten wird, sowie die Absichtlichkeit und Gründlichkeit der Verwüstung. Str. 15: Anger = Gras- oder Weideland. Str. 16: erwittern = durch den Geruch aufspüren. Str. 19: Bettel (aus lat. vetula = altes Weib) ein häßliches Schimpfwort für ein liederliches Weib. Der Graf beschimpft damit die Witwen, mit denen der Hirt so viel Mitleid hat. Str. 22: Klausner = Einsiedler, frommer Bewohner einer Klause. Str. 24: Die Worte der Warnung erfahren hier eine leise, aber bedeutungsvolle Abänderung: das „wehe!" weist auf das nachfolgende Unheil hin. Str. 25: Der dritte Himmel ist die Wohnung Gottes, der Engel, Heiligen und Seligen über dem Luft- und Sternenhimmel. 2. Kor. 12, 2: Derselbige (Paulus) ward entzückt bis in

den dritten Himmel. Luſt büßen ſteht hier doppelſinnig: der Graf gebraucht es wie in Str. 8; der Hörer wird es ſich deuten = Strafe für die Luſt empfangen. Str. 26, 27: Furchtbarer Gegenſatz zu dem Vorangegangenen (und auch zu den Strophen 33—36)! Jagdlärm — Totenſtille, Jägertroß — völlige Einſamkeit, ſchärfſte Bewegung — gezwungenes Stillhalten! Str. 28: Urtel = Urteil. In Goethes Fauſt: „Sie iſt gerichtet!" Stimme von oben: „Sie iſt gerettet!" Str. 29: Röm. 8, 19. 22: Das ängſtliche Harren der Kreatur ... Alle Kreatur ſehnet ſich mit uns und ängſtet ſich noch immerdar. Str. 29: gefodert = gefordert. Str. 30: fronen = einem Herrn dienen, hier der ruchloſen Luſt am Zerſtören und Quälen. — Er war erbarmungslos gegen Menſch und Tier, darum trifft ihn auch erbarmungslos das Gericht. Die Strafe aber, die über ihn verhängt wird, verfolgt zugleich noch einen andern Zweck: ſie ſoll als Warnung für ſeinesgleichen dienen. Str. 32: Der erſte Vers nimmt die Schlußverſe von Str. 31 mit Beibehaltung der Reihenfolge wieder auf (wie in Str. 14), um die furchtbare Stetigkeit zu malen. Str. 33: Jach = jäh, raſch. Str. 35: Jappen = den Rachen aufſperren, um zuzuſchnappen. Str. 36: Der Jäger fürchtet die Rache des wilden Jägers und ſchweigt deshalb.

II. **Vertiefung.** 1. Gruppenbilder. a) Der Aufbruch zur Jagd. b) Die Jagd auf den Hirſch. c) Die Verwüſtung des Feldes. d) Die Vernichtung der Herde. e) Das Gericht an der Gotteshütte. f) Die wilde Jagd bei Nacht.

2. Gedankengang. I. Der Aufbruch zur Jagd (Str. 1—8). Str. 1: Die Jäger. Str. 2: Die Kirche. Str. 3: Die Begegnung. Str. 4: Die beiden Reiter. Str. 5: Der Willkommen. Str. 6: Die Warnung. Str. 7: Der Hohn. Str. 8: Der Beifall.

II. Die Jagd im Felde (Str. 9—14). Str. 9: Jagdanfang. Str. 10: Die Verfolgung des Hirſches. Str. 11: Die Bitte des Landmannes. Str. 12: Verſchmähte Warnung, befolgte Lockung. Str. 13: Verhöhnung des Bauern. Str. 14: Verwüſtung des Ährenfeldes.

III. Die Jagd auf dem Weideplatze (Str. 15—20). Str. 15: Liſt des Wildes. Str. 16: Aufſpürung durch die Hunde. Str. 17: Das Flehen des Hirten. Str. 18: Umgarnung durch den Linken. Str. 19: Hohn- und Fluchworte des Grafen. Str. 20: Vernichtung der Herde.

IV. Die Jagd im Walde vor der Gotteshütte (Str. 21—25). Str. 21: Die Flucht des Wildes. Str. 22: Die Verfolgung bis zur Klausnerei. Str. 23: Die Warnung des Klausners. Str. 24: Warnung des Rechten und Umgarnung durch den Linken. Str. 25: Läſterung des Grafen.

V. Das Gottesgericht (Str. 26—36). Str. 26—28: Die Jagdbegleiter verſchwinden; Todesſtille tritt ein; ein Gewitter brauſt daher. Str. 29—30: Der Wüterich wird verflucht. Str. 31—33: Grauſen packt ihn. Eine Rieſenfauſt dreht ihm das Geſicht in den Nacken. Höllenhunde hetzen ihn. Str. 34: Heulend flieht er vor ihnen. Str. 35: Mit umgedrehtem Geſicht ſieht er ſeine Verfolger. Str. 36: Die wilde Jagd iſt eine Warnung für Wüſtlinge.

3. Grundgedanke: Gal. 6, 7—8: Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten uſw. Röm. 7, 22—25: Das Geſetz Gottes und das Geſetz der Sünde,

der Widerstreit zwischen Geist und Fleisch. Wer die Warnungen Gottes verachtet und den Lockungen des bösen Geistes folgt, der rennt in das Verderben.

4. Schönheiten in der Form. Suche in der Ballade a) Gegensätze (z. B. Jagdlärm und Sabbatstille), b) Steigerungen (z. B. der Landmann bittet, der Hirt fleht, der Klausner droht), c) Lautmalerei (z. B. kliff und klaff, risch, rasch, hussassa, drauf und dran usw.), d) Alliterationen (z. B. hallo, sein Hengst erhob sich wiehernd vorn), e) Assonanzen (z. B. Korn und Dorn, alles — Armen), f) sprichwörtliche Reden (z. B. hin und her, Weh und Ach, feldein, feldaus, gesagt — getan usw.)!

5. Vergleichung des treuen Eckart (A) mit dem wilden Jäger (B). a) Ähnlichkeiten. In beiden Gedichten sehen wir die wilde Jagd mit ihren Schrecken durch die Luft rasen. Sie flößt den Menschen Furcht und Entsetzen ein. Unholde bedrohen jeden Begegnenden. Die böse Lust will den Menschen verlocken. Ein treuer Warner sucht Unglück zu verhüten. Gehorsam hat Segen, Ungehorsam aber Fluch und Unglück im Gefolge. —

b) Verschiedenheiten. A schildert eine Wirkung der wilden Jagd, B die Entstehung derselben. A hat als Vorspiel den Gang zweier Kinder ins Nachbardorf, um Bier zu holen, B die wilde Hirschjagd eines Grafen am Sonntage durch Feld, Weide und Wald. In A wird das Kinderpaar durch Eckart, in B der Graf durch den Reiter zur Rechten gewarnt und beraten. In A lockt die Neugierde und Schwatzlust, in B der Ritter zur Linken. In A wird gesündigt durch Ungehorsam und Schwatzlust, in B durch Verachtung des Sonntags, Grausamkeit gegen Pflüger und Hirten und Schändung des Heiligtums. In A folgt als Strafe das Versiegen des Bieres in den Krügen, in B Erstarrung des Lebens und wilde Verfolgung durch Tiefen und Höhen. In A tritt Eckart zweimal an die Kinder heran, in B der Warner mehrmals. In A zeigen sich die Unholdinnen durstig nach Bier, in B die Höllenhunde gierig nach Blut. In A verstecken sich die Kinder vor dem Spuk, in B sieht ihn der Wildgraf mit umgedrehtem Gesicht auf seinen Fersen. In A werden die Kinder, in B der Bauer, der Hirt und der Klausner bedroht und eingeschüchtert. In A wird der leere Krug gefüllt und zum Freudenspender, in B der Jäger zum gejagten Wilde und zum Bilde des Entsetzens. In A zeigt sich der fromme Kinderglaube als Wahrheit und Segen, in B der freche Unglaube als Lüge und Fluch. A ist im Tone einer Kindererzählung gehalten und erfüllt den Hörer mit fast behaglichem Schauer; B zeigt die düstere Färbung der Ballade, den ganzen Aufwand sprachlicher Kunstmittel und erfüllt mit ängstlicher Spannung und mit Entsetzen.

Fr. P.

50. Hochzeitlied.

J. W. v. Goethe, Werke, hrsg. von Heinrich Kurz. Leipzig. II, S. 194.

1. Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
der hier in dem Schlosse gehauset[1]),
da, wo ihr den Enkel des seligen Herrn[2]),
den heute vermählten, beschmauset[3]).
Nun hatte sich jener im Heiligen Krieg[4])
zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg[5]),
und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
da fand er sein Schlösselein oben;
doch Diener und Habe zerstoben[6]).

2. Da bist du nun, Gräflein[7]), da bist du zu Haus,
das Heimische findest du schlimmer![8])
Zum Fenster, da ziehen die Winde hinaus,
sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu tun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht[9]),
der Morgen hat alles wohl besser gemacht.[10])
Drum rasch bei der mondlichen Helle[11])
ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle![12])

3. Und als er im willigen Schlummer[13]) so lag,
bewegt es sich unter dem Bette.
„Die Ratte, die raschle, solange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein[14]) hätte!"
Doch siehe, da stehet ein winziger Wicht[15]),
ein Zwerglein, so zierlich mit Ampelenlicht[16]),
mit Rednergebärden und Sprechergewicht[17]),
zum Fuß des ermüdeten Grafen,
der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.[18])

4. „Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
seitdem du die Zimmer verlassen,
und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
so dachten wir eben zu prassen.[19])
Und wenn du vergönnest, und wenn dir nicht graut,
so schmausen die Zwerge[20]) behaglich und laut,
zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut."
Der Graf im Behagen des Traumes[21]):
„Bedienet euch immer des Raumes!"

5. Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
die unter dem Bette gehalten;
dann folget ein singendes, klingendes Chor[22])
possierlicher[23]), kleiner Gestalten;
und Wagen auf Wagen mit allem Gerät[24]),
daß einem so Hören[25]) als Sehen vergeht,
wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
zuletzt auf vergoldetem Wagen
die Braut und die Gäste getragen.

6. So rennet nun alles in vollem Galopp[26])
und kürt[27]) sich im Saale sein Plätzchen;
zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp[28])
erkieset sich jeder ein Schätzchen.

Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt[29]),
das Gräflein, er blicket hinüber,
es dünkt ihm, als läg' er im Fieber.

7. Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal[30])
von Bänken und Stühlen und Tischen,
da will nun ein jeder am festlichen Mahl
sich neben dem Liebchen erfrischen;
sie tragen die Würste, die Schinken so klein
und Braten und Fisch und Geflügel herein,
es kreiset beständig der köstliche Wein;
das toset und toset so lange[31]),
verschwindet zuletzt mit Gesange.

8. Und sollen wir singen[32]), was weiter geschehn,
so schweige das Toben und Tosen.[33])
Denn was er so artig im kleinen gesehn,
erfuhr er, genoß er im großen.
Trompeten und klingender, singender Schall
und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall[34]),
sie kommen und zeigen und neigen sich all,
unzählige, selige Leute.[35])
So ging es und geht es noch heute.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Die Gebrüder Grimm erzählen in ihrer Sammlung auch folgende Sage:

„Das kleine Volk auf der Eilenburg in Sachsen wollte einmal Hochzeit halten und zog daher in der Nacht durch das Schlüsselloch und die Fensterritzen in den Saal und sprangen hinab auf den glatten Fußboden, wie Erbsen auf die Tenne geschüttet werden. Davon erwachte der alte Graf, der im hohen Himmelbette in dem Saale schlief, und verwunderte sich über die vielen kleinen Gesellen. Da trat einer von ihnen, geschmückt wie ein Herold, zu ihm heran und lud ihn mit geziemenden Worten gar höflich ein, an ihrem Feste teilzunehmen. „Doch um eins bitten wir," setzte er hinzu: „ihr allein sollt zugegen sein; keines von eurem Hofgesinde darf sich unterstehen, das Fest mit anzuschauen, auch nicht mit einem einzigen Blicke." Der alte Graf antwortete freundlich: „Weil ihr mich im Schlafe gestört, so will ich auch mit euch sein." Nun ward ihm ein kleines Weiblein zugeführt; kleine Lampenträger stellten sich auf, und eine Heimchenmusik hob an. Der Graf hatte Mühe, das Weiblein nicht beim Tanzen zu verlieren, das ihm so leicht daherſprang und endlich so im Wirbel sich umdrehte, daß er kaum zu Atem kommen konnte. Mitten in dem lustigen Tanze aber stand auf einmal alles still; die Musik hörte auf, und der ganze Haufe eilte nach den Türspalten, Mauslöchern und wo sonst ein Schlupfwinkel war. Das Brautpaar aber, die Herolde und Tänzer schauten aufwärts nach einer Öffnung, die sich oben in der Decke des Saales befand, und entdeckten dort das Gesicht der alten Gräfin, welche vorwitzig nach der lustigen Wirtschaft herabschaute. Darauf neigten sie sich vor dem Grafen, und derselbe, der ihn eingeladen, trat wieder hervor und dankte ihm für die erzeigte Gastfreundschaft. „Weil aber", sagte er dann, „unsere Freude und unsere Hochzeit also gestört worden, daß noch ein anderes menschliches Auge darauf geblickt, so soll fortan euer Geschlecht nie mehr als sieben Eilenburgs zählen."

Götzinger hat die Sage in folgender Weise erzählen hören:

„Der Graf von Eilenburg hat einen Kreuzzug mitgemacht und darin sein Vermögen vertan. Er kehrt zur öden Stammburg zurück und findet nur ein ungeheures Himmelbett in einem großen, sonst ganz leeren Saale. Er legt sich

hinein und schläft ein. Nachts erwacht er und sieht einen Zwerg vor dem Bette stehen, der, ihn als Burgherrn begrüßend, um die Erlaubnis bittet, daß sein Volk im Saale die Hochzeit der Zwergtochter begehe. Der Graf erlaubt es, und die Hochzeit wird gefeiert. Die Zwerge bringen dem Hause Glück; nur darf der Graf von ihrem Dasein niemandem etwas verraten. Der Graf führt eine schöne, junge Gemahlin heim; auch dieser sind die Zwerge gewogen und erbieten sich bei der bevorstehenden Niederkunft derselben zum Beistand. Sie verheißen, daß das Kind besonders begabt werden und daß die Zwergprinzessin in derselben Stunde niederkommen solle; doch dürfe niemand sonst zugegen sein oder zuschauen. Aber die böse alte Gräfin sieht durch eine Ritze zu, und die Zwerge verschwinden und mit ihnen das Glück."

Diese Volkssage „von dem Grafen und den Zwergen" hat Goethe in seiner Jugend gehört und viele Jahre in sich getragen, sie bewegt in seinem Herzen, fort und fort erneuert und umgestaltet, bis sie sich zu dem „Hochzeitliede" abklärte. Er selbst spricht in seinem Aufsatze „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort" über die Haftkraft und Bedeutung gewisser Motive, Legenden und uraltgeschichtlicher Überlieferungen, wie er sie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhalten habe, und wie sich solche werte Bilder in seiner Einbildungskraft fort und fort erneuten, umgestalteten und so einer reineren Form entgegenreiften. Ausdrücklich führt er unter diesen Stoffen und poetischen Schöpfungen das „Hochzeitlied" oder, wie er es nannte, „den Grafen und die Zwerge" an. Veranlaßt wurde das Hochzeitlied wohl durch Goethes geselliges Kränzchen, veröffentlicht im Taschenbuch für 1804 unter den „der Gesellschaft gewidmeten Liedern". Schon im Februar 1802 teilte er seinem Freunde, dem Musikdirektor und Liederkomponisten Zelter in Berlin, bei dessen Besuch in Weimar die fünf ersten Strophen mit. Erst am 6. Dezember erhielt Zelter auf seine wiederholte Bitte das ganze Gedicht, welches er in Musik setzen wollte. Goethe schrieb dabei: „Hegen Sie diese muntern Wundergeburten im treuen musikalischen Sinne und erheitern sich und uns einige Winterabende."

Das Hochzeitlied verbindet drei Hochzeiten miteinander: die Zwergenhochzeit, die Hochzeit des Großvaters und die Hochzeit des gegenwärtigen Grafen, „der heute vermählt und beschmauset wird". Zu der letzteren sind die Gäste geladen, und der Dichter will sie durch sein Lied, das er „singt und sagt", in die rechte Hochzeitstimmung versetzen. Er lenkt ihren Blick nicht vorwärts auf das, was gewöhnlich jede Hochzeit an Freuden, Wünschen und Hoffnungen bringt, sondern rückwärts auf den Großvater und auf eine so liebliche, phantastische und lustreiche Hochzeit, wie sich die Phantasie keine schönere zu ersinnen vermag. Unter Anknüpfung an die Eilenburger Sage schildert er mit den heitersten und glänzendsten Farben die Hochzeit der Zwergprinzessin. Was an Hochzeitslust und Hochzeitsjubel zu denken ist, entfaltete sich dabei. Sie fand in demselben Saale statt, wo jetzt die Hochzeitsgäste versammelt sind. Der Großvater des Bräutigams nahm daran teil und feierte bald darauf die eigene Hochzeit. So knüpft der Dichter die Gegenwart an die Vergangenheit und entzündet die Fackel der Hochzeitsfreude für das heutige Fest an dem Lichtherde der niedlichen Zwergenhochzeit von ehedem.

II. **Erläuterungen.** 1) hausen = im Hause wohnen. 2) Der selige Herr ist der adelige Ahne, der Enkel überhaupt ein Nachkomme desselben. 3) beschmausen = an seinem Hochzeitsmahle teilnehmen. 4) Heilige Krieg = Kreuzzug. 5) mannigen Sieg = manchen Sieg. Ähnlich gibt der Dichter in Rösselein, Schlösselein, Bröselein, Ampelenlicht die aufgelöste Form der Wörter, einmal um des Rhythmus willen, dann aber auch, um den gemütlichen Ton zu erhöhen. Mannigen ist nicht mit mannlichen = mannhaften, tapfern zu verwechseln. 6) Ehre hat sich der Ahne erkämpft, aber sein Hab und Gut ist durch die Untreue der Diener und allerlei Unfälle zerstoben, d. h. wie vom Sturm hinweggeweht. 7) Gräflein wird der Graf mit gutmütigem Spotte wegen seiner Armut genannt. Vgl. Walther von Habenichts, Johann ohne Land. 8) schlimmer, „als du gedacht, gefürchtet", ist zu ergänzen. 9) vollbracht = zugebracht, verbracht. 10) Später, im Licht des Tages, stellt sich der Zustand weniger schlimm heraus, als es in der Nacht scheint. 11) mondliche Helle = dem Monde eigene Helle, Mondenschein. 12) Eine Steigerung in absteigender Stufenfolge: Ins Bett! Nein, das ist ja kein Bett, nur ein Strohlager! Auch das nicht recht, denn das Stroh liegt zu dünn! Nichts als ein hartes, leeres Holzgestell! Dr. Leimbach nennt die drei Ausdrücke eine Selbstkorrektur; der Graf habe einen Ausdruck nach dem andern als nicht recht zutreffend zurückgenommen und durch einen anderen, passenderen ersetzt. 13) Ein williger Schlummer ist ein erwünschter Schlaf, der sich willig und bald einstellt. 14) Bröselein = Bröckchen, Brot, von Brose, einer Kürzung von Brosame. Vergeblich sucht die Ratte ein Bröcklein in dem leeren Hause. 15) winziger Wicht = ein ganz kleines Wesen, Geschöpf, ein Zwerg; auch: elender, verächtlicher Mensch durch sein Betragen. Uhland: „Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht, daß ich erschlug den groben Wicht." Das Verkleinerungswort heißt Wichtel, Wichtlein, Wichtelmännchen; man verstand darunter zwergenhafte Hausgeister. 16) Ampel = Hängelampe. 17) Rednergebärde und Sprechergewicht: der Zwerg hat die gewichtige, bedeutsame Gebärde eines Redners, der seinen Vortrag beginnen will. 18) Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen — er schwebt zwischen Wachen und Schlafen, Wirklichkeit und Traum. Sprachrichtig hieße der Satz: „Der, wenn er nicht wirklich schläft, doch jedenfalls schlafen möchte. 19) prassen = üppig leben, wie es an Festen geschieht. Der reiche Prasser Luk. 16. 20) Zwerge = ungewöhnlich kleine Geschöpfe, im Volksleben kleine, listige, geschickte, übernatürliche Wesen, die edle Metalle und Gesteine aus den Gründen der Erde schürfen und kunstreich schmieden. Sie scheuen das Auge der Menschen, sind bald hilfreich im geheimen, bald tückisch und neckisch. 21) Hier ist zu ergänzen: spricht. 22) Das oder der Chor ist hier ein Sängerkreis. Das Wort bedeutet außerdem a) den Ort der Sänger in der Kirche, b) einen vollstimmigen Gesang oder Reigen und c) eine Menge überhaupt. 23) possierlich = durch Niedlichkeit lächerlich oder durch Wort und Gebärden zum Lachen reizend. 24) Gerät = Gerätschaften zum Hochzeitmahle, oder auch die reiche Aussteuer, der Hausrat der Braut. 25) so Hören als

(andere Lesart: und) Sehen vergeht = sowohl Hören wie auch Sehen sind gleichsam betäubt von dem fröhlichen Getümmel und der Pracht. 26) Galopp = ein dem Sprunglauf der Reittiere ähnlicher Tanz. 27) kürt, erkiest = erwählt. 28) Dreher, Walzer und Hopser (statt Hopp, d. i. ein Tanz in kurzen Sprüngen in die Höhe) sind drei Arten von Tänzen. 29) Die Töne der Musik und das Geräusch der Tänzer werden in Zeitwörtern nachgeahmt: es pfeift = dünner, scharfer Ton der Pfeifen, geigt = Ton der Violine, klingt = Ton der Blasinstrumente, klirrt = das Tamburin, die Gläser, ringelt = ordnet sich in Ringen oder Reigen, schleift = gleitet und streicht hörbar mit den Füßen beim Tanze über den Boden, rauscht = von seidenen Gewändern, wirrt = geht verwirrt, in Unordnung durcheinander, pispert = flüstert heimlich und unverständlich, knistert = rauscht wie ein funkensprühendes Feuer, flistert = redet leise und zärtlich, schwirrt = ertönt zitternd. 30) Es dappelt (verwandt mit tappen, tapsen, täppisch) = läuft geschäftig, doch mit plumpen Fußtritten hin und her (z. B. beim Tragen und Rücken der Tische und Stühle), rappelt = schlägt hart und klanglos (z. B. leere Gefäße) gegeneinander, klappert = schlägt hart und schallend zusammen (z. B. Messer und Gabeln). 31) tost = macht lautes Geräusch, kost = schwatzt zärtlich miteinander. 32) Nämlich der Sänger des Hochzeitliedes! 33) Das Getöse der fröhlichen Hochzeitgäste ist so bunt und laut geworden, daß es dem Dichter schwer fällt, sein Lied zu vollenden. 34) bräutlicher Schwall = ist die Ausstattung der Braut, welche die Wagen füllt und darüber hinaus schwillt. Voran Wagen und Reiter, hierauf die Braut mit ihrer Ausstattung und dann die zahlreichen höflichen Gäste: das ist der Hochzeitzug. 35) selige = überschwenglich glückliche und freudenvolle Leute. Der höchste Grad der Freude und des Glückes ist die Seligkeit im Himmel.

III. **Vertiefung.** 1. Gruppenbilder. a) Die Zwergenhochzeit. Es ist in einer Herbstnacht. Bleicher Mondenschimmer liegt auf der Erde. In den matten Schein ragt dunkel ein hochgelegenes Schloß. Die Scheiben der hohen Bogenfenster sind meist zerbrochen, und seufzend streicht der Nachtwind durch einen großen Saal. Öde ist der Raum, und kahl sind die Wände. In einer Ecke steht ein breites hölzernes Bettgestelle, in dem eine dünne Schicht Stroh liegt. Daneben lehnen Waffen an der Wand. Halb aufgerichtet, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, liegt in dem Bette ein stattlicher Ritter und blickt unverwandt in den Saal. In dem blassen Mondenscheine tummelt sich auf dem Boden desselben eine lustige Gesellschaft von kleinen Zwergen. Manche tragen zierliche Ampeln. Drei winzige Ritter eröffnen den Zug; ihnen folgt der niedliche Sängerchor. Daran reihen sich viele Wäglein, die mit allerlei köstlichem Hausrat beladen sind. Dahinter folgt der vergoldete Wagen des fein geschmückten Zwergprinzeßleins und der lange Zug der Hochzeitsgäste. Leise Musik ertönt; im bunten Tanze drehen sich die Paare; allerlei heimliches Geflüster wird hörbar. Dann werden Tische und Stühle herbeigeschleppt und allerlei köstliche Speisen und Getränke zum Hochzeitmahle auf den Tisch gepflanzt. b) Die gräfliche Hoch-

zeit im großen, was die Zwergenhochzeit im kleinen war. (Nach der ersten und letzten Strophe zu schildern!)

2. Der Graf als frommer Kreuzfahrer, tapferer Kämpfer, verarmter Ahnherr, müder Schläfer, wacher Träumer, williger Gastgeber, belustigter Zuschauer, glücklicher Bräutigam, geehrter Schloßherr! Die Gäste, wie sie zahlreich zu Roß und zu Wagen kommen, höflich grüßen, eine fröhliche Hochzeit feiern, fleißig schmausen, einem Festsänger zuhören, an Musik und Gesang sich ergötzen, in fröhlicher Lust tosen und sich sehr vergnügt und glücklich fühlen! Die Zwerge, wie sie winzig klein sind, menschenleere Räume bewohnen, fröhliche Feste feiern, große Reichtümer besitzen, sich am Tanze vergnügen, Musik und Gesang lieben, den Speisen und Getränken fleißig zusprechen, sich auf die Weise der Menschen lustig machen und wie diese leben und sich freuen!

3. Gedankengang. I. Die Veranlassung des Hochzeitliedes (Str. 1, V. 1—4): Der Sänger kommt mit seinen Freunden zur Hochzeit des jungen Grafen, singt und sagt sein Lied, das an alte Zeiten anknüpft.

II. Die Heimkehr des Ahnherrn. (Str. 1, V. 5—9 und Str. 2): Er kommt aus dem Kreuzzuge zurück, findet sein Schloß wüst und leer, die Fenster zerbrochen, tröstet sich mit der Vergangenheit und Zukunft und legt sich ins Bettgestelle schlafen.

III. Die Bitte des Zwerges um den Saal (Str. 3—4): Der Graf meint im Schlafe eine Ratte rascheln zu hören, aber es ist ein Zwerg mit einer Ampel, der in Rednerstellung an das Bett tritt. Er entschuldigt, daß die Zwerge das leere Schloß bezogen haben, und bittet, den Saal zur Feier einer Hochzeit benutzen zu dürfen. Der Graf nickt Gewährung.

IV. Die Hochzeitfeier (Str. 5—7). Str. 5: Der Hochzeitaufzug; Str. 6: der Hochzeittanz; Str. 7: der Hochzeitschmaus.

V. Die Hochzeit des Ahnherrn (Str. 8): Der Sänger bittet noch um einige Augenblicke Ruhe. Er erzählt, wie das artige Traumbild zur schönen Wirklichkeit wurde. Zu Roß und Wagen kamen viele Gäste und feierten unter Musik und Gesang die Hochzeit des Ahnherrn mit der reichen Braut. Das heutige Hochzeitfest ist nur ein Abbild und eine Wiederholung jenes schönen Festes.

4. Grundgedanke. Wohl dem jungen Geschlechte, wenn es mit dem Blute auch den Segen seiner Altvordern erbt, sich freut, wie jene sich gefreut, und erfüllt, was jene ahnend und hoffend geschaut! — Das Kleine spiegelt das Große, die Vergangenheit die Gegenwart und die Zukunft wider. Eine unzerreißbare Kette ist die Menschheit mit ihren Leiden und Freuden, mit ihrem Lieben und Hoffen. — Unsere Freuden werden geweiht durch den dankbaren Blick in die Vergangenheit und durch den Segen der Himmlischen.

5. Schönheiten in der Form. Dr. Ziller sagt: „Goethe hält im Hochzeitliede der um das Brautpaar versammelten Gesellschaft im Zauberspiegel der Poesie ein dem gegenwärtigen Feste ähnliches Bild vor und würzt so die Freude an der Wirklichkeit durch einen poetischen Genuß verwandter Art.“ Er hat zwar die Eilenburger Sage als Hintergrund und

Unterlage benutzt und ihr viele einzelne Züge entlehnt, aber alles, was das helle Bild trüben und stören konnte, hat er weggelassen oder umgestaltet. So durfte der Graf nicht sein Vermögen vertan haben, den Tanz mit der winzigen Zwergin nicht selbst mitmachen, das unberufene Lauscherauge nicht von der Saaldecke niederschauen, die unheilvolle Drohung nicht erwähnt und das weitere Geschick der Eilenburger Grafen nicht hereingezogen werden.

Der Hochzeiter, dem zu Ehren das Hochzeitlied gedichtet ist, muß ein jugendfrischer Nachkomme jenes Ahnherrn sein, der mit eigenen Augen die Zwergenhochzeit schaute. Wie jener in der Zwerghochzeit ein Vorbild erblickte, das sich ihm bald im großen noch schöner erfüllte, so ist die Vermählung des Enkels eine Nachbildung und Erneuerung der Hochzeit des Großvaters, ein neues, blankes Glied in der Kette des Segens und der Freude, als welche die Geschichte seines Hauses erscheint. — Die Armut des Grafen ist nicht seine Schuld, sondern eine Folge seines frommen Eifers für die Ehre Gottes. Sie erscheint darum nicht als Fluch, sondern nur als zeitweilige Verlegenheit; in seinem frohen Mute und in allerlei freundlichen Zeichen sieht man das Morgenrot einer besseren Zeit tagen.

Die ausführliche Schilderung der Hochzeit rechtfertigt sich durch den Zweck des Liedes. Die Anschaulichkeit und das Interesse an dem farbenreichen Bilde wird dadurch erhöht, daß der Ahnherr unter merkwürdigen Umständen Augen- und Ohrenzeuge des Festes wird. Durch seine Augen sehen, mit seinen Ohren hören, mit seiner Seele empfinden wir den Jubel der Zwergenhochzeit.

Das bunte Drängen und Treiben, die durcheinander schwirrenden und flutenden Töne, die zauberisch wechselnden Farben und Bilder: alles hat der Dichter mit ungewöhnlichem Aufwande der sprachlichen Kunstmittel dargestellt. Er zeigt damit den Romantikern, welche in den Kunstformen der Südländer neue Belebungsmittel für die deutsche Dichtung suchten, „daß man eine Fülle von Klangfiguren verwenden könne, ohne dem natürlichen Redefluß und dem Genius unserer Sprache und Poesie Abbruch zu tun“ (Viehoff). Einzelnes sei nachstehend aufgeführt!

Alliteration: singen und sagen zur Bezeichnung des regen Bündnisses von lyrischer und epischer Poesie. — „hier — gehauset.“ „Die Ratte, die raschle usw.“

Assonanz: Da dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal usw.

Annomination (Anspielung auf einen Namen oder Zusammenstellung ähnlich lautender, aber sinnverschiedener Wörter): „Drei Reiter, die reiten hervor.“

Binnenreim: Ein singendes, klingendes Chor, ein klingender, singender Schall usw.

Mittelreim (in der Mitte von zwei benachbarten Verszeilen): Rösselein, Schlösselein usw.

Ton- oder Klangmalerei (Onomatopöie): Str. 6 zur Nachahmung der musikalischen Instrumente, der feinen Stimmchen und des wirren Geräusches ist ein wahrer Wirbeltanz von Sprachkunststücken.

Polysyndese (Bindewörterhäufung) besonders in Str. 6, zwölfmal und.

Klimax (Steigerung) und Antiklimax: „ins Bett, ins Stroh, ins Gestelle.“ Es steigert sich die Unbequemlichkeit, aber es sinkt die Hoffnung. Rhythmus und Reim: Neunzeilige Strophe mit vier- bzw. dreifüßigen Daktylen und Auftakt. Es reimen männlich V. 1 und 3, weiblich 2 und 4, männlich 5, 6 und 7, weiblich 8 und 9.

IV. **Verwertung** in Aufgaben. 1. Wie verhalten sich die drei Hochzeiten zu einander? 2. Was ist bei denselben gleich und was verschieden? 3. Wo und wie tritt der Sänger, der Enkel, der Ahnherr, der Zwergenfürst im Gedichte auf? 4. Was ist in dem Hochzeitliede und der Sage gleich und was verschieden? Fr. P.

51. A. Erlkönig.

Joh. Wolfgang v. Goethe, Werke hrsg. von H. Kurz. II, S. 188.

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind.
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2. Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

3. „Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
manch bunte Blumen sind an dem Strand,
meine Mutter hat manch gülden Gewand.“ —

4. Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
was Erlenkönig mir leise verspricht?
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
in dürren Blättern säuselt der Wind. —

5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
und wiegen und tanzen und singen dich ein.“

6. Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
es scheinen die alten Weiden so grau. —

7. „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan! —

8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
er hält in'n Armen das ächzende Kind,
erreicht den Hof mit Mühe und Not;
in seinen Armen das Kind war tot.

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** Unsere heidnischen Vorfahren dachten sich Luft und Erde, Wasser und Wälder mit Elfen oder Elben (auch Alfen oder Alben) bevölkert. Das waren luftige Mittelwesen zwischen

Göttern und Menschen. Man unterschied weiße oder Lichtelfen und Schwarzelfen. Letztere wurden auch Zwerge genannt, waren mißgestaltet, hausten im Innern der Erde, gruben nach edeln Metallen und Edelsteinen, verstanden das Schmieden, Weben, Backen usw. meisterlich, halfen zuweilen den Menschen heimlich bei ihren Geschäften, neckten und tückten sie aber auch häufig, besonders wenn sie belauscht wurden, ja raubten bisweilen schöne Kinder. Ein berühmter Zwergkönig war nach dem Nibelungenliede Albrich, der seine unermeßlichen Schätze in Nebelheim hütete und sich durch die Tarnkappe unsichtbar machte. Held Siegfried überwand ihn und nahm ihm seine unermeßlichen Schätze, den Nibelungenhort.

Die Lichtelfen waren menschenähnlich gestaltet, von großer Schönheit, klein und zierlich, leicht und gewandt. Sie liebten Tanz und Spiel, Gesang und allerlei Kurzweil, besonders an einsamen Orten, zwischen Blumen, am Wasser und im Mondenscheine. Sie waren seelenlos und hofften durch die Gemeinschaft mit Menschen eine Seele zu erhalten. Darum lockten sie schöne Kinder an sich und verwandelten sie in Elfen. Wer ihrer Lockung nicht folgte, dem zürnten sie und hauchten oder rührten ihn an, so daß er erkrankte, ja plötzlich starb. Das Alpdrücken im Schlafe wurde ihnen zugeschrieben. Ihr König trug ein goldenes Krönlein und einen glänzenden weißen Mantel, der als lichter Schweif hinter ihm herschwebte. Sein Name hieß im Dänischen elverkonge oder ellerkonge, d. h. Elben- oder Elfenkönig. Herder übersetzte in seinen „Stimmen der Völker" bei dem Gedichte „Erlkönigs Tochter" diesen Namen irrtümlich mit Erlkönig; die Verwandtschaft des dänischen Wortes Eller mit unserer Erle, auch Eller genannt, hatte ihn dazu verleitet. Ihm folgte Goethe in seinem Erl-, also richtiger Elfenkönig. Für ihn hatte der Name Erlkönig, wenn auch sprachlich und mythologisch unbegründet, doch eine poetische Unterlage. Das Lied wurde zuerst bei Aufführung des Singspiels „Die Fischerin" bei Tiefurth an der Ilm 1782 gesungen. Die Fischerin Dortchen, die es sang, saß dabei unter hohen Erlen, die mit ihrem düsteren Laube an Wiesen und Gewässern als Aufenthaltsort der Elfen besonders geeignet erscheinen.

Über die Entstehung der Ballade berichtet die Gartenlaube von 1858:

„Es war im April 1781, als ein wohlhabender Landwirt, dessen einziges Kind von einer bösartigen Krankheit ergriffen worden war, so daß keiner der herbeigerufenen Ärzte ihm helfen konnte, dasselbe, auf das sorgfältigste eingehüllt, mit sich auf sein Pferd nahm und nach Jena ritt, um dort einen durch seine Kuren berühmten Professor der Medizin um Rat zu fragen. Wirklich kam er glücklich in der Universitätsstadt an, aber auch der dortige Arzt erklärte es für ein Ding der Unmöglichkeit, den Knaben zu retten. Trostlos bestieg der Vater mit dem Kinde wieder sein Pferd und eilte, an dem „Gasthaus zur Tanne" in Jena vorbeijagend, seinem heimatlichen Dorfe zu; indessen, ehe er dasselbe erreichte, war der Liebling in seinen Armen verschieden. Einige Tage nach dieser Begebenheit kam Goethe nach Jena und hörte davon. Die Mitteilung ergriff ihn so gewaltig, und der Stoff, der ihm durch Herders Übersetzung des dänischen Volksliedes „Erlkönigs Tochter" vielfach schon vorgeschwebt haben mochte, begeisterte ihn dermaßen, daß er sich sofort in die einsam gelegene „Tanne" zurückzog und die herrliche Ballade dichtete."

II. **Vortrag.** Die Wirkung der Ballade auf Ohr und Herz des Hörers hängt wesentlich von dem guten Vortrage ab. Wie die Personen und die Stimmungen wechseln, so wechselt auch der Ton des Vortrags. Die erste und letzte Strophe müssen in dem ruhigen Tone der Erzählung, aber doch mit wahrer Herzensteilnahme gelesen oder gesprochen werden. Der Elfenkönig spricht fein, flüsternd, schmeichelnd, aber mit steigender Leidenschaft, der Vater ruhig, klar, beschwichtigend, aber voll Teilnahme, der Knabe erschreckt, bange, entsetzt; von der ängstlich gehauchten Frage: „Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?" bis zu dem entsetzten Aufschrei: „Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!" durchläuft seine Stimmung und der Ton seiner Stimme alle Steigerungsgrade. Hinsterbend, langsam und stockend klingt das Wort: „Erlkönig hat mir ein Leids getan!" Äußerst förderlich für das Verständnis der Stimmung und des Tonfalls in der Ballade wirkt die ergreifende Schubertsche Komposition. Eine sehr geeignete Vortragsform ist auch die mit verteilten Rollen. Vier Schüler sprechen als Erzähler, Vater, Sohn und Erlkönig die betreffenden Stellen der Dichtung.

III. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. Es ist ein Abend im Spätherbst. Vor dem breiten Saaltale zieht sich ein schmales Seitental in die Berge. Ein Bach durchrieselt es, und ein Weg zieht sich hindurch. Zu beiden Seiten des Baches liegen kahlgeschorene Wiesen, und die Ufer sind mit Weidenbäumen und düsteren Erlen gesäumt. Auf den Wiesen steigen leichte Nebel auf und werden von dem Winde hin und her bewegt. In den kahlen Ästen seufzt der Wind, entführt die welken, bunten Blätter und treibt sie in losem Spiele über die Wiesen. Aus den flüchtigen Wolken tritt zuweilen der Mond und beleuchtet geisterhaft die grauen Weiden, deren Zunder licht erscheint, die dunkeln Erlen und die wallenden Nebel. Ein Reiter jagt hastig den Talweg entlang. Das Roß greift tüchtig aus; seine Nüstern blähen sich; seine Mähne flattert, und sein Schweif wehet im Winde. Der Reiter hält im linken Arme ein Kind und in der rechten Hand die Zügel. Das Kind hat er sorgsam umfaßt, warm in einen Mantel gehüllt und mit dem Köpfchen an seine Brust gelegt. Da fährt das Köpfchen aus dem Mantel auf, und die Augen blicken voll Angst und Scheu in die Nacht. Voll Sorge und Liebe schaut der Vater nieder, umfaßt sicherer den Knaben und spricht beruhigende Worte zu ihm.

2. Charakter der Personen. Der Vater liebt seinen Sohn, scheut kein Opfer für ihn, sorgt herzlich wie eine Mutter und schirmt stark wie ein rechter Vater, sieht mit klarem Auge und nüchternem Sinne, beruhigt das Kind und erklärt schlicht und natürlich seine Phantasiebilder, wird endlich auch vom Grauen gepackt, beschleunigt den Ritt und findet entsetzt den Knaben tot im Arme. — Der Knabe ist krank, vom Arme des Vaters fest umfaßt, von dem Mantel wohl und warm geborgen, vom Fieber durchglüht, von allerlei Schreckbildern geängstet, von allerlei Verheißungen gelockt, für beruhigenden Zuspruch unzugänglich, vom Entsetzen überwältigt und vom Tode hinweggerafft. Erlkönig erscheint als Nebelstreif. Auf dem Haupte glänzt die goldene Krone; im Winde flattert der Mantel wie ein Schweif ihm nach. Näher und näher

kommt er durch die Luft heran. Er lockt den Knaben durch Spiele, Blumen und schöne Kleider. Er verheißt ihm schöne Reigentänze in Gesellschaft seiner Töchter. Ganz nahe kommt er heran. Sein Flüstern wird lauter und dringlicher, seine Miene ernster, begehrlicher, drohender; er streckt die Hand aus, berührt das Herz des Knaben und verschwindet.

3. Gedankengang. I. Der Ritt des Vaters mit dem kranken Sohne (Str. 1).

II. Kind und Erlkönig (Str. 2—7). Str. 2: Das Kind sieht erschreckt den Erlkönig, der Vater nur einen Nebelstreif. Str. 3: Erlkönig verspricht Spiele, Blumen und bunte Gewänder. Str. 4: Das Kind hört die Lockung des Erlkönigs, der Vater nur das Säuseln des Windes in dürren Blättern. Str. 5: Erlkönig lockt stärker, indem er dem Knaben eine liebevolle Wartung und ergötzliche Spiele mit seinen Töchtern verspricht. Str. 6: Das Kind sieht Erlkönigs Töchter, der Vater nur die grauen, schimmernden Weiden. Str. 7: Immer dringender wird das Verlangen des Erlkönigs; er faßt nach dem Kinde, das sich mit dem Aufschrei der Todesangst an den Vater klammert.

III. Die Heimkunft (Str. 8): Entsetzen peitscht den Vater vorwärts; das Kind ächzt und stöhnt; er langt daheim an: das Kind ist — tot.

4. Idee. Geheimnisvolle Mächte werben um unerfahrene Seelen. Wer ihnen nicht mit klarem Blicke ins Auge schaut, nicht mit starkem Herzen sie von sich weist, den überwältigen sie. — Die Gegensätze zwischen den Phantasiegebilden des Knaben und der ruhigen Klarheit des Vaters, den bis zur Drohung gesteigerten Lockungen des Erlkönigs und der wachsenden Erregung des Knaben, dem freien Bewußtsein des Vaters und seiner zuletzt überwältigten Empfindung und Phantasie, dem warmumhüllten Lieblinge und dem toten Kinde im Arm: sie sind der lebendige Puls der Dichtung, dessen Schlag in uns überwältigend nachzittert.

5. Eigentümlichkeiten in der Form. Das Goethische Gedicht enthält so viele Anklänge an Herders Gedicht: „Erlkönigs Tochter" und so viele verwandte Züge mit demselben, daß wir gewiß nicht irren, wenn wir in letzterem des Dichters Vorbild sehen. Doch hat Goethe die Macht des Volksglaubens und den überwältigenden Einfluß geheimnisvoller Naturgewalten kräftiger und sinnlich packender dargestellt als Herder. Glücklich gewählt ist die Form des Dialoges zwischen dem Kinde, dem Elfen und dem Vater und die knappe Einrahmung in zwei Erzählstrophen. Die Eingangsfrage spannt die Aufmerksamkeit und stellt uns gleich mitten in die Handlung. Die Gegensätze und Steigerungen steigern in gleicher Weise das Interesse.

Die Sprache der Ballade ist knapp und treffend und deckt sich vortrefflich mit der düstern Situation und Stimmung, die das Ganze beherrscht. Die rasche Bewegung des Reitens, die steigende Angst des Knaben und das immer begierigere Herandrängen des Elfenkönigs ist höchst zutreffend durch die unverbundenen Hauptsätze, die männlichen Reime und das springende, vorwärtsstrebende Metrum ausgedrückt.

Der Rhythmus: Jeder der Akzentverse in einer Strophe besteht aus vier Tonhebungen und wechselnden Tonsenkungen; der Auftakt ist in echt deutscher Art frei behandelt. Der Vers: „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt" hat einen Takt mit drei Senkungen. Hierzu bemerkt Rud. Hildebrand (Zeitschr. f. deutschen Unterr. 1894, S. 178): „Dem Erlkönig bricht seine Leidenschaft endlich in Ungeduld aus und überstürzt sich in der Rede ... Auch tritt nach ‚dich' eine kleine Zäsur, d. h. Pause, ein, was der Freiheit wesentlich zugute kommt."

Die Reime sind glatt oder sich nachbarlich berührend und männlich.

Wunderschön ist die Lautmalerei (Onomatopöie). Man hört gleichsam den Wind in den dürren Blättern säuseln, hört den kurzen, harten Hufschlag des Rosses in den stumpfen Reimen, hört die leise lockende Stimme des Elfen in dem vorherrschenden i Str. 3: „Du liebes Kind, komm, geh mit mir —", Str. 5: „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt —", hört den beruhigenden Klang in der Stimme des Vaters aus dem vorherrschenden u, a und o und fühlt aus dem au und ä der Schlußstrophe sein wachsendes Grauen.

Alliteration: Meine Mutter hat manch gülden Gewand.

Assonanz und Alliteration: Bunte Blumen.

Annomination: Spiele spiel' ich mit dir.

Polysyndese: „Und wiegen und tanzen und singen dich ein", die drei Einzelvorstellungen verschlingen sich zu einer sinnberückenden Gesamtvorstellung.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Oberon (aus Alberich, franz. Aubri) entstanden) ist König, Titania Königin der Elfen. Vergleiche Wielands „Oberon" und Shakespeares „Sommernachtstraum"! Fouqué zeigt in seinem herrlichen Märchen „Undine" das heiße Streben der Elfen nach einer unsterblichen Seele. A. Kopisch: „Die Heinzelmännchen" und „Des kleinen Volkes Überfahrt". Justinus Kerners „Der Wassermann": Es war in des Maien mildem Glanz, da hielten die Jungfern von Tübingen Tanz usw. (Ein fremder Jüngling kommt und tanzt mit einem Mägdlein von der Linde hinweg bis in die Wellen des Neckars hinein.) Heinrich Heines „Wasserfee": Der Abend kommt gezogen, der Nebel bedeckt die See; geheimnisvoll rauschen die Wogen, da steigt es weiß in die Höh' usw. „Die Lorelei".

2. Vergleiche:

B. Erlkönigs Tochter.

(Nach dem Dänischen.)

Joh. Gottfr. v. Herder, Werke, hrsg. von Heinr. Kurz. Leipzig. II. S. 292

1. Herr Oluf reitet spät und weit,
zu bieten auf seine Hochzeitleut'.

2. Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

3. „Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz' mit mir!"

4. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag." —

5. „Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
zwei güldene Sporen schenk' ich dir;

6. Ein Hemd von Seide so weiß und fein,
meine Mutter bleicht's mit Mondenschein." —

7. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag." —

8. „Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
einen Haufen Goldes schenk' ich dir." —

9. „Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
doch tanzen ich nicht darf noch soll." —

10. „Und willst, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
soll Seuch' und Krankheit folgen dir." —

11. Sie tät einen Schlag ihm auf sein Herz,
noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

12. Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit heim nun zu deinem Fräulein wert!" —

13. Und als er kam vor Hauses Tür,
seine Mutter zitternd stand dafür:

14. „Hör' an, mein Sohn, sag' an mir gleich,
wie ist deine Farbe blaß und bleich?" —

15. „Und sollt' sie nicht sein blaß und bleich?
Ich traf in Erlenkönigs Reich!" —

16. „Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut,
was soll ich nun sagen deiner Braut?" —

17. „Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund',
zu proben da mein Pferd und Hund." —

18. Frühmorgen und als es Tag kaum war,
da kam die Braut mit der Hochzeitschar.

19. Sie schenkten Met, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräutigam mein?" —

20. „Herr Oluf, er ritt im Wald zur Stund',
er probt allda sein Pferd und Hund."

21. Die Braut hob auf den Scharlach rot,
da lag Herr Oluf, und er war tot.

a) Ähnlichkeiten. Beide Balladen führen uns am Spätabend in das Reich der Elfen. Die Einleitung zeigt einen Reiter, der spät noch dahinreitet und der Schluß einen Toten, dem die Berührung der Elfenhand das Leben gekostet hat. Zwischen Einleitung und Schluß wird in Form eines lebendigen Dialogs die Begegnung eines Menschen mit einem Elfen dargestellt. Der Elf trägt ein sehnliches Verlangen nach dem Menschenkinde; dieses aber sträubt sich gegen seine Liebe und gegen die Gemeinschaft mit ihm. Da rächt sich der Elf durch eine Berührung, die den Tod zur Folge hat. Der Schutz und Zuspruch der Eltern erweist sich in der Ballade als

unzulänglich. Anfangs- und Schlußzeile zeigen fast wörtliche Übereinstimmung.

b) Verschiedenheiten. A führt uns auf deutschen Boden, B nach dem Norden. A bezeichnet als Zeit der Handlung den Spätherbst, B den Sommer. (Die Elfen tanzen auf grünem Land). Die Personen sind in A der Erlkönig, in B seine Tochter; in A ein kranker Knabe, in B ein kräftiger, ritterlicher Jüngling; in A der Vater des Knaben, in B die Mutter des Jünglings. A nennt keinen Namen, B nennt den Ritter Herr Oluf. Außer den genannten drei Hauptpersonen spielt in B die Braut eine wichtige Rolle, und die Hochzeitgäste werden erwähnt. In A lockt Erlkönig den Knaben zum Mitgehen, in B die Tochter den Ritter zum Tanzen. In A werden dem Knaben Spiele, Blumen, Gewänder, liebevolle Pflege, Musik und Tanz, in B Herrn Oluf güldene Sporen, ein seidenes Hemd und ein Haufen Gold verheißen. Der Knabe folgt nicht aus Furcht, der ritterliche Jüngling aus Treue gegen seine Braut. In A bringt der Griff des Erlkönigs dem Knaben einen raschen Tod, in B der Schlag der Königstochter dem Jüngling Schmerz und Tod. Der Knabe schreit auf und verbirgt sich ächzend, Oluf fühlt heftigen Schmerz und erblaßt. In A schirmt und beruhigt der Vater das Kind, in B fragt und entschuldigt die Mutter den Sohn. In A grauft's dem Vater, in B zittert die Mutter. In A schwebt die Elfenerscheinung „zwischen Trug und Wahrheit", in B wird sie als unzweifelhafte Tatsache behandelt. In A nimmt der Vater den Knaben tot aus dem Mantel, in B findet die Braut den toten Bräutigam unter der aufgehobenen Scharlachdecke. (Wo die Leiche lag, ist nach der kühnen Sprungweise der alten Balladen nicht gesagt. Herr Oluf wird sich in der Kammer zum Sterben niedergelegt und seine Mutter ihn mit dem Scharlach zugedeckt haben. Aber sein Tod sollte das Hochzeitmahl der geladenen Gäste nicht stören, darum läßt er seine Abwesenheit durch die Probe eines Rosses und Jagdhundes entschuldigen. Die Braut aber wird von Unruhe und banger Ahnung umgetrieben und findet die Leiche des Geliebten unter dem Scharlach. A. Goerth [Studium der Lyrik] meint, Herr Oluf sei wirklich mit Pferd und Hund hinaus in den Wald gezogen, wo die Else sein Herz berührte, und habe dort sein Leben ausgehaucht, die Braut aber habe ihn lange gesucht und endlich unter dem Scharlach seine Leiche gefunden.) Ein erschütternder Kontrast in A ist die ersehnte Heimkehr — mit einer Leiche, in B das fröhliche Hochzeitmahl — neben dem toten Bräutigam. Die Beweggründe der Elfenliebe in A bleiben verschleiert, in B sind sie ganz klar und geben dem Herderschen Gedichte einen Vorzug vor dem Goethischen. Die Elfentochter wirbt um den schönen, ritterlichen Jüngling, aber er verschmäht ihre Liebe, denn sein Herz hängt treu an der verlobten Braut. Da verwandelt sich ihre Liebe in Haß; voll Eifersucht auf die glückliche Nebenbuhlerin trifft sie des Jünglings Herz zum Tode.

3. Vergleiche das nachstehende schwedische Volkslied!

C. Herr Oluf und das Elfenweib.

1. Herr Oluf reitet zum Burgtor,
da stehet ein Elfweib und ruhet davor.
Doch der Tanz geht an so wohl in dem Haine!

2. „„Ach hör', Herr Oluf, was ich sage dir,
und hast du nicht Lust, zu tanzen mit mir?““
Doch der Tanz geht an usw.

3. „Nein, tanzen mit dir ich nicht will und mag,
denn morgen ist mein Verlobungstag.“

4. „„Willst du nun sieben Jahr leiden Not
oder morgen schon liegen tot?““

5. Herr Oluf wirft herum den Traber fein,
Siechtum und Krankheit, die folgen hinterdrein.

6. Herr Oluf, er ritt zu seiner Mutter Tor,
und seine Mutter, die stand davor.

7. „Liebe Mutter, das Bette mir mache und lauf,
wohl nimmer steh' ich wieder vom Bette auf!“

8. Und die Braut, sie wartet der Tage vier,
und der Liebste, er läßt sich nicht sehen vor ihr.

9. Und die Braut, sie sattelt ihr graues Roß,
so reitet sie hin zu Herrn Olufs Schloß.

10. Und wie sie kommt zu Herrn Olufs Tor,
so stehet ihre Schwiegermutter davor.

11. „Guten Tag, guten Tag, liebe Schwiegermutter mein,
wo mag doch Herr Oluf, mein Bräutigam, sein?“

12. „Herrn Oluf hab' ich seit gestern nicht gesehn,
er jaget im Walde nach Hirschen und Rehn.“

13. „Und mag er lieber dem Hirsche nachjagen
als nach der muntern Brautschar fragen?

14. Und achtet er mehr auf die Hindin fein
als auf die Allerliebste sein?“

15. Und die Braut schlug auf den Scharlach rot,
da sah sie den Herrn Oluf, und er lag tot.

16. Und als am Morgen die Sonne ging auf,
da waren drei Leichen in Herrn Olufs Haus.

17. Die erste war Herr Oluf, die zweite seine Maid,
die dritte seine Mutter, sie starb vor Leid. Fr. P.

52. Der Fischer.

Joh. Wolfgang von Goethe, Werke, hrsg. von Heinr. Kurz. Leipzig. I, S. 189.

1. Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
ein Fischer saß daran,
sah nach dem Angel ruhevoll,
kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt, und wie er lauscht,
teilt sich die Flut empor:
aus dem bewegten Wasser rauscht
ein feuchtes Weib hervor.

2. Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
„Was lockst du meine Brut
mit Menschenwitz und Menschenlist
hinauf in Todesglut?
Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
so wohlig auf dem Grund,
du stiegst herunter, wie du bist,
und würdest erst gesund.

3. Labt sich die liebe Sonne nicht,
der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
nicht her in ew'gen Tau?"

4. Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
netzt' ihm den nackten Fuß;
sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
da war's um ihn geschehn:
halb zog sie ihn, halb sank er hin
und ward nicht mehr gesehn.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Das Wasser zieht uns mit geheimnisvoller Macht an. In seiner Tiefe ahnen wir ein wunderbares Leben und Treiben, das uns hinablockt in die kristallenen Paläste und in die Gemeinschaft seiner Bewohner. Nach dem alten deutschen Volksglauben war das Wasser, wie Wald, Wiese und Feld, mit allerlei geistigen Wesen bevölkert. Man erzählte sich vom Wassermann und Meerweibe, von der Brunnenfee und der Seejungfrau. Am häufigsten nannte man die Wassergeister Nixen (männlich: der Nix, weiblich: die Nixe). Einen Nix dachte man sich gewöhnlich als alten, bärtigen Mann mit grünem Hute und grünen Zähnen, eine Nixe als schöne Jungfrau mit langen, goldenen Haaren. Meist tauchte sie nur mit dem Oberkörper aus dem Wasser auf, das dann in Perlen von ihrem Haare über die weiße Haut oder das grünschimmernde Seidengewand ablief. Zuweilen gingen die Nixen in menschlicher Kleidung ans Land und mischten sich in die Reihentänze der Jugend. Nur an dem nassen Kleidersaume oder Schurzzipfel konnte man sie erkennen. Sie liebten Musik, Gesang und Tanz, lockten zuweilen Jünglinge oder Jungfrauen an sich und zogen sie in die Tiefe, um durch den Verkehr mit ihnen einer unsterblichen Seele teilhaftig zu werden. Meist waren sie grausam und heimtückisch und freuten sich an dem Ertränken der Menschen. Manche forderten nach dem Volksglauben alljährlich auf einen bestimmten Tag ein Opfer; in Schillers „Tell": „Der See will sein Opfer haben." Die Seelen der Ertrunkenen behüteten sie auf dem Grunde des Wassers unter umgestülpten Töpfen. Dieselben eilten erst dann befreit gen Himmel, wenn die Töpfe aufgehoben wurden oder umschlugen. Nicht alle Ertrinkenden kamen ums Leben. Mancher wurde blitzschnell durch die Flut zu den kristallenen Schlössern der Tiefe entführt und dort gehegt und gepflegt. Die griechischen und römischen Sagen wußten viel von Nymphen und Meergöttern zu erzählen, die Sterbliche in die Tiefe entführten. So war der Held Achilleus ein Sohn der Meergöttin Thetis, die sich mit Peleus vermählt hatte. Die Nymphe Kalypso behielt den schiffbrüchigen Odysseus sieben Jahre bei sich zurück. Nach der griechischen Mythologie endete der Leib der Wasserbewohner nach unten in einen Fischschwanz.

Einzelne Züge dieser Sagen von dem Leben in der Tiefe und dem ganzen lockenden und bestrickenden Zauber des Wassers hat Goethe im „Fischer" dargestellt. In seinen „Gesprächen mit Eckermann", dem Gehilfen bei der letzten Herausgabe seiner Werke, behauptete er, „in dieser Ballade sei bloß das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmutige, was uns im Sommer zum Baden locke". Aus diesem Grunde behauptete er auch, der „Fischer" lasse sich nicht malen. Das Gedicht ist aber mehr als eine gewöhnliche Alle-

gorie (symbolische Darstellung). Es bringt wie die alten Volkssagen ein dunkles, geheimnisvolles Naturgefühl zu künstlerischem, packendem Ausdruck. Schon beim Hören des Gedichts erfaßt uns seine Kraft und Schönheit wie mit Zaubergewalt.

Manche wollen die äußere Veranlassung zur Abfassung dieser Ballade in dem Tode des Fräuleins von Laßberg am 16. Januar 1778 sehen. Diese glaubte sich von ihrem Geliebten, dem Schweden Wrangel, verlassen und stürzte sich an der Schloßbrücke in Weimar unter dem brausenden, hohen Wehre in die Ilm. Goethes Leute fanden die Leiche und brachten sie zur Frau von Stein, wo er sie längere Zeit sah. Er übernahm es, die unglücklichen Eltern zu trösten. An Frau von Stein schrieb er am 19. Januar: „Schonen Sie sich und gehen Sie nicht hinunter (zu der Unglücksstätte). Diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns."

Die Ballade erschien zuerst in „Herders Stimmen der Völker" 1778 mit der Bemerkung Herders, „die deutsche Poesie dürfe nur den Weg gehen, den dieses Gedicht zeige, wenn sie wirklich Volksdichtung werden wolle". Auch in der Seckendorffschen Sammlung von „Volks- und anderen Liedern mit Begleitung des Fortepiano" erschien die Ballade 1779.

II. **Erläuterungen.** Str. 1. Das Wasser rauschte = floß schnell mit Geräusch vorüber, und schwoll = wuchs nach oben zu kleinen Wasserbergen, warf Wellen, bauschte sich auf. Angel = Haken zum Fischfangen, ursprünglich männlichen Geschlechts, heißt jetzt allgemein die Angel. Kühl bis ans Herz hinan war der Fischer, also noch mehr als ruhevoll. Sein Herz kannte keine Leidenschaft und seine Hand keine Unruhe. So schickte sich's für sein Geschäft, und so predigte es ihm das kühle, klare Wasser zu seinen Füßen. Er lauschte = horchte heimlich und still auf das Plätschern im Wasser, das die Nähe von Fischen oder einen Fang anzeigen konnte. Die Flut teilt sich empor = das Wasser hebt sich durch den auftauchenden, noch bedeckten Körper zu einem Wasserberge, teilt sich dann durch das Hervortreten desselben und fließt rauschend an demselben nieder. Ein feuchtes Weib = ein Wasserweib, eine Nixe.

Str. 2. Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm = das Wellenrauschen tönte bald wie Gesang, bald wie Sprache; die Sprache ist Gesang, der Gesang klingt vernehmlich wie Sprache. Meine Brut = die Fische, meine Schützlinge und Pfleglinge. Menschenwitz und Menschenlist ist die tückische Angel mit ihrem lockenden Köder; Witz = erfindungsreicher Verstand, List = künstlich angelegte Täuschung zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke. Todesglut ist den Fischen die Wärme der Sonnenstrahlen; nur in der kühlen Flut unten, nicht in der sonndurchglühten Luft oben vermögen sie zu leben. (Wenn eine Bemerkung der Frau von Staël zutreffend ist, hätte Goethe etwas anderes darunter verstanden: in einer Übersetzung des Liedes, wo „Todesglut" durch air brûlant wiedergegeben war, berichtigte er dies und sagte, es sei die Kohlenglut der Küche gemeint — vgl. Zeit-

schrift f. deutschen Unterr. VII, 502.) Fischlein ist wohlig = es befindet sich sehr wohl, im höchsten Wohlsein auf dem Grunde des Wassers. Wie du bist — ohne zu zögern, ohne dich einen Augenblick zu besinnen. Du würdest erst gesund = du würdest erst zum wahren Glück und Genuß des Lebens kommen. Dein jetziges Leben gleicht einer steten Krankheit.

Str. 3. Wellenatmend kehrt das Antlitz von Sonne und Mond zu uns zurück, nachdem es sich während der Nacht im Meere gebadet hat. Die Frische, Kraft und Schönheit der Wellen atmen sie dort gleichsam ein und atmen sie bei ihrem Aufgange wieder aus. Eine wallende Atmosphäre von Frische und Schönheit umgibt sie wie den Badenden, der aus dem Wasser steigt. Das leise Schwingen und Zittern der Lichtstrahlen, das dem Wiegen der Wellen gleicht, wird als Hauch und Atemholen von Sonne und Mond angesehen. Der tiefe Himmel und das feuchtverklärte Blau = aus der Tiefe strahlt dir das Blau des Himmels reiner, schöner, wie durch die Feuchtigkeit verklärt, entgegen. Dein eigen Angesicht, das dir aus der Tiefe entgegenstrahlt, lockt dich her in ew'gen Tau = in ein reiches, schönes und unvergängliches Erfrischungs- und Verschönerungsbad.

Str. 4. Netzt ihm den nackten Fuß = je dringender die Nixe mahnt, desto höher schwillt der Wellenschlag. Ihre Worte schlagen schmeichlerisch ans Ohr und Herz, ihre Fluten lockend an den nackten Fuß. Sein Herz wuchs sehnsuchtsvoll = es weitete, vergrößerte sich durch Freude, Wunsch und Hoffnung; Angst und Schmerz ziehen das Herz zusammen. Halb zog sie ihn, halb sank er hin = ihre Lockung begegnete seinem Wunsche; ihrer sanften Gewalt folgt und überläßt er sich willig. Sein Geschick ist ihr Wille und sein Wunsch.

III. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. Es ist an einem Flusse zur Sommerzeit. Von oben strömt das Wasser rauschend zu in ein weiteres Becken, wo es zur Ruhe kommt, ruhig anschwillt und nur leise mit dem Spiegel schaukelt. Hohe Erlen stehen hier am Ufer. Ihre mächtigen Wurzeln sind teilweise bloß gewaschen und laden als Ruhebänke zum Sitzen ein. Auf einer derselben sitzt unbeweglich ein junger Fischer. Sein Antlitz spiegelt sich im Wasser ab; sein Auge blickt ruhig und leidenschaftslos; sein Ohr lauscht auf jedes Geräusch im Wasser; seine rechte Hand hält eine Angel still und sicher in die Flut, und sein nackter Fuß berührt fast den Wasserspiegel. In demselben erglänzt, auf der Tiefe schaukelnd, das Strahlenantlitz der Sonne und das Blau des Himmels. Das Sonnenbild erscheint wellenumflossen, das Himmelsblau in der feuchten Tiefe verklärt.

Plötzlich hebt und wölbt sich der Wasserspiegel in der Mitte zu einem Wasserberge. Derselbe teilt sich oben, und heraus taucht ein schönes Wasserweib. Das Wasser fließt rauschend zu beiden Seiten von ihr ab und ebnet sich wieder. Aus ihren goldenen Haaren rollen Wassertropfen gleich Perlen über das grünseidene Gewand, das ihre Brust umhüllt. Voll Unwillen richten sich ihre Augen auf den Fischer am Ufer; drohend erhebt sie die Hand gegen ihn, und wie Gesang klingt ihre Stimme.

2. Gedankengang. I. Die Erscheinung der Nixe (Str. 1). Der Fischer angelt; das Wasser teilt sich; das Wasserweib taucht auf. II. Ihr Lockgesang (Str. 2—3). Str. 2: Sie tadelt den Fischer wegen seiner Grausamkeit. Sie preist das Leben in der Tiefe und stellt es über das Menschenleben in der Höhe. Str. 3: Sonne und Mond baden sich im Meere jung und schön; das Himmelsblau verklärt sich in der feuchten Tiefe; das Menschenantlitz winkt verschönert aus dem Wasser. III. Ihr Sieg (Str. 4). Das Wasser berührt den Fuß des Fischers; der Gesang weckt seine Sehnsucht; er folgt der sanften Gewalt der Nixe und dem eigenen Herzenszuge in die Tiefe. Oder: „Das Wasser rauscht, — der Fischer lauscht. Die Nixe winkt, — und er versinkt".

3. Grundgedanke. Wenn Goethe in dieser Ballade wirklich nur den lockenden und umstrickenden Zauber des Wassers malen wollte, so hat sein Genius mehr hineingelegt, als er selbst wollte. Gefühl und Tun des Genies werden ja absichtslos oft zum Gesetz. Zu packender Gestalt verkörpert, stellt der Dichter eine geheimnisvolle Naturmacht dar, die als Schönheit und Wohllaut schmeichelnd dem unbewachten Ohre und Herzen naht, alles mit ihrem Lichte färbt, dem stillen Sehnen des Herzens in der friedlosen Arbeitshast des Lebens entgegenkommt, unsere Sinne gefangen nimmt, unsern Willen lähmt und uns endlich ins Verderben zieht.

Es ist derselbe Grundgedanke wie im „Erlkönig", nur sträubt sich der Knabe gegen die herandrängende unheimliche Macht und sucht Schutz am Busen des Vaters, während sich der Fischer halt- und kampflos ergibt, ja mit seinem Wunsche der Lockung entgegenkommt. Sein Antlitz in der Tiefe ist gleichsam seiner Sehnsucht vorausgeeilt und winkt und zieht nun auch Leib und Seele nach. Der Sirenengesang der Nixe und die lockenden Bilder der Tiefe spiegeln nur seine eigenen stillen Gedanken und Wünsche wider. Aber trügerisch wie die Bilder der Tiefe sind die Wünsche des Herzens. Wie der Köder an der Angel die Fische in den Tod zieht, so lockt der Versucher außer uns und die Lust in uns das unbewachte Herz ins Verderben. Glück und Frieden wird verheißen und Genuß gesucht, aber Untergang gefunden. —

4. Schönheiten in der Form. Aller Zauber, dessen unsere Sprache fähig ist, offenbart sich in dem Goethischen „Fischer". Nirgends decken sich Gedanke und Wort, Gefühl und Ausdruck besser, nirgends haben wir in dem harmonischen Wechsel der konsonantischen und noch mehr der vokalischen Laute eine schönere Musik. H. Kurz erzählt (und übereinstimmend A. Goerth im Studium der Dichtkunst I, S. 172): „Die beinahe geheimnisvolle Wirkung des Wohllauts in diesem Gedichte wurde mir einst recht klar, als ich es einigen der deutschen Sprache unkundigen Ausländern vorlas, die bei ihren eingewurzelten Vorurteilen gegen dieselbe eben aus dem unendlichen Reichtum und Wohlklang, den ihnen dieses Gedicht darbot, den Schluß zogen, es sei in italienischer Sprache abgefaßt, und selbst dann noch zweifelnd und in halbem Unglauben den Kopf schüttelten, als ihnen der Beweis seiner Nationalität geliefert worden war."

Die Französin **Frau von Staël** urteilt: „Es gibt wohl keinen, der nicht den unerklärlichen Reiz empfunden hätte, den die Wellen erregen, sei es durch die liebliche Kühlung oder durch das Übergewicht, welches eine gleichförmige und unaufhörliche Bewegung unbemerkt über eine vorübergehende, dem Untergange unterworfene Existenz gewinnen muß. Goethes „Fischer" drückt auf eine wunderbare Weise das immer steigende Vergnügen aus, mit welchem man in die klaren und durchsichtigen Wellen eines Flusses schaut."

Von den sprachlichen Kunstmitteln, die Goethe im „Fischer" so glücklich verwertet hat, sei auf folgende aufmerksam gemacht:

Eine **Zäsur** halbiert die Verse, um das regelmäßig Dauernde und periodisch Wiederkehrende in Natur- und Geistesleben, Gleichschritte und Gegensätze, sinnlich zu veranschaulichen, z. B. das Wasser rauscht, das Wasser schwoll ... Und wie er sitzt, und wie er lauscht ... Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm ... Mit Menschenwitz und Menschenlist ...

Die **Strophen** sind achtzeilig, zerfallen aber in zwei in sich abgeschlossene Hälften. **Vierfüßige jambische Verse** wechseln regelmäßig mit **dreifüßigen**. Alle **Reime** sind männliche und sich umarmende. Alles macht den Eindruck der Regelmäßigkeit gleich dem auf- und abflutenden Wasser, das durch sein Wellenspiel das Auge und durch sein Rauschen das Ohr fesselt und die Seele in Ruhe und Behagen wiegt.

Die **Lautmalerei** wirkt unübertrefflich gleich in der ersten Zeile. Die W-Laute malen das Wogen, die Zischlaute das Rauschen des Wassers.

Die **Wiederholung** derselben Worte wirkt musikalisch und verbindet gleichzeitig epische Anschaulichkeit mit lyrischer Empfindungstiefe, wie es der Balladenton erheischt. Schön ist die Steigerung: „Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm", die sich dann umkehrt in „Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm." Mit Gesang beginnt die Nixe und fesselt so die Aufmerksamkeit; immer verständlicher wird derselbe, bis er in klare Menschenrede übergeht. Was der Rede an Wirksamkeit noch fehlt, das vollendet dann der Gesang; wenn die Rede den Verstand auch nicht überzeugt, so überwindet der zaubervolle Gesang das Herz.

Schmückende Beiwörter, wie ruhevoll sehen, wohlig sein, wellenatmend wiederkehren, **sehnsuchtsvoll** wachsen, das **feuchte** Weib, der **tiefe** Himmel, das **feuchtverklärte** Blau usw. sind ebenso schön wie treffend und wirksam.

Alliterationen, z. B. labt sich die liebe Sonne nicht, der Mond sich nicht im Meer — Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund — finden sich sehr zahlreich im Gedichte, ebenso **Assonanzen** wie Menschenwitz und Menschenlist. In Str. 2 und 4 ersetzt die Assonanz den Reim: „ihm — List, ihm — hin".

IV. **Verwertung.** Vergleiche das Lied des **Fischerknaben** in Schillers „Wilhelm Tell", Aufzug I, Szene 1!

Es lächelt der See, er ladet zum Bade;
der Knabe schlief ein am grünen Gestade.
Da hört er ein Klingen
wie Flöten so süß,
wie Stimmen der Engel
im Paradies.

Und wie er erwacht in seliger Lust,
da spülen die Wasser ihm um die Brust.
Und es ruft in den Tiefen:
Lieb Knabe, bist mein!
Ich locke den Schläfer,
ich zieh ihn herein.

Fr. P.

53. A. Der Schatzgräber.

Joh. Wolfg. v. Goethe, Werke, hrsg. von Heinrich Kurz. Leipzig. II, S. 196.

1. Arm am Beutel[1]), krank am Herzen[2]),
schleppt' ich meine langen Tage.[3])
„Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!"[4])
Und zu enden meine Schmerzen,
ging ich, einen Schatz zu graben.
„Meine Seele sollst du haben!"
schrieb ich hin mit eignem Blut.

2. Und so zog ich Kreis' um Kreise,
stellte wunderbare Flammen[5]),
Kraut und Knochenwerk zusammen:
die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
grub ich nach dem alten Schatze
auf dem angezeigten Platze[6]);
schwarz und stürmisch war die Nacht.[7])

3. Und ich sah ein Licht von weiten[8]),
und es kam gleich einem Sterne
hinten aus der fernsten Ferne[9]),
eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten[10]);
heller ward's mit einem Male
von dem Glanz der vollen Schale,
die ein schöner Knabe trug.

4. Holde Augen sah ich blinken
unter dichtem Blumenkranze[11]);
in des Trankes Himmelsglanze
trat er in den Kreis hinein.[12])
Und er hieß mich freundlich trinken,
und ich dacht': „Es kann der Knabe
mit der schönen, lichten Gabe[13])
wahrlich nicht der Böse sein!"

5. „Trinke Mut des reinen Lebens![14])
Dann verstehst du die Belehrung[15]),
kommst mit ängstlicher Beschwörung[16])
nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens![17])
Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste![18])
sei dein künftig Zauberwort!"

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Aus der ersten Periode der Goethischen Romanzen- und Balladendichtung stammen u. a. „Der Fischer", „Der Erlkönig" und „Der Sänger". Feuer, Frische und Natürlichkeit bilden ihren lebendigen Pulsschlag. Goethe sagt selbst von diesen Gedichten: „Sie waren mir *ans* Herz gewachsen und auch *aus* dem Herzen gewachsen." Jahrelang verstummte hierauf die Muse der Ballade, bis ihr endlich die Freundschaft mit Schiller wieder die Zunge löste. Die erste Ballade dieser zweiten Periode ist „*Der Schatzgräber*". Sie ist wahrscheinlich im Frühling 1797 in Jena entstanden. Goethe schrieb dort unterm 21. Mai in sein Tagebuch: „Artige Idee, daß ein Kind einem Schatzgräber eine leuchtende Schale bringt." Einem Briefe an Schiller vom 23. Mai legte er „ein kleines Gedicht bei", wahrscheinlich den „Schatzgräber". Daß er sich in jener Zeit lebhaft mit dem Grundgedanken des Gedichts beschäftigte, erhellt auch aus einem Briefe vom 26. April an seinen Zögling Friedrich von Stein, worin er sagt: „Mein altes Symbol: ‚Die Zeit ist mein Reichtum, die Zeit ist mein Acker!' wird mir immer wichtiger." In jener Zeit trat eine merkliche Wendung in Goethes Leben ein. Er raffte sich zu neuer, regerer Tätigkeit auf. Die Überzeugung befestigte sich immer mehr in ihm, daß nicht Reich-

tum und Genuß, sondern Fleiß und weise Zeitbenutzung den Wert des Lebens ausmachen. Er selbst ist also der Schatzgräber, der sich aus falschem Wahn befreit und das wahre Rezept des Lebensglückes findet. Goethe liebte es ja, sich etwas, was ihn innerlich beschäftigte und plagte, durch eine Dichtung „vom Halse zu schaffen". In diesem edlen Sinne sind seine meisten Dichtungen „Gelegenheitsgedichte".

Diese parabelartige Ballade knüpft an den Volksglauben, daß man Schätze nur heben könne, wenn man dem Teufel seine Seele mit dem eigenen Blute verschreibe. Auf diese Weise verschrieb sich nach der Volkssage auch Faust dem Satan. Meist wurde auf Kreuzwegen nachts in der Geisterstunde von 11 bis 12 Uhr gegraben. Es wurden zu dem Zwecke allerlei Kreise und Figuren gezogen, seltsame Kräuter und Knochen auf Kohlen oder Flammen verbrannt und dabei die Beschwörungsformeln gesprochen.

Von herrlicher Wirkung ist's nun in der Ballade, wie aus dem Aberglauben der Glaube, aus dem Irrtum die Erkenntnis der Wahrheit, aus der Lässigkeit und Verzagtheit die Kraft und der Mut, aus dem Schrecken der Trost, aus dem Sturm die Stille, aus der Finsternis das Licht wird.

II. **Erläuterungen.** 1) Ohne Geld und Gut. 2) Voll Mißmut und Verdrossenheit. 3) Lang oder vielmehr langweilig sind die Tage durch den Müßiggang und die Unlust. Arbeit kürzt die Zeit. Wie der Galeerensträfling seine Kette, so schleppt der müßige, freudlose Mensch seine Tage hin. 4) „So rief ich aus" muß man sich hinzu denken. 5) Wunderbar gefärbt erscheinen die Flammen durch die verbrannten Kräuter und Knochen. 6) Der Volksglaube oder die Wünschelrute zeigte die Plätze an, wo Schätze vergraben liegen sollten. Die Wünschelrute war ein Zauberrütlein – meist ein Gabelzweig der Mistel oder des Haselstrauchs –, das nach den Orten „schlug", wo vergrabene Schätze, Metalladern oder Quellen lagen. 7) Die Sprache der vier letzten Zeilen der zweiten Strophe ist nüchtern und wenig balladenmäßig. 8) Von weiten: Dativ des Plurals; gebräuchlicher ist der Sing. „von weitem". 9) Das allmähliche Näherkommen und Größerwerden des Lichtes ist kurz und treffend gemalt. 10) Es war zu jeder Vorbereitung zu spät. 11) Ein Blumenkranz lag auf dem Haupte des Knaben. 12) Der von der Schale ausgehende Glanz umstrahlte den Knaben. Vgl. den heiligen Gral im Parzival! 13) Die lichte Gabe ist der glänzende Inhalt der Schale. 14) Mut zu einem neuen, reinen, nutzbringenden Leben. 15) Die Belehrung, welche dann folgt. Ohne Mut und Kraft versteht man auch nicht, was zu unserem Frieden dient. 16) Ängstlich heißt die Beschwörung, weil sie unter Angst, Zittern und Zagen vollbracht wurde. 17) Hier liegt der Schatz nicht, der dir frommt. 18) Am Tage redliche Arbeit, am Abend Freude und Erholung im Kreise deiner Familie und lieber Gäste; die Woche hindurch laß dir's sauer werden, dann wirst du dich der Sonntagsruhe und der Festfeier von Herzen freuen können. Arbeit ist der Inhalt des Lebens und Freude seine Würze. Nur im schönen Wechsel von Arbeit und Ruhe, von Tätigkeit und Erholung liegt das Glück des Daseins.

III. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. Schwarze Nacht bedeckt die Erde. Der Sturm braust über die Felder. Auf einem Kreuzwege flackern blaue und grüne Flammen; Rauch steigt auf und wird rasch vom Winde verweht. Um das Feuer sind allerlei Kreise und Figuren gezogen. Ein Mann mit dem Spaten in der Hand gräbt innerhalb des Kreises in der Erde. Vom Turm hallt die Mitternachtsstunde. Der Mann richtet sich auf; finster ist sein Gesicht, matt und glanzlos sein Auge. Aus der Ferne naht sich gleich einem wandernden Sterne ein Licht. Näher kommt es, und angestrengt schaut der Mann nach dem Sterne. Plötzlich taucht aus der Nacht ganz nahe bei dem Schatzgräber ein holder Knabe auf. Ein Blumenkranz schmückt sein Haupt, und freundliche Augen leuchten darunter. Seine Hände halten eine goldene Schale, von der ein heller Glanz ausgeht und ihn umfließt. Klarheit umleuchtet ihn, wie einst der himmlische Glanz in der Weihnacht die Hirten bei Bethlehem.

2. Gedankengang. Str. 1. Der Schatzgräber: a) sein Elend, b) sein Entschluß. Str. 2. Die Beschwörung: a) die Zauberkreise, b) die Zauberformel, c) das Schatzgraben. Str. 3—4. Der himmlische Bote: a) seine Annäherung, b) seine Ankunft, c) seine Erscheinung, d) sein Geheiß. Str. 5. Die himmlische Botschaft: a) die Belehrung, b) das neue Zauberwort.

3. Der Grundgedanke des Gedichts als Parabel ist in Str. 5 klar ausgesprochen. Nicht in dem Besitz irdischer Güter und nicht in müheloſem Genusse, sondern in treuer Berufsarbeit und sparsamem Genusse liegt das Glück des Lebens. Nimm mutig den Kampf mit den Widerwärtigkeiten auf, so wirst du durch die harte Schale der Mühe zum süßen Kern der Freude dringen. — Ps. 90, 10: Wenn unser Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.

4. Eigentümlichkeiten in der Form. Die Goethischen Balladen der zweiten Periode zeigen nicht mehr den frischen, natürlichen Fluß der älteren, sondern eine oft übermäßige Knappheit und Gemessenheit, die zuweilen zur Nüchternheit und Gezwungenheit wird. Nicht der übermächtige dichterische Drang, sondern das Gesetz der Kunst beherrscht den Dichter. Nicht der volkstümliche Sänger, der mit den Vögeln um die Wette singt, sondern der Priester der Kunst redet zu uns. Im „Schatzgräber" hat die achtzeilige spanische Strophenform den frischen Fluß nicht wenig eingeengt. Jede Strophe besteht mit ihren vierfüßigen trochäischen Versen aus zwei durch den Reim verbundenen, gleichen Gruppen. Es reimen Zeile 1 und 5, 4 und 8, 2 und 3, 6 und 7. Zeile 4 und 8 haben stumpfe oder männliche, die übrigen klingende oder weibliche Reime.

Sehr schön sind die Gegensätze in dem Gedichte: die schwarze, stürmische Nacht und der Strahlenglanz der Schale, der erwartete Böse und der holde Knabe, die ängstliche Beschwörung und die freundliche Belehrung, der lebensüberdrüssige Schatzgräber mit der Nacht im Herzen und der lebensmutige Arbeiter mit dem Hoffnungsstern im Herzen, der erwartete Schatz aus der Tiefe und die unerwartete Gabe aus der Höhe.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes und Nutzanwendung für Herz und Leben. „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen." — Gehe hin zur Ameise, du Fauler, und siehe ihre Weise an und lerne von ihr! — Armut und Reichtum gibt mir nicht, laß mir aber mein bescheiden Teil Speise! — „In müßiger Weile schafft der böse Geist." Der Hunger guckt dem Fleiß zuweilen wohl ins Haus, allein die Tätigkeit wirft ihn zur Tür hinaus. — Das sind die Weisen, die durch Irrtum zur Wahrheit reisen Die bei dem Irrtum verharren, das sind die Narren. — Gut verloren, nichts verloren, Mut verloren, halb verloren, Gott verloren, alles verloren. —

Chamissos Märchen „Abdallah", Str. 11 u. 12:

Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
verdorrtes Gras und Reisig und steckt den Haufen in Brand.
Er wirft, so wie die Flamme sich prasselnd hebt, hinein
mit seltsamem Tun und Reden viel kräftige Spezerein.
In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinsternd scheu den Tag,
die Erde bebt, es dröhnt ein starker Donnerschlag;
die Finsternis entweichet, der Tag bricht neu hervor;
es zeigt sich in dem Felsen ein weitgeöffnet Tor.

„Johann, der Seifensieder" von Hagedorn. „Der Hänfling" von Lichtwer

2. Aufgabe. Weise aus dem Gedichte doppelte Armut, doppelten Reichtum, doppeltes Schatzgraben, doppelte Helfer, doppelte Zauberformeln, doppelte Schätze, doppeltes Licht, doppelte Belehrung, doppelte Beschwörung, doppelte Rettung nach!

3. Vergleiche:

B. Die drei Zigeuner.

Nik. Lenau, Sämtliche Werke. Leipzig. I, S. 165.

1. Drei Zigeuner fand ich einmal
liegen an einer Weide,
als mein Fuhrwerk mit müder Qual
schlich durch die sandige Heide.

2. Hielt der eine für sich allein
in den Händen die Fiedel,
spielte, umglüht von Abendschein,
sich ein feuriges Liedel.

3. Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
blickte nach seinem Rauche,
froh, als ob er vom Erdenrund
nichts zum Glücke mehr brauche.

4. Und der dritte behaglich schlief,
und sein Zymbal am Baum hing,
über die Saiten der Windhauch lief,
über sein Herz ein Traum ging.

5. An den Kleidern trugen die drei
Löcher und bunte Flicken;
aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

6. Dreifach haben sie mir gezeigt,
wenn das Leben uns nachtet,
wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
und es dreimal verachtet.

7. Nach den Zigeunern lang noch schaun
mußt' ich im Weiterfahren,
nach den Gesichtern dunkelbraun,
den schwarzlockigen Haaren.

I. Ähnlichkeiten. Beide Gedichte behandeln die Frage: Worin besteht das Glück des Lebens? Was sollen wir tun, wenn das Leben uns nachtet (als Nacht uns umgibt, mit seiner Ungunst uns verfolgt)? Ein Erlebnis gibt die Antwort; es macht einen unvergeßlichen Eindruck.

II. Verschiedenheiten. Wie der Schatzgräber seine langen Tage mit Widerwillen und Lebensüberdruß dahinschleppte, so schleppt sich Lenaus Fuhrwerk mit müder Qual durch den Sand der Heide. (Rosse, Wagen und Dichter waren die Qual der langsamen, mühsamen und beschwerlichen Fahrt im tiefen Sande müde. Die Rosse schlichen, die Räder drehten, die Augenlider des Reisenden hoben sich mit großer Anstrengung wie bei bleierner Müdigkeit.) Wie dem Schatzgräber das Leben so gleichgültig, ja zur Last geworden, daß er sogar seine Seele dem Bösen verkaufen wollte, so verachtete es Lenau. A führt uns gegen Mitternacht auf einen Kreuzweg, B am lichten Tage auf eine sandige Heide und grüne Weide. In A zeigt der schöne, himmlische Knabe mit der leuchtenden Schale das Geheimnis des rechten Lebens, in B zeigen drei Zigeuner, wie man die Widerwärtigkeiten des Lebens besiegt. In A tritt der schöne Knabe mit dem Blumenkranze im Haar im Himmelsglanze der Schale in den Zauberkreis des Schatzgräbers; in B erscheinen die drei schwarzbraunen und schwarzgelockten Zigeuner zerlumpt im Gesichtskreise des Dichters. In A gibt der Knabe folgende Vorschrift als Mittel zu einem reinen, glücklichen Leben: Nützliche Tätigkeit, mutiger Kampf mit den Widerwärtigkeiten, fleißige Arbeit und sparsame Erholungspausen im Kreise der Freunde! Das Rezept der Zigeuner in B ist die Sorglosigkeit und Bedürfnislosigkeit. Der eine freut sich des Spiels auf seiner Fiedel (Violine, Geige), der zweite seiner Pfeife und der lustigen Rauchwölkchen, der dritte des Schlafes und Traumes. (Das Zimbal oder Hackbrett ist ein Instrument, dessen Stahlsaiten mit hölzernen Hämmerchen geschlagen werden.) In A sehen wir wirklich den Mut zu einem reinen Leben erwachen; aus B klingt bitterer Spott über dieses „erbärmliche Dasein". In A findet der Kranke Heilung, in B nur neue Nahrung für seinen Lebensüberdruß und seine Weltverachtung. (Lenau endete im Wahnsinn.) Fr. P.

54. A. Der Ring des Polykrates.

Fr. v. Schiller, Werke, hrsg. v. H. Kurz. Leipzig, Bibl. Inst. Bd. I. S. 370.

1. Er stand auf seines Daches Zinnen,
er schaute mit vergnügten Sinnen
auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir untertänig,"
begann er zu Ägyptens König,
„gestehe, daß ich glücklich bin!"

2. „Du hast der Götter Gunst erfahren:
die vormals deinesgleichen waren,
sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen:
dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
solang des Feindes Auge wacht."

3. Und eh' der König noch geendet,
da stellt sich, von Milet gesendet,
ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen
und mit des Lorbeers muntern Zweigen
bekränze dir dein festlich Haar!

4. „Getroffen sank dein Feind vom Speere;
mich sendet mit der frohen Märe
dein treuer Feldherr Polydor"
und nimmt aus einem schwarzen Becken,
noch blutig, zu der beiden Schrecken
ein wohlbekanntes Haupt hervor.

5. Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,"
versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen —
wie leicht kann sie der Sturm zerschellen! —
schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück!"

6. Und eh' er noch das Wort gesprochen,
hat ihn der Jubel unterbrochen,
der von der Reede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen
kehrt zu den heimischen Gestaden
der Schiffe mastenreicher Wald.

7. Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
doch fürchte seinen Unbestand!
Der Kreter waffenkund'ge Scharen
bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
schon nahe sind sie diesem Strand."

8. Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
da sieht man's von den Schiffen wallen,
und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnot sind wir befreiet,
die Kreter hat der Sturm zerstreuet;
vorbei, geendet ist der Krieg."

9. Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!
Doch", spricht er, „zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide:
des Lebens ungemischte Freude
ward keinem Irdischen zuteil.

10. „Auch mir ist alles wohl geraten;
bei allen meinen Herrschertaten
begleitet' mich des Himmels Huld;
doch hatt' ich einen teuern Erben,
den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

11. „Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
so flehe zu den Unsichtbaren,
daß sie zum Glück den Schmerz verleihn!
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
auf den mit immer vollen Händen
die Götter ihre Gaben streun.

12. „Und wenn's die Götter nicht gewähren,
so acht' auf eines Freundes Lehren
und rufe selbst das Unglück her;
und was von allen deinen Schätzen
dein Herz am höchsten mag ergötzen,
das nimm und wirf's in dieses Meer!"

13. Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
ob sie mein Glück mir dann verzeihen!" —
und wirft das Kleinod in die Flut.

14. Und bei des nächsten Morgens Lichte,
da tritt mit fröhlichem Gesichte
ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
wie keiner noch ins Netz gegangen:
dir zum Geschenke bring' ich ihn."

15. Und als der Koch den Fisch zerteilet,
kommt er bestürzt herbeigeeilet
und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
ihn fand ich in des Fisches Magen:
o, ohne Grenzen ist dein Glück!"

16. Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben,
fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben"
und sprach's und schiffte schnell sich ein.

1. **Einführung,** dann **Vortrag** des Gedichts. Schillers Ballade „Der Ring des Polykrates" führt uns weit zurück in das griechische Altertum, in das 6. Jahrhundert vor Christi Geburt, auf die fruchtbare Insel Samos, die der Mitte der Westküste Kleinasiens vorgelagert ist. Dort hatte sich ein Mann namens Polykrates in den Parteikämpfen seiner Vaterstadt zum Alleinherrscher aufgeschwungen; die Griechen nannten einen solchen Herrscher Tyrann, das Worte hatte aber damals noch nicht den üblen Klang wie in

unserer Sprache. Polykrates schuf sich eine starke Flotte und auch ein Landheer und unterwarf sich mit diesen Machtmitteln viele Inseln und Städte an der kleinasiatischen Küste; auch gegen die mächtige Stadt Milet führte er Krieg. Mit dem König Amasis von Ägypten war er durch Freundschaft verbunden. — Schiller stellt uns den Polykrates auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glückes dar, während Amasis als Gast bei ihm weilt. Noch sind ihm die Erinnyen oder Erinnen, die Göttinnen, die nach dem Glauben der Griechen den Schuldigen strafen, fern geblieben. Was hat aber der Ring, von dem die Überschrift der Ballade spricht, mit dem Glücke des Polykrates zu tun?

II. **Vertiefende Besprechung.** A. Sprachliche und sachliche Erläuterungen. Str. 1. Zinnen sind ursprünglich der Mauerkranz des flachen Daches, hier das von dem Mauerkranze eingefaßte flache Dach (vgl. Matthäus 4, 5: Der Teufel stellte Jesus auf die Zinne des Tempels). — Sinn ist in der Bedeutung von „Gedanke" gebraucht, also „mit fröhlichen Gedanken". — Str. 2. Deinesgleichen (der erstarrte Genetiv eines noch im Mittelhochdeutschen vorkommenden Hauptwortes geliche) = Männer, die früher nach ihrer Stellung dir gleich waren, nämlich als einfache Bürger der Stadt Samos, sind jetzt deine Untertanen. — Str. 3. Munter heißen die Zweige des Lorbeers wegen ihres frischen Aussehens und weil sie als Siegeszeichen Freude verkünden; vgl. Goethe, Hermann und Dorothea VI 24: Sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit. — Str. 4. Märe, Mär = Kunde, Nachricht; vgl. Luther: „Ich bring' euch gute, neue Mär." — Str. 5, Zeile 5 ist als ein eingeschobener Satz aufzufassen; sie weist nicht zurück auf Wellen, sondern vorwärts auf Flotte. Zweifelnd Glück ist Glück, das bezweifelt, in Frage gestellt werden kann. — Str. 6, Z. 1 lautet genauer ausgedrückt: „Ehe Amasis das Wort (Str. 5) ganz aus- oder zu Ende gesprochen hatte"; in demselben Sinne wird in Str. 8, Z. 1, der Ausdruck entfallen gebraucht. Reede ist sonst ein sicherer Ankerplatz außerhalb des Hafens, wo größere Schiffe zum Auslaufen bereit gemacht werden, hier der Hafen selbst. — Str. 8. Die Nachricht von dem Siege, der den Samiern durch Sturm und Wellen zugefallen ist, haben Schiffer mitgebracht, die auf der Heimreise den zerstreuten und teilweise zertrümmerten kretischen Schiffen begegneten. — Str. 9. Ungemischt heißt die Freude, wenn sich ihr kein Leid beimischt. — Str. 12. Das Wort ergötzen wurde noch bis ins 18. Jahrhundert hinein „ergetzen" geschrieben; dann ist der Reim Schätzen — ergetzen für Ohr und Auge erträglicher. Aber Schiller reimt in Str. 1 auch untertänig und König; dabei muß man bedenken, daß er das Wort König als Schwabe wie Kenig aussprach. — Str. 13. Kleinod ist von klein gebildet mit Hilfe einer alten Ableitungssilbe, die auch in Arm—ut, Ein—öde, Heim—at, Zier—at vorkommt. In der älteren Sprache bedeutete klein so viel wie fein, zierlich; ein Kleinod (Mehrzahl nicht Kleinodien — mit lateinischer Endung —, sondern Kleinode) ist also ein zierliches, kostbares Stück. Das Kleinod des Polykrates war ein in den goldenen Ring gefaßter, kostbarer Edelstein, in den ein Künstler Gestalten oder eine Szene in vertiefter oder erhabener

Arbeit geschnitten hatte; wegen der Kostbarkeit des Steins und der an ihn gewendeten Kunst besaß er unschätzbaren Wert und war dem Herrscher über alles lieb. – Str. 16. hausen = sein Haus haben, wohnen.

B. Gliederung und Gedankengang. 1. Str. 1–8: Das Glück des Polykrates. Str. 1. Schildere, was die beiden befreundeten Herrscher sehen! (Ort: das flache Dach des Palastes des Polykrates unmittelbar am Meeresufer, so daß der Ring in Str. 13 in die Flut geworfen werden kann; Blick auf die Stadt Samos, ihren Hafen, die fruchtbare, bergige Insel, das blaue, sanftbewegte Meer, die Inseln nord- und südwärts, die kleinasiatische Küste.) Welcher Gedanke bewegt das Herz des Polykrates bei diesem Anblicke? „Du bist ein glücklicher Mann!" Er gibt sich aber nicht damit zufrieden, diesen Gedanken in dankbarem Herzen zu bewegen, er will ihn von seinem Gefährten bestätigt hören, zwingt diesen gewissermaßen dazu: „Gestehe, daß ich glücklich bin!" Warum dies? Was liegt darin? Stolz auf dieses Glück als seine Leistung, Überhebung; damit lädt er Schuld auf sich. – Str. 2–8. Wie verhält sich Amasis gegenüber der Nötigung des Freundes? Er kennt drei Gefahren, die seinem Glücke drohen. So stellt er nacheinander drei Fragen an das Glück (Glück ist in der Ballade in zweifacher Bedeutung gebraucht: 1. als Glückszustand, 2. als Göttin des Glücks – Personifikation; siebenmal findet sich „Glück", einmal „Unglück", dreimal „glücklich" — ein Zeichen, wie dieser Begriff das ganze Gedicht beherrscht): 1. Wird Polykrates sich auf die Dauer der Feindschaft des letzten Republikaners erwehren können? 2. Wird die Flotte mit ihren Gütern zurückkehren? 3. Wie wird der Kampf gegen die Kreter enden, deren Schiffe nahen? Welche Bedeutung haben diese Gefahren für die Herrschaft und das Glück des Polykrates? Durch den letzten Republikaner ist der innere Friede des Staates, in der Flotte der Wohlstand der Bürgerschaft bedroht, die Kreter sind der Feind, der von außen droht. Welche Antworten gibt das Glück auf die Fragen des Amasis? Schlag auf Schlag folgen die Nachrichten: 1. Der letzte Republikaner im Kampfe getötet, 2. die Schiffe reichbeladen heimgekehrt, 3. die Flotte der Kreter durch den Sturm zerstreut. – Welchen Eindruck machen die schnellen Antworten des Glücks auf Polykrates? Er spricht kein Wort. Wollte ihn der Dichter vor der Überfülle des Glücks verstummen lassen? Kommen ihm selbst Bedenken wegen dieses Übermaßes, indem er durch das Haupt des toten Gegners, durch den Hinweis des Amasis auf die Launenhaftigkeit des Meeres und des Windes an die Unbeständigkeit alles Irdischen erinnert wird?

2. Str. 9–13. Der Freundesrat des Amasis und das freiwillige Opfer des Polykrates. Welchen Eindruck haben die Ereignisse bisher auf Amasis gemacht? Str. 5 „mit besorgtem Blick", Str. 7 „erstaunet", Str. 9 „mit Entsetzen". Hatte er vorher auf die Nötigung des Polykrates „Gestehe, daß ich glücklich bin!" zunächst die Antwort: „Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen" –, so gesteht er jetzt ohne Einschränkung: „Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!" Was liegt aber in dem „ich muß" ausgesprochen? Er tut es widerwillig. Warum? Auf Grund seiner persönlichen Lebenserfahrungen (Str. 9–11). Was haben wir

uns unter dem Neide der Götter zu denken? Ständiges, ungetrübtes Glück ist das Vorrecht der unsterblichen Götter; einem sterblichen Menschen kommt es nicht zu, gönnen sie es nicht. Damit scheint aber in Widerspruch zu stehen, daß doch die Götter selbst erst — oder wenigstens die eine Göttin des Glücks — dem Menschen das Glück spenden. Darum könnte man auch zu folgender Auffassung kommen: wie die Götter durch das Schicksal, die ewige Moira, beschränkt waren, so soll kein menschliches Leben unbeschränkt glücklich oder sich selbst genügend sein. — Welche persönlichen Erfahrungen hat nun Amasis mit dem Glücke gemacht? Str. 10. Achte darauf, wie er über den Tod seines lieben Sohnes spricht — in kurzen, abgerissenen Sätzen, zwischen denen Pausen liegen; noch immer ist der Schmerz über den Verlust in ihm lebendig. Erkläre den bildlichen Ausdruck: „Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld!" Durch die Fülle des Glücks, die über das dem einzelnen Menschen zustehende Maß hinausging, geriet er bei der Göttin des Glücks in Schulden; für dies Übermaß mußte er dann bezahlen. — Str. 11 und 12. Welchen doppelten Rat erteilt er dem Freunde auf Grund seiner Erfahrungen? Welchen Sinn soll das freiwillige Opfer haben? Durch die freiwillige Hingabe seines wertvollsten Besitzes, durch den Schmerz, den er sich selbst damit zufügt, soll er den aufsteigenden Neid der Götter (Erinnen) besänftigen. — Str. 13. Wie stellt sich Polykrates zu dem Rate des Freundes? Weshalb ist er selbst „von Furcht beweget"?

3. Str. 14—16. Die Zurückweisung des Ringes durch die Götter und die fluchtartige Abreise des Amasis. Welches Schicksal hat der ins Meer geworfene Ring? Warum ist der Koch bestürzt und zugleich erstaunt? Und wie kommt er zu dem Ausrufe: „O, ohne Grenzen ist dein Glück!" Diener haben der Unterredung der beiden Herrscher zugehört und der Opferung des köstlichen Ringes zugesehen und dann ihre Erlebnisse im Palaste weitererzählt. Nun ist der Koch darüber bestürzt, daß die Götter das Opfer nicht angenommen haben, und dann erstaunt über das wunderbare Glück seines Herrn. In der einem Diener angemessenen Weise überbietet er dann das Zugeständnis des Königs Amasis (Str. 9). Oder aber: der Koch ist bestürzt, im Magen des Fisches den ihm wohlbekannten Ring seines Herrn zu finden, und erstaunt über diesen glücklichen Zufall; und von dem großen Glücke des Polykrates ist unter der Dienerschaft schon vorher die Rede gewesen. — Str. 16. Wie wirkt die Wiedererlangung des Rings auf Polykrates? Wieder läßt der Dichter ihn nicht sprechen; warum? Warum wendet sich Amasis mit Grausen ab? Mit seinem geistigen Auge sieht er schon den jähen Sturz des Polykrates, wie er vorher das Haupt des toten Gegners mit Grauen gesehen hat (Str. 5). Warum verläßt er den Polykrates so eilig? In der Häufung des Glücks sieht er die Boten des nahenden Verderbens. Er will den Zorn der Götter nicht dadurch herausfordern, daß er als Freund bei einem ausharrt, den die Götter dem Verderben geweiht haben, will sich und sein Glück nicht mit in den Wirbel des Verderbens ziehen lassen. Wie urteilt ihr über diesen jähen Bruch der Freundschaft?

Was ist an dem Schlusse der Ballade merkwürdig? Der Dichter läßt die

Frage offen, ob die Befürchtung des Amasis in Erfüllung gegangen ist. Gibt er uns aber nicht vielleicht in den voraufgehenden Strophen einen leisen Wink in dieser Beziehung? Achte auf den Ernst und die Eindringlichkeit, mit der Amasis mahnt und warnt, auf die schweren persönlichen Lebenserfahrungen, die er kundgibt, auf den schnellen Abbruch aller freundschaftlichen Beziehungen zu Polykrates, der mit seiner bisher bewiesenen Freundestreue in schroffem Widerspruche steht: mit dem allen hat Schiller uns wohl auf das nahende Verderben des Polykrates hinweisen und vorbereiten wollen. Warum hat er wohl „die Erfüllung in suspenso", d. h. in der Schwebe gelassen, wie Goethe an Schiller schrieb? Er wollte vielleicht den Hörer veranlassen, die Idee der Dichtung gründlich zu überdenken. Und was berichtet nun die Geschichte über das Ende des Polykrates? Er wurde von dem persischen Statthalter in Kleinasien verräterisch aufs Festland gelockt und dort ans Kreuz geschlagen (522 v. Chr.). Amasis aber war nach segensreicher Regierung schon 526 v. Chr. gestorben, ein Jahr bevor der Perserkönig Kambyses Ägypten seiner Herrschaft unterwarf.

C. Der Grundgedanke der Ballade findet sich in Str. 9 und 11 von Amasis ausgesprochen:

Mir grauet vor der Götter Neide:
des Lebens ungemischte Freude
ward keinem Irdischen zuteil. —
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
auf den mit immer vollen Händen
die Götter ihre Gaben streun.

Schiller hat sich mit diesem Gedanken öfters beschäftigt. So heißt es im „Wallenstein" (V. Aufz. 5. Auftr.):

Gordon warnt: Und doch erinnr' ich an den alten Spruch:
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Nicht Hoffnung möcht' ich schöpfen aus dem langen Glück.
Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet.
Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben,
denn ewig wanket des Geschickes Wage.

Wallenstein bestätigt: Wohl weiß ich, daß die ird'schen Dinge wechseln,
die bösen Götter fordern ihren Zoll.
Das wußten schon die alten Heidenvölker,
drum wählten sie sich selbst freiwill'ges Unheil,
die eifersücht'ge Gottheit zu versöhnen.

„Braut von Messina" (4, 4): Nicht an die Güter hänge dein Herz,
die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!

„Lied von der Glocke": Und der Vater mit frohem Blick
von des Hauses weitschauendem Giebel
überzählet sein blühend Glück, . . .
rühmt sich mit stolzem Mund:
„Fest wie der Erde Grund
gegen des Unglücks Macht
steht mir des Hauses Pracht!"
Doch mit des Geschickes Mächten
ist kein ew'ger Bund zu flechten,
und das Unglück schreitet schnell.

D. Die Personen des Gedichts erscheinen untätig und leidend, während das Geschick, also eine Idee, der eigentliche Held ist, den Mittelpunkt bildet, Einheit in die verschiedenen Handlungen bringt, den Knoten schürzt und löst. Schillers Freund Körner tadelt dies als einen Mangel der Ballade. Nicht das Schicksal könne ein Held sein, sondern nur ein Mensch, der mit dem Schicksal kämpfe; „höhere menschliche Natur müsse in Handlung sein".

III. Des Dichters Quelle und Kunst.

Der griechische Geschichtschreiber Herodot erzählt im 3. Buch seiner Geschichte, Kap. 30—44, etwa folgendes:

Zu der Zeit, da der persische König Kambyses Ägyptenland mit Krieg überzog, lebte auf der Insel Samos, westlich von Kleinasien, Polykrates, der sich in einem Aufstande zum Alleinherrscher oder Tyrannen der Insel aufgeschwungen hatte und sie von 532—522 v. Chr. regierte. Anfänglich teilte er die Herrschaft mit zwei Brüdern, später aber tötete er den einen und vertrieb den andern, Syloson. Mit dem Könige Amasis von Ägypten schloß er Gastfreundschaft, sandte ihm Geschenke und empfing Gegengaben. In kurzer Zeit stieg seine Macht glänzend empor, und sein Glück war in aller Munde. Wohin er auch seine Waffen richtete, dahin folgte ihm der Sieg. Er hatte 150 Fünfzigruderer und 1000 Bogenschützen. Eine gute Zahl Inseln und viele Städte des Festlandes eroberte er. So überwand er in einem Seesiege die Lesbier (von der benachbarten Insel Lesbos), welche den Milesiern (in Milet an der karischen Küste) im Kampfe beigestanden hatten, nahm sie gefangen und zwang sie, einen großen Graben um die Stadtmauer von Samos zu ziehen.

Dem König Amasis war das große Glück des Polykrates bedenklich, und es bekümmerte ihn in seinem Herzen. Darum schrieb er in einem Briefe an seinen Gastfreund: „Wohl ist es lieblich zu erfahren, daß es einem Freunde und Gastverwandten wohlergehe; doch gefallen mir deine hohen Glücksstände nicht, nach meiner Kenntnis der Gottheit, wie mißgünstig sie ist. Und ich wünsche für mich und die, welche mir am Herzen liegen, Glück in einem und Anstoß in einem anderen Teile, damit die ganze Lebenszeit im Wechsel sei, und solches sehe ich lieber, als in allem Glück zu haben; denn noch von keinem habe ich gehört, der nicht zuletzt ein ganz und gar schlimmes Ende genommen, wenn er in allem Glück hatte. Willst du mir nun folgen, so tue also gegen dein vieles Glück! Besinne dich, was du für dein teuerstes Gut hältst, dessen Verlust dir am meisten in der Seele weh tun würde, das nimm und wirf es von dir, daß es nie mehr in Menschenhände kommen kann! Und wenn von da an dein Glück noch nicht mit Leiden abwechselt, so hilf auf die angegebene Weise nach!"

Als Polykrates dies gelesen und den Rat für gut erkannt hatte, wählte er unter seinen Kleinoden einen Siegelring, den er zu tragen pflegte, und der ihm sonderlich teuer war. Derselbe war von Smaragdstein, in Gold gefaßt, ein Werk des Theodoros von Samos. Da ihm nun gut dünkte, diesen wegzuwerfen, bemannte er einen Fünfzigruderer, stieg ein und befahl, in die hohe See zu stechen. Wie er nun ferne von der Insel war, zog er den Siegelring ab und warf ihn vor den Augen aller, die im Schiff waren, in die See. Alsdann fuhr er zurück und trug zu Hause Leid um den Ring.

Am fünften oder sechsten Tag darauf fing ein Fischer einen großen, schönen Fisch und achtete ihn wert, dem Polykrates geschenkt zu werden. Er ging damit an die Tür des Palastes und verlangte, den Polykrates selbst zu sprechen. Es ward ihm gewährt; er überreichte den Fisch und sprach: „König, den hab' ich gefangen, und da hielt ich nicht für recht, ihn zu Markt zu bringen, obwohl ich ein Mann bin, der von seiner Hände Arbeit lebt, sondern ich fand ihn deiner wert und deiner Herrlichkeit, darum bringe ich ihn dir zum Geschenk." Dem König gefiel die Rede, und er antwortete: „Du hast sehr wohl getan:

du verdienst doppelten Dank für deine Worte und für dein Geschenk, und wir laden dich zum Mahle." Der Fischer achtete dies für etwas Großes und ging hinein. Als aber die Diener den Fisch aufschnitten, fanden sie in seinem Bauche den Siegelring des Königs und brachten ihm denselben voll Freude, sagten ihm auch, wie er sich gefunden.

Da gedachte er, das sei Götterfügung, beschrieb den ganzen Vorfall in einem Briefe und sandte denselben nach Ägypten. Amasis erkannte daraus, daß es einem Menschen unmöglich sei, den andern seinem bevorstehenden Schicksal zu entziehen, und es stehe dem Polykrates kein gutes Ende bevor, da er in allem Glück habe und sogar das Weggeworfene wiederfinde. Durch einen Boten ließ er ihm die Gastfreundschaft aufsagen. Dies tat er aber deshalb, damit nicht, wenn ein arges und gewaltiges Geschick über Polykrates komme, solches als das Leid eines Gastfreundes auch ihm in der Seele weh tue.

Dies ist die historische Grundlage zu der schönen Ballade, die Schiller am 26. Juni 1797 an Goethe als „Darstellung einer Idee" und als Gegenstück zu den „Kranichen des Ibykus" sandte, und worauf Goethe tags darauf schrieb: „Der Ring des Polykrates ist sehr gut dargestellt. Der königliche Freund, vor dessen wie vor des Zuhörers Augen alles geschieht, und der Schluß, der die Erfüllung in suspenso (in der Schwebe) läßt, alles ist sehr gut!"

Schiller hat mit dem sichern und glücklichen Griff des Künstlers das historische Material seiner Quelle zu einem Kunstwerk umgestaltet. Statt der zeitraubenden brieflichen Verhandlungen zwischen den beiden Herrschern führt er sie durch einen (in Wirklichkeit nie stattgehabten) Besuch zusammen und drängt den Inhalt eines ungewöhnlichen Lebens in die kurze Zeitspanne von zwei Tagen. Statt uns an die verschiedenen Orte der Handlung zu führen, zeigt er uns von dem Dache des Palastes den ganzen Schauplatz und läßt uns auch das, was nicht im Gesichtsfelde liegt, im Geiste deutlich schauen. Statt die einzelnen Ereignisse umständlich zu erzählen, rollt er den Vorhang des Theaters auf und läßt dramatisch Bild auf Bild, Handlung auf Handlung erscheinen. In das Gespräch einiger Stunden, wundervoll beleuchtet durch die Zwischenhandlungen, legt er den reichsten Gedanken- und Tateninhalt eines Lebens. So hat er durch die Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung den historischen Stoff in ein Kunstwerk verwandelt und die Wirkung desselben auf die Sinne, den Geist und das Herz verzehnfacht.

Von großer Wirkung in dem Gedichte ist auch der Gegensatz zwischen dem schwindelnden Glücke und dem geheimnisvoll drohenden Verderben, zwischen dem glückberauschten Polykrates und dem bang ahnenden und warnenden Amasis, zwischen dem Sonnenschein der Gegenwart und dem dunkeln Schleier vor einer drohenden Zukunft, zwischen der Gabenfülle des Glückes und dem dahinter lauernden Neide der Götter, zwischen dem freiwilligen Opfer und der verweigerten Annahme, zwischen dem traulichen Verkehr der Freunde auf der Zinne des Palastes und der hastigen Flucht des ägyptischen Gastfreundes. Höchst wirkungsvoll ist es auch, daß wir die Katastrophe nicht erleben, sondern nur ahnen, dem lichten Tage nicht die dunkle, schreckliche Nacht folgen sehen.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Das Schicksal hat für das irdische Leben der Menschen Glück und Unglück, Leid und Freude in bunter Folge und Mischung als das Heilsamste verordnet. Solons Wort: „Kein Mensch ist vor seinem Tode glücklich zu preisen!" Sprichwörter: Glück und Glas, wie bald bricht das! — Gott steuert den Bäumen, daß sie nicht in den Himmel wachsen. — Je größer Glück, je näher Fall. — Wer hoch steht, fällt tief. — Goethe: Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen. — Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag. — Fr. v. Logau: Auf schlechter, ebner Bahn ist gut und sicher wallen. Wer hoch gesessen ist, hat niedrig nicht zu fallen. — Georg Neumark (in: Wer nur den lieben Gott läßt walten): Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen und ist dem Höchsten alles gleich, den Reichen klein und arm zu machen, den Armen aber groß und reich. Gott ist der rechte Wundermann, der bald erhöhn, bald stürzen kann. — Hoffmann v. Fallersleben (Alte Sprüche): In großem Glück erheb dich nicht, und im Unglück verzage nicht; denn Gott der Herr ist ein solcher Mann, der beides, nehmen und geben, kann. — Reichtum und Pracht währet nicht länger denn über Nacht. — Sprichw. 30, 8: Armut und Reichtum gib mir nicht —.

2. Verwandtes. Belege für den Ausspruch „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zuteil": Der Fall des reichen Krösus. Nebukadnezar und Belsazar. Sauls Verwerfung. Davids Hochmut und Fall. Salomos Fall. Uhlands „Glück von Edenhall". Ernst v. Feuchtersleben „Die Glücklichen": „Umringt von Sardes' wundervollen Schätzen —". K. Simrocks „Stavoren": „Im Südersee Stavoren, wer hat die Stadt geschaut?",

3. Rede- und Stilübungen. Zähle die einzelnen Stücke von Polykrates' Glück auf und zeige ihren Zusammenhang! — Welche Einwendungen macht Amasis gegen Polykrates' Glück, und wie widerlegt ihn das Schicksal? — Wie folgen bei dem Gaste Staunen, Entsetzen, Grausen, Furcht vor dem Götterneide, Verleugnung der Freundschaft, Flucht aufeinander? — Suche Beispiele aus der griechischen Mythologie von dem Neide und der Eifersucht der Götter, aus der Bibel von dem Ernst, Eifer, Zorn und der strafenden Gerechtigkeit Gottes! — Suche Beispiele von schwindelndem Glück und tiefem Fall! — Zeige, was das Gedicht mit der Quelle gemeinsam hat, was neu hinzugekommen und was abgeändert ist! — Sagen, in denen der Ring als Schicksalsbote erscheint! (In den persischen Märchen „Tausendundeine Nacht" fällt dem allmächtigen Wesir Caverscha beim Baden der Siegelring ins Wasser und schwimmt darauf. In diesem großen Glück sieht er den Vorboten seines nahen Sturzes, der auch bald erfolgt. — Die herzlose Jungfrau von Stavoren, die den Weizen in die See schütten läßt, wirft einen Goldreifen ins Meer und behauptet, sowenig sie ihn je wiedersehen, ebensowenig würde das gedrohte Strafgericht eintreten. Schlag auf Schlag trifft sie das Unglück, aber noch trotzt sie dem Geschick. Da wird ihr der Ring wiedergebracht, den man im Bauche eines Fisches fand. Nun sinkt sie vernichtet zusammen. Als Bettlerin irrt sie durch die Straßen der Stadt und stürzt sich endlich ins Meer.)

B. Das Glücksglöcklein.

Joh. Gabr. Seidl. (Gedichte [Violen]). 1877. S. 3.

1. Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn;
er nahm ihn bei den Händen und wies ihn auf den Thron.
„Mein Sohn," so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den lass' ich dir,
doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

2. Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust?
Mein Sohn, das ist nicht also; — sei dessen früh bewußt!
Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück:
ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!"

3. Der König spricht's und scheidet. Der Sohn begreift ihn nicht:
er sieht noch rosenfarben die Welt im Maienlicht.
Zu Throne sitzt er lächelnd: beweisen will er's klar,
wie sehr getäuscht sein Vater von düsterm Geiste war.

4. Und auf das Dach des Hauses, grad' über seinem Saal,
worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

5. Den aber will er rühren (so tut er's kund im Land),
so oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
und traun! zu wissen glaubt er's — da wird kein Tag entfliehn,
an dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte ziehn.

6. Und Tag um Tage heben ihr rosig Haupt empor;
doch abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht, —
da zuckt ihm was durchs Innre, das Seil berührt er nicht.

7. Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft, hin:
„Ausläuten", ruft er, „will ich's, wie hochbeglückt ich bin!"
Da keucht ein Bot' ins Zimmer, der's minder spricht als weint:
„Herr, den du Freund geheißen, verriet dich wie ein Feind."

8. Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein:
„Mein Glück, mein Glück", so ruft er, „muß ausgeläutet sein!"
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang und scheu:
„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu'?"

9. Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land
und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand!
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
und drauf den Fleiß der Menschen und drüber Gottes Luft.

10. Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will ziehn, will läuten — sieh,
da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm aufs Knie:

11. „Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
So rauchen unsre Hütten, so blitzt des Nachbars Stahl!"
„Ha, freche Räuber!" donnert der Fürst in wildem Glühn,
und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen ziehn.

12. Schon bleichen seine Haare; vor Dulden wird er schwach,
und stets noch schwieg das Glöcklein auf seines Hauses Dach:
und wenn's auch oft wie Freude sich auf die Wang' ihm drängt,
er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt.

13. Doch als er nun zu sterben in seinem Stuhle saß,
da hört er vor dem Fenster Geschluchz' ohn' Unterlaß.
„Was soll das?" fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!"
„Ach, Herr, der Vater scheidet, die Kinder stehn vorm Haus."

14. „Herein mit meinen Kindern! Und war man mir denn gut?"
„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben, sie kauften deins mit Blut!"
Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritts herein
und will ihn nochmals segnen, ihm nochmals nahe sein.

15. „Ihr liebt mich also, Kinder?" — Und tausend weinen: „Ja!"
Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da,
sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
tut einen Riß: — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.

Vergleichung von A und B: 1. Ähnlichkeiten. Beide Gedichte behandeln das Ringen nach Glück und den Wechsel im Geschick. Sie führen uns in ein Königsschloß und zeigen zwei Fürsten im Zwiegespräch sowie Boten und Diener, die kommen und gehen. Der eine pocht auf Glück und erhofft nur Gutes vom Leben, der andere warnt vor Unglück und mahnt zur Entsagung. Ein Glück nach dem andern kommt, aber jedesmal legt sich ein Schatten darauf. Der Hoffnung folgt Enttäuschung. Ein Kleinod (Ring und Glöcklein) ist Bote und Träger einer Idee, gleichsam die Stimme des Geschicks.

2. Verschiedenheiten. In A überschüttet das Glück ungesucht den Polykrates, in B sucht es der König, aber es grüßt nur flüchtig und meidet ihn sofort. In A lacht stets ein heitrer Himmel, aber gegen das Ende umzieht er sich drohend und läßt eine furchtbare Katastrophe erwarten. In B ist der Himmel meist trübe, hellt sich aber gegen Abend auf und wird licht. In A folgt jedem Glücke eine Warnung, in B jeder Hoffnung eine Enttäuschung. In A ist kein Wechsel von Glück und Unglück, Leid und Freude, darum ist das Ende ein jäher Sturz. In B gehen beide Hand in Hand, darum ist der Ausgang ein friedlicher und beglückender. In A führt der Neid der Götter das Verderben herbei, in B findet der Fürst das gesuchte Glück in der Liebe seiner Untertanen. Die Hauptpersonen in A sind die Freunde Polykrates und Amasis, die bis ans Ende zusammen bleiben; in B der alte König und sein Sohn, der erstere stirbt, und an seine Stelle tritt im Gedicht der Kanzler. Die Boten in A verkünden alle Glück, nur der letzte das hereinbrechende Unglück; die Boten in B verkünden Unglück, nur der letzte das gesuchte Glück. In A soll der Ring den Neid der Götter beschwichtigen und den mangelnden Ausgleich zwischen Glück und Unglück bewirken, in B das Glöcklein das Glück verkündigen. In A verschmähen die Götter das Opfer, in B schweigt das Glöcklein. In A bedeutet das Wiederfinden des Ringes das nahe Unglück, in B das Geläut des Glöckleins das erste reine Glück. Das Glück in A zeigt sich im Besitz der Herrschaft, in der Blüte des Landes, in dem Siege über den Nebenbuhler, im Gedeihen des Handels, in der Vernichtung der äußeren Feinde und in dem treuen Rate eines Freundes, in B: im Besitz des Thrones, in der Freundschaft, in der Liebe, in der Blüte des Landes, in dem Siege über die Räuber und endlich in der herz-

lichen Liebe der Untertanen. Das Unglück bleibt in A Drohung und Warnung, in B verteilt es sich über das ganze Leben und besteht in fortgesetzten Enttäuschungen; der Freund wird zum Feinde, die Geliebte bricht die Treue, der Feind fällt mit Mord und Brand ein. In A droht plötzlicher Zusammenbruch, und selbst der Freund kündigt die Freundschaft auf; in B klärt sich alles, und reich in der Liebe seiner Untertanen scheidet der Fürst aus dem Leben. A: Stetes Glück ohne Mühe und ohne Wechsel, steter Genuß ohne Arbeit und Entbehrung ist ein Unglück; B: Ein Leben in Arbeit und Mühe, Wetten und Wagen, Hoffen und Fürchten im Dienste andrer ist ein Glück. A: Ein Ende mit Schrecken löscht das Glück eines ganzen Lebens aus; B: Ein seliges Abscheiden in Frieden und in der Liebe der Seinen wiegt alle Sorgen, Arbeiten und Enttäuschungen eines Lebens auf.

Fr. P. (Dr. P.)

55. Die Bürgschaft.

[Damon und Phintias.] (1798.)

Fr. v. Schiller, Werke, hrsg. von Heinr. Kurz. I, S. 400.

1. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!“
entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
„Das sollst du am Kreuze bereuen!“

2. „Ich bin“, spricht jener, „zu sterben bereit
und bitte nicht um mein Leben:
doch willst du Gnade mir geben,
ich flehe dich um drei Tage Zeit,
bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
ich lasse den Freund dir als Bürgen;
ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

3. Da lächelt der König mit arger List
und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
eh' du zurück mir gegeben bist,
so muß er statt deiner erblassen,
doch dir ist die Strafe erlassen.“

4. Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
daß ich am Kreuz mit dem Leben
bezahle das frevelnde Streben;
bis ich komme, zu lösen die Bande.“
doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
so bleib du dem König zum Pfande.“

5. Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
und liefert sich aus dem Tyrannen:
der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
eilt heim mit sorgender Seele,
damit er die Frist nicht verfehle.

6. Da gießt unendlicher Regen herab;
von den Bergen stürzen die Quellen;
und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wandernd dem Stab,
da reißet die Brücke der Strudel hinab,
und donnernd sprengen die Wogen
des Gewölbes krachenden Bogen.

7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
wie weit er auch spähet und blicket
und die Stimme, die rufende, schicket,
da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
der ihn setze an das gewünschte Land:
kein Schiffer lenket die Fähre;
und der wilde Strom wird zum Meere.

8. Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
es eilen die Stunden, im Mittag steht
die Sonne, und wenn sie niedergeht,
und ich kann die Stadt nicht erreichen,
so muß der Freund mir erbleichen."

9. Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
und Welle auf Welle zerrinnet,
und Stunde an Stunde entrinnet,
da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
und wirft sich hinein in die brausende Flut
und teilt mit gewaltigen Armen
den Strom, und ein Gott hat Erbarmen;

10. Und gewinnet das Ufer und eilet fort
und danket dem rettenden Gotte:
da stürzet die raubende Rotte
hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
und hemmet des Wanderers Eile
mit drohend geschwungener Keule.

11. „Was wollt ihr?" ruft er, vor Schrecken bleich:
„ich habe nichts als mein Leben,
das muß ich dem König geben!"
und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!"
Und drei mit gewaltigen Streichen
erlegt er, die andern entweichen.

12. Und die Sonne versendet glühenden Brand,
und von der unendlichen Mühe
ermattet, sinken die Kniee.
„O, hast du mich gnädig aus Räubershand,
aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
und soll hier verschmachtend verderben
und der Freund mir, der liebende, sterben?"

13. Und horch! da sprudelt es silberhell
ganz nahe wie rieselndes Rauschen,
und stille hält er, zu lauschen:
und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
und freudig bückt er sich nieder
und erfrischet die brennenden Glieder.

14. Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
und malt auf den glänzenden Matten
der Bäume gigantische Schatten;
und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
will eilenden Laufes vorüberfliehn,
da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen."

15. Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
ihn jagen der Sorge Qualen;
da schimmern in Abendrots Strahlen
von ferne die Zinnen von Syrakus,
und entgegen kommt ihm Philostratus,
des Hauses redlicher Hüter,
der erkennet entsetzt den Gebieter:

16. „Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
so rette das eigne Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
mit hoffender Seele der Wiederkehr;
ihm konnte den mutigen Glauben
der Hohn des Tyrannen nicht rauben."

17. „Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
ein Retter willkommen erscheinen,
so soll mich der Tod ihm vereinen!
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht:
er schlachte der Opfer zweie
und glaube an Liebe und Treue!"

18. Und die Sonne geht unter, da steht er am Tor
und sieht das Kreuz schon erhöhet,
das die Menge gaffend umstehet;
an dem Seile schon zieht man den Freund empor,
da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker," ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

19. Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
in den Armen liegen sich beide
und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge tränenleer;
und zum Könige bringt man die Wundermär';
der fühlt ein menschliches Rühren,
läßt schnell vor den Thron sie führen:

20. Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
ihr habt das Herz mir bezwungen;
und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
in eurem Bunde der Dritte!"

I. **Einführung** in die geschichtliche Grundlage der Dichtung. Schiller läßt in seiner Ballade „Die Bürgschaft" drei Hauptpersonen auftreten. Die eine ist Dionysius (Dionys), der sich im Jahre 406 v. Chr. Geb. vom gemeinen Soldaten zum Herrscher oder Tyrannen von Syrakus, einer volkreichen, blühenden Stadt an der Südostküste von Sizilien, emporgeschwungen hatte. Seine Gegner aus der Bürgerschaft, die sich seine Gewaltherrschaft nicht gefallen lassen wollten, suchte er mit allen Mitteln der List und Gewalt unschädlich zu machen. Zu diesen Gegnern gehörten Möros (in späteren Ausgaben der Werke Schillers wird der Name Damon genannt) und sein Freund, der in den altgriechischen Berichten bald Selinuntius bald Phintias heißt. Gegenüber dem Gewaltherrscher besaßen beide Freunde nur geringe Macht, und doch haben sie ihn einmal bezwungen.

II. **Vortrag des Gedichts.**

III. **Vertiefende Besprechung.** A. Sprachliche und sachliche Erläuterungen. Str. 1. Tyrannen hießen bei den alten Griechen alle Herrscher, die sich in einem Freistaate gewaltsam in den Besitz der Alleinherrschaft gesetzt hatten, gleichviel, ob sie mild oder grausam regierten. In der Stadt Syrakus auf der Insel Sizilien herrschten zwei des Namens Dionysius, der ältere und der jüngere. In der Ballade ist jedenfalls der ältere Dionys gemeint, der auch in unserm heutigen Sinne ein blutiger Tyrann, ein grausamer Wüterich war. Vom Schreiber und gemeinen Soldaten hatte er sich emporgeschwungen bis zum Alleinherrscher der Insel, die er von 406 bis 368 v. Chr. regierte. Seine Gegner verfolgte er mit Güterentziehung und Gefängnis, Feuer und Schwert. Niemandem traute er; den Bart ließ er sich von seinen Töchtern scheren und zuletzt, als er auch denen nicht mehr traute, mit glühenden Nußschalen absengen. Er wohnte in einer festen Burg, wechselte jeden Tag sein Schlafzimmer und ließ jeden durchsuchen, der ihm nahte. Durch das kunstvolle „Ohr des Dionys" belauschte er seine Untertanen im Bade und in den Steinbrüchen. Seinen Günstling Damokles, der sein Glück pries, umgab er mit aller erdenklichen Pracht. Als dieser aber seine Augen erhob, da hing ein blankes Schwert an einem Pferdehaar über seinem Haupte von der Decke. Das Schwert des Damokles war ein Bild der stets drohenden Gefahr im Glücke. — Str. 2: freien bedeutet zunächst lieben, dann um die Braut werben, heiraten, hier verheiraten; nach griechischer Auffassung mußte der Bruder die Rechte der elternlosen Schwester bei ihrer Verheiratung wahrnehmen. Bürge hängt mit borgen, bergen zusammen; bürgen bedeutet ursprünglich achthaben, für jemand einstehen, der Bürge steht also für einen anderen

ein. - Str. 3: erblassen steht für sterben, die Wirkung für die Ursache; ebenso in Str. 8 erbleichen. - Str. 4. Pfand ist die als Bürgschaft gegebene Sache oder - wie hier - Person. - Str. 5. Möros benutzt den Rest des ersten Tages, um Schwester und Schwager aufzusuchen; am zweiten erledigt er die Geschäfte, die mit der Verheiratung der Schwester in Verbindung stehen; in der Frühe des dritten macht er sich schleunigst auf den Heimweg. — Str. 7. Er schickt den lauten Klang seiner Stimme als Boten aus nach einem Fährmann. Fähre ist der Ort, wo man über ein Wasser fahren kann, aber auch das Fahrzeug, das hierzu benutzt wird. - Str. 10. Die Rotte stürzt hervor aus dem Dunkel des Waldes, das so finster und unheimlich wie die Nacht ist. Sie gibt, dem Raubtiere gleich, ihre Mordgier durch heftiges Atmen — Schnauben — kund. - Str. 11. Sein Leben gehört nicht mehr ihm selbst, sondern ist dem Könige verpfändet. Die Angst um das Leben des Freundes läßt ihn gar nicht erst den Erfolg seiner Worte abwarten; Sprechen und Zuschlagen voller Verzweiflung erfolgen zu gleicher Zeit. — Str. 12. Das Land ist ihm heilig, d. h. verehrungswürdig, weil er da aus der Gefahr geborgen war (vgl. „Lied von der Glocke": Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde vertrauen wir der Hände Tat). - Str. 14. Zu dem Worte Giganten = Riesen des altgriechischen Mythus, gehört das Eigenschaftswort gigantisch, also = riesenlang; gigantisch aber sind die Schatten, weil die Sonne schon tief im Westen steht und lange Schatten wirft. — Str. 15. Die Angst verleiht gewissermaßen dem Fuße Flügel, die ihn schneller davontragen; und die quälenden Sorgen hetzen ihn vorwärts wie eine Meute wilder Hunde oder wie die Erinnyen den Frevler. - Der Hausverwalter hat Syrakus verlassen, um seinen Herrn womöglich noch zu warnen. — Str. 16. Er gewartete der Wiederkehr - er erwartete die Wiederkehr mit voller Gewißheit; die altertümliche Form ist hier in der gehobenen Rede gebraucht. - Str. 18. Das Kreuz ist bereits aufgerichtet, Möros wird eben an einem Seile in die Höhe gezogen, um oben gekreuzigt zu werden.

B. Gliederung und Gedankengang. 1. Str. 1—5: Der Tyrann und die beiden Freunde. Str. 1. Achte auf die Kürze des Ausdrucks, besonders in dem Zwiegespräche! Was hat der Dichter damit bezweckt? Er wollte den harten, finstern Sinn des Königs und die todesmutige Entschlossenheit des Möros kennzeichnen. Über den versuchten Mord spricht der Dichter kein verurteilendes Wort und wird damit der griechischen Auffassung gerecht, die im Tyrannenmord eine rühmliche Tat erblickte; vgl. die Erzählung von Harmodios und Aristogeiton. Wie unterscheiden sich hinsichtlich des Ausdrucks Str. 2 und 3 von der 1. Strophe? Weshalb? Worüber „lächelt der König mit arger List"? Entweder stirbt Möros oder der Freund - dessen Name im Gedichte überhaupt nicht genannt wird; „Freund" genügt als Ehrenname); im letzteren Falle ist Dionysius auch des zweiten Gegners ledig und gewinnt die Güter des Möros, da dieser nicht wieder nach Syrakus zurückkehren darf; außerdem behält er dann wieder einmal mit seiner Beurteilung der Menschen recht. Wie heben sich nun wieder Str. 4 und 5 von den vorhergehenden ab? Knappheit in dem Berichte und der Bitte des

Möros, wortlose Bereitwilligkeit des Freundes, für Möros mit seinem Leben Bürgschaft zu leisten — beide vertrauen einander und verstehen sich ohne viel Worte —; Eile des Möros in der Erledigung seiner Geschäfte.

2. Str. 6—17: Die Treuprobe, und zwar a) durch drei Hindernisse (Str. 6—13).

Zähle die Hindernisse auf, die sich dem Möros auf dem Heimwege entgegenstellen! Welchen Gebieten sind sie entnommen? Feindliche Natur, feindliche Menschen, Schwäche des eigenen Körpers. Wie überwindet er sie? 1. Durch angstgeborenen Entschluß, mutiges Handeln und gnädiges Erbarmen eines Gottes; 2. durch die Wut der Verzweiflung und gewaltige Tat; 3. durch ein Gebet, das ihn beruhigt und stärkt, so daß er eine Quelle bemerkt, die er in übergroßer Erschöpfung und Erregung überhört und übersehen hat. Beachtet die Verschiedenheit der Darstellung der drei Hindernisse! Das erste ist am breitesten, ausführlichsten dargestellt, wie es die meiste Zeit in Anspruch genommen hat; das zweite entwickelt sich rasch in kurzen, kräftigen Schlägen; beim dritten bildet Str. 13 mit der Auswahl der Worte, der Vokalmalerei und dem Rhythmus inmitten der bitterernsten, vorwärtsdrängenden Handlung ein Idyll lieblichster Art, bei dem der Zuhörer sich — wie Möros — aufhalten und beruhigen soll.

b) Die Treuprobe durch zwei Versuchungen (Str. 14—17). Str. 14. Woran erinnern den Möros die riesenlangen Schatten der Bäume, die seinen Weg begleiten? Zu dieser Warnung kommen nun die Worte der beiden Männer, die er im Vorbeieilen auffängt, besonders das furchtbare „Jetzt". Wie hätten diese Worte auf ihn wirken können? Versuchung, kehrtzumachen. Warum wirken sie nicht in diesem Sinne auf ihn? Seine Seele ist ausschließlich von der Sorge um das Halten seines Versprechens, um das Leben des Freundes erfüllt; für die Sorge um das eigene Leben ist kein Platz in ihr. Welche Wirkung haben die Worte tatsächlich? Str. 15 ff. Worüber ist Philostratus entsetzt? Er hatte gehofft, daß sein Herr weit weg von Syrakus sich in Sicherheit befände, und erkennt nun seinen Irrtum und die unausbleiblichen Folgen. Welchen Rat gibt er seinem Herrn, und wie begründet er ihn? Wie hätte sein Rat auf Möros wirken können? Warum ist diese Versuchung gefährlicher als die erste? Dann redet der Hausverwalter noch über das Verhalten des Freundes und Bürgen im Gefängnisse; es sind dies die einzigen Worte, die sich auf die Vorgänge in Syrakus während der Abwesenheit des Möros beziehen. Welchen Glauben hatte und bewahrte der Freund? An die Freundschaft und Treue des Möros. Welchen Versuchungen war der Freund ausgesetzt? 1. Den eigenen Zweifeln, die umso quälender wurden, je weiter der dritte Tag vorschritt, und je länger Möros ausblieb; 2. dem Hohne des Tyrannen — „Möros hat sich selber in Sicherheit gebracht, jeder ist sich selbst der Nächste; er wäre dumm, wenn er in das Gefängnis und zum Tode zurückkehrte. Treue? Die gibt es bei den Menschen nicht, ist sie ein leerer Wahn". Wie hat der Freund sich demgegenüber verhalten? — Zu welchem Zwecke sprach Philostratus wohl diese Worte zu Möros? Um ihn zu trösten. Welche Wirkung riefen sie aber in

diesem hervor? Bestärkung in dem Entschlusse, sich trotz allem dem Tyrannen zu stellen und so die Hoheit der sittlichen Idee — Pflicht, Treue — zu retten, den Tyrannen aber dazu zu zwingen, daß er an Liebe und Treue glaube, wie der Freund daran geglaubt hatte (Str. 16, Z. 6).

3. Str 18—20: Der Sieg der Treue. Str. 18. Woran mahnt den Möros die untergehende Sonne, d. h. der Ablauf des dritten Tages? Str. 3, Z. 4—7. Mit welchem furchtbaren Gedanken legt er die letzte Strecke des Weges zurück? Alle Eile, alle Anstrengungen, alle Gebete umsonst — er wird den Freund am Kreuze finden. Und was findet er tatsächlich vor? Freudige Überraschung und letzte Sorge geben ihm die Kraft, durch die dichten Massen der Zuschauer „gewaltig" — mit Gewalt — hindurchzubrechen, wie er zuvor den Strom „mit gewaltigen Armen" geteilt und die Räuber „mit gewaltigen Streichen" erlegt hatte. Und mit Benutzung der Worte, die er vor drei Tagen zum Tyrannen gesprochen hatte (Str. 2), und die heute den ganzen Tag mit ihm gewandert sind, liefert er sich dem Henker aus.

Str. 19. Welche Wirkung beobachtet ihr bei den Zuschauern? Weshalb Erstaunen? Wie würde aber das Volk erst staunen, wenn es wie wir wüßte, welche Schwierigkeiten und Versuchungen Möros hatte überwinden müssen, um die Treue zu halten! Wie erklären sich die Tränen der beiden Freunde? Die furchtbare Spannung des heutigen Tages entlädt sich naturgemäß bei beiden in befreienden Tränen. Möros weint aus Schmerz, daß er den Freund in so furchtbare Not gebracht, vor Freude, daß er ihn doch noch im letzten Augenblicke gerettet hat, daß seine Anstrengungen und sein Ausharren nicht umsonst gewesen sind. Die Wirkung dieser Tränen auf die Volksmenge? Auf den König, dem wohl einer seiner Diener die „Wundermär", die wunderbare, unglaublich klingende Nachricht, überbracht hatte? Was könnt ihr aus dem Ausdruck: „Der fühlt ein menschliches Rühren" schließen? Es ist doch nur eine vorübergehende Rührung, nicht eine völlige Änderung des Herzens.

Str. 20. Was ist an dem Verhalten des Königs zu beachten? Zunächst läßt ihn die Verwunderung über die wunderbare Macht der Liebe und Treue stumm bleiben. Dann gesteht er, durch diese Liebe und Treue überwunden zu sein — gegenüber dem Lächeln arger List (Str. 3) und dem Hohne (Str. 16). Was liegt in dem Wörtchen „doch"? Er hat sich gesträubt gegen die Macht der siegreich auftretenden Wahrheit. Endlich aber fühlt er selbst Sehnsucht nach dem Glücke solcher Gemeinschaft, solcher Freundschaft und bittet um Aufnahme in ihren Freundschaftsbund. Wie haben sich die Freunde zu dieser Bitte gestellt? Hat der König sie durch seine Bitte innerlich überwunden? — In Str. 19 und 20 kehrt der Schluß der Dichtung zum Eingang zurück: hier wie dort der König, Möros und diesmal auch der Freund, der im Eingange nur als Bürge genannt wurde; damals sprach Möros eine Bitte aus, diesmal der König; damals redete der Tyrann „finster" und „mit arger List", diesmal empfindet er „ein menschliches Rühren": die Freunde haben ihn wirklich überwunden.

Nun schaut noch einmal zurück auf diesen dritten Tag der Bürgschaft! Es war ein langer Tag. Wann begann er für Möros? Noch vor Morgen-

grauen machte er sich auf den Heimweg; das Vorrücken des Tages wird dann durch den Stand der Sonne bezeichnet: „im Mittag steht die Sonne" (Str. 8), als ihn der Strom aufhält; „Und die Sonne versendet glühenden Brand" (Str. 12), so daß er ermattet niedersinkt; „Und die Sonne ... malt der Bäume gigantische Schatten" (Str. 14), als er das erste Wort über das furchtbare Schicksal des Freundes hört; „in Abendrots Strahlen schimmern die Zinnen von Syrakus" (Str. 15), als er seinem Hausverwalter begegnet; „Und die Sonne geht unter" (Str. 18), da hat er sein Ziel erreicht. Beachtet die dreimalige Wiederholung „Und die Sonne ...."! Sie bezeichnet das gesetzmäßige, unabänderliche Fortschreiten der Sonne hoch über der Menschen Leid und Freude. — Womit beschäftigt sich Möros den ganzen Tag? Mit dem einzigen Gedanken, dem Freunde die Treue zu halten. Daß hinter der Rückkehr der Tod seiner wartet, der Gedanke hat keine Macht über ihn, alle Kräfte der Seele und des Leibes setzt er daran, den einen Entschluß auszuführen; darum geschieht alles, was Möros tut, in größter Eile, dieses Wort und das Zeitwort eilen finden sich sechsmal in der Dichtung — Str. 5, 8, 10 (zweimal), 14, 15. (Verwandte Charaktere stellt uns der Dichter in dem Taucher — aus der gleichnamigen Ballade — und dem Ordensritter - - „Der Kampf mit dem Drachen" — dar). — Waren die Versuchungen schwerer und für den Entschluß des Möros gefährlicher oder die Hindernisse? Warum siegte er in dem Kampfe gegen die Versuchungen und Hindernisse? Liebe und Treue sind göttlichen Ursprungs und verleihen ihrem Träger Kraft. — Wer hat am dritten Tage schwerer zu leiden gehabt — Möros oder der Freund? Was wird von dem letzteren nur berichtet? Str. 14, 7 und Str. 16, Z. 4—7. Warum hat uns der Dichter über die Vorgänge in Syrakus und die Vorgänge in der Seele des Freundes nicht ausführlicher unterrichtet?

C. Der Grundgedanke der Ballade tritt deutlich in Str. 20 hervor: „Die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn."

D. Zeit und Ort. Das Ergebnis, welches die Ballade besingt, fällt in die Regierungszeit des Tyrannen Dionys des Älteren (406 -368 v. Chr.) und hat die Insel Sizilien, im besonderen die Hauptstadt Syrakus und deren Umgebung, zum Schauplatz. Es umspannt den Zeitraum von drei Tagen. Am dritten Tage rücken die Ereignisse und unsere Spannung gleichsam mit dem Stundenzeiger vorwärts. Vgl. unter III B 3 am Schlusse!

Der Schauplatz bietet kein einheitliches Gemälde, sondern eine Anzahl Einzelbilder. a) Im Palaste des Tyrannen. (Der finstere Tyrann. Der gefesselte Möros. Die Häscher. Der Dolch. Das Zwiegespräch zwischen Dionys und Möros: Dionys ein Lächeln der Arglist und des Hohnes im Gesicht, Möros hoch aufgerichtet, Mut und Vertrauen im Auge.) b) Im Hause des Freundes. (Möros [Damon] und Phintias [Selinuntius] im Zwiegespräch. Möros gefesselt. Die Häscher als Wächter umher. Phintias reicht dem Freunde die Hand und ist sofort bereit, ihn zum König zu begleiten und dort als Bürge sich in Haft zu begeben.) c) Im Hause der Schwester. (Im Morgengrauen. Die Schwester umfaßt schmerzerfüllt den Bruder und will ihn zurückhalten. Er ist zur Wanderung gerüstet, legt

segnend die Hand auf das Haupt der weinenden Schwester und gibt sie dann dem Gatten, der ernst und schmerzerfüllt auf die junge Gattin und den edlen, unglücklichen Schwager sieht. Ein kurzes Lebewohl; die Pforte öffnet sich, und der eilige Wanderer verschwindet.) d) Am angeschwollenen Strome. (Schwere Wolken auf den Bergen. Wilde Gießbäche aus allen Schluchten. Der angeschwollene, gelbe Strom wälzt Bäume und Felsblöcke dahin. An der Brücke staut er sich und reißt endlich unter Donnern und Krachen die gewölbte Brücke hinweg. Am Ufer ein Wanderer mit dem Stabe in der Hand. Sehnsüchtig schaut er nach dem andern Ufer. Weinend sinkt er nieder und erhebt betend die Hände, dann stürzt er sich in den Strom und erreicht schwimmend das andere Ufer.) e) Im Kampf mit den Räubern. (Im Hintergrunde dunkle Wälder. Auf dem Pfade ein eiliger Wanderer. Vor ihm eine Bande von Räubern mit wilden Gebärden und geschwungenen Keulen. Hochaufgerichtet ruft er ihnen donnernd einige Worte zu, entreißt einem die Keule, erschlägt drei und jagt die übrigen in die Flucht.) f) Am Quell. (Die Sonne glühend am wolkenlosen Himmel. Am Wege Felsen vom Gebüsch verdeckt. Ein klarer Quell fließt murmelnd heraus. Zu ihm bückt sich ein todmatter Wanderer nieder, sendet erst einen dankbaren Blick zum Himmel und trinkt dann.) g) Auf dem Wege unweit Syrakus. (Einzelne Bäume stehen auf grünen Matten. Die Abendsonne malt ihre Riesenschatten auf das Gras. Fern glänzen die Zinnen der Stadt im Abendgolde der Sonne. An einem eilfertigen Wanderer sind zwei andere plaudernd vorübergezogen. Ein anderer kommt ihm entgegen und beschwört ihn mit Entsetzen im Blick und mit aufgehobenen Händen, doch umzukehren.) h) Auf der Richtstätte. (Dort sind die Mauern und das Tor der Stadt. Hier ist auf einem freien Platze ein Kreuz aufgerichtet. Eine unzählbare Menschenmenge umdrängt es gaffend. Eine Leiter ist an das Kreuz gelegt, und Häscher ziehen an einem Seile den Delinquenten in die Höhe. Eben verglüht der letzte Sonnenstrahl im Westen. Durch die dichtgedrängte Menge arbeitet sich mit Stößen und wilden Angstrufen ein in Schweiß gebadeter Mann und ruft laut dem Henker auf der Leiter ein Wort zu. Der hält in seiner traurigen Arbeit inne und schaut nach dem Rufer, auf den sich alle Blicke richten.) i) Unter dem Kreuze. (Die Freunde umarmen sich weinend. Kein Auge in der Menge bleibt trocken. Ein Häscher eilt zum Könige und meldet die Wundermär.) k) Am Throne. (Der König auf dem Throne, Rührung im Antlitz. Er winkt die Freunde heran. Die Leibwächter stehen gerührt und erwartungsvoll umher.

IV. **Die Quelle des Dichters und seine Kunst.** 1. Die Quelle. In dem Fabelbuche des Hyginus, eines Freigelassenen des Kaisers Augustus, findet sich folgende Stelle:

Als in Sizilien der höchst grausame Tyrann Dionysius herrschte und seine Bürger qualvoll hinrichtete, wollte Möros den Tyrannen töten. Die Trabanten ergriffen ihn und führten den Bewaffneten zum Könige. Im Verhör antwortete er, er habe den Tyrannen töten wollen. Dieser befahl, ihn ans Kreuz zu schlagen. Möros bat um einen dreitägigen Urlaub zur Verheiratung seiner Schwester: er wolle dem Tyrannen seinen Freund und Genossen Selinuntius überliefern, der dafür bürgen werde, daß er am dritten Tage zurück-

kehre. Der König gewährte ihm den Urlaub zur Verheiratung der Schwester und erklärte dem Selinuntius, wenn Möros nicht an dem Tage sich einstelle, so müsse er die Strafe erleiden, doch Möros wäre dann frei. Als dieser nun die Schwester verehelicht hatte und auf dem Rückwege war, schwoll plötzlich der Strom durch Sturm und Regen so an, daß man weder zu Fuß noch schwimmend hinüber konnte. Möros setzte sich ans Ufer und begann zu weinen, daß sein Freund für ihn sterben sollte. Der Tyrann aber befahl, den Selinuntius ans Kreuz zu schlagen, weil schon sechs Stunden des dritten Tages vorüber waren und Möros nicht erschien. Selinuntius entgegnete, der Tag sei noch nicht vorüber. Als nun schon neun Stunden verflossen waren, befahl der König, den Selinuntius zum Kreuze zu führen. Während er hingeführt wurde, erst da holte Möros den Henker ein, nachdem er glücklich über den Fluß gekommen war, und rief aus der Ferne: „Halt, Henker, da bin ich, für den er gebürget!" Die Begebenheit wurde dem Könige gemeldet. Dieser ließ die beiden vor sich führen, bat sie um Aufnahme in ihre Freundschaft und schenkte dem Möros das Leben. — Andere Erzähler dieser Geschichte, von denen sie einer aus des verjagten Tyrannen Munde gehört haben will, nennen die Freunde Damon und Phintias.

Aus diesem Stoffe hat Schiller die herrliche Ballade „Die Bürgschaft" geschaffen. Nach seinem Notizbuche vollendete er sie am 30. August 1798. Unterm 4. September schrieb er an Goethe: „... Ich bin neugierig, ob ich alle Hauptmotive, die in dem Stoffe lagen, glücklich herausgefunden habe. Denken Sie nach, ob Ihnen noch eines einfällt. Es ist dies einer von den Fällen, wo man mit einer großen Deutlichkeit verfahren und beinahe auch Prinzipien erfinden kann." An Körner schrieb er, er sei bei keiner der früheren Balladen sich der freien Kunsttätigkeit so klar bewußt gewesen als bei den beiden Balladen „Bürgschaft" und „Kampf mit dem Drachen". Körner werde bei einer kritischen Untersuchung finden, daß sie mit ganzer Besonnenheit gedacht und organisiert seien.

2. Der Aufbau der Dichtung. Das Ganze spielt sich wie ein kleines Drama vor unseren Augen in zwei Tagen ab: 1. Str. 1—5 bilden die Exposition, 2. Str. 6—14 die Steigerung, 3. Str. 15 und 16 den Höhepunkt, 4. Str. 17 die Peripetie, 5. Str. 16—20 die Katastrophe.

Wie hat der Dichter den schlichten Stoff des Hyginus beseelt und kunstvoll eingekleidet! Der Grundgedanke und der Gang im allgemeinen ist beibehalten. Der Dialog zwischen Möros und Dionys in seiner knappen, lakonischen Form ist ein treues Spiegelbild von dem Charakter des menschenfeindlichen Tyrannen und dem des männlich stolzen und kühnen Republikaners. — Zwischen den Freunden bedarf es keiner Fragen und Klagen, Bitten und Auseinandersetzungen, sie verstehen sich ohne Worte und handeln in der Übereinstimmung, die eine gediegene Freundschaft gibt. — Schiller läßt den Dionys die Verheißung der Straflosigkeit an Möros und nicht, wie Hyginus, an Selinuntius richten, um ihn desto stärker zum Treubruch zu reizen. Weniger das Vertrauen als die Treue der Freundschaft wollte er darstellen. In dem Lichtkern der Treue mußten darum alle Strahlen zusammenfließen. — Schiller versetzt uns im zweiten Teil nicht, wie Hyginus, nach Syrakus zum Selinuntius — denn er wollte den mehr passiven Bürgen nicht zum Haupthelden, sein felsenfestes Vertrauen nicht zur Seele der Ballade machen —, sondern läßt uns auf Schritt und Tritt in stets

wechselnden Bildern den Möros begleiten, seine Kämpfe teilen, seine Angst fühlen und sehen, wie seine Treue sich in allen Lagen erprobt und endlich siegreich triumphiert. Die gleichzeitigen Vorgänge in Syrakus werden den beiden Wanderern und dem Hausverwalter in den Mund gelegt. — Die Treuprobe mußte der Held im Kampfe mit Hindernissen und Versuchungen bestehen. Zu dem einen Hindernis bei Hyginus gesellt deshalb Schiller noch zwei andere, den Kampf mit den Räubern und die gänzliche Erschöpfung oder Durstqual, und die zwei Versuchungen durch die Wanderer und seinen Hausverwalter. Schiller meinte, „ein abgezielter Eindruck auf das menschliche Gemüt werde erst vollständig erreicht durch eine zweckmäßige Verknüpfung mehrerer Handlungen, die sich wie ein Knäuel von der Spindel abwinden; nur Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge gelange man zum Ziele und durchdringe erst ganz die Seele, wenn man sie gradweise rühre". Ein nicht an- und ausgeführtes Hindernis möchten die Bitten und Beschwörungen von Möros' Angehörigen sein. — Das Stromgemälde ist herrlich durch den Klang gemalt, die Herzensangst, der rasche Entschluß, der todesmutige Kampf im Strome durch die kurzen Sätze dargestellt, das Quellengerieſel und die erfrischende Kraft des Labetrunkes wunderschön in Wortklängen nachgeahmt. Das Metrum ist sehr glücklich gewählt und malt mit seinen Jamben und eingestreuten Anapästen vortrefflich das eilige Weiterstreben, die Spannung und Hast, welche durch die ganze Ballade uns vorwärts zieht. „Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß." Wirkungsvoll ist auch die häufige Alliteration (z. B. wachsende — Wut — Welle auf Welle), nicht absichtslos der allzu häufige Gebrauch des Bindewortes und — als Bindemittel zwischen den einzelnen Gemälden und zur Verknüpfung der einzelnen Hindernisse und Versuchungen mit den Zeitangaben. „Mit derselben ängstlichen Aufmerksamkeit, womit ein zum Tod Verurteilter, dem nur noch wenige Stunden gewährt sind, dem Zeiger seiner Uhr folgen mag, folgt Möros dem Gange der großen Zeitmesserin über seinem Haupte und möchte um alles ihren Lauf verzögern können." (Viehoff.) Und mit derselben ängstlichen Spannung verfolgt der Leser den Schritt der Zeit und den Gang der Ereignisse.

V. **Verwertung** in Aufgaben. 1. Suche Nutzanwendungen für Herz und Leben aus der Ballade! — 2. Suche die Verwandtschaft mit folgenden Stoffen: Bürgers „Lied vom braven Mann", Goethes „Johanna Sebus", Giesebrechts „Die Brigg", Schillers „Die Feuersbrunst"! Vergleiche die Treue des Regulus, Friedrichs des Schönen von Österreich, die Freundschaft von David und Jonathan, Kastor und Pollux, Orest und Pylades, Achilles und Patroklus, Simon Dachs „Lob der Freundschaft"! — 3. Charakteristik der beiden Freunde! — 4. Das traurige Los des Tyrannen! — 5. Vergleichung der Ballade mit der Quelle: a) Worin stimmen sie überein? b) Was ist verändert? c) Was ist weggelassen? d) Was ist neu hinzugekommen in der Dichtung? Warum hat in jedem einzelnen Falle der Dichter die Veränderung vorgenommen? — 6. Suche dichterische Schönheiten wie Vergleiche, Gegensätze, Bilder, malerischen Rhythmus, Klangmalerei, Alliteration usw. in der Ballade auf! Fr. P. (Dr. P.)

56. Der Kampf mit dem Drachen. (1798.)

Fr. v. Schiller, Sämtl. Werke, herausgegeben von H. Kurz. Leipzig, I, S. 392.

1. Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
und einen Ritter hoch zu Roß
gewahr' ich aus dem Menschentroß;
und hinter ihm, welch Abenteuer!
bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
ein Drache scheint es von Gestalt
mit weitem Krokodilesrachen,
und alles blickt verwundert bald
den Ritter an und bald den Drachen.

2. Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
der Hirt und Herden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel' andre zogen vor ihm aus,
zu wagen den gewalt'gen Strauß,
doch keinen sah man wiederkehren:
den kühnen Ritter soll man ehren!"
Und nach dem Kloster geht der Zug,
wo Sankt Johanns, des Täufers, Orden,
die Ritter des Spitals, im Flug
zu Rate sind versammelt worden.

3. Und vor den edlen Meister tritt
der Jüngling mit bescheidnem Schritt;
nachdrängt das Volk mit wildem Rufen,
erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
er liegt von meiner Hand getötet:
frei ist dem Wanderer der Weg,
der Hirte treibe ins Gefilde,
froh walle auf dem Felsensteg
der Pilger zu dem Gnadenbilde!"

4. Doch strenge blickt der Fürst ihn an
und spricht: „Du hast als Held getan;
der Mut ist's, der den Ritter ehret,
du hast den kühnen Geist bewähret.
Doch sprich! was ist die erste Pflicht
des Ritters, der für Christum ficht,
sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?"
Und alle ringsherum erbleichen.
Doch er mit edlem Anstand spricht,
indem er sich errötend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
die ihn des Schmuckes würdig zeiget."

5. „Und diese Pflicht, mein Sohn," versetzt
der Meister, „hast du frech verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
hast du mit frevlem Mut gewaget!"
„Herr, richte, wenn du alles weißt!"
spricht jener mit gesetztem Geist;
„denn des Gesetzes Sinn und Willen
vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
das Ungeheuer zu bekriegen;
durch List und klug-gewandten Sinn
versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.

6. Fünf unsres Ordens waren schon,
die Zierden der Religion,
des kühnen Mutes Opfer worden:
da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
der Unmut und die Streitbegier,
ja selbst im Traum der stillen Nächte
fand ich mich keuchend im Gefechte.
Und wenn der Morgen dämmernd kam
und Kunde gab von neuen Plagen,
da faßte mich ein wilder Gram,
und ich beschloß, es frisch zu wagen

7. Und zu mir selber sprach ich dann:
‚Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leisteten die tapfern Helden,
von denen uns die Lieder melden,
die zu der Götter Glanz und Ruhm
erhub das blinde Heidentum?
Sie reinigten von Ungeheuern
die Welt in kühnen Abenteuern,
begegneten im Kampf den Leu'n
und rangen mit den Minotauren,
die armen Opfer zu befrein,
und ließen sich das Blut nicht dauren.

8. Ist nur der Sarazen es wert,
daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
von jeder Not und jedem Harm
befreien muß sein starker Arm;
doch seinen Mut muß Weisheit leiten,
und List muß mit der Stärke streiten.'
So sprach ich oft und zog allein,
des Raubtiers Fährte zu erkunden;
da flößte mir der Geist es ein;
froh rief ich aus: ‚Ich hab's gefunden!'

9. Und trat zu dir und sprach das Wort:
‚Mich zieht es nach der Heimat fort.‘
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand,
gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
getreu den wohlbemerkten Zügen,
ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
des langen Leibes aufgetürmet;
ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
den Rücken, den es furchtbar schirmet.

10. Lang streckt sich der Hals hervor,
und gräßlich, wie ein Höllentor,
als schnappt' es gierig nach der Beute,
eröffnet sich des Rachens Weite,
und aus dem schwarzen Schlunde dräun
der Zähne stachelichte Reih'n;
die Zunge gleicht des Schwertes Spitze;
die kleinen Augen sprühen Blitze;
in einer Schlange endigt sich
des Rückens ungeheure Länge,
rollt um sich selber fürchterlich,
daß es um Mann und Roß sich schlänge.

11. Und alles bild' ich nach genau
und kleid' es in ein scheußlich Grau:
halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
gezeuget in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
gewohnt, den wilden Ur zu greifen;
die hetz' ich auf den Lindwurm an,
erhitze sie zu wildem Grimme,
zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
und lenke sie mit meiner Stimme.

12. Und wo des Bauches weißes Vließ
den scharfen Bissen Blöße ließ,
da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
besteige mein arabisch Roß,
von adeliger Zucht entstammet;
und als ich seinen Zorn entflammet,
rasch auf den Drachen spreng' ich los
und stachl' es mit den scharfen Sporen
und werfe zielend mein Geschoß,
als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

13. Ob auch das Roß sich grauend bäumt
und knirscht und in den Zügel schäumt
und meine Doggen ängstlich stöhnen,
nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
bis dreimal sich der Mond erneut,
und als sie jedes recht begriffen,
führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
daß mir's gelungen, hier zu landen:
den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
bis ich das große Werk bestanden.

14. Denn heiß erregte mir das Herz
des Landes frisch erneuter Schmerz:
zerrissen fand man jüngst die Hirten,
die nach dem Sumpfe sich verirrten.
Und ich beschließe rasch die Tat,
nur von dem Herzen nehm ich Rat.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
besteige den versuchten Rappen,
und von dem edlen Doggenpaar
begleitet, auf geheimen Wegen,
wo meiner Tat kein Zeuge war,
reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

15. Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
auf eines Felsenberges Joch,
der weit die Insel überschauet,
des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
doch ein Mirakel schließt es ein,
die Mutter mit dem Jesusknaben,
den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
der Pilgrim nach der steilen Höhe:
doch hat er schwindelnd sie erreicht,
erquickt ihn seines Heilands Nähe.

16. Tief in den Fels, auf dem es hängt,
ist eine Grotte eingesprengt,
vom Tau des nahen Moors befeuchtet,
wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hauste der Wurm und lag,
den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
am Fuß des Gotteshauses Wache:
und kam der Pilgrim hergewallt
und lenkte in die Unglücksstraße,
hervor brach aus dem Hinterhalt
der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

17. Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
eh' ich den schweren Strauß begann;
hin kniet' ich vor dem Christuskinde
und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligtum
den blanken Schmuck der Waffen um,
bewehre mit dem Spieß die Rechte,
und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
ich gebe scheidend die Befehle
und schwinge mich behend aufs Roß,
und Gott empfehl' ich meine Seele.

18. Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
flugs schlagen meine Doggen an,
und bang beginnt das Roß zu keuchen
und bäumet sich und will nicht weichen;
denn nahe liegt, zum Knäu'l geballt,
des Feindes scheußliche Gestalt
und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
als es den Rachen gähnend teilet
und von sich haucht den gift'gen Wind
und winselnd wie der Schakal heulet.

19. Doch schnell erfrisch' ich ihren Mut;
sie fassen ihren Feind mit Wut,
indem ich nach des Tieres Lende
aus starker Faust den Speer versende;
doch machtlos wie ein dünner Stab
prallt er vom Schuppenpanzer ab.
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
da bäumet sich mein Roß und scheuet
an seinem Basiliskenblick
und seines Atems gift'gem Wehen,
und mit Entsetzen springt's zurück,
und jetzo war's um mich geschehen. —

20. Da schwing' ich mich behend vom Roß
schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
doch alle Streiche sind verloren,
den Felsenharnisch zu durchbohren.
Und wütend mit des Schweifes Kraft
hat es zur Erde mich gerafft;
schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
als meine Hunde, wutentbrannt,
an seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
sich warfen, daß es heulend stand,
von ungeheurem Schmerz zerrissen.

21. Und eh' es ihren Bissen sich
entwindet, rasch erheb' ich mich,
erspähe mir des Feindes Blöße
und stoße tief ihm ins Gekröse,
nachbohrend bis ans Heft, den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl;
hin sinkt es und begräbt im Falle
mich mit des Leibes Riesenballe,
daß schnell die Sinne mir vergehn.
Und als ich neugestärkt erwache,
seh' ich die Knappen um mich stehn,
und tot im Blute liegt der Drache."

22. Des Beifalls lang gehemmte Lust
befreit jetzt aller Hörer Brust,
sowie der Ritter dies gesprochen;
und zehnfach am Gewölb' gebrochen,
wälzt der vermischten Stimmen Schall
sich brausend fort im Widerhall.
Laut fodern selbst des Ordens Söhne,
daß man die Heldenstirne kröne,
und dankbar im Triumphgepräng'
will ihn das Volk dem Volke zeigen.
Da faltet seine Stirne streng
der Meister und gebietet Schweigen.

23. Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
ein Gott bist du dem Volke worden —
ein Feind kommst du zurück dem Orden,
und einen schlimmern Wurm gebar
dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
die Zwietracht und Verderben stiftet,
das ist der widerspenst'ge Geist,
der gegen Zucht sich frech empöret,
der Ordnung heilig Band zerreißt;
denn der ist's, der die Welt zerstöret.

24. Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck:
denn wo der Herr mit seiner Größe
gewandelt hat in Knechtesblöße,
da stifteten auf heil'gem Grund
die Väter dieses Ordens Bund,
der Pflichten schwerste zu erfüllen:
zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt:
drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

25. Da bricht die Menge tobend aus,
gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
um Gnade flehen alle Brüder;
doch schweigend blickt der Jüngling nieder,
still legt er von sich das Gewand
und küßt des Meisters strenge Hand
und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
dann ruft er liebend ihn zurücke
und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härtre Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
der Demut, die sich selbst bezwungen."

I. **Einführung** in den geschichtlichen Stoff und das Problem der Dichtung. Seit dem Jahre 1312 hatte der Ritterorden der Johanniter seinen Sitz auf der Insel Rhodus, die der Südwestküste Kleinasiens vorgelagert ist. An der Spitze des Ordens stand ein Großmeister. Als Ordenskleid trugen die Ritter einen schwarzen Mantel mit weißem, achtspitzigem Kreuze auf der linken Brust. Ausgegangen war dieser Orden von einem Mönchskloster, das italienische Kaufleute 1048 in Jerusalem nahe bei dem Heiligen Grabe gestiftet hatten, um christlichen Pilgern Herberge und Pflege in Krankheit zu gewähren. Von der dazu gehörigen Kapelle Johannes' des Täufers erhielten die Krankenpfleger des Hospitals den Namen Johanniter oder Hospitalbrüder zum heiligen Johannes. Diese Brüderschaft wurde 1120 in einen Ritterorden umgewandelt, der dem neugegründeten Königreiche Jerusalem im Kampfe gegen die Mohammedaner tapferen Beistand leistete, dann aber vor deren Ansturm aus Jerusalem zunächst nach Akkon an der Küste, später nach Zypern und noch weiter nach Rhodus weichen mußte. Diese Insel behaupteten sie bis 1522 und erhielten dann von Karl V. die Insel Malta zugewiesen. Jetzt ist der Orden fast überall aufgehoben. 1812 stiftete König Friedrich Wilhelm III. den preußischen Johanniterorden, der sich die Krankenpflege in Frieden und Krieg zur Pflicht gemacht hat. — Die Ritterorden (der Johanniter-, Templer-, Deutsche Ritterorden) sind eine eigenartige Schöpfung des mittelalterlichen Geistes. Auf kirchlich-religiösem Gebiete spielten damals die Mönchsorden mit ihren Idealen eine bedeutende Rolle, im weltlichen Leben war das Rittertum mit seinen Idealen maßgebend. Beide geistige Strömungen flossen zusammen in den Ritterorden, deren ältester eben der Johanniterorden war. Wie die Mönche mußten die Angehörigen des Ordens das Gelübde des Gehorsams, der Armut und der Ehelosigkeit ablegen; von der Ritterseite kam hinzu das Gelübde, gegen die Ungläubigen zu streiten. So waren zwei einander scheinbar widerstrebende Kräfte, Mönchtum und Rittertum, in dem Ritterorden vereinigt. War es nun aber nicht denkbar, daß es zwischen diesen beiden Kräften im Orden zu Spannungen und Kämpfen kam? War es nicht denkbar, daß sich der Mut und die Ehre des Ritters gegen die Forderung unbedingten Gehorsams auflehnten? Mit dieser Frage beschäftigt sich Schillers Dichtung „Der Kampf mit dem Drachen".

II. **Vortrag der Dichtung.**

III. **Vertiefende Besprechung.** A. Gliederung und Gedankengang. 1. Str. 1—5: Der Triumphzug des Drachentöters und die Anklage des Hochmeisters.

a) Kurze Erläuterungen. Str. 1. Abenteuer: mittelhochdeutsch aventiure von lat. adventura = wunderbare Begebenheit, hier = abenteuerliches, seltsames Schauspiel. Drache: fabelhafte Schlange, meist fliegend gedacht. — Str. 2. Lindwurm: aus lint und wurm zusammengesetzt, die beide „Schlange" bedeuten; wurm trat erst hinzu, als die Bedeutung von lint verlorengegangen war. — Str. 3. Geländer: siehe S. 132; die Worte stehen hier vielleicht als Erinnerung aus Bürgers „Lenore": „Und klirrend

stieg ein Reiter ab an des Geländers Stufen". — Str. 4. Fürst: althochdeutsch furisto (Superlativ zu dem heutigen „für"), also der Vorderste, Höchste in Rang und Würde; hier ist der Großmeister gemeint.

b) Gedankengang. Warum eröffnet der Dichter die Ballade mit Fragen? Um Spannung zu erregen. Schildere den Triumphzug des Drachenbezwingers! Welche Spannung bei den Hörern ist durch die Schilderung der 1. Strophe bereits gelöst? Ausgang des in der Überschrift angekündigten Kampfes. Was erwarteten das Volk und der Sieger vom Ordensmeister? Lob der ritterlichen Tat (Str. 2 „Den kühnen Ritter soll man ehren", Str. 3 „Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht"). Wie trat der Sieger vor die Versammlung und den Hochmeister? Str. 3 „mit bescheidenem Schritt", Str. 4 „mit edlem Anstand", Str. 5 „mit gesetztem Geist". Charakteristik des Ritters? Wie stellte sich der Großmeister zur Tat? Str. 4 „Doch strenge blickt der Fürst ihn an" — ein neues Moment der Spannung: Warum diese Strenge? – –, erkennt die Kühnheit und Ritterlichkeit der Tat zwar an, erinnert ihn aber an die oberste Pflicht des Christen und klagt ihn des Ungehorsams an (Str. 4 „hast du frech verletzt", „mit frevlem Mut"); die Härte seiner Worte wird nur etwas gemildert durch die Anrede „mein Sohn". Wie verhält sich die Versammlung? „Alle ringsherum erbleichen." Wie nimmt der Sieger die Erinnerung und die Anklage auf? Er errötet – ein Zeichen, daß er sich mit innerem Schreck eines Vergessens bewußt wird , setzt aber der Auffassung des Hochmeisters zunächst seine als berechtigt entgegen. Ergebnis des Zusammenstoßes? Neue Spannung der Zuhörer: Wie wird sich der Gegensatz der beiden Auffassungen heben? Wird das überhaupt möglich sein? Wie hat der Ritter den Sieg im Kampfe mit dem Drachen erringen können?

2. Str. 5, Z. 5 bis Str. 21: Der Verteidigungsbericht des Drachentöters.

a) Str. 7. So wurden von den Griechen Herakles (Kampf mit dem nemäischen Löwen oder Leuen), Theseus (der den Minotaurus im Labyrinth zu Kreta tötete; Mehrzahlform Minotaure = Ungeheuer wie der Minotaurus) und Perseus in Liedern besungen und zu Halbgöttern gemacht; durch diese Vergötterung von Menschen bewies aber das Heidentum seine Blindheit. — Str. 8. Der Sarazen, Sarazene ist der heidnische Bewohner des Morgenlandes, mit dem der Kreuzritter zu kämpfen hatte; in Str. 24 wird er Mameluck genannt. — Die Worte „Ich hab's gefunden" wiederholen den Ausruf des Archimedes (Heureka), als er im Bade das Gesetz von dem Gewichtsverlust des Körpers im Wasser gefunden hatte. — Str. 10, Z. 9—12: Der ungeheuer lange Rücken läuft in einen schlangenartigen Schweif aus, der sich in schnellen Windungen auf- und abrollt, um den Angreifer mit seinem Rosse zu umschlingen (vgl. Str. 20 „Und wütend mit des Schweifes Kraft hat es zur Erde mich gerafft"). – Str. 11, Z. 3 ff.: Der Hinterkörper des Tieres war wurm- oder schlangenartig, der Vorderkörper so breit und plump wie der des Molches. Das Ganze erschien wie die Ausgeburt einer Giftlache, eines Gifttümpels. Die Doggen sind große Hetzhunde englischer Rasse. Der Ur oder Auerochse, ein Wildrind,

wurde noch im Mittelalter in den Wäldern Europas gejagt. — Str. 12. Das Vlies, Vließ ist ein zottiges Fell. — Das Roß stammte aus edler Rasse. — Str. 14. Den versuchten Rappen: Der Rappe (das Wort ist eine andere Form von „Rabe" — wie Knappe neben Knabe, Vetter neben Vater steht —, also ein schwarzes Pferd) ist in der Vorbereitungszeit versucht oder erprobt worden und hat sich bewährt. — Str. 15. Mirakel, lat. miraculum = Wunderwerk, hier wundertätiges Bild der Maria mit dem Jesuskinde, das von den Weisen oder Königen aus dem Morgenlande angebetet und mit Gaben geehrt wird. — Pilgrim, altertümliche Form für „Pilger", ahd. piligrîm, aus ital. pellegrino = Wanderer. — Str. 18. Der Schakal (in der Bibel der Fuchs der Philister) ist ein fuchsartiges Raubtier des Morgenlandes, das nachts sein klägliches, unheimliches Geheul ertönen läßt. Zu dem Riesenleib des Drachen paßt diese kläglich winselnde Stimme nicht; der Widerspruch vermehrt das Entsetzen. — Str. 19. Der Basilisk war der Sage nach eine Schlange, die durch ihren Blick tötete. — „Und jetzo war's um mich geschehen": Der Ritter war durch das Versagen des Rosses augenblicklich verloren, in der Gewalt des Feindes; aus dieser Lage befreite ihn aber ein schneller Entschluß. Die Form war wirkt hier viel unmittelbarer, anschaulicher, spannender, als wenn der Dichter gesagt hätte: „Und jetzt wäre es um mich geschehen gewesen, wenn ich nicht . . ." — Str. 21. Das Gekröse = die Eingeweide.

b) Welche Tatsachen (Str. 6) und Erwägungen (Str. 7 und 8) bestimmten den Ritter zum Handeln und leiteten ihn dabei? Welche Vorbereitungen (Str. 9—13) traf er? 1. Aufbau des Drachenmodells. — Bei der Beschreibung wendet der Dichter Homers Kunstgriff an, den Lessing im Laokoon so rühmt: er läßt durch den allmählichen Aufbau das Bild des Ungetüms in unserer Seele entstehen. Das Fertige erweckt nie solches Interesse und solche Klarheit wie das Werden und Entstehen. Zugleich bietet die Beschreibung an dieser Stelle dem Dichter den Vorteil, daß er später die lebendige Schilderung des Kampfes nicht durch Beschreibung zu unterbrechen braucht. An den beiden anderen Stellen, wo allenfalls die Beschreibung hätte stehen können (Str. 1 — hier genügten kurze Umrisse — und Str. 8), hätte sie den lebendigen Fluß der Darstellung unangenehm unterbrochen. Übrigens drängen sich in die Beschreibung des Modells Züge hinein, die nur das lebende Tier aufweisen konnte (Str. 10, Z. 8, 11 und 12) — ein Beweis für die Lebendigkeit der Schilderung. — 2. Einübung zweier Hetzhunde — Gewöhnung an das Äußere des Drachen, Übung, das Tier an seiner verwundbarsten Stelle gleichzeitig anzugreifen. — 3. Einübung des Rosses. — Wie lange trieb der Ritter diese Vorbereitungen? Warum? Warum wählte er schnelle Schiffe für seine Fahrt? — —

Str. 15—17 bedeuten eine Verzögerung im Fortschritte der Handlung (retardierendes Moment) — Steigerung der Spannung. Warum suchte der Ritter das Kirchlein auf? Innere Vorbereitung auf den Kampf, Stärkung durch das Gebet. Wie bereitete er sich äußerlich auf den nahen Kampf vor? — Wie bewährten sich die Maßnahmen des Ritters im Kampfe selbst? Hunde

und Roß gehen zunächst auf den Feind los, wie sie es gelernt haben, scheuen dann aber vor Äußerungen des Feindes zurück, die sie an dem Drachenmodell nicht hatten lernen können: die Hunde vor dem giftigen Atem und dem scheußlichen Gewinsel, das Pferd vor dem Basiliskenblick und dem giftigen Atem; dann aber bewähren die Hunde ihre Treue und gute Schulung dadurch, daß sie zuerst auf den Zuruf ihres Herrn, dann aber auch ohne diesen Zuruf von selbst den Feind an seiner verwundbaren Stelle, wie sie es gelernt, fassen und zerfleischen. Und wie bewährt sich der Ritter im Kampfe? Er sprengt mutig auf das Ungeheuer zu, hetzt die Hunde zum zweitenmal an, schleudert seinen Speer, springt schnell entschlossen von dem versagenden Rosse ab, greift mit dem Schwerte zu Fuß an und verliert auch im Augenblicke der Todesgefahr seine Geistesgegenwart und Entschlossenheit nicht, sondern führt in dem Augenblicke, als die wackeren Hunde ihm für einen Augenblick die Angriffsmöglichkeit verschaffen, den tödlichen Stoß — kurzum, er bewährt sich in jeder Hinsicht als mutiger, kühner Mann, als echter Ritter (Str. 4).

3. Str. 22—25: Das Urteil des Hochmeisters über den Drachenbezwinger, der Sieg des Drachensiegers über sich selbst und sein Lohn.

a) Str. 22: fodern ist eine alte Nebenform von fordern.

b) Wie wirkt der Bericht des Drachentöters auf das Volk? Wie auf die Ordensritter? Sie lassen sich von dem Beifallssturm der Menge fortreißen und nehmen deren Ruf (Str. 2, Z. 8) auf. Was bewundern die Hörer an dem Sieger? Seine kühle Überlegung und rechnende Klugheit im Entwerfen eines geeigneten Planes wie in der Wahl der geeigneten Mittel, seine Schnelligkeit und Zähigkeit in den Vorbereitungen, sein Mitleid mit den Opfern des Drachen, seinen Mut, seine Kraft und seine Geistesgegenwart im Kampfe selbst. — Was übersehen sie? Seinen Ungehorsam gegen das Ordensgebot, seinen Ehrgeiz und seine Ruhmsucht als treibende Beweggründe, seine Unwahrhaftigkeit gegenüber dem Großmeister (Str. 9, Z 2). — Wie spricht der Großmeister? Die Stirn streng gefaltet, mit abweisender Handbewegung, in schwertscharfen Gegensätzen (Antithesen). Zunächst kennzeichnet er, welche Bedeutung das Auftreten des Siegers für den Orden hat, dann, welche für ihn selbst: Welche Wirkungen konnte, ja mußte der Sieg über den Drachen für den Ritter haben? Hochmut, Selbstüberhebung, offene Auflehnung gegen den Großmeister. Welche für den Orden? Zwiespalt — schon jetzt steht die Bruderschaft in scharfem Gegensatze zum Großmeister — und Auflösung des Ordens; das Verhalten des Ritters widerspricht den Grundsätzen, die bei der Gründung des Ordens maßgebend waren.

Wie lautet das Urteil des Hochmeisters nach der vorausgeschickten Begründung? Ausstoßung aus dem Orden. Ist dieses Urteil nicht bloß nach dem geschriebenen Buchstaben, sondern auch nach dem Geiste des Ordensgesetzes, nach dem Sittengesetze, nach unserm Empfinden gerecht? Wie wirkt das Urteil auf die Menge? Sie tobt — sie sieht nur die eine Seite der Sache und fühlt sich durch den Widerspruch des Hochmeisters gegen ihr eigenes Empfinden und Urteil gekränkt. Wie auf die Ordensbrüder? Sie

flehen um Gnade — sie erkennen mit Beschämung, daß das Urteil des Großmeisters weiser ist als ihr unüberlegter Beifallsjubel (Str. 22), daß es auch gerecht ist; nur Gnade kann das Schicksal des Ausgestoßenen mildern. Wie auf den Sieger? An dem Toben der Menge erkennt er, wie richtig die Anschauungen des Großmeisters sind, und wohin der Ungehorsam führt, an dem Verhalten seiner Ordensbrüder, daß sie ihre Übereilung (Str. 22) bereuen und das Urteil des Großmeisters als gerecht anerkennen. Sein eigenes Gewissen ist von den scharfen Worten getroffen und spricht zu ihm. Er schweigt und blickt zur Erde nieder, um sich innerlich zu sammeln, und hört nicht auf die Stimme der Menge, sondern auf die Stimme seines Gewissens. Wie vollzieht sich der Kampf in seinem Innern? Er reißt sich nicht etwa den Ordensmantel mit dem Kreuze in Zorn und Wut vom Leibe, wirft ihn auch nicht dem Großmeister hin, sondern legt ihn still ab, ja er tut sogar noch mehr, er küßt des Meisters strenge Hand zum Zeichen, daß er ihm für das Urteil danke, und geht dann still von dannen. Wie beurteilt der Großmeister das Verhalten des Jünglings? Er ruft ihn liebend zurück (die Szene erinnert an die Geschichte von Jesus und dem reichen Jüngling Mark. 10, 21: Jesus sah ihn an und liebte ihn). Wie lautet sein Endurteil? Warum ist der Kampf mit sich selbst härter als der mit dem Drachen? Wie stellt sich nun das Volk zu diesem Umschwung?

Zusammenfassende Fragen: Schuld und Sühne des Ritters? Das Verhalten der Menge? Das Verhalten der Ordensritter? Das Verhalten des Großmeisters?

B. Die Grundgedanken der Ballade läßt der Dichter durch den Mund des Großmeisters aussprechen:

Die Schlange, die das Herz vergiftet,
die Zwietracht und Verderben stiftet,
das ist der widerspenst'ge Geist,
der gegen Zucht sich frech empöret,
der Ordnung heilig Band zerreißt:
denn der ist's, der die Welt zerstöret (Str. 23).
Gehorsam ist die erste Pflicht
des Ritters, der für Christum ficht (Str. 4, Z. 11 und 6).
Dir ist der härtre Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
der Demut, die sich selbst bezwungen (Str. 25).

C. 1. Gesamtbilder. a) Auf dem Kampfplatz. Auf der Insel Rhodus, zwei Stunden von der Hauptstadt entfernt, erhebt sich der Berg St. Stephan, dessen Gipfel einen Blick über die ganze Insel und weit ins Mittelmeer hinaus gewährt. Man sieht die Häuser von Rhodus, den Mastenwald im Hafen und die Segelschiffe auf der Flut, die wie riesige, weiße Schwäne dahingleiten. Hoch oben in einer Einbiegung des Berges liegt eine Wallfahrtskapelle, zu der 90 Stufen emporführen. Unten hat die Natur in den Felsen eine tiefe Grotte eingesprengt, und hier dehnt sich ein schwarzes Sumpfmoor aus. Hier hat der Ritter den Kampf siegreich bestanden. Wir sehen den Lindwurm, halb zusammengekrümmt, tot in einer Blutlache liegen. Da ist der schwarze Rachen mit den vielen Stachelzähnen, der graue Schuppen-

panzer, der lange Schwanz, das Doppelpaar kurzer Beine und die breite Schwertwunde in der Seite, aus der noch der Schwertgriff ragt und schwarzes Blut rinnt. Unter dem Riesenleibe fast begraben liegt der tapfere Ritter. Seine beiden Knappen suchen den betäubten Herrn von der aufgewälzten Last zu befreien. Die beiden Doggen umkreisen mit wütendem Gebell und erneuten Bissen die Leiche des besiegten Feindes. Das schwarze Roß steht eine Strecke seitab, schaut mit entsetzten Augen, schnaubend und den Boden scharrend, nach dem Lindwurm.

b) Im Ordenssaale. Der Versammlungssaal der Ritter ist der größte und schönste Raum in dem stattlichen Ordenshause zu Rhodus. Die Decke bildet ein schönes Kreuzgewölbe; die Wände sind mit Siegestrophäen bedeckt. Die hohen Fenster sind geöffnet und gewähren einen Blick auf die Stadt Rhodus, auf ihre Paläste, Straßen und den Hafen. Der freie Platz vor dem Ordenshause ist mit einer zahllosen, aufgeregten Menschenmenge bedeckt. Durch die geschnitzte, offene Saaltür sieht man auch den Vorsaal gedrängt voll Menschen. Selbst in dem Saale fände niemand mehr Raum. Im Vordergrunde stehen die Ordensbrüder in schwarzen Mänteln mit einem weißen Kreuze auf der linken Brust zu einer Beratung versammelt. Erregung, Schmerz und Teilnahme spricht aus allen Blicken. Hinter ihnen drängt sich ein Teil der erregten Volksmenge. Aus allen Gesichtern spricht die größte Spannung. Vor dem erhöhten Sitze des Großmeisters steht ein hoher, schöner Jüngling, Demut und Schmerz im Antlitz. Er hat soeben das Ordensgewand abgelegt, die Hand seines strengen Richters geküßt und sich zum Gehen gewandt. Der Großmeister, ein ehrwürdiger Greis, hat sich von seinem Sitze erhoben, schaut voll Liebe auf den Jüngling und streckt die Hand mit dem Ordenskreuze aus, um es dem Jüngling wieder zu reichen.

2. Charakter der Personen. Die beiden Hauptpersonen der Dichtung — der Drachentöter und der Großmeister — tragen keinen Namen, sie sind nicht Individualitäten, sondern Menschheitstypen oder Träger von Ideen (vgl. im „Taucher" den König, seine Tochter und den Knappen, im „Grafen von Habsburg" den Sängerpriester). a) Der Drachentöter zeigt eine hohe, schöne Gestalt (Hoch ragt er zu Roß aus der Menschenmenge), große Kraft (Er schleudert den Speer aus starker Faust und stößt das Schwert bis zum Hefte in des Untiers Weichen), viel Gewandtheit (Er schwingt sich behend vom Roß und zieht schnell sein Schwert), kühnen Mut (Kein Mißerfolg entmutigt ihn), Ruhmliebe (in dem Hinweise auf die gepriesenen Helden der Griechen), ungewöhnliche Überlegung und Klugheit (Er denkt sich die einzig erfolgreiche Kampfweise aus, gesellt List zur Stärke, Weisheit zum Mute), meisterhafte Redefertigkeit (in der Erzählung seiner Heldentat und ihrer Rechtfertigung), fromme Gesinnung (in der Erfassung seiner Ritteraufgabe und in dem Gebet vor dem Kampfe), innige Nächstenliebe (in hilfreicher Tat beim Unglück), Bescheidenheit (in seinem ganzen Auftreten), Gehorsam gegen den Orden (in seiner Unterwerfung unter einen harten Spruch) und Selbstverleugnung (in dem Verzicht auf Ruhm und Ehre). Aus Ruhmbegier und auch, um seine Ritterpflicht zu erfüllen, hat er sich des Ungehor-

sams gegen das Ordensgebot sowie der Täuschung des Großmeisters schuldig gemacht, durch Gehorsam und demütige Unterwerfung sühnt er diese Schuld. b) Weise nach, daß der Großmeister ein würdiger, ruhiger, ernster, gerechter, weiser, unerschütterlicher und liebevoller Leiter des Ordens war! c) Die Ordensbrüder vergessen, daß der Ritter das Ordensgesetz übertreten hat, fordern den Lorbeerkranz als Lohn der Heldentat, erkennen schließlich die Schuld an und bitten den Großmeister um Gnade. d) Das Volk bewundert laut den Drachentöter, begleitet ihn durch die Straßen in gewaltigem Triumphzuge, dringt heftig in den Ordenssaal nach, schaut nur auf die Größe der Tat und ihre Bedeutung für die Insel, nicht auf die Beweggründe und die Folgen für den Orden, versteht deshalb das Urteil des Großmeisters nicht und bricht bei seiner Verkündigung in lautes Toben aus; es ist gleich heftig und leidenschaftlich in dem Ausdruck seiner Liebe und Bewunderung wie in der Bekundung seines Zornes und seiner Mißbilligung.

IV. **Des Dichters Quelle und Kunst** in der Gestaltung des Stoffs. 1. Die Quelle. Schiller schrieb eine Vorrede zu Vertots „Geschichte des Johanniterordens", übersetzt von Niethamer, und fand in dem Buche eine Stelle, die ihn besonders anzog. Unter dem Großmeister Helion de Villeneuve (1323—1346) ereignete sich folgendes:

„Der Geist der Liebe und Rücksichten der Klugheit bewogen diesen Großmeister, allen Rittern bei Verlust des Ordenskleides den Kampf mit einer Schlange oder einem Krokodil zu verbieten, einer Art Amphibion, das sich in Morästen und an den Flußufern aufhielt. Es war von ungeheurer Größe, verursachte großes Unheil auf der Insel (Rhodus) und hatte selbst einige Einwohner verschlungen. Der Zufluchtsort des furchtbaren Tieres war eine Höhle neben einem Sumpfe am Fuße des Berges St. Stephan, zwei Meilen von Rhodus gelegen. Von hier aus brach es hervor, um seine Beute zu holen. Es fraß Schafe, Kühe und bisweilen Pferde, wenn sie sich dem Sumpfe näherten; ja man klagte sogar, daß es Hirten verschlungen, die ihre Herden dort gehütet hatten. Mehrere der tapfersten Ritter des Konvents (Gesamtheit der Ritter) zogen zu verschiedenen Zeiten, einer ohne Mitwissen des anderen, einzeln aus der Stadt, um das Tier zu töten, aber man sah keinen wiederkehren. Der Gebrauch des Feuergewehrs war noch nicht erfunden, und die Haut des Ungeheuers war mit Schuppen bedeckt und den schärfsten Pfeilen und Wurfspießen undurchdringlich. Die Waffen waren mithin ungleich, und die Schlange hatte ihre Feinde bald erlegt. Dies war der Grund, weshalb der Großmeister den Rittern fernerhin den Versuch eines Unternehmens wehrte, das über menschliche Kräfte zu sein schien. Alle gehorchten, mit Ausnahme eines Ritters von der provençalischen Zunge, namens Dieudonné de Gozon. Trotz jenes Verbots und ohne sich durch das Schicksal seiner Brüder abschrecken zu lassen, faßte dieser im stillen den Entschluß, das Ungeheuer zu bekämpfen, entschlossen, zu sterben oder die Insel davon zu erlösen. Um nun seinen Plan auszuführen, begab er sich nach Frankreich und zog sich in das Schloß Gozon zurück, das noch heutigentags in der Provinz Languedoc steht. Er hatte bemerkt, daß die Schlange unter dem Bauche keine Schuppen habe, und darauf baute er seinen Plan. Er ließ von Holz oder Pappendeckel ein Bild des Ungeheuers verfertigen, ganz nach der Vorstellung, die er davon bewahrt hatte, und sah besonders darauf, daß der Grimm desselben sich recht ausdrückte. Hierauf richtete er zwei junge Doggen ab, auf seinen Ruf herbeizueilen und sich an den Bauch des Tieres zu werfen, während er selbst zu Pferde gestiegen, angetan mit seiner Rüstung, die Lanze in der Hand, sich stellte, als ob er ihm an verschiedenen

Orten Stöße beibrächte. Mehrere Monate nahm der Ritter täglich diese Übung vor, und sobald er die Doggen zu dieser Art von Kampf abgerichtet hatte, kehrte er nach Rhodus zurück. Kaum auf der Insel angelangt, ließ er, ohne seinen Plan jemandem mitzuteilen, seine Waffen heimlich zu einer Kirche bringen, die auf der Spitze des Berges St. Stephan lag, und begab sich nachher selbst dorthin, nur von zwei Knappen begleitet, die er aus Frankreich mitgebracht hatte. Er trat in die Kirche, legte, nachdem er sich Gott empfohlen, seine Waffen an, stieg zu Pferde und befahl seinen beiden Dienern, wenn er im Kampfe umkäme, nach Frankreich zurückzukehren, sich aber zu ihm zu begeben, wenn sie bemerkten, daß er die Schlange getötet hätte oder von ihr verwundet worden wäre. Hierauf ritt er, von den beiden Hunden begleitet, den Berg hinab und wandte sich gerade auf den Schlupfwinkel der Schlange zu, die auf das Geräusch, welches er machte, mit offenem Rachen und funkelnden Augen herbeieilte, um ihn zu verschlingen. Gozon brachte ihr einen Lanzenstich bei, den aber die Dicke und Härte der Schuppen fruchtlos machte. Er schickte sich an, die Stöße zu verdoppeln, aber sein Roß, durch das Zischen und den Geruch der Schlange scheu gemacht, will nicht vorwärts, bäumt sich, wirft sich seitwärts und hätte seinen Herrn ins Verderben gerissen, wenn dieser nicht, ohne zu erschrecken, abgesprungen wäre. Das Schwert in der Hand, die beiden Doggen zur Seite, greift er das furchtbare Untier an und versetzt ihm an mehreren Stellen Streiche, die jedoch der Schuppenpanzer nicht eindringen ließ. Das wütende Tier warf ihn mit einem Schweifschlage zu Boden und war im Begriff, ihn zu verschlingen, da warfen sich die Hunde, wie sie abgerichtet waren, an den Bauch der Schlange, die nun von ihren grimmigen Bissen zerfleischt wurde, ohne sich ihrer erwehren zu können. Durch diese Hilfe unterstützt, erhebt sich der Ritter wieder, springt den Doggen bei und stößt sein Schwert an einer schuppenentblößten Stelle ein. Es entsteht eine breite Wunde, woraus Ströme Bluts hervorschießen. Das Ungeheuer, tödlich verwundet, fällt auf den Ritter, so daß er zum zweiten Male hinstürzt, und hätte ihn durch seine ungeheure Körpermasse erdrückt, wären nicht die beiden dem Kampfe zuschauenden Knappen, als sie die Schlange erlegt sahen, herbeigeeilt. Sie fanden ihren Herrn ohnmächtig und hielten ihn für tot. Als sie ihn mit vieler Mühe unter der Schlange hervorgezogen hatten, lösten sie ihm den Helm, um ihm Luft zu machen, falls er noch am Leben wäre, und sprengten ihm Wasser ins Gesicht. Dieser Beistand ließ ihn endlich die Augen wieder aufschlagen. Das erste Schauspiel und das angenehmste, das sich ihm darbieten konnte, war, seinen Feind tot und ein so schweres Unternehmen gelungen zu sehen. Kaum hatte man in der Stadt seinen Sieg erfahren, so strömte ihm eine Menge Einwohner entgegen. Die Ritter führten ihn im Triumph in den Palast des Großmeisters. Aber mitten unter dem Beifallssturm erstaunte der Sieger nicht wenig, als Helion mit Blicken voll Unwillen ihn fragte: ob er das Verbot des Kampfes mit dem gefährlichen Untier nicht kenne, und ob er es ungestraft verletzen zu können glaube. Und ohne ihn anzuhören und unerweicht durch die Bitten der Ritter, schickte ihn dieser strenge Wächter der Ordenszucht auf der Stelle ins Gefängnis. Hierauf versammelte er den Rat und stellte diesem vor, der Orden dürfe nicht unterlassen, einen Ungehorsam strenge zu bestrafen, der für die Ordenszucht verderblicher sei als viele Schlangen für die Inselbewohner, und stimmte, ein zweiter Manlius (ein römischer Konsul, der seinen Sohn hinrichten ließ, weil er gegen das Gesetz sich in einen siegreichen Zweikampf mit dem feindlichen Heerführer eingelassen hatte), laut dafür, daß dieser Sieg dem Sieger zum Verderben gereiche. Der Rat erlangte jedoch so viel, daß er sich damit begnügte, ihm das Ordenskleid zu nehmen. So ward denn Gozon desselben schimpflich beraubt, und nur eine kurze Zeit verstrich zwischen seinem Siege und dieser Strafe, die er für strenger als den Tod selbst hielt. Der Großmeister aber zeigte, nachdem er so der Aufrechterhaltung der Ordenszucht Genüge geleistet, wieder seinen von Natur sanften und gütigen Charakter. Er ließ sich gern besänftigen und lenkte die Sache so, daß man ihn um Gnade an-

flehte. Auf die dringenden Bitten der ersten Komture (Vorgesetzte der Ordenshäuser und Ordensgebiete) schenkte er ihm das Kleid und sein Wohlwollen wieder und überhäufte ihn mit Wohltaten. (So machte er ihn zum Komtur und Statthalter der Insel, da niemand besser als er sie gegen die Unternehmungen der Ungläubigen schützen würde.) Den Kopf der Schlange oder des Krokodils befestigte man auf einem Tore der Stadt. Thevenot erzählt in seiner Reisebeschreibung, er habe diesen oder doch ein Abbild desselben dort selbst gesehen. Er war dicker und größer als ein Pferdekopf und hatte einen bis an die Ohren geschlitzten Rachen, große Zähne und Ohren, runde Augen und eine graue weiße Farbe, die aber vielleicht vom Staub herrührt." — Nach Villeneuves Tode 1346 wurde Gozon zum Großmeister gewählt: er starb 1353. Auf sein Grabmal setzte man die Worte: Drachentöter.

Mit Benutzung dieses Stoffes dichtete Schiller die längste seiner Balladen in der Zeit vom 18. bis 26. August 1798 und sandte sie am 4. September nebst der „Bürgschaft" seinem Freunde Goethe für den Almanach. Als Hauptidee der Dichtung bezeichnete er in dem Briefe den christlich-mönchischen und ritterlichen Geist. Über die Art seiner Arbeit berichtet er Goethe, daß es ihm Unterhaltung verschaffe, mit einer gewissen plastischen Besonnenheit zu verfahren, welche der Anblick der von Goethe bei ihm zurückgelassenen Kupferstiche erweckt habe.

Was er mit dem christlich-mönchisch-ritterlichen Geiste der Handlung meinte, erhellt aus seiner Vorrede zu dem Vertot-Niethamerschen Buche: „Ein feuriger Rittergeist verbindet sich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisziplin, die strenge Selbstverleugnung, welche das Christentum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äußeren Feind der Religion eine undurchdringliche Phalanx zu bilden und mit gleichem Heroismus ihren mächtigen Gegnern von innen, dem Stolz und der Üppigkeit, einen ewigen Krieg zu schwören." Welche Änderungen hat der Dichter mit dem in der Quelle dargebotenen Stoffe vorgenommen? Wie sind die Änderungen begründet?

2. Des Dichters Kunst. a) Der Aufbau der Ballade. Die zeitlich und räumlich auseinanderliegenden Teile des Stoffes, die Schiller in seiner Quelle vorfand, vereinigte er zu einem harmonischen Ganzen, das wie ein Drama aufgebaut ist und auch als solches wirkt. Eine Seele erhielt es in der demütigen Selbstbezwingung des Jünglings. Zwei Ideen oder Motive ringen in dem Drama miteinander, das christliche und das ritterliche: dieses äußert sich im Mute und bewährt sich in der Überwindung des äußeren Feindes; jenes fordert Gehorsam des Mannes und bewährt sich in der Überwindung seiner selbst. In dem Ringen beider Motive siegt zunächst das ritterliche in dem Jüngling, dann aber das christliche im Großmeister, weiterhin in den Ordensbrüdern und endlich auch in dem Jüngling.

Nach der Strophenzahl ist das Kernstück des Gedichtes der Bericht des Ritters über seinen Kampf mit dem Drachen (Str. 21); schon in ihm tritt der dramatische Aufbau zutage, es enthalten: Str. 6—8 die Exposition, gipfelnd in dem Worte: „Ich hab's gefunden"; Str. 9—17 die Steigerung (mit Str. 14—17 als retardierendem Momente), Str. 18—20, Z. 6 den Höhepunkt, Str. 20 Schluß und Str. 21 den Umschwung und die Lösung.

Fassen wir die Dichtung als Ganzes ins Auge, so erkennen wir auch hier unschwer den dramatischen Aufbau, in dem das vorerwähnte Kernstück nunmehr nur noch ein Glied darstellt: Str. 1—5 Exposition, Str. 6—21 Steigerung, Str. 22 Höhepunkt, Str. 23 und 24 Umschwung, Str. 25 Lösung.

b) Kunstreich wie der Aufbau ist auch die Behandlung der Spannung und ihre Lösung. Die erste, rein stoffliche Spannung - Ausgang des in der Überschrift angekündigten Kampfes — wird schnell, schon in der ersten Strophe gelöst. Nun setzt eine neue Spannung ein; sie wird eingeführt durch den Ruf des Volkes („Den kühnen Ritter soll man ehren" Str. 2) und das ihm entsprechende Lob des Großmeisters („Du hast als Held getan; der Mut ist's, der den Ritter ehret" Str. 4), zu dem aber die nachfolgenden Worte in scharfen Widerspruch treten („Doch sprich! . . . Gehorsam ist die erste Pflicht . . . Diese Pflicht hast du frech verletzt" Str. 4 und 5). Neben dieser Spannung, die sich aus dem Zusammenstoße zweier Ideen ergibt, läuft eine zweite mehr stofflicher Natur einher, die sich aus der Erzählung der Vorbereitungen zum Kampfe und des Kampfes selbst ergibt; sie entlädt sich mit elementarer Wucht in Str. 22. Vor der Kraft dieser Spannung ist die ersterwähnte (das Ringen zweier Ideen) eine Zeitlang mehr oder weniger aus dem Bewußtsein der Hörer verdrängt gewesen, bricht dann aber mit um so größerer Kraft in Str. 23 und 24 durch und findet endlich ihre befriedigende Lösung in Str. 25, Z. 4—12. — Wie hier die in Str. 22—25 enthaltene Spannung sachlich auf Str. 2—5 zurückgeht, so hat der Dichter auch in der Sprache auf diesen Ausgangspunkt zurückgewiesen, es entsprechen oder berühren sich: Str. 22, Z. 8 und Str. 2, Z. 8; Str. 22, Z. 11 und Str. 4, Z. 1; Str. 23, Z. 3 und Str. 7, Z. 5; Str. 24, Z. 2 und Str. 4, Z. 11; Str. 24, Z. 12 und Str. 4, Z. 7 und 12; Str. 25, Z. 9 und Str. 5, Z. 1.

c) Der Dichter hat die Einschnitte der Hauptteile nicht immer in Einklang mit den Strophenschlüssen gebracht, vielmehr gehen zwei Hauptteile innerhalb der Strophen ineinander über (Str. 5 und 22): wie ein breiter, ungehemmter Strom ergießt sich unwiderstehlich das Ganze. — Dem entspricht die breite Anschaulichkeit der Sprache in der Erzählung und der Bau der Strophen in ihrer Länge. Die Strophe ist zwölfzeilig (die längste Strophe, die Schiller in seinen Balladen benutzt hat), jede Zeile besteht aus vier Jamben teils mit stumpfem (Z. 1, 2, 5, 6, 9, 11), teils mit klingendem Versschlusse (Z. 3, 4, 7, 8, 10, 12). Man könnte die Strophe auch als dreiteilig auffassen; dann würde der 1. und 2. Teil aus je zwei Zeilen mit stumpfem und je zwei Zeilen mit klingendem Versschlusse bestehen, der 3. Teil aber aus vier Zeilen mit wechselnd stumpfem und klingendem Versschlusse und umarmenden Reimen. — Im ganzen finden sich weniger unreine Reime als sonst beim Dichter.

An Kunstmitteln hat Schiller besonders die der Sprache innewohnende malerische Kraft mit Meisterschaft verwertet. Genetive wie Schwertes Schneide, Schweißes Kraft, Rachens Weite usw. finden sich viele. Die Klangmalerei ist besonders gelungen in Str. 11, 12 und 18: „Die hetz' ich, erhitze sie zu wildem Grimme, zu fassen ihn mit scharfem Zahn. — Wo des Bauches weiches Vließ den scharfen Bissen Blöße ließ, da reiz' ich sie,

den Wurm zu packen, die spitzen Zähne einzuhacken. Das Roß kracht, bäumt sich, will nicht weichen, zum **Knäul** geballt liegt des Feindes scheußliche Gestalt usw." Lauter bezeichnende Laute, um die wilde Hatz, die weiche Stelle des Drachen und den Schauder des entsetzten Rosses zu malen! Gegensätze sind besonders schön in Str. 23 und 24 nebeneinander gestellt: Den Drachen schlugst du mit der Hand, einen giftigen Wurm gebar dein Herz. Ein Gott des Volkes, ein Feind des Ordens bist du geworden. — Der Mameluck und der Christ, der Mut und der Gehorsam, der Herr in seiner Größe und in seiner Selbsterniedrigung, die strenge Ordensregel des Gehorsams und die eitle Ruhmsucht des Jünglings; der vom Volk vergötterte Sieger wird aus den Blicken des Großmeisters gewiesen, das Kreuz als Sinnbild der Selbstüberwindung wird dem stolzen Drachensieger genommen usw. Im Satzbau zeigt das Gedicht einen wundervollen Fluß und stellenweise durch die Inversion im Nachsatze eine ungemeine Kraft in der Darstellung plötzlich eintretender Ereignisse, z. B.: Und als ich seinen Zorn entflammt, rasch auf den Drachen sprang ich los . . . Kaum sah ich mich im ebnen Plan, flugs schlugen meine Doggen an . . . Und eh' es ihren Bissen sich entwindet, rasch erheb' ich mich usw.

V. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. „Tapfer ist der Löwensieger; tapfer ist der Weltbezwinger; tapfrer, wer sich selbst bezwang." (Herder.) — Sich selbst bekämpfen, ist der schwerste Krieg; sich selbst besiegen ist der schönste Sieg. — Höher als Mut und Tapferkeit im Kampfe steht die demütige Unterwerfung des eigenen Willens unter das Gesetz. — Nur derjenige ist ein wahrer Held, der nicht nur mit kräftigem Arm und klugem Sinne den äußeren Feind bezwingt, sondern auch mit starkem Willen und demütiger Gesinnung sein stolzes und widerspenstiges Herz besiegt. — „Wohl unglückselig ist der Mann, der unterläßt das, was er kann, und unterfängt sich, was er nicht versteht; kein Wunder, daß er zugrunde geht." (Goethe.) — „Der ist der beste Siegesmann, der sich selbst überwinden kann." (Alte Sprüche von Hoffm. v. Fallersl.) — Mit Gott fang an, mit Gott hör' auf, das ist der beste Lebenslauf. — „Was du Frd'sches willst beginnen, heb zuvor deine Seele im Gebet zu Gott empor. Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet, ob dein Frd'sches vor dem Göttlichen besteht." (Rückert.) — Tu, was jeder loben müßte, wenn die ganze Welt es wüßte, tu es, daß es niemand weiß, und gedoppelt ist der Preis. (Rückert.) — Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr, zerbrich den Willen, das ist mehr (Claudius).

2. Verwandtes. Der Große Kurfürst widerstand mannhaft der Versuchung im Haag und floh ins Feldlager des Oraniers, der ihm auf die Schulter klopfte und sagte: Eure Flucht ist heldenmütiger, als wenn ich Breda eroberte. Wer sich selbst besiegt, ist großer Taten fähig. — Luther ließ einen ungehorsamen Sohn drei Tage nicht vor sein Antlitz kommen und sprach dabei: Lieber wollte ich einen toten als einen ungehorsamen Sohn! — Der römische Konsul Titus Manlius ließ seinen eigenen Sohn hinrichten, weil er sich gegen den Heerbefehl in einen Zweikampf

mit dem feindlichen Anführer eingelassen hatte. - Schillers „Verschleiertes Bild zu Sais“: Der Jüngling soll seine Wißbegierde einem höheren Gebot unterordnen, aber er kann sich nicht selbst bezwingen und hebt den Schleier.

Die Johanniter (Fr. v. Schiller I, 274).

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
und mit der Cherubim Schwert steht vor dem Heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknupfest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.

3. Aufgabe. Vergleiche des Ritters äußern und innern Kampf! (Der Feind: Ein Drache; Stolz und Ungehorsam. Sein Wohnplatz: Ein Sumpf; das Herz. Umgebung desselben: Gottes Haus; Gebet und fromme Übung. Gefährlichkeit des Feindes: Verheerung des Landes; Zerreißung der sittlichen Weltordnung. Seine Stärke: Schuppenpanzer, Giftatem, Basiliskenblick; Ruhmbegier, allerlei gute Vorsätze und kluge Anschläge. Kampfmittel: Schwert, Spieß und starke Faust; Gebet, Beispiel des Heilandes, Demut und mutige Selbstüberwindung. Kampfpreis: Jubel und Dank des Volkes; Beifall Gottes und edler Menschen.)

Fr. P. (Dr. P.)

57. Der Taucher. (1797.)

Fr. v. Schiller, Sämtl. Werke, herausg. von H. Kurz. Leipzig. I, S. 363.

1. „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab:
verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
er mag ihn behalten, er ist sein eigen!“

2. Der König spricht es und wirft von der Höh'
der Klippe, die schroff und steil
hinausragt in die unendliche See,
den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

3. Und die Ritter, die Knappen um ihn her
vernehmen's und schweigen still,
sehen hinab in das wilde Meer,
und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunterwaget?“

4. Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
und ein Edelknecht, sanft und keck,
tritt aus der Knappen zagendem Chor,
und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
und alle die Männer umher und Frauen
auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

5. Und wie er tritt an des Felsen Hang
und blickt in den Schlund hinab,
die Wasser, die sie hinunterschlang,
die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
und wie mit des fernen Donners Getose
entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

6. Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
und Flut sich auf Flut ohn' Ende drängt
und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

7. Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
und schwarz aus dem weißen Schaum klafft hinunter ein gähnender Spalt,
grundlos, als ging's in den Höllenraum,
und reißend sieht man die brandenden Wogen
hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

8. Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
der Jüngling sich Gott befiehlt,
und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

9. Und stille wird's über dem Wasserschlund,
in der Tiefe nur brauset es hohl,
und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

10. Und würfst du die Krone selber hinein
und sprächst: „Wer mir bringet die Kron',
er soll sie tragen und König sein",
mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

11. Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
schoß jäh in die Tiefe hinab;
doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
hervor aus dem alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller wie Sturmes Sausen
hört man's näher und immer näher brausen.

12. Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
und wie mit des fernen Donners Getose
entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

13. Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß,
da hebet sich's schwanenweiß,
und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
und er ist's, und hoch in seiner Linken
schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

14. Und atmete lang und atmete tief
und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
hat der Brave gerettet die lebende Seele!"

15. Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schar.
Zu des Königs Füßen er sinkt;
den Becher reicht er ihm knieend dar;
und der König der lieblichen Tochter winkt,
die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
und der Jüngling sich also zum König wandte:

16. „Lang lebe der König! Es freue sich,
wer da atmet im rosichten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
und der Mensch versuche die Götter nicht
und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen! —

17. Es riß mich hinunter blitzesschnell;
da stürzt' mir aus felsichtem Schacht
wildflutend entgegen ein reißender Quell;
mich packte des Doppelstroms wütende Macht,
und wie ein Kreisel mit schwindelndem Drehen
trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

18. Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
in der höchsten, schrecklichen Not
aus der Tiefe ragend ein Felsenriff.
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

19. Denn unter mir lag's noch bergetief
in purpurner Finsternis da,
und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
das Auge mit Schaudern hinunterfah,
wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

20. Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
zu scheußlichen Klumpen geballt,
der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
des Hammers greuliche Ungestalt;
und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne

21. Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
von der menschlichen Hilfe so weit,
unter Larven die einzige fühlende Brust,
allein in der gräßlichen Einsamkeit,
tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
bei den Ungeheuern der traurigen Öde.

22. Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
regt' hundert Gelenke zugleich, —
will schnappen nach mir: in des Schreckens Wahn
laß' ich los der Koralle umklammerten Zweig;
gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

23. Der König darob sich verwundert schier,
und spricht: „Der Becher ist dein,
und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde."

24. Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laß, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was keiner besteht;
und könnt ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
so mögen die Ritter den Knappen beschämen."

25. Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
in den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
so sollst du der trefflichste Ritter mir sein
und sollst sie als Eh'gemahl heut noch umarmen,
die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

26. Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
und er siehet erröten die schöne Gestalt
und sieht sie erbleichen und sinken hin. —
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

27. Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
sie verkündet der donnernde Schall;
da bückt sich's hinunter mit lebendem Blick, —
es kommen, es kommen die Wasser all',
sie rauschen herauf, sie rauschen nieder, —
den Jüngling bringt keines wieder.

I. **Ziel.** Ein Jüngling, der um einen köstlichen Preis ein kühnes Wagnis unternimmt — von ihm singt Schillers Ballade „Der Taucher".

II. **Vortrag des Gedichtes.**

III. **Vertiefende Besprechung.** 1. Des Königs Aufgabe und Preis, 2. des Knappen Wagnis und 3. das bange Harren der Zuschauer (Str. 1—11, Z. 4).

Warum eröffnet der Dichter die Ballade mit einer Frage? Erregung der Spannung — vgl. den „Kampf mit dem Drachen"! Wie macht er uns allmählich mit dem Meeresstrudel bekannt? Str. 1 „Schlund", „der schwarze Mund", Str. 2 „der Charybde Geheul" (der Name „Charybde" ist von einem Meeresstrudel in der Meerenge von Messina hergenommen, der den alten Griechen als der Inbegriff alles Entsetzlichen erschien, nicht weit von der Charybdis war ein zweiter Strudel, die Szylla), Str. 3 „das wilde Meer", Str. 5—7 ausführliche Schilderung des Meeresstrudels. Zwei Tätigkeiten läßt uns der Dichter an ihm in regelmäßiger Wiederkehr hören und sehen; welche sind es? Wie wirkt die Charybde auf das Auge, das Ohr und das Gefühl? — Mit welcher der beiden Tätigkeiten der Charybde beginnt die Dichtung? Welche Aufgabe stellt der König? In welcher Absicht? Welchen Preis setzt er aus? Was will der Dichter durch die ein-, zweimalige Wiederholung der Frage andeuten? — Warum meldet sich nach der dritten Frage der „Edelknecht" (Knappe aus adeligem Geschlechte)? Jugendlicher Wagemut und der Wunsch, die Ehre der Ritter und Knappen zu retten, wirken zusammen. Warum läßt nicht der Dichter die Schilderung des Strudels dem Entschlusse des Knappen vorangehen? Jetzt kann er seinen Entschluß noch einmal prüfen, zugleich ist der rechte Zeitpunkt für ihn da, in die Tiefe zu tauchen. Schildere den König und den Knappen auf der steilen Klippe, die Ritter, Knappen und Frauen um beide, den Meeresstrudel unten! Welche Eigenschaften beweist der Jüngling nach Str. 8? Besonnene Überlegung, schnellen Entschluß, Frömmigkeit. Erkläre das Bild Str. 8, Z. 5 und 6! „Er zeigt sich nimmer", d. h. zunächst: „nicht mehr"; je länger aber das fruchtlose Warten dauert, desto mehr verwandelt sich das „nicht mehr" in ein „nie mehr". — Was sieht das Auge und hört das Ohr jetzt? Womit beschäftigen sich die Gedanken der Zuschauer? Durch das, was sich die Leute, die den Meeresstrudel kennen, von ihm erzählen, wird die Größe des Wagnisses erst recht deutlich: wenn durch den Strudel ein Schiff zerschmettert wird, wie soll dann ein Mensch lebend aus ihm zurückkehren? Was wollen die Zuschauer durch die Bezeichnung „hochherziger Jüngling" ausdrücken? Daß der Knappe aus einem edlen Beweggrunde — um die Ehre des Standes zu retten — den Sprung in die Tiefe gewagt hat. — Die Dichtung ist

hier gleichsam fertig, abgeschlossen. Da wird die Aufmerksamkeit der Zuschauer durch Vorzeichen auf einen neuen Ausbruch des Strudels gelenkt.

4. Die Wiederkehr des Jünglings (Str. 11, Z. 5 bis Str. 15). Vergleiche die Schilderung des neuen Ausbruchs (Str. 12) mit Str. 6! Welche Abweichung? Warum? Das großartige, überraschende Bild von dem Meere, das ein anderes Meer gebiert, duldet keine Wiederholung; zugleich wird in den abgeänderten Zeilen 5 und 6 das Folgende vorbereitet: „dem finstern Schoße" — „aus dem finster flutenden Schoß". Str. 13 ist ein „Meisterstück poetischer Gestaltenmalerei". Zuerst weckt nur ein Farbengegensatz („aus dem finster flutenden Schoß" — „schwanenweiß") unsere Aufmerksamkeit. „Ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß", hebt sich aus dem Wasser ab: das unbestimmte Etwas nimmt Gestalt an. „Er rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß" — die Gestalt lebt. Ja noch mehr: „hoch in seiner Linken usw." — er hat sogar den Becher wiedergewonnen und somit die Aufgabe gelöst. Phantasie und Herz der Zuschauer werden in kunstvoller Steigerung in Anspruch genommen. Str. 14: Luft und Licht hatte er drunten in der Meerestiefe entbehren müssen, ihrer freut er sich am tiefsten und vollsten; etwas kann ihm der nachfühlen, der zum erstenmal tief unter der Erde in einem Bergwerke gewesen ist und dann den ersten Strahl des Tageslichtes wiedersieht. Wie äußert sich die Freude der Zuschauer über seine Wiederkehr? Vgl. Str. 10, Z. 6 und Str. 14, Z. 6! Str. 15. Schildere den Empfang beim Könige! Aus der Schar der Frauen löst sich eine, die „liebliche Tochter", und nimmt kurz und schweigend an der Handlung teil.

5. Des Tauchers Bericht (Str. 16—22). Mit den Worten „Lang lebe der König!" beginnt der Taucher; das ist der Trinkspruch, mit dem er vor oder nach dem erquickenden Trunke als treuer Vasall seinem Könige huldigt. Die weiteren Verse von Str. 16 enthalten als Einleitung zu dem nachfolgenden Berichte: 1. eine Mahnung (Z. 1 und 2), 2. eine Warnung (Z. 4—6). Das sind Erfahrungen, die er aus der Tiefe mitgebracht hat. — Str. 17, 18. „Doppelstrom": der eine Strom riß ihn von der Oberfläche in die Tiefe, der andere brach seitwärts aus einem Felsengange hervor; durch ihr Zusammenprallen wurde der Jüngling wie ein Kreisel umgetrieben. Wie wurde er gerettet? Als was empfand er seine vorläufige Rettung? Erhörung seines Gebets („Rufe mich an in der Not . . ."). Wie kam der Becher auf das Felsenriff? Auf demselben Wege wie der Taucher; daß er hier hängen blieb, ist ein noch größerer Zufall. — Der Ausdruck „ins Bodenlose" leitet über zu Str. 19 und 20. Welche Schrecken enthüllten sich da dem Taucher? 1. Die bodenlose Tiefe — wenn er dort hinuntergerissen worden wäre? —; 2. die purpurne Finsternis unter ihm (Goethe erklärt in seiner Farbenlehre: „Der beleuchtete Teil der Wellen erscheint grün in seiner eigenen Farbe und der beschattete in der entgegengesetzten purpurn"); 3. das Versagen des Ohres, das von all den Bewegungen umher nichts hörte; 4. der schauerliche Anblick der scheußlichen Tiergestalten, die sich jagen, bekämpfen, fressen (eine naturgeschichtliche Erklärung dieser Szene und der Tiere bleibt ganz außer Betracht, die Hauptsache sind die Phantasiegebilde,

die durch die Lautmalerei der Namen und die beigefügten Eigenschaftswörter im Zuhörer wachgerufen werden — Vortrag!); 5. das Gefühl, der einzige Mensch unter gefühllosen Ungeheuern („Larven" = Gespenster, Schreckgestalten), fernab von einem mitfühlenden Menschenherzen und von teilnehmender Menschenrede zu sein. So entstand in seinem so tapferen Herzen das Grausen (Str. 21 „war's mir mit Grausen bewußt": das „es" ist hier der Genetiv = dessen). Es zu mehren, nahte 6. ein neuer Schrecken, bezeichnet durch das unbestimmte „es", das sich aus den umgebenden Schrecken loslöst und die Richtung auf den Jüngling zu nimmt. „Es" hat keinen Namen, keine Gestalt, ist aber als Ganzes so furchtbar, daß der Jüngling das Korallenriff losläßt; zu seinem Glücke war der Strudel gerade wieder im Auftriebe. So kam er wieder an die Oberfläche des Meeres, den Becher hatte er trotz seines Schreckens tapfer festgehalten.

6. Erneute Aufgabe und erhöhter Preis (Str. 23—25). Wie wirkt der Bericht des Tauchers auf die Zuhörer? Über sie, die in Str. 14 und 15 ihrer Freude so lauten Ausdruck gegeben hatten, vernehmen wir nichts. Wir können uns vorstellen, wie das Grausen über die Schrecken der Tiefe die Freude über die Rettung des kühnen Knappen zurückdrängt. Wie auf den König? Er hat — wie schon in Str. 15 — kein Wort des Dankes für die Tat und keins der Freude über die Rettung des kühnen Jünglings übrig. Nur Verwunderung über das bisher nie Gehörte lebt in ihm; geweckt ist das Begehren (vielleicht erst recht durch die Worte Str. 16, Z. 4—6), mehr von den Wundern der Tiefe zu hören; auch wirkt wohl der Stolz des Herrschers mit, daß einer seiner Knappen das geleistet hat. So stellt er die neue, schwerere Aufgabe, von des Meeres tiefunterstem Grunde (Str. 19, Z. 1 und 2) Kunde zu bringen; dem entspricht der kostbarere Preis. Wie beurteilst du den Preis im Verhältnis zu den Gefahren eines Versuchs? Wie stellst du dir die Mienen des Jünglings bei der Aufforderung des Königs vor? Warum antwortet er nicht? Die Königstochter, die bisher sich zurückgehalten und geschwiegen hat, wendet sich jetzt mit einer Bitte an ihren Vater. Das Verhalten ihres Vaters erscheint ihr als grausames Spiel; sie hat Mitleid mit dem blühenden Leben des kühnen Jünglings, der dem Tode kaum entronnen ist; vielleicht mischt sich — ihr noch unbewußt — Liebe ein. Was erreicht sie durch ihre Bitte? Das Gegenteil von dem, was sie erreichen wollte: der eigensinnige König erkennt in seiner Tochter ein neues, starkes Mittel, den Jüngling zu einem neuen Versuche anzuspornen; er setzt sie selbst als Preis aus und rechnet kaltblütig, daß dieser Preis seine Wirkung auf den Jüngling nicht verfehlen werde — daher der schnelle Entschluß, mit dem er den Becher in den Strudel schleudert.

7. Fruchtloses Wagnis (Str. 26 und 27). Wie nimmt der Jüngling diese Ankündigung des Königs auf? Wie die Königstochter? Die Macht der Liebe überwältigt alle Erfahrungen, alle Bedenken und den Entschluß des Jünglings. Die Königstochter erkennt an dem Blitzen des Auges seine Absicht, wird sich ihrer Liebe zu ihm bewußt (sie errötet) und zugleich der Todesgefahr, in die er sich stürzen will (sie erbleicht und fällt in Ohnmacht nieder). Der Jüngling seinerseits erkennt an diesen Anzeichen, daß

er wieder geliebt wird, und wird dadurch in seinem Entschlusse noch mehr bestärkt. Str. 27 schildert das ewige Doppelspiel des Strudels und das unermüdliche Suchen der Königstochter (nur sie kann in Z. 2 „Da bückt sich's hinunter" gemeint sein), die mitleidlose Natur und das liebevolle Menschenherz nebeneinander in ergreifender Weise. Den Beschluß bildet eine Zeile, die schon in ihrem schwer und müde einherschreitenden Rhythmus (– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑) die Hoffnungslosigkeit des Wartens malt. Was betrauern wir in dem Jüngling? Den Untergang eines jungen, blühenden Menschenlebens voll Edelsinn, Wagemut, Entschlossenheit, Bescheidenheit.

IV. Der Grundgedanke der Dichtung und die handelnden Personen. 1. Grundgedanke. Wie alle Schillerschen Balladen bringt auch „Der Taucher" einen bestimmten Gedanken zum Ausdruck (Str. 16):

„. . . Der Mensch versuche die Götter nicht
und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

Also lädt der, der diese von Gott gezogenen Schranken in Neugier, Trotz oder Verwegenheit durchbrechen will, eine schwere Schuld auf sich.

2. Die handelnden Personen. a) Der König ist ein selbstsüchtiger, hartherziger und eigensinniger Mensch. Das Leben seiner Ritter und Knappen setzt er in einer augenblicklichen Herrscherlaune aufs Spiel, um ihren Mut an einer Aufgabe ohne praktischen oder sittlichen Zweck zu erproben. Was er über die Wunder der Tiefe hört, weckt seine Neugierde; die zahlreichen Gefahren, aus denen der Taucher sein Leben nur wie durch ein Wunder gerettet hat, kümmern ihn nicht; die Warnung, die dieser in Str. 16 ausgesprochen hat, reizt ihn noch eher zum Widerspruche und Entgegenhandeln. So versucht er den Jüngling zum zweitenmal, indem er einen unerhört köstlichen Preis aussetzt, und schickt ihn unbedenklich in den offenbaren Tod: ja, er opfert sogar das Lebensglück der eigenen Tochter, um seinen Willen durchzusetzen. Das ist seine Schuld. Wie büßt er sie? Werden der Tod des Jünglings und das Leid der Tochter sein Gewissen beschweren? Nach der Anlage seines Charakters, wie er in der Dichtung hervortritt, darf man das nicht erwarten; eher könnte man noch annehmen, daß die ungestillte Neugierde das Rächeramt an ihm übernimmt. Der Dichter selbst sagt hierüber nichts aus.

b) Der Knappe ist an Leib und Seele eine Edelgestalt: sein Auftreten bescheiden und doch sicher, sein Herz fromm und demütig, sein Mut wagelustig, aber nicht verwegen, sein Ehrgefühl zart, aber nicht krankhaft (er drängt sich nicht vor, sondern wartet, bis alle andern die Mutprobe abgelehnt haben), seine Kraft und Ausdauer groß und zäh, seine Geistesgegenwart und Entschlossenheit bewunderungswürdig, sein Bericht schlicht und ohne Ruhmredigkeit. Es ist ihm geglückt, was bisher keinem gelang, einen Zipfel der Hülle zu lüften, die Gott über die Geheimnisse der Tiefe gebreitet hat. Das Grauen vor den Ungeheuern drunten, das noch in seinem Herzen lebt, die Frömmigkeit, die ihn zum Gehorsam gegen Gottes Gesetz mahnt, die vernünftige Erkenntnis, die ihn warnt, Gott ein zweites Mal

zu versuchen --- alles drängt ihn zu dem Entschlusse, der zweiten Aufforderung des Königs ein Nein entgegenzusetzen. Da stellt ihm der König die Tochter als Preis in Aussicht. Die Liebe zu ihr, die Anzeichen ihrer Liebe zu ihm überwältigen im Sturm alle entgegenstehenden Gedanken, Gefühle und Entschlüsse. Zum zweitenmal stürzt er sich in den Strudel. So wird er schuldig, büßt aber seine Schuld durch den Tod. Noch im Untergange fesselt er die Teilnahme aller Herzen.

c) In der Mitte zwischen dem König und dem Knappen steht die liebliche Königstochter. Im ersten Teil der Dichtung wird sie nicht erwähnt. Auf einen Wink ihres Vaters reicht sie schweigend dem Knappen den Willkomm- und Siegestrunk. Ihr Schweigen bricht sie mit beredten Worten, um ihren Vater von der Fortsetzung des „grausamen Spiels" abzuhalten und das Leben des tapferen Jünglings zu bewahren. Jetzt verheißt sie ihr Vater dem Jüngling zur Gattin; in ihrer Herzensangst gibt sie ihre Liebe kund; von dem Sturm der Gefühle und Gedanken überwältigt, sinkt sie ohnmächtig nieder und vermag nicht den Jüngling vor dem letzten, verderblichen Entschlusse zu bewahren: so wird sie schuldlos mitschuldig an dem Tode des edlen Jünglings. Ungestillte Sehnsucht nach dem Geliebten und vergebliches Warten verbleiben ihr Teil für das weitere Leben.

V. Des Dichters Quelle und Kunst.

1. Seine Quelle. Raumer erzählt in seiner „Geschichte der Hohenstaufen" auf Grund von allerlei alten Berichten folgendes von einem überaus geschickten Taucher: „Nicola (auch nur Cola genannt), ein Sizilianer, war so gern im Wasser, daß ihm seine darüber zornige Mutter anwünschte, er möge nur dort Vergnügen finden und auf dem Lande nicht mehr ausdauern können. Auch geschah dies in immer steigendem Maße, er erhielt den Namen Fisch, und Kaiser Friedrich II. hörte von seinen Erzählungen über Meerestiefen. Um die Wahrheit derselben zu prüfen und noch mehr zu erfahren, warf Friedrich vom Leuchtturm in Messina einen silbernen Becher hinab, und Nicola brachte ihn glücklich aus dem Meeresgrunde zurück. Aber Felsspitzen, Korallenriffe, Strudel und Meeresungeheuer hatten ihn so erschreckt, daß er keinen zweiten Versuch machen wollte, bis der Reiz einer doppelten Belohnung seine Furcht überwog. Allein er wurde nicht wieder gesehen, und der dies erzählende Bettelmönch fügt hinzu: Solcher Neuigkeiten, Abergläubigkeiten, Wißbegierigkeiten, Verkehrtheiten und Mißbräuchlichkeiten habe der Kaiser noch mehr gehabt."

Der Jesuit Athanasius Kircher († 1680 in Rom) erzählt in seinem Werke „Die unterirdische Welt" bei dem Kapitel „Unebenheit des Meeresbodens" die Sage „nach Mitteilungen aus den königlichen Akten" folgendermaßen:

„Es war zu der Zeit in Sizilien ein sehr berühmter Taucher namens Nikolaus, den man gewöhnlich wegen seiner Gewandtheit im Schwimmen Pesce Cola, d. h. Nikolaus den Fisch, benannte. Als einmal der König nach Messina kam und allerlei Staunenswertes über diesen Taucher hörte, wünschte er voll Neugierde, ihn zu sehen. Man führte ihn vor, nachdem man ihn lange zu

Wasser und zu Lande gesucht hatte. Nun hatte aber auch der König viel von der Charybdis gehört: und da sich jetzt eine so schöne Gelegenheit darbot, beschloß er, das Innere derselben durch Nikolas erforschen zu lassen. Er befahl ihm also, sich in den Strudel hinabzulassen. Weil aber Nikolas die nur ihm bekannten Gefahren hervorhob, ließ der König, um ihn zum Wagnis zu ermutigen, eine goldene Schale hineinwerfen, mit dem Versprechen, sie ihm zu schenken, wenn er sie wieder heraufbrächte. Durch das Gold gereizt, stürzte sich Nikolas sogleich in den Strudel hinein. Fast drei Viertelstunden blieb er in demselben, und während dieser Zeit harrten der König und alle Umstehenden seiner mit großer Spannung. Endlich ward er mit ungeheurer Gewalt aus den Meerestiefen wieder emporgeworfen. Er hielt die Schale triumphierend in die Höhe und wurde in den Palast des Königs geführt. Von der übermäßigen Anstrengung entkräftet, ward er erst durch ein reichliches Mahl erquickt, trat dann vor den König und redete so zu ihm: „Gnädigster König, ich habe deinen Befehl vollzogen. Hätte ich aber vorher gewußt, was ich nun weiß, ich würde nimmermehr, und hättest du mir auch dein halbes Königreich geboten, deinem Befehle gehorcht haben. Ich hielt es für Verwegenheit, dem Gebote des Königs nicht zu folgen, und beging nur eine um so größere." — Als nun der König zu wissen begehrte, warum er von Verwegenheit spräche, antwortete er: „Wisse, o König, vier Dinge gibt es, welche diese Stelle, ich sage nicht, Tauchern wie mir, sondern selbst den Fischen unzugänglich und schrecklich machen. Erstens das Getöse des aus den innersten Meeresklüften heraufbrausenden Stromes, dem schwerlich ein Mensch, selbst der stärkste nicht, zu widerstehen vermag, und dem auch ich nicht gewachsen war, weswegen ich durch Seitenklüfte in die Tiefe dringen mußte. Zweitens die unzähligen, rings entgegenstarrenden Klippen, deren Fuß ich nur mit der größten Gefahr, mein Leben oder wenigstens meine Haut einzubüßen, erreichte. Drittens das Tosen der unterirdischen Gewässer, die mit gewaltigem Ungestüm aus den innersten Schluchten der Felsen hervorstürzen und durch entgegengesetzte Strömungen so schreckliche Wirbel erzeugen, daß die Furcht allein schon den Menschen betäuben und töten könnte. Viertens das Gewimmel der ungeheuern Polypen, die, an den Klippenwänden hängend, mich mit Entsetzen erfüllten. Ich sah einen, dessen Rumpf allein größer als ein Mensch war; seine Fangarme waren wohl zehn Fuß lang, und hätte er mich damit gefaßt, die bloße Umschlingung würde mich getötet haben. In den benachbarten Felsgrotten wimmelten Fische von ungeheurer Größe, Hunde, gewöhnlich Fischhunde genannt. Ihr Rachen ist mit drei Reihen Zähnen besetzt, in ihrer Größe kommen sie den Walfischen nahe. Wen sie einmal mit ihren Zähnen gefaßt haben, um den ist's geschehen; kein Schwert, keine Nadel ist so scharf als das Gebiß dieser Seeungeheuer, mit dem sie alles zermalmen." — Als er dies alles erzählt hatte, fragte man ihn, wie er denn die Schale hätte auffinden können. Er antwortete, der mächtigen Strömungen und Gegenströmungen wegen sei die Schale nicht senkrecht hinabgesunken, sondern wie er selbst durch die Gewalt der Wogen seitwärts verschlagen worden, wo er sie in einer Felsenhöhlung gefunden habe. Wäre sie bis auf den Grund gesunken, so hätte er bei dem Sieden der Gewässer und dem Toben der Wirbel keine Hoffnung gehabt, sie wiederzufinden, denn die Strudel, welche die unterirdischen Fluten jetzt einschlürften und jetzt wieder ausspieen, hätten so gewaltig getobt, daß keine Kraft ihnen zu widerstehen vermochte. Zudem sei das Meer so tief, daß es für die Augen eine fast kimmerische (ewige, undurchdringliche) Finsternis darbiete. Auf die Frage, ob er Mut genug habe, den Grund der Charybdis noch einmal zu untersuchen, erwiderte er: „Nein!" Dennoch überwältigte ihn auch diesmal wieder ein Beutel voll Gold nebst einer in den Strudel geworfenen kostbaren Schale. Von Habgier verlockt, stürzte er sich abermals hinein, kam aber nicht mehr zum Vorschein.

Bei einer Vergleichung dieser Erzählung mit der Schillerschen Ballade erkennt man ohne Mühe die vielen gleichen und ähnlichen Züge und mutmaßt darin des Dichters Quelle. Und doch zeigt ein Brief Schillers an

Goethe, daß er diese Quelle nicht gekannt hat. Er schreibt unterm 7. August 1797: „Aus Herders Briefe erfahre ich, daß ich in dem Taucher einen gewissen Nikolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe. Kennen Sie etwa den Nikolaus Pesce, mit dem ich da so unvermutet in Konkurrenz gesetzt werde?"

Entweder hat Schiller den alten Sagenstoff — ohne den Namen des Tauchers — von andern gehört oder ihn in einer Novelle verarbeitet gefunden. Schiller vollendete seine herrliche Ballade am 14. Juni 1797.

2. Des Dichters Kunst. a) Welche Änderungen weist die Dichtung im Vergleich mit der Erzählung Kirchers auf? Wie sind sie begründet? — Die prosaischen Tatsachen der Erzählung sind in eine ideale Höhe gerückt. Nicht ein Taucher von Beruf, sondern ein ritterlicher Jüngling ringt um den Preis. Nicht Habsucht, sondern ritterlicher Mut und Liebe treiben ihn zu dem Wagnis. Nicht die Neugier, sondern die Teilnahme der Herzen begleiten ihn. Nicht ein mißglücktes Wagnis, sondern den Untergang eines edlen, hoffnungsvollen Lebens beklagt man.

Dem Könige, seiner Tochter und dem Taucher gibt der Dichter keinen Namen. Das Land, in dem die Szene sich abspielt, wird nicht genannt. Der Name Charybde bezeichnet einen Meeresstrudel im allgemeinen. Auch die Zeit der Handlung ist nicht festgelegt; die Bezeichnungen „Ritter" und „Knappe" können auf das Mittelalter hindeuten. So spielen Raum und Zeit beim Dichter keine Rolle. Ihm kommt es nur auf die Idee der Handlung an, und die Personen sind nicht als Individualitäten gezeichnet, sie sind nur Träger der Idee.

b) Die einzelnen Glieder, wie wir sie bisher unterschieden haben (III 1–7), lassen sich zu drei größeren Ganzen zusammenfassen: 1. Str. 1—11, Z. 4; 2. Str. 11, Z. 5 bis Str. 22; 3. Str. 23—27. So erhalten wir drei Akte, von denen jeder für sich abgeschlossen ist, die aber doch in Verbindung miteinander stehen. Der erste Akt endigt — nach dem Gedankenaustausche der Zuschauer — mit dem scheinbar sicheren Tode des Tauchers. — Z. 5 und 6 in Str. 11 leiten zu einem neuen Ausbruche des Strudels über, eine neue Spannung tritt ein (Str. 13), löst sich aber schnell: der Jüngling ist gerettet und hat sogar den Becher (Str. 14, 15). Nun erhebt sich die neue Spannung: Wie ist es ihm gelungen, sich zu retten und den Becher wiederzugewinnen? Was hat er gesehen? Der Bericht des Jünglings löst die Spannung (Str. 16—22); der Beschluß des Berichtes (Str. 22, Z. 6) kehrt zum Eingange dieses zweiten Aktes (Str. 13) zurück. — Nach dem, was der Jüngling in Str. 16 gesagt hat, erwarten die Zuschauer nichts Neues. Da erregt der König durch seine neue Forderung und sein erhöhtes Preisangebot (Str. 23) neue Spannung, sie steigert sich durch die Einmischung der Königstochter und die Grausamkeit des Vaters, sie als Preis auszusetzen, erreicht ihren Höhepunkt in der Erkenntnis der gegenseitigen Liebe und dem Entschlusse des Jünglings, das Wagnis auf Tod und Leben zu unternehmen, und findet seine Lösung in der trostlosen Schlußzeile der Ballade. So erhalten wir ein Drama in drei abgeschlossenen Akten.

c) Von wunderbarer Kraft und Schönheit ist die Naturschilderung. Welche

Phantasie, welch feine Beobachtung, welche Herrschaft über die Sprache, welch genaue Kenntnis aller Kunstmittel und welch hinreißende Gewalt des Redestroms offenbart sich darin! Und woher nahm der Dichter die Bilder und Farben zu dem großartigen Gemälde der Charybdis? Goethe schrieb an Schiller aus der Schweiz (25. Sept. 1797): „Bald hätte ich vergessen, daß der Vers: „Es wallet und siedet und brauset und zischt" sich bei dem Rheinfall trefflich legitimiert hat. Es war mir sehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuern Erscheinung in sich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in seinen Teilen und im Ganzen, wie es sich darstellt, zu erfassen gesucht und die Betrachtungen, die man dabei macht, so wie die Ideen, die es erregt, abgesondert bemerkt. Sie werden dereinst sehen, wie sich jene wenigen dichterischen Zeilen gleichsam wie ein Faden durch dieses Labyrinth durchschlingen." Und Schiller antwortete am 6. Okt. 1797: „Es freut mich nicht wenig, daß nach Ihrer Beobachtung meine Beschreibung des Strudels mit dem Phänomen übereinstimmt. Ich habe diese Natur nirgends anders als etwa bei einer Mühle studieren können, aber weil ich Homers Beschreibung von der Charybde genau studierte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten." Die Verse Homers, auf die Schiller hier anspielt, finden sich in der Odyssee, Gesang XII, V. 234–243 (Übersetzung von Ehrenthal):

Angstvoll fuhren wir jetzo hinein in den schrecklichen Engpaß:
denn hier drohete Skylla und dorten die grause Charybdis,
fürchterlich jetzt einschlürfend das salzige Wasser des Meeres.
Wenn sie die Woge ausbrach, alsdann wie ein siedender Kessel
gärte sie ganz aufbrodelnd in trübem Gewühl, und emporflog
dampfender Gischt, bis zum Gipfel die Felshöhn beide bespritzend.
Wenn sie darauf einschlürfte das salzige Wasser des Meeres,
wühlte sie ganz in sich selber sich wirbelnd hinab; um die Felswand
scholl ihr grauses Gebrüll, und tief aufblickte der Abgrund,
schwarz von Schlamm. Da packte die Freunde bleiches Entsetzen.

Wilhelm von Humboldt aber bemerkt: „Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkürlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; und doch lag auch dieser Schilderung keine eigene Anschauung zugrunde. Aber was Schiller durch eigene Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm nachher auch das anschaulich machte, was ihm bloß fremde Lektüre zuführte."

Geheimnisvoll und mächtig schreitet durch die Ballade ein unbestimmtes Etwas, das vielgenannte Es, das Schicksal in Gestalt einer ungeheuren Naturkraft. Es ist gleichzeitig ein fortwährender Reiz zum Kampf und zum Vorwärtsdrängen in unbekannte Gebiete wie eine dunkle Schranke menschlichen Wünschens und Wagens, eine unwiderstehliche Herausforderung und eine unerbittliche Korrektur und eine Rächerin jeder Grenzüberschreitung. Hinein in den dunkeln Schlund lockt es den Wunsch und die Wißbegier, heraus droht es mit allen Schrecken. Es heult und weilt unten und hält in atemloser Spannung oben. Es zieht die Schiffe zerschmettert in die Tiefe und spült den Jüngling gerettet ans Licht. Es gähnt fürchterlich in der Tiefe und grüßt freundlich in der Höhe. Es reißt den Jüngling hinab, rettet

ihn aber am Korallenriff. Es schläft bergetief in purpurner Finsternis, regt aber tausend Gelenke in buntem Durcheinander. Es kriecht heran – es führt ihn hinauf. Es reizet den König noch stärker; es rührt das Herz der Tochter und macht ihren Mund beredt. Es ergreift den Jüngling mit Himmelsgewalt, es treibt ihn ins Verderben. Es grüßt aus der Tiefe herauf und spiegelt Bilder der Hoffnung ab; es nagt als Schmerz am Herzen der Königstochter.

Alle Kunstmittel der Sprache hat der Dichter benutzt, um den Vortrag der Dichtung möglichst eindrucksvoll zu gestalten. Lautmalerei (das i Str. 6, Z. 3; **eu** und **äu** Str. 20; **u** Str. 19, Z. 2); Häufung von Bindewörtern – Polysyndese, Str. 6, 9, 12, 13; Asyndeton Str. 22, 27; kennzeichnende Beiwörter, z. B. der schwarze Mund, der zagende Chor, der dampfende Gischt; bezeichnende Genetive, z. B. des Felsen Haug, des Donners Getose; poetische Zusammensetzungen wie Höllenraum, Himmelsgewalt, Doppelstrom; Alliteration, z. B. Str. 9; Steigerung (Klimax) Str. 13, 14, 25, 26; Gegensätze wie: sanft und keck, Wasser mengt sich mit Feuer, schwarz aus dem weißen Schaum; eigenartige Bilder: der schwarze Mund, der finstere Schoß, ein Meer will das andere gebären, ein gähnender Spalt u. a. m.

Als rhythmisches Kleid der Dichtung hat Schiller eine sechszeilige Strophe gewählt, in der V. 1 und 3—6 vierhebig sind, V. 2 aber dreihebig. Den Auftakt und die Senkungen behandelt er ganz frei und gestaltet sie je nach dem, was er ausdrücken will, bald ein-, bald zweisilbig; in Str. 3, Z. 3 und Str. 7, 3 fehlt der Auftakt ganz, in der Schlußzeile eine Senkung (siehe unter III 7). Der Versschluß ist in Z. 1—4 stumpf, in den beiden letzten Zeilen klingend: so schließt die Strophe volltönend ab; häufig fassen die beiden Verse auch den Gedankengehalt der Strophe zusammen oder bringen einen wichtigen Fortschritt der Handlung.

VI. **Verwertung.** 1. Einen verwandten Gedanken behandelt Schiller in dem „Verschleierten Bild zu Sais".

2. Zeichne Bilder a) nach Str. 1—5, b) Str. 14 und 15, c) Str. 23 und 24, d) Str. 27!

Fr. P. (Dr. P.)

58. Der Graf von Habsburg. (1803.)

Friedrich v. Schillers Werke, hrsg. von Heinr. Kurz. Leipzig. Bibliogr. Institut. I, S. 475.

1. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
im altertümlichen Saale,
saß König Rudolfs heilige Macht
beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
und alle die Wähler, die sieben,
wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
die Würde des Amtes zu üben.

2. Und rings erfüllte den hohen Balkon
das Volk in freud'gem Gedränge;
laut mischte sich in der Posaune Ton
das jauchzende Rufen der Menge;
denn geendigt nach langem, verderblichem Streit
war die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
des Mächtigen Beute zu werden.

3. Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
mein königlich Herz zu entzücken;
doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
der mit süßem Klang mir bewege die Brust
und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
und was ich als Ritter gepflegt und getan,
nicht will ich's als Kaiser entbehren."

4. Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
trat der Sänger im langen Talare:
ihm glänzte die Locke silberweiß,
gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
der Sänger singt von der Minne Sold,
er preiset das Höchste, das Beste,
was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
doch sage, was ist des Kaisers wert
an seinem herrlichsten Feste?"

5. „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
der Herrscher mit lächelndem Munde:
„er steht in des größeren Herren Pflicht,
er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
so des Sängers Lied aus dem Innern schallt
und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
die im Herzen wunderbar schliefen."

6. Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
den flüchtigen Gemsbock zu jagen;
ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
und als er auf seinem stattlichen Roß
in eine Au' kommt geritten,
ein Glöcklein hört er erklingen fern,
ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
voran kam der Mesner geschritten.

7. Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
das Haupt mit Demut entblößet,
zu verehren mit gläubigem Christensinn,
was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
das hemmte der Wanderer Tritte:
und beiseit legt jener das Sakrament,
von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
damit er das Bächlein durchschritte.

8. „„Was schaffst du?"" redet der Graf ihn an,
der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
der nach der Himmelskost schmachtet;
und da ich mich nahe des Baches Steg,
da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
so will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
durchwaten mit nackenden Füßen."

9. Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
und reicht ihm die prächtigen Zäume,
daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
und die heilige Pflicht nicht versäume:
und er selber auf seines Knappen Tier
vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
bescheiden am Zügel geführet."

10. „„Nicht wolle das Gott!"" rief mit Demutsinn
der Graf, „„daß zum Streiten und Jagen
das Roß ich beschreite fürderhin,
das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
so bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
von dem ich Ehre und irdisches Gut
zu Lehen trage und Leib und Blut
und Seele und Atem und Leben.""

11. „So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
der das Flehen der Schwachen erhöret,
zu Ehren euch bringen hier und dort,
so wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
durch ritterlich Walten im Schweizerland,
euch blühen sechs liebliche Töchter;
so mögen sie," rief er begeistert aus,
„sechs Kronen euch bringen in euer Haus
und glänzen die spätesten Geschlechter!"

12. Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
als dächt' er vergangener Zeiten.
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
da ergreift ihn der Worte Bedeuten
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
in des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
und erkannte den Grafen, der das getan,
und verehrte das göttliche Walten.

I. **Einführung in Stoff und Stimmung** und dann **Vortrag.** Nach dem Tode des hohenstaufischen Kaisers Konrad IV. brach eine traurige Zeit für Deutschland an. Man nennt sie das große Interregnum oder Zwischenreich (1254—1273). Die deutsche Krone hatte allen Glanz und Reiz verloren, so daß die verschiedenen Parteien sie drei auswärtigen Fürsten — Wilhelm von Holland, Richard von Cornwallis und Alfons dem Weisen von Kastilien — anboten. Aber keiner dieser Schattenkaiser kam zu Macht und Ansehen, so daß in Wahrheit Deutschland kaiserlos und ohne einen höchsten Richter war. Es war eine schreckliche Zeit, in der die Gesetze mit Füßen getreten und alle Ordnungen aufgelöst wurden. Gewalt ging überall vor Recht. Der Schrecken regierte und machte die Schwachen zur leichten Beute der Stärkeren. Niemand war seines Lebens und Gutes sicher. Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen gänzlich danieder. Dagegen blühte das Raubrittertum und das Faustrecht. Die Fürsten und Herren rauften sich in endlosen Fehden. Wer die stärkste Faust hatte, den eisernen Speer am kräftigsten schleuderte, der behielt recht, schaltete und waltete nun als Herr. Von ihren sichern Burgen, die wie Pilze auf allen Anhöhen an den Landstraßen aus der Erde aufschossen, raubten die Ritter den schwachen Landleuten und den friedlichen Kaufleuten, was zu rauben war. Sie schwangen sich als echte Ritter vom Stegreif in den Steigbügel, sobald der Knecht auf dem Wartturm das Zeichen gegeben, daß Reisende oder Warenzüge nahten, überfielen die Wagen, verjagten oder erschlugen die Begleitmannschaften, raubten die Waren und erpreßten von den Gefangenen ein Lösegeld. Ganz Deutschland war die traurigen Zustände dieser kaiserlosen, schrecklichen Zeit müde und wünschte einen kräftigen Regenten an die Spitze. Da traten endlich die Kur- oder Wahlfürsten zur Königswahl zusammen. Nach einem allmählich entstandenen Herkommen waren es ihrer sieben, gleich den (damals nur bekannten) sieben Planeten, die als strahlender Chor geschäftig die Sonne umkreisten, und gleich dem siebenarmigen Leuchter im Tempel zu Jerusalem. Durch die Goldene Bulle setzte Karl IV. 1356 fest, daß die drei geistlichen Fürsten (Erzbischöfe) von Mainz, Trier und Köln und die vier weltlichen von Böhmen, der Pfalz, Sachsen-Wittenberg und Brandenburg den Kaiser küren oder wählen sollten.

Als die Kurfürsten 1273 in Frankfurt zur Königswahl zusammen-

traten, da suchten sie nach einem Manne, der nicht allzu begütert und mächtig, aber doch durch Tatkraft und Weisheit imstande sein sollte, die Ordnung wiederherzustellen. Der Erzbischof Werner von Mainz wußte die Wahl auf den Schweizer Grafen Rudolf von Habsburg zu lenken. Derselbe hatte ihn einst auf einer Reise nach Rom durch die Alpen geleitet und ihm gar wohl gefallen. Auch wird von dem Schweizer Chronisten Tschudi erzählt, daß der Kaplan des Mainzer Kurfürsten, dem Rudolf einst einen frommen Dienst erwiesen, nicht wenig dazu beigetragen habe, die Gedanken der Kurfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten. Rudolfs Wahl zum deutschen Könige erfolgte am 29. September 1273 zu Frankfurt und seine feierliche Krönung am 24. Oktober im Münster zu Aachen. (Die Kaiserkrone hat er sich nie in Rom geholt.) Wie nun ein Sänger dem Krönungsmahle durch sein Lied die rechte Weihe gab, stellt uns Schiller in seiner Ballade „Der Graf von Habsburg" dar.

II. **Vertiefende Besprechung.** A. Sprachliche und sonstige Erläuterungen. Str. 1: In seiner Kaiserpracht = im Purpurmantel mit Zepter, Krone und den übrigen Reichskleinoden. — König Rudolfs heilige, d. h. von Gott erhöhte, Macht: in homerischer Ausdrucksweise für „des Königs Majestät". — Die Kurfürsten versahen die Erzämter. Der Pfalzgraf bei Rhein war Truchseß (von truht = Schar, also „derjenige, der mit dem Gefolge sitzt, der Vorsitzer des Gefolges, der auch für die Verpflegung zu sorgen hatte und ihm Plätze bei der Tafel anweist). Der König von Böhmen hatte als Erzschenk den Wein einzugießen. (Bei Rudolfs Krönung fehlte König Ottokar von Böhmen, der sich selbst auf die deutsche Kaiserkrone Hoffnung gemacht hatte; Schiller verschweigt diesen Mangel, um keinen Mißton in die Harmonie des Festes zu bringen.) Der Herzog von Sachsen brachte als Erzmarschall (mhd. marschalc von ahd. marah = Pferd [heute Mähre] und Schalk = Knecht, also ursprünglich Pferdeknecht, später „Aufseher über das Gesinde bei Reisen und Heerzügen") die Rosse unter und füllte ein goldenes Maß mit Hafer. — Str. 2. Unter dem hohen Balkon (dem Worte liegt unser „Balken" zugrunde, das in ahd. Form ins Italienische als balcone eindrang und von dort über das Französische — balcon — ins Deutsche zurückkehrte) versteht der Dichter die Galerie, die um den Festsaal herumläuft. — Str. 3. Der Pokal (aus ital. boccale = Becher) ist ein großes, feines Trinkgeschirr. — Str. 4. Talar = ein bis zu den Knöcheln reichendes Amts- oder Festkleid. — Der Minne Sold = der Liebe Lohn. — Str. 6. Weidwerk (Weide = das Suchen nach Nahrung, im besonderen auf die Jagd bezogen, daher Weidmann = Jäger, Weidwerk = Jägerei, Jagd. Übrigens wird die Gemsenjagd nicht zu Pferde betrieben. Au = Land am Wasser, wasserdurchflossenes, daher fruchtbares Land. — Der Leib des Herrn = die geweihte Hostie, in Str. 7 Sakrament genannt; sie ruht in der Monstranz (von einem lat. Worte monstrare = zeigen). — Der Mesner (von dem neulat. mansionarius = Haushüter) unterstützt bei der Messe den opfernden Priester; hier geht er dem Priester mit dem Glöcklein voran, um die Begegnenden auf das Nahen der Hostie aufmerksam zu machen. — Str. 8. Himmelskost ist die

Hostie, die dem Sterbenden als heilige Wegzehrung gereicht wird. – Str. 9. Der Graf vergnüget des Jagens Begier: das Wort kommt hervon genug; er macht es so, daß die Begier nach Jagd Genüge empfindet, er befriedigt seine Jagdlust. Der Priester hatte ohne Widerrede das Pferd des Grafen bestiegen, weil er im Dienste Gottes tätig war. Als dieser Dienst beendet war, verzichtete er bescheiden darauf, das Pferd dem Grafen reitend zuzuführen. — Str. 10. Demutsinn = Sinn, der der Demut oder dem Demütigen eignet (mhd. diemüete = das Gemüt, den Sinn eines Dienenden, eines Knechtes habend; diese ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist so weit verloren gegangen, daß es hier wieder mit „Sinn" verbunden werden konnte). — Z. 4: Christus als wahrhaftiger Gott und eins mit dem Vater, im Sakrament leibhaftig gegenwärtig, wird Schöpfer genannt (Kol. 1, 16). — Lehen, Lehn (von leihen) = das, was einem zum Gebrauche geliehen ist. Die Überlassung des Pferdes ist nur ein geringer Dank gegenüber der Fülle dessen, was Gott ihm gegeben hat; diese Fülle wird in der Aufzählung durch das wiederkehrende „und" verstärkt ausgedrückt. Die Bezeichnung Lehen entspricht der mittelalterlichen Anschauungs- und Ausdrucksweise eines Ritters. – Zu Str. 11, Z. 1—4 vgl. 1. Sam. 2, 30: „Wer mich ehret, den will ich auch ehren", und Ps. 18, 2: „Herr, mein Gott, mein Hort, auf den ich traue"; Hort ist „das, worauf man seinen Trost, seine Hoffnung setzt". — Z. 7—11: Gott möge walten, daß euere sechs lieblichen Töchter Fürsten, die die Krone tragen, als Gatten euch zuführen, und daß ihre spätesten Nachkommen in Glanz dastehen! (Wie Rudolf auf den deutschen Königsthron berufen wurde, so heirateten seine sechs Töchter in der Folge wirklich gekrönte Fürsten und wurden die Stammütter von Fürstengeschlechtern. Von den glücklichen Heiraten im Hause Habsburg erzählt auch der Vers: Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube — Kriege mögen andere führen; du, glückliches Östreich, heirate—!)

B. Gliederung und Gedankengang. 1. Str. 1 und 2: Das Königsmahl. Ort und Zeit des Königsmahles? Wer steht im Mittelpunkte des Festes? Wer bildet den ersten engeren Kreis um ihn? Wer den weiteren Kreis? In welcher Stimmung befindet sich das Volk? Es lebt seiner Freude über die Gegenwart und ist voller Zuversicht für die Zukunft; den dunkeln Hintergrund, von dem sich diese Festfreude um so kräftiger abhebt, bildet das Unheil der Vergangenheit. Welche Aufgabe hat der Richter? Er muß Recht und Unrecht sehen, Unrecht von dem Schwachen und Friedlichen abwehren und darf nicht dulden, daß jeder, dem es beliebt, zur Waffe greift. — Wir nehmen an der Festfreude teil, ahnen aber noch nicht, welchem Ziele der Dichter zustrebt. Da wird unsere Spannung durch die Frage des Kaisers nach dem Sänger erregt. – 2. Str. 3–5: Der Kaiser und der Sänger. Warum vermißt der Kaiser den Sänger? 1. Zum äußern Glanze und Genusse des Mahles gehört die innere Erhebung durch den Inhalt und die Melodie eines Liedes. 2. So ist es des Kaisers Gewohnheit bisher immer gewesen. (Die Geschichte weiß zu berichten, daß die Sänger oft unbegabt von dem Hofe des sparsamen Rudolf gingen und sich über seine Kargheit beklagten. Das Auftreten des Sängers mußte aber begründet und Rudolf

auch nach dieser Seite hin in ein günstiges Licht gestellt werden.) Welche Aufgabe weist der Sänger dem Gesange (der Dichtkunst) zu? Lobpreis der Liebe und der edelsten Güter, die das Herz sich wünschen kann. Unsere Spannung wird jetzt erregt durch seine Frage: „Was soll ich nun an dem heutigen Festtage singen?" – und durch die weitere Frage: „Welche Antwort wird der Kaiser darauf geben?" Warum lehnt es der Kaiser ab, dem Sänger eine Aufgabe zu stellen? Der Sänger (Dichter) ist ein Bote Gottes, der größer ist als ein irdischer Kaiser; sein Gesang richtet sich nach dem Gebote der Stunde, nach dem, was die Zeit jeweils fordert – ist also Gelegenheitsdichtung im besten Sinne und muß deshalb, wenn er aus dem Innersten kommen soll, von dem Gebote eines anderen Menschen frei sein; dann wird er die „dunkeln Gefühle" und Gedanken, also das, was nur dunkel geahnt und gefühlt im Herzen der Zuhörer lebte, zur Klarheit führen und zur Überzeugung werden lassen. Wie stellt sich der Kaiser in dieser Antwort dar? Er beweist Demut vor Gott und göttlichen Gaben und tiefes Verständnis für die Herkunft und Aufgabe der Dichtkunst. – Wovon wird nun der Sänger „an dem herrlichsten Feste" des Kaisers singen? – 3. Str. 6 bis 11: Der Sang vom frommen Grafen. Ort der Handlung: Hochtal im Gebirge, Wiese, die von einem Bache durchflossen ist, Reste eines Steges, der vorher über das Wasser führte. Personen: 1. ein edler Graf hoch zu Roß mit seinem gleichfalls berittenen Knappen beim Jagdvergnügen, 2. ein Priester, der die Monstranz trägt, mit seinem Mesner zu Fuß auf dem Wege zu einem Sterbenden; die beiden Hauptpersonen tauschen dann die Rollen: der Priester auf dem Pferde – der Graf zunächst zu Fuß. Bis hierher sind die Zuhörer dem Sänger mit Interesse gefolgt, sie nehmen Anteil an dem Verhalten des frommen Grafen; aber nun erhebt sich immer stärker die Frage der Spannung: Welche Beziehung hat diese Erzählung zu dem Krönungsfeste und zur Hauptperson des Festes, dem Kaiser Rudolf? Wie heißt dieser Graf? — 4. Str. 12: Die Wirkung des Gesanges. Wie wirkte der Gesang auf den Kaiser? Er erinnerte ihn an den Vorgang in seinem eigenen Leben, der schon weit zurücklag. Woher wußte aber der Sänger die Einzelheiten? Woher kannte er so genau den Segenswunsch des dankbaren Priesters? Dieser Gedanke veranlaßte den Kaiser, den Sänger genauer anzusehen, und nun erkannte er in dessen Zügen das Gesicht des Priesters von damals wieder: Priester und Sänger waren dieselbe Person. Er erkannte, wie wunderbar Gott die frommen Wünsche des Priesters erfüllt und ihn zur höchsten Stelle im deutschen Lande berufen hatte. Tränen der Rührung entstürzten seinen Augen; um sie vor der Umgebung zu verbergen, hüllte er sein Haupt mit dem Purpurmantel ein. — Wie verhielt sich aber seine Umgebung, Fürsten und Volk, bei und nach dem Sange? Dem einen oder anderen mochte schon eine Ahnung des Sachverhaltes gekommen sein, als der Sänger von dem mächtigen Grafen im Schweizer Lande und von den sechs Töchtern sprach. Das volle Verständnis ging ihnen auf durch das Verhalten des Kaisers. Sie brachen nicht in lauten Jubel aus und priesen auch nicht die Frömmigkeit und Demut des Kaisers, sondern „verehrten das göttliche Walten" in freudig-ernstem Schweigen.

Warum hatte der Sänger gerade diese schlichte Episode für seinen Gesang gewählt? Er wollte seinem Danke öffentlich Ausdruck geben und zugleich den Fürsten und dem Volke zeigen, daß Gott Deutschland einen wahrhaft frommen Kaiser gegeben habe, auf dem Gottes Segen offenbar ruhe; so wollte er bei seinen Zuhörern Zuversicht für die Zukunft schaffen. Zugleich erfüllte er des Kaisers Wunsch nach „göttlich erhabenen Lehren" (Str. 3) und sang von „dem Höchsten, dem Besten" (Str. 4). Und welches waren die „erhabenen Lehren", die er seinen Zuhörern gab? Erkenne das Walten Gottes in der Geschichte des einzelnen Menschen wie der Völker! „Wer mich ehrt, den will ich auch ehren." „Den Demütigen gibt Gott Gnade" (1. Petr. 5, 5). — Warum hat der Dichter seiner Romanze die Überschrift „Der Graf von Habsburg" gegeben?

C. Grundgedanken. Der Sänger (Dichter) will dem Kaiser und seiner Umgebung die Vergangenheit deuten und aus ihr auf Gottes weises und gerechtes Walten sowie auf eine bessere Zukunft hinweisen. Das ist sein gottgewollter Beruf. Um ihn ganz erfüllen zu können, braucht er Freiheit. — Schiller hat sich diese Freiheit dem Weimarer Hofe gegenüber stets gewahrt und war sich der hohen Würde seines Berufes stets bewußt. Vgl. sein Wort aus der „Jungfrau von Orleans":

Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

D. Die Persönlichkeit Rudolfs. Rudolf war geschmückt mit dem kaiserlichen Ornat, seine Person geheiligt und von den Kurfürsten geschäftig bedient, sein Amt das höchste auf Erden, seine Wahl mit allgemeinem Beifall begrüßt, sein Blick zufrieden, sein Herz beglückt. Er hält frühere Gewohnheiten in Ehren, liebt den Gesang als Weihe des Festes, urteilt treffend über das Wesen der Poesie und läßt dem Sänger volle Freiheit. Er war ein Freund der Jagd und scheute dabei auch die Gefahren im Gebirge nicht. Er verehrt mit frommem Sinn das Heiligste, hilft willig in der Not und verzichtet auf eigene Bequemlichkeit, wenn es gilt, das Heil anderer zu fördern. Demütig beugt er sich vor dem hochwürdigen Gute, bekennt sich als Lehensträger seines Heilandes, besteigt das Roß nicht wieder, das seinen Schöpfer getragen, und stellt es in den Dienst Gottes. Der Segen des Himmels macht aus dem mächtigen Grafen einen wackeren Kaiser; sein ritterliches Walten im Schweizerlande wird erweitert zu einer gesegneten Regierung im Deutschen Reiche. Seine lieblichen Töchter, die Zierden seines Hauses, werden gekrönte Fürstinnen und die Stammütter berühmter Geschlechter. Sinnend gedenkt er vergangener Zeiten; dankbar betet er das göttliche Walten an und schämt sich auch der Tränen nicht; bescheiden will er seine edle Tat vor der Menge verbergen.

III. **Des Dichters Quelle und seine Kunst.** 1. Des Dichters Quelle. Schiller hat den Stoff zu seiner Ballade der Schweizerischen Chronik

von Ägidius Tschudi († 1571) aus den Ereignissen des Jahres 1266 entnommen.

Zu der Zeit ritt Graf Rudolf von Habsburg mit seinen Dienern aufs Weidwerk zum Beizen (Falkenjagd) und Jagen, und wie er in eine Aue kam, allein mit seinem Pferde, hörte er ein Schellenklingeln. Er reitet dem Getön nach durch das Gestäude, um zu erfahren, was das wäre. Da fand er einen Priester mit dem hochwürdigen Sakrament und seinen Mesner, der ihm das Glöcklein vortrug. Da stieg Graf Rudolf von seinem Pferde, kniete nieder und tat dem hochwürdigen Gute Reverenz. Nun war es an einem Wässerlein, und der Priester stellte das hochwürdige Gut neben sich, fing an, seine Schuhe abzuziehen, und wollte durch den Bach, der groß aufgegangen war, waten, denn der Steg war durch Wachsung des Wassers zerstört. Der Graf fragte den Priester, wo aus er wollte. Der Priester antwortete: „Ich trage das heilige Sakrament zu einem Siechen, der in großer Krankheit liegt, und als ich an dies Wasser kam, war der Steg zerstört, muß also hindurchwaten, daß der Kranke nicht verkürzt wird." Da hieß Graf Rudolf den Priester mit dem hochwürdigen Sakrament auf sein Pferd sitzen und damit zum Kranken reiten und seine Sache ausrichten, damit der Kranke nicht versäumt werde. Bald kam der Diener einer zum Grafen: auf dessen Pferd setzte er sich und ritt dem Weidwerk nach.

Da nun der Priester wieder heim kam, brachte er selbst Graf Rudolfen das Pferd wieder mit großer Danksagung der Gnaden und Tugend, die er ihm erzeigt. Da sprach Graf Rudolf: „Das wolle Gott nimmer, daß ich oder einer meiner Diener mit Wissen das Pferd überschritte, das meinen Herrn und Schöpfer getragen hat. Dünkt's euch, daß ihr's mit Gott und Recht nicht haben möget, so ordnet es zum Gottesdienst. Denn ich habe es dem gegeben, von dem ich Seel, Leib, Ehr und Gut zu Lehen habe." Der Priester sprach: „Herr, nun wolle Gott Ehr und Würdigkeit hier in der Zeit und dorten ewig an euch legen." Morgens danach ritt der Graf zu dem Klösterlein Var, an der Limmat zwischen Zürich und Baden gelegen: da war eine selige Klosterfrau, die wollte er heimsuchen. Die sprach zu ihm: „Herr, ihr habt gestern Gott dem Allmächtigen eine Ehre bewiesen mit dem Roß, das ihr dem Priester zu Almosen gegeben habt. Das wird der allmächtige Gott euch und euren Nachkommen hinwieder begaben, und sollt fürwahr wissen, daß ihr und eure Nachkommen in höchste zeitliche Ehr kommen werdet."

Danach ist derselbe Priester des kurfürstlichen Erzbischofs von Mainz Kaplan geworden und hat ihm und anderen Herren von solcher Tugend, auch von Mannheit dieses Grafen Rudolf so dick angezeigt, daß sein Name im ganzen Reich ruhmwürdig und bekannt wurde, so daß er hernach zum römischen König erwählt ward.

Welche Veränderungen hat der Dichter mit diesem Stoffe vorgenommen?

2. Des Dichters Kunst. In die Mitte des Ganzen stellt er den Sang von dem frommen, demütigen Grafen: damit läßt er aus der Vergangenheit ein helles Licht auf die Person des neugewählten Königs fallen, rechtfertigt die Festfreude (Str. 2) und erweckt die Hoffnung auf eine segensreiche Zukunft. Die Festfreude läßt er bezeichnenderweise in die Verehrung des göttlichen Waltens übergehen. Einige Szenen und Ausdrücke klingen an Homer an. Zu Str. 1: König Rudolfs heilige Macht vgl. „des Telemachus heilige Stärke". Str. 3: Gleich dem Kaiser beruft der Phäakenkönig Alkinous den göttlichen Sänger Demodokus zum Festmahle, das er mit Gesang und mit dem Klange der Harfe, „der Gespielin des festlichen Mahles", schmücken soll. Str. 6 ff.: Hier wie dort verherrlicht der Sänger die edle

Tat seines Helden, der unerkannt unter den Zuhörern weilt. Str. 12: Beide Helden suchen die Tränen zu verbergen, die die Erinnerung an vergangene Zeiten ihnen entlockt. Von Odysseus heißt es dabei:

Aber Odysseus
faßte mit kräftiger Hand den purpurfarbenen Mantel,
zog ihn über das Haupt und verhüllte sein herrliches Antlitz,
daß die Phäaken nicht sähen die quellende Trän' aus den Wimpern.

Die Sprache ist reich an Bildern: die sieben Kurfürsten gleichen den Planeten. Der eiserne Speer waltet blind, d. h. die Raubritter fragen nicht danach, ob sie recht oder unrecht tun, ob die Waffen Schuldige oder Unschuldige treffen. Das silberweiße Haar ist durch die Jahre gebleicht wie die Leinwand auf der Bleiche. Die Töne schlafen in den Saiten wie Kinder in ihren Bettchen. Der Gesang gleicht in seinem geheimnisvollen Ausgangspunkte dem Sturm der Lüfte und dem Quell der Tiefe. — Sehr häufig werden Genetive und Partizipialformen verwendet: der Posaunen Ton, das jauchzende Rufen der Menge, des Mächtigen Beute, in der Fürsten umgebenden Kreis, der Saiten Gold, der Minne Sold, das Haupt mit Demut entblößet u. a.

Für die voll hinströmende Dichtung hat Schiller eine lange, zehnzeilige Strophe gewählt; nicht bloß nach dem Reimbilde, sondern auch nach der inhaltlichen Gliederung könnte man sie in zwei Teile zerlegen: in einen vierzeiligen (Reimbild: abab) und einen sechszeiligen (Reimbild: ccdeed). Das Versmaß ist jambisch-anapästisch; einigemal entsteht eine Härte der rhythmischen Bewegung dadurch, daß in der Senkung des Anapästus neben einer unbetonten Silbe eine hoch- oder tieftonige steht: Süßer Wohllaut, Herr, ich walle, Pfalzgraf des Rheins. — Auch an unreinen Reimen wie sieben — üben, Blicken — Entzücken, Lehren — entbehren, gerissen — Füßen u. a. fehlt es nicht. Diese unreinen Reime, die in der heutigen Dichtersprache streng verpönt sind, erklären sich daraus, daß zu Schillers Zeit auch die Gebildeten es mit der Aussprache der Vokale nicht so streng nahmen und nicht scharf zwischen ö und e, ü und i usw. unterschieden; „deutsche Treue" klang z. B. wie „deitsche Treie", Schiller im besonderen hat stets in seiner Aussprache die Klangfarbe seiner schwäbischen Heimat beibehalten.

IV. **Verwertung.** Der Ursprung des Gesanges nach „der Graf von Habsburg" Str. 5, „Die Macht des Gesanges" Str. 1, „Das Mädchen aus der Fremde" Str. 2! Der Beruf des Sängers (Dichters) nach „Der Graf von Habsburg" und nach Goethes „Sänger"! Die Behandlung des Sängers und sein Auftreten in „Der Graf von Habsburg", „Der Sänger" und „Des Sängers Fluch" von Uhland! Die Wirkungen des Gesanges in „Der Graf von Habsburg", „Der Sänger", „Des Sängers Fluch", „Bertran de Born", „Das Mädchen aus der Fremde" und „Arion" von Schlegel! „Des Sängers Fluch" als Gegenstück zu „Der Graf von Habsburg"! Fr. P. (Dr. P.)

59. Der Alpenjäger.

(Im Juli 1804.)

Friedrich v. Schiller, Werke, herausgegeben von Heinr. Kurz. Leipzig. I, S. 479.

1. „Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
nährt sich von des Grases Blüten,
spielend an des Baches Rand[1]st.“
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
jagen nach des Berges Höhen!“

2. „Willst du nicht die Herde locken
mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken[2]
in des Waldes Lustgesang.“
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
schweifen[3] auf den wilden Höhen!“

3. „Willst du nicht der Blümlein warten,
die im Beete[4] freundlich stehen?
Draußen ladet dich kein Garten;
wild ist's auf den wilden Höhen!“
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

4. Und der Knabe ging zu jagen,
und es treibt und reißt ihn fort[5],
rastlos fort mit wildem Wagen[6]
an des Berges finstern Ort[7];
vor ihm her mit Windesschnelle
flieht die zitternde Gazelle.[8]

5. Auf der Felsen nackte Rippen[9]
klettert sie mit leichtem Schwung,
durch den Riß geborstner Klippen[10]
trägt sie der gewagte Sprung[11]:
aber hinter ihr verwogen[12]
folgt er mit dem Todesbogen.[13]

6. Jetzo auf dem schroffen Zinken
hängt sie, auf dem höchsten Grat[14],
wo die Felsen jäh versinken[15],
und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
hinter sich des Feindes Nähe.

7. Mit des Jammers stummen Blicken[16]
fleht sie zu dem harten Mann,
fleht umsonst, denn loszudrücken
legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
tritt der Geist, der Bergesalte.[17]

8. Und mit seinen Götterhänden[18]
schützt er das gequälte Tier.[19]
„Mußt du Tod und Jammer senden,“
ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde[20];
was verfolgst du meine Herde?“[21]

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Bonstetten erzählt in seinen „Briefen über ein schweizerisches Hirtenland“ folgende allgemein verbreitete Sage: „Alte Eltern hatten einen ungehorsamen Sohn, der nicht wollte ihr Vieh weiden, sondern Gemsen jagen. Bald aber ging er irre in Eistäler und Schneegründe; er glaubte sein Leben verloren. Da kam der Geist des Berges und sprach zu ihm: „Die Gemsen, die du jagst, sind meine Herde; was verfolgst du sie?“ Doch zeigte er ihm die Straße; er aber ging nach Hause und weidete das Vieh.“

Bei seinen Vorarbeiten zu Wilhelm Tell hat Schiller diese und verwandte Sagen gefunden und zu der balladenartigen Parabel „Der Alpenjäger“ verarbeitet. Zum Druck sandte Schiller das Gedicht am 5. Juli 1804 ab.

II. **Erläuterungen.** 1) Ranft = Rand, Einfassung, Saum. Besonders von der Brotrinde und dem Schildrande wurde das Wort gebraucht. 2) Der Schall der gestimmten Herden- oder Kuhglocken mischt sich mit dem Gesange der Vögel und dem „Lustgeschrei der Hirten“. 3) Schweifen heißt regellos, in Bogenlinien, sich hin und her bewegen. 4) Beete = Betten für die Blumen, abgeteilte, erhöht bearbeitete Stücke Gartenland. Beet und

Bett bedeutet dasselbe. 5) Es treibt und reißt ihn fort, nämlich die innere Unruhe, die wilde Wageluſt, der unwiderſtehliche Drang nach Abenteuern. 6) Blindes Wagen fragt nach keiner Gefahr und nach keinem beſtimmten Ziele. 7) Finſtere Abgründe, nebelumhüllte Schlünde. 8) Die Gemſe wird Gazelle genannt, weil man ſie zu der Familie der Antilopen oder Gazellen rechnet. Sie iſt ziegengroß und ziegenähnlich, im Sommer rot-, im Winter dunkelbraun. Sie hat einen zierlichen Kopf, ſchöne Augen, ſenkrecht ſtehende und an der Spitze hakig gebogene, glatte Hörner. Ihr Geſchick im Klettern und Springen in dem Felsgewirr der Hochalpen iſt ſtaunenswert. 9) Die Felſen ſind das Knochengerüſt der Erde; nackte Rippen heißen ſie, weil ſie bogenförmig hervorſpringen und von Erde und Pflanzenwuchs entblößt ſind. 10) Klippen ſind ſchroffe, ſpitz aufragende Felſen. Häufig ſind ſie geborſten oder zerſpalten und zeigen tiefe Riſſe oder Spalten. Albrecht von Haller in den „Alpen“: „Da ſetzt ein ſchüchtern Gems, beflügelt durch den Schrecken, durch den entfernten Raum geſpaltner Felſen fort.“ 11) Der Sprung iſt gewagt, weil er leicht zu einem Sturz in die Tiefe werden kann. 12) Er folgt verwogen, d. h. kühn. Das Wort kommt her von wägen (mhd. wëgen, wac, gewëgen); im Neuhochdeutſchen trat im Präteritum und Part. o ein, daher verwogen, die ältere Form hat ſich in verwegen erhalten. 13) Todesbogen iſt eine kühne Zuſammenſetzung und bedeutet todbringender Bogen. 14) Grat = oberſter ſcharfer Rand. Vgl. Gräte, Rückgrat, Grattier (rötliche Gemsart auf Felsſpitzen). Zinken iſt eine hervorſtehende, abgezweigte Spitze. 15) Jäh verſinken, d. h. ſteil und plötzlich abfallen. 16) Nirgends ein Rettungspfad, ringsum Todesdrohung! Da ſieht das geängſtete Tier ſtumm, aber mit beredten Blicken den Jäger um Erbarmen an. Ein wunderbarer Ausdruck liegt in den Augen der Gemſen und aller Antilopen. Mit dem Ausdruck „Gazellenaugen“ bezeichnet man beſonders ſchöne, ausdrucksvolle Augen. 17) Der Bergesalte oder Alte des Berges iſt der Schutzgeiſt der Bergbewohner. Im Rieſengebirge heißt Rübezahl der Alte des Gebirges. 18) Götterhände heißen die Hände des Berggeiſtes, weil ſie mächtig, fernhin wirkend wie die Hände der Götter ſind. 19) Die Jagd bringt den Gemſen Jammer und Tod, nämlich eine namenloſe Angſt und endlich ein qualvolles Dahinſterben. 20) Jedem Geſchöpf hat Gott Raum zum Leben, dem Menſchen eine weite Rennbahn zum Streben gegeben; er bleibe in den gegebenen Schranken und ſtrebe nicht unerſättlich darüber hinaus. 21) Die Gemſen ſind die Herde des Bergalten; ſie ſtehen in ſeinem Schutze und ſind ſeine Freude. In dem Goethiſchen „Fiſcher“ ſpricht die Nixe: „Was lockſt du meine Brut (die Fiſche) mit Menſchenwitz und Menſchenliſt hinauf in Todesglut?“

III. **Vertiefung.** 1. Geſamtbilder. a) Mutter und Sohn im Hauſe. Am Fuße des Berges liegt eine Schweizerhütte. Ein Bach rinnt ſchäumend und murmelnd zwiſchen Gras, Gebüſch und Blüten vorüber. An ſeinem Ufer ſpielen und graſen ſanfte, weiße Lämmer. Weiter am Berge hinauf weidet die Rinderherde. Harmoniſch geſtimmte Glocken läuten an den Hälſen der Kühe. Weidend nähern ſie ſich einem dunkeln Walde. Das Glocken-

geläut mischt sich in den Gesang der Vögel und in die Jubelrufe der Hirten. Vor dem Hause ist ein wohlgepflegter Garten, in dem allerlei schöne Blumen auf den Beeten blühen. Hoch über die Hütte und den Berg ragen die Riesenhäupter der Alpen mit ihren Eis- und Schneehauben in die klare Luft empor. Vor dem Hause steht eine Mutter in eifrigem Gespräch mit ihrem Sohne. Angst und Kummer spricht aus ihren Blicken. Erst deutet sie auf die Lämmer am Bache, nachher auf die Herde am Bergeshange, dann auf die Blumen im Garten und zuletzt auf die wilden, fernen Höhen des Hochgebirges. Der Sohn steht im Jünglingsalter. Hast und Unruhe sprechen aus seinen Mienen und Bewegungen. Mit Bogen und Pfeil hat er sich zur Jagd gerüstet, und vergebens sucht ihn die Mutter zurückzuhalten.

b) Jäger und Berggeist im Hochgebirge. Wir sind mitten im Felsengewirr der Hochalpen an der Grenze des ewigen Schnees. Greifbar nahe glänzen die blendenden Schneefelder und die glitzernden Gletscher. Ringsum starren nackte Felsen, schroffe Klippen, steile Grate und spitze Zinken hervor. Tiefe Schluchten, bodenlose Abgründe, scharfe Spalten klaffen und gähnen überall zwischen den Felsen. Auf einem schroffen Zinken, unter dem eine bodenlose Tiefe droht, hängt angeklammert und zusammengekauert eine Gemse. Mit angstvollen Blicken schaut sie bald unter sich in die Tiefe, bald hinter sich nach dem Jäger, der ihr mit Todesverachtung gefolgt ist und dort mit Siegesjubel im Blick von der Höhe auf sie herabschaut; ungerührt von dem Jammer des Tieres, greift er nach dem Bogen, legt ihn an die Schulter und will den tödlichen Pfeil auf das arme Tier abdrücken. Doch entsetzt hält er ein und wendet den Kopf zur Seite. Aus einer Felsspalte ist ein riesiger, uralter Mann mit langem, eisgrauem Barte und in einem weiten Nebelgewande getreten. Unwillen im Blick, ruft er dem Jäger zornige Worte zu und streckt schützend seine Hand über das arme Tier.

2. Charakter der Personen. a) Die Mutter ist einsam und verlassen, zufrieden mit dem stillen Glück des Hauses, voll Sorge über des Sohnes unruhigen Drang in die Weite, voll Bangen vor den Gefahren der Jagd, unerschöpflich in mildüberredenden Worten und schmerzlich gebeugt über des Sohnes unbeugsamen Sinn. b) Der Sohn steht auf der Grenze zwischen Knaben- und Mannesalter. Er ist knapp gekleidet und gut ausgerüstet mit Jagdgerät; unruhig und verlangend schaut er nach den Bergen; wachend und träumend sieht er sich auf der Gemsjagd. Gleichgültig blickt er auf Garten, Schaf- und Rinderherde, taub ist er für Klänge des Friedens und der Harmonie. Immer dringender bittet er die Mutter um Erlaubnis zur Jagd. Er liebt die gute, einsame Mutter, aber stärker ist in ihm die Jagdlust. Rastlos streift er umher; blind und vermessen wagt er das Ungewöhnliche; unermüdlich verfolgt er die Gemse; tollkühn klettert er an Felsen empor, und verwegen schwingt er sich über Abgründe. Ausdauernd weiß er endlich die Gemse zu stellen; erbarmungslos sieht er ihren stummen Jammerblick; siegesgewiß legt er den Bogen an; widerwillig und beschämt beugt er sich der höheren Macht.

3. Gedankengang. I. Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn (Str. 1—3). Str. 1: Die Mutter bittet den Sohn, im friedlichen Da-

heim die Lämmer zu hüten; der Sohn strebt hinaus auf die Jagd nach den Bergeshöhen. Str. 2: Dringender bittet die Mutter, am Berge und im Walde die Rinderherden zu weiden und sich des harmonischen Geläutes zu freuen; heftiger strebt der Sohn hinaus auf die wilden Höhen. Str. 3: Inniger bittet, dringender warnt die Mutter durch den Hinweis auf die Schönheit des Gartens und die Gefahren im Gebirge; entschlossen weist der Knabe jede Einladung zum Bleiben zurück und beharrt auf seinem Vorsatz. — Nicht die friedlichen, gefahrlosen und anmutigen Beschäftigungen im Tale, sondern die Gefahren der Jagd, nicht das stille Glück des Hauses, sondern das wechselvolle Geschick draußen reizen ihn. Nicht zum Hirten und Gärtner, sondern zum Gemsjäger fühlt er sich geboren.

II. Die Jagd im Hochgebirge (Str. 4—6). Str. 4: Rastlos und verwegen jagt der Jüngling die Gemse. Str. 5: Über Abgründe hinweg und Felsen hinan folgt er ihr. Str. 6: Endlich stellt er sie auf einem Felszinken, so daß sie ihm nicht entgehen kann. — Die leidenschaftliche Lust am Jagen macht den Jüngling blind gegen alle Gefahren, und seine Ausdauer besiegt endlich alle Hindernisse.

III. Der Berggeist und der Jäger (Str. 7—8). Str. 7: Der Jäger will den tödlichen Pfeil auf das gequälte Tier abdrücken, da erscheint der Geist des Gebirges. Str. 8: Er schützt die Gemse und verweist dem Jäger seine Grausamkeit.

4. Grundgedanke. Mehr als friedlicher Besitz reizt den Menschen die Eroberung, mehr als Genießen die Gefahr, mehr als Ruhe die Übung der Kräfte, mehr als Gewinn der hohe Einsatz, mehr als ein bekanntes Glück ein unbekanntes Geschick.

Viehoff meint: Die Poesie der einsamen Hochgebirgsszenen haben Schiller zu diesem Stoff hingezogen, dieselbe Gebirgsromantik, von deren Hauch auch das Berglied, ja der ganze „Tell" durchweht ist. Die Erfindung dieser Sage sei, wie bei unzähligen andern, aus einem starken Naturgefühl hervorgegangen, das sich in ein sinnliches Bild zu kleiden strebe. Im vorliegenden Falle möge der Erfinder der Sage ein Jägersmann von lebendiger Phantasie sein, der in rastloser Verfolgung einer Gemse bis zu den höchsten, verlassensten Gebirgen empordrang. Hier in den einsamen Regionen, zu denen kein Laut des Menschenlebens aus den tief versunkenen Tälern heraufsteigt, unter den Riesengestalten der erhabensten Natur, möchte den mordlustigen Jäger mit einemmal ein wundersames, mächtiges Gefühl von der Heiligkeit des Ortes ergriffen haben. Der lebhaften, aufgeregten Einbildungskraft kleiden sich solche Gefühle leicht in Bilder. Aus einer Felsspalte tritt urplötzlich der Geist, der Bergesalte, um den Frieden des Ortes gegen den Menschen zu schützen.

5. Eigentümlichkeiten der Form. In dem Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn redet hauptsächlich die liebende und besorgte Mutter, malt das Glück des heimischen Herdes und des friedlichen Hirtenlebens und zeichnet dabei durch den Gegensatz den Charakter des Sohnes. Dieser redet wenig; nur immer dringender, immer ungeduldiger und stürmischer äußert er sein Verlangen nach den Höhen und nach dem Schweifen auf den wilden

Höhen. Mit den Worten: „Laß die Blümlein, laß sie blühen!“ schiebt er verächtlich alle Bilder des häuslichen Glückes, die ihn halten sollen, beiseite. Mit dem wiederholten Anrufe: „Mutter, Mutter!“ äußert sich das ungestüme, drängende Verlangen; mit den Worten: „Laß mich gehen, laß mich schweifen, laß mich ziehen!“ der einzige Gedanke und Trieb, der ihn regiert. Auf Gründe, auf eine Widerlegung, auf Entschuldigungen läßt er sich mit keinem Worte ein.

Sehr schön und bezeichnend sind die Ausdrücke: Es treibt und reißt ihn fort (er ist nicht Herr seiner selbst, sondern folgt einer geheimnisvollen Macht); blindes Wagen (Blind ist das Glück und blind die Tollkühnheit); der leichte Schwung der Gemse und der gewagte Sprung des Jägers; der schroffe Zinken, an dem die Gemse hängt, die jäh versinkenden Felsen, das stumme Flehen mit den Blicken usw.

Raum für alle hat die Erde: Wieviel Güter und Gaben hat Gott den Menschen gegeben und wie weit die Grenzen ihrer Tätigkeit und Kraftentfaltung gestellt! Warum begnügen sie sich nicht, warum sind sie nicht zufrieden? Warum müssen sie in Gebiete dringen, die ihnen verschlossen sind? Warum müssen sie ihren Unfrieden und ihre Qual auch an Orte tragen, die dem Frieden geweiht sind? Warum muß ihr Blick und ihr Verlangen immer von dem Eigenen nach dem Fremden schweifen?

Viel schöne Lautmalerei findet sich in dem Gedichte, so die vielen l in Str. 1 und 2, die i- und e-Laute in den Schlußzeilen von Str. 4, die harten Konsonanten in Str. 5 und 6, das u und ü in Str. 7 und der ausdrucksvolle a-Laut in den Reimen der beiden letzten Verse, sowie endlich die klangvolle, ergreifende Schlußfrage in Str. 8.

Mit der Rettung des Tieres und der Verwarnung des Jägers bricht die Handlung ab. Die Phantasie wird sich mühelos einen befriedigenden Schluß hinzudichten. Fr. P.

60. Bertran de Born.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. 1876. II, S. 105.

1. Droben auf dem schroffen Steine
raucht in Trümmern Autafort,
und der Burgherr steht gefesselt
vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
der die Kinder aufgewiegelt
gegen ihres Vaters Wort?

2. Steht vor mir, der sich gerühmet
in vermeßner Prahlerei,
daß ihm nie mehr als die Hälfte
seines Geistes nötig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
ruf den ganzen doch herbei,
daß er neu dein Schloß dir baue,
deine Ketten brech' entzwei!“

3 „Wie du sagst, mein Herr und König,
steht vor dir Bertran de Born,
der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
der dem mächtigen Gebieter
stets im Auge war ein Dorn,
dem zuliebe Königskinder
trugen ihres Vaters Zorn.

4. Deine Tochter saß im Saale,
festlich, eines Herzogs Braut,
und da sang vor ihr ein Bote,
dem ein Lied ich anvertraut,
sang, was einst ihr Stolz gewesen,
ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
ganz von Tränen war betaut.

5. Aus des Ölbaums Schlummerschatten
fuhr dein bester Sohn empor,
als mit zorn'gen Schlachtgesängen
ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
und ich trug das Banner vor,
jenem Todespfeil entgegen,
der ihn traf vor Montforts Tor.

6. Blutend lag er mir im Arme:
nicht der scharfe, kalte Stahl —
daß er sterb' in deinem Fluche,
das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
über Meer, Gebirg' und Tal;
als er deine nicht erreichet,
drückt' er meine noch einmal.

7. Da, wie Autafort dort oben,
ward gebrochen meine Kraft;
nicht die ganze, nicht die halbe
blieb mir, Saite nicht noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
seit der Geist mir liegt in Haft;
nur zu einem Trauerliede
hat er sich noch aufgerafft."

8. Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
hast der Tochter Herz verzaubert,
hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Toten,
die verzeihend ihm gebührt!
Weg die Fesseln! Deines Geistes
hab' ich einen Hauch verspürt."

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Uhland wurde bei seinen altfranzösischen Studien durch die eigenartige Gestalt Bertran de Borns angezogen, weil darin Kraft und Anmut, Heldentum und Sängertum vereinigt schienen. Bertran, einer der berühmtesten französischen Troubadoure (Finder süßer Weisen, Minnesänger), wurde auf seinem Stammschlosse Born 1145 geboren und gelangte zum höchsten Ansehen als Krieger und Sänger in der Zeit von 1180 bis 1195. Gewöhnlich hauste er auf Hautefort (Autafort), der hohen Feste, in der Grafschaft Perigord im nördlichen Guienne, von welcher die Landschaft Ventadorn, in Limousin, nördlich lag. Der größte Teil Frankreichs wurde damals von dem englischen Könige Heinrich II. beherrscht. Gegen denselben empörten sich seine eigenen drei Söhne. Besonders die glühenden Kriegslieder Bertran de Borns, Sirventes, d. h. Lieder im Dienste eines Herrn, genannt, reizten die Söhne auf und schürten den Kriegsbrand. Als der ihm innig befreundete älteste Sohn Heinrichs Frieden machen wollte, „um im Schatten des Ölbaums der Ruhe zu pflegen", da bestürmte Bertran sein Ohr mit schneidigen Kampfliedern, ja mit bittern Vorwürfen, bis er wieder zum Schwerte griff und gegen den Vater in den Kampf zog. Doch ohne Glück! Bei der Belagerung der Stadt Montfort ereilte ihn der Tod. Auf seinem Sterbebette verlangte er sehnlich nach der Verzeihung seines schwer gekränkten Vaters. Da derselbe aber fern war, ließ er ihm die Versöhnungshand durch den Freund reichen, dem er auftrug, persönlich dem gekränkten Vater des Sohnes heißen Wunsch nach Vergebung auszusprechen. Bertran beklagte den Königssohn in einem Trauerliede, das also anhebt:

Wenn alle Qualen, Tränen, alles Leid,
der Kummer, der Verlust, die herbste Pein,
die man gefühlt in dieser Zeitlichkeit,
versammelt wären, schienen sie noch klein
beim Tod des jungen Herrn von Engelland,
worüber Ehr' und Hochsinn sich beklagt,
die Welt verdüstert, schwarz und finster zagt,
ganz freudeleer, voll Traurigkeit und Jammer.

Der Tod des Freundes brach Bertrans trotzige Widerstandskraft. Er stellte die Feindseligkeiten ein, ließ widerstandslos seine Burg erobern (Sommer 1183) und zerstören, sich aber gefesselt vor den König führen.

Auch zu der Tochter Heinrichs, Mathilde, stand der kriegerische Sänger in einem innigen Verhältnis. Er feierte sie in seinen Gedichten als Helena, den Inbegriff aller Schönheit und Anmut. Sie vermählte sich mit Herzog Heinrich dem Löwen und wurde die Mutter Kaiser Ottos des Vierten. Ein Lied Bertrans, das er der festlich geschmückten Braut durch seinen Boten Papiol übersandte, soll sie mit Schmerz und Sehnsucht erfüllt und ihr Tränen entlockt haben.[1])

II. **Vertiefung.** 1. Charakter Bertrans. Bertran de Born war der hervorragendste Vertreter der französischen Minnesänger und des kampflustigen Adels. Seine Lieder fanden ebensolche Bewunderung wie seine Streitlust Beifall. Er war ebensosehr der Mann des zarten Wortes wie der tapfern Faust. Sein Leben war ein großer Kampf, seine Dichtung ein großer Schlachtgesang, jedoch durchwoben von den Goldfäden zarter Minnelieder. Sein streitlustiger Charakter spricht sich am besten in den folgenden Sirventes aus:

Ist friedlich alle Welt gestimmt,
g'nügt mir ein Fuß breit Land zum Zwist:
Mög' er erblinden, der mir's nimmt,
wenn auch die Schuld mein eigen ist!
Friede tut mir leid,
ich bin für den Streit;
Sonst kein Glaubenssatz
findet bei mir Platz.

Ein andrer baue Heiden an,
ich bin bedacht nur früh und spät,
wie ich Geschosse sammeln kann
und Pferde, Schwerter, Kriegsgerät:
Das ist mein Revier,
Angriff und Turnier;
Spenden, Werben auch
ist mein liebster Brauch.

Als Unheilstifter zwischen Vater und Sohn läßt Dante in der „Göttlichen Komödie" den Bertran ausgesuchte Qualen erdulden. Er trägt sein eigenes abgeschnittenes Haupt bei den Haaren als Leuchte in der Hand

---

1) Die sangeskundigen Boten der Troubadoure hießen Jongleurs, d. h. Spielleute. Sie begleiteten ihre Herren auf den Sängerfahrten, trugen deren Lieder vor oder begleiteten sie mit Spiel und Gesang. Später belustigten sie die Zuhörer auch durch allerlei Kunststücke, so daß der Name Jongleur den verächtlichen Nebenbegriff Possenreißer und Gaukler erhielt.

Der historische Bericht lautet etwas anders. Nach demselben sandte der todkranke Königssohn einen Eilboten zu seinem Vater und ließ ihn um Verzeihung anflehen. Der gütige Vater gewährte sie durch Übersendung eines Ringes. Der sterbende Sohn küßte den Ring und verschied nach den härtesten Bußübungen. Nach dem Tode seines ältesten Sohnes Heinrich wurde der König seiner Gegner bald Meister. Auch Bertrans Burg Hautefort wurde nach hartnäckiger Verteidigung erobert und in Brand gesteckt, der Sängerheld aber gefangengenommen und in das Zelt des Königs geführt. Voll Zorn sprach der König zu dem Anstifter der Empörung: „Bertran, ihr habt euch einmal gerühmt, daß ihr nur die Hälfte eures Verstandes nötig hättet; jetzt scheint er euch aber ganz not zu tun!" „Herr," erwiderte Bertran, „es ist wahr, daß ich dies gesagt habe, und ich habe damit die Wahrheit gesagt; allein nun habe ich ihn nicht mehr!" „Wieso?" fragte der König. „Herr," versetzte Bertran, „an dem Tage, wo Euer Sohn, der treffliche junge König, starb, verlor ich Verstand und Bewußtsein." Auf diese Antwort soll der gerührte, mildherzige König dem Freunde seines toten Sohnes die Freiheit geschenkt und ihm seine Besitzungen zurückgegeben haben. Uhland hat den historischen Stoff in seiner meisterhaften Ballade etwas abgeändert, um den edelsinnigen Charakter Bertrans in desto helleres Licht zu stellen.

umher. Das kluge Hirn, das andere in so viel Unheil führte, muß nun der eigenen Pein als Leuchte dienen. Die Qual der Trennung und Zwietracht zwischen dem, was Gott durch die heiligsten Bande vereinigt hat, muß er nun selbst fühlen.

Im übrigen fesselt seine Erscheinung durch unverdrossenen Mut, Klarheit und Wahrheit in allem, was er dichtet und tut, durch die innige Freundschaft für den Königssohn und die zarte Liebe zu der Königstochter.

2. Gedankengang. A. Die Vorwürfe des Königs (Str. 1—2): Dein Schloß, du Aufwiegler und Empörer, ist zerstört, du bist gefangen, deine Prahlerei ist zu Spott geworden.

B. Die Antwort Bertrans (Str. 3—7): Ja, das Land habe ich zum Kriege entflammt und deine Kinder mit dir entzweit. Deine Tochter hat Tränen der Sehnsucht nach mir geweint. Deinen besten Sohn habe ich zum Kampfe aufgereizt. In meinen Armen ist er voll Sehnsucht nach deiner Verzeihung gestorben. Sein Tod hat mich gebrochen, hat meiner Harfe den Klang und meinem Arm die Kraft zu fernerem Widerstande genommen.

C. Die Verzeihung des Königs (Str. 8): Was du auch an mir gesündigt hast, ich vergebe dir um meines toten Sohnes und um eurer Freundschaft willen.

3. Schönheiten. Im Sturm und Drang einer wilden Zeit waren die edlen Charakteranlagen Bertrans fast in Laster umgeschlagen. Seine Klugheit schürte das Feuer der Zwietracht, sein Mut verführte ihn zu endlosen Raufereien und Gewalttaten, seine Wahrhaftigkeit gefiel sich in groben Beleidigungen anderer. Ein solcher Charakter konnte kein nachhaltiges Interesse einflößen. Mit feinem Takte hat nun Uhland die Seiten herausgefunden, die einer poetischen Verherrlichung wert sind: die starke Kraft, den frischen Mut, die schlichte Ehrlichkeit, die unentwegte Festigkeit, die innige Freundschaft und Liebe, die entschlossene Umkehr und die Vereinigung von Held und Sänger. Mit schonender Hand hat Uhland folgende wohlberechnete Abänderungen des ursprünglichen Stoffes vorgenommen: er entkleidet den Charakter Bertrans der Wildheit, macht Liebe, Freundschaft und Treue zum Pulsschlag seines Lebens, läßt den Königssohn an einem Pfeilschuß (statt am Fieber) in Bertrans Armen und unversöhnt mit seinem Vater, der fern über dem Meere weilt, sterben. Der Knoten des Konflikts ist von dem Dichter ebenso fein geschürzt wie versöhnend gelöst: Der König ist über die Aufreizungen Bertrans, seine prahlerischen Äußerungen, seine unheilvolle Freundschaft mit seinem Sohne, seine Kühnheit, welche die Augen zur Königstochter erhebt, seinen hartnäckigen Widerstand aufs äußerste erzürnt. Nun steht der Feind vor ihm; Haß wie Gerechtigkeit fordern seine Vernichtung. Und der Sängerheld? Er steht gefesselt, aber geistig frei, im Angesicht seiner Burgtrümmer und des erzürnten Königs, aber furchtlos da; er leugnet nichts und hofft nichts, — denn bevor seine Burg fiel und Fesseln seine Hände umschlossen, war er zum Tode getroffen und hatte sein Leben allen Reiz verloren: der liebste Freund war ihm gestorben, gestorben

durch seine Mitschuld und unversöhnt mit dem Vater! Seitdem fehlte seinem Geiste die Klarheit, seinem Herzen die Spannkraft, seinem Arme die Stärke „Nicht Saite noch Schaft blieb ihm", d. h. nachdem er seinem Freunde das obenerwähnte Trauerlied gesungen, verstummten seine Lieder und schwiegen die Saiten seiner Harfe. Aber auch der Schaft seines Speeres hatte Ruhe, da ihm die Kampflust geschwunden war. Wenn das Herz das Beste verloren hat, was gilt dann Leben und Gut? Er stellte alle Feindseligkeiten ein und suchte noch den letzten Wunsch und Willen des sterbenden Freundes zu erfüllen. Das schlichte Bekenntnis des mutigen Mannes, der tiefe Schmerz des wilden Kriegers, die Hoffnungslosigkeit des lebensfreudigen Sängers, die ergreifende Erinnerung an den toten Sohn, der seinen liebsten Freund als den Zeugen seiner Reue und seines Todes und als letzten Boten mit der Bitte um Vergebung zu ihm sendet: dies alles entwaffnet den Zorn des Königs und stimmt sein Herz zur Milde und Großmut; er sieht in dem gefesselten Manne nicht mehr seinen Feind, sondern den Freund seines Sohnes, der nicht mehr des Hasses, sondern der Liebe wert ist. In dem Ringen beider Männer siegt der Besiegte, Gefesselte über seinen Besieger; was der König dem gefangenen Bertran im Hohne zugerufen hat, ist Wahrheit geworden: Bertran hat seine Ketten entzweigebrochen. Nur einen Hauch seines Geistes hat der König gespürt — nicht die Kraft seines halben oder ganzen Geistes kennen gelernt —, der hat aber genügt, ihn zu besiegen.

Dem feurigen Charakter des Helden und dem packenden Stoffe entspricht die kraftvolle und doch anmutige Sprache Uhlands. Die klangvollen männlichen Reime auf ort, ei, orn, aut, or, al, aft, ührt kehren viermal in jeder der achtzeiligen trochäischen Strophen wieder und beherrschen auch die reimlosen weiblichen Reime in den umschlungenen Zeilen. Fr. P.

61. Des Sängers Fluch.

Ludw. Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. T. II, S. 226.

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer;
und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

2. Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

3. Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

4. Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton!
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut', zu rühren des Königs steinern Herz."

5. Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl:
der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

6. Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

7. Sie sangen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
sie sangen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
sie sangen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

8. Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

9. „Ihr habt mein Volk verführet; verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib;
er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

10. Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm;
der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

11. Doch vor dem hohen Tore, da hält der Sängergreis,
da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis.
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt;
dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

12. „Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
durch eure Räume wider, nie Saite noch Gesang,
nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt.

13. Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

14. Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!"

15. Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört;
die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

16. Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland;
kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch.
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

I. **Vorbereitung.** Vom Mai 1810 bis in den Januar 1811 hielt sich Ludwig Uhland in Paris auf, um die reichen, zum Teil zusammengeraubten Schätze der dortigen Bibliotheken zu studieren. Besonders versenkte er sich mit liebevoller Hingabe in die frohsinnige, liebe- und liederreiche Zeit des französischen und deutschen Minnesangs im Mittelalter. Im Geiste sah er die edlen Sänger oder französischen Troubadours, d. h. Finder schöner Lieder und Weisen, mit ihren Harfen und meist in Begleitung eines Schülers oder Jongleurs, der die gedichteten Lieder sang, von Schloß zu Schloß, von Hof zu Hof ziehen, ihre Lieder singen und den Ehrensold empfangen. In welch schneidendem Gegensatz stand jene goldene Zeit, da der Dichter mit dem Könige ging und Fürsten nach dem Sängerruhme geizten, zu der ehernen Gegenwart! Ein finsterer, ehrgeiziger Soldatenkaiser beherrschte Frankreich, und Kriegsgeschrei erfüllte die Lande. Die Freiheit und Würde der Völker, insonderheit des deutschen, wurde mit Füßen getreten, die Kunst unterdrückt und verfolgt, wenn sie sich nicht in den Dienst des Machthabers stellte. So wurde der Buchhändler Palm in Nürnberg, weil er die Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" verbreitet hatte, 1806 erschossen, die Schriftstellerin Frau v. Staël aus Paris verbannt. Napoleon liebte es, an seinem Hofe den größten Prunk zu entfalten. Rohe Krieger, die meist von der Pike auf gedient und auf den Schlachtfeldern ihre Würden erkämpft hatten, sowie feile Höflinge umringten die finstere Gestalt des Herrschers. Seit dem 1. April 1810 war er mit Maria Luise, der Tochter des österreichischen Kaisers Franz, vermählt. Uhland hat wohl einmal den 41jährigen Herrscher von eigenen Gnaden neben der 18jährigen Kaisertochter von Gottes Gnaden gesehen, den Schrecken neben der Anmut, den düstern Nordlichtschein neben lieblichem Vollmondlichte. Jene Zeit und ihre Eindrücke gaben ihm den Anstoß zu einer seiner vollendetsten Balladen, zu „des Sängers Fluch". Seit Jahrzehnten ist dies Gedicht ein Edelstein unserer Literatur, das Eigentum jeder deutschen Schule und das Entzücken von jung und alt. Die Ausgabe der Uhlandschen Gedichte und Dramen von 1876 bezeichnet als Geburtstage der Ballade den 3. und 4. Dezember 1811. Zweifellos ist aber die Idee des Gedichts in der Zeit des Pariser Aufenthalts in dem Dichter aufgekeimt. Er selbst hat einem Freunde gesagt, daß sich die Ballade auf Napoleon und sein Verhältnis zur Freiheit bezieht. Nur sind nicht alle Züge der neuen, sondern die meisten der alten Zeit entlehnt. Altes und Neues, Nahes und Fernes, Besonderes und Allgemeines sind zu harmonischer Einheit zusammengeflossen und in eine dichterische Höhe und poetische Ferne gerückt. Der Dichter bleibt nie beim Einzelfall stehen, sondern entfaltet denselben in seinen mannigfaltigen Beziehungen, wie er wiederum als Gesetzgeber aus der Fülle der Erscheinungen das Gesetzmäßige zu finden weiß. Sein Seherauge sammelt wie ein Brennspiegel die Lichtstrahlen von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, und sein Künstlersinn formt aus der regellosen Fülle des Stoffes die harmonische Einheit der Dichtung und das für alle Zeit Gültige.

II **Vortrag.** Die schönen Gegensätze sind hervorzuheben. Der öftere Szenenwechsel ist durch kleine Pausen anzudeuten. Der aufsteigende Gang

der Handlung bis zur Katastrophe in Str. 9 muß durch maßvolle Steigerung des Tones markiert werden. Die absteigende Entwicklung von Str. 10 ab muß sich durch leiseren Ton und ruhigere Bewegung fühlbar machen, nur das dreifache „Wehe" des Alten, der dreimalige Schrei eines überwältigten Herzens, das zum Himmel aufschreit, hebt die Stimme wieder und gibt ihr einen erschütternden Ernst in ihrem Klange.

III. **Vertiefende Besprechung.** 1. Gedankengang und Erläuterungen. a) Str. 1 und 2: Das herrliche Königsschloß und der finstere König. Wie führt uns Uhland auf den Schauplatz seiner Ballade? Aus der Ferne sehen wir das stolze Schloß mit seinen in der Sonne glänzenden Fenstern, nähergekommen die Gärten, die es umgeben, und endlich dringen wir in das Innere des Schlosses bis zu seinem Besitzer vor. Wie haben sich Natur und Kunst vereinigt, um ein herrliches Königsschloß zu schaffen? Einzelne Züge der Beschreibung passen auf das Schloß zu Versailles mit seinen Gärten und Wasserkünsten. Wen erwarten wir als Besitzer dieses Schlosses zu finden? Einen freundlichen, gütigen Herrscher, dessen Sinn für alles Schöne in Natur und Kunst aufgeschlossen und empfänglich ist. Und wen finden wir tatsächlich vor? Einen finsteren, grausamen Tyrannen. Wie stellt sich uns sein Charakter dar? Sein Inneres ist erfüllt von der Gier nach Macht und Ruhm; daß das Glück des einzelnen und der Familien durch seine fortwährenden Kriege zertrümmert wird, kümmert ihn nicht, wenn er nur Ruhm gewinnt und Länder erobert. Dabei plagen ihn Mißtrauen und Sorge um die Erhaltung seiner Macht und lassen ihn nicht zur Ruhe kommen. Und was in seinem Innern lebt, muß sich nach außen hin auswirken; daher die fortschreitende Reihe: Sinn — Blick — Wort — Tat, der die andere entspricht: Schrecken — Wut — Geißel (seine Worte wirken wie Geißelhiebe durch Spott, Hohn, Tadel und Beschimpfung) — Blut (am liebsten unterschreibt er Blut- oder Todesurteile). Wie wirkt das alles auf seine Umgebung und sein Volk? Darum sitzt er auch inmitten der leuchtenden Herrlichkeit seines Schlosses finster und bleich auf dem Throne. Achte auf die gleichmäßig aufgebauten Sätze in Z. 3 und 4, die mit ihrer Kürze und Wucht den Hörer wie scharfe Schläge treffen!

b) Str. 3 und 4: Die beiden Sänger und ihre edle Absicht. Wieder wie in Str. 1 und 2 (das Königsschloß mit seiner leuchtenden, herzerquickenden Schönheit — der finstere, grausame König) ein Paar von Gegensätzen — die beiden Sänger; aber wir fühlen gleich, daß diese Gegensätze nicht unversöhnlich sind, sondern sich ergänzen. Doch erhebt sich gleich die Frage: Was wollen die beiden Sänger mit ihrer edlen Kunst im Schlosse bei dem finsteren, grausamen Tyrannen? Die Antwort lautet: „Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz." Zu welchem Zwecke? Das Herz des Königs soll empfänglich werden für alles Gute und Schöne; die Wirkungen dieser Umwandlung werden dann der Allgemeinheit zugute kommen. Aber an diese Antwort knüpft sich gleich die weitere Frage: Ist es überhaupt möglich, ein steinernes Herz zu rühren? Ist das nicht bloß ein unmögliches, sondern — bei dem Charakter des Königs — auch gefährliches Unterfangen? Im Bewußtsein ihrer edlen Absicht und in der

Begeisterung für ihren hohen Beruf gehen die beiden Sänger frisch ans Werk.

c) Str. 5–10: Der Gesang der beiden Sänger und seine Wirkung; die Ermordung des Jünglings.

Str. 5. Im hohen, von Säulen getragenen Festsaal steht das Sängerpaar, dem der König vielleicht um seiner Gemahlin willen Zutritt gewährt hat, dem Königspaar gegenüber: der König gleicht dem Nordlichte, das aus nächtlichem Dunkel blutrot am Himmel aufflammt und bei aller Pracht doch den Menschen Entsetzen und Furcht vor den kommenden Dingen einflößt, die Königin dem milden, nicht blendenden Glanze des Vollmonds.

Str. 6 und 7. Wie kennzeichnet Uhland den Gesang der beiden nach der musikalischen Seite hin (Str. 6 Instrument und Stimmen) und nach dem Texte (Str. 7)? Die Stimme des Jünglings mit ihrem hellen Klange trug die Hörer aufwärts, zum Himmel, die Stimme des Alten klang dumpf wie ein mahnender, warnender Chor von Geistern. Str. 7 zeigt in wunderschöner Weise die Aufgabe und den Inhalt der Poesie. Weshalb haben die beiden Sänger gerade diese Stoffe zu ihrem Liede gewählt? Lenz, Liebe, Freiheit, Männerwürde, Treue, Gott sind für den König nur Worte, ihr Klang weckt in seinem Herzen keinen Widerhall, und nun wollen die Sänger dieses kalte Herz für all dies Süße und Hohe erwärmen und begeistern.

Str. 8 und 9. Wie wirkt der Gesang auf die Zuhörer? Die Höflinge, die sonst für alles Ideale nur Spott und Witze haben, werden ernst und nehmen diesen Gesang ernst. Die Offiziere, die nach all ihren Siegen jeder irdischen Macht mit trotziger Zuversicht gegenübertreten, erkennen in Gott eine über alles Irdische hinausgehende, höhere Macht, vor der sie sich unwillkürlich beugen. Die Königin vergießt Tränen der Wehmut über ihr eigenes Geschick — und der Lust über die Schönheit des Gesanges. Und der König, um dessen Seele die Sänger ringen? Auf ihn macht das Lied unmittelbar keinen Eindruck; es wirkt bei ihm nur durch den Eindruck, den es in seiner Umgebung hervorruft. Er sieht, wie eine andere Macht, der gegenüber er sich ohnmächtig fühlt, Einfluß auf seine Umgebung gewinnen will, wie seine Herrschaft über die Gemüter zu entschwinden droht. Und nun bleibt er sich in seinem Wesen getreu, zeigt er sich auch hier so, wie er in Str. 2 geschildert worden ist: Schreckliches hat er im Sinn, Wut erfüllt sein ganzes Inneres, Geißel sind seine Worte für seine Umgebung wie für den Sänger, und endlich — mit eigener Hand vollbringt er den Mord an dem wehrlosen Jüngling.

Str. 10. Wie verhält sich der alte Sänger bei dem schweren Schicksal, das über ihn und seinen Gefährten hereingebrochen ist? Wie verläßt er mit dem Toten das Schloß? Nicht als Besiegte; denn nicht mit den Waffen des Geistes hat der König gekämpft, sondern mit der rohen Gewalt. Vergleiche den Einzug der beiden Sänger in das Schloß und ihren Abzug!

d) Str. 11–16: Des Sängers Fluch und seine Erfüllung.

Str. 11. Warum zerschlägt (zerschellen = mit Geräusch, Schall zerplatzen lassen) der Alte seine Harfe, der vor allen anderen Harfen der

Preis, das höchste Lob zukommt? Nach dem, was er im Königsschlosse erlebt hat, kann und will er nie wieder singen.

Str. 12—14. Der Fluch gilt dem Schloßgebäude, den Gärten und dem Könige (in derselben Reihenfolge, in der wir in Str. 1 und 2 mit ihnen bekannt gemacht wurden, und wie sie sich auch in Str. 15 und 16 wiederholt). — Str. 13. Des Toten entstelltes Angesicht soll für die schönen Gärten zum Medusenhaupte der griechischen Sage werden, dessen Haar aus Schlangen bestand, und dessen Blick alles Leben ertötete und alles in Stein verwandelte. — Str. 14. Verrucht: mhd. geruochen, neuhochd. geruhen, bedeutet „bedacht, besorgt sein"; verrucht ist also der, „der aufgehört hat, sich um etwas zu bekümmern, Rücksicht zu nehmen". Fluch ist Anwunsch des Bösen (wie Segen Anwunsch des Guten); auf die Person bezogen bezeichnet das Wort einen Menschen, der Böses anwünscht oder zufügt, also etwa = Unheil. — Der Fluch des Sängers trifft den König in seinem innersten Streben: er sucht durch blutige Kriegstaten unsterblichen Ruhm zu erlangen. Aber die Taten des Schwertes, die so oft mit Blut und Tränen, mit Unrecht und Gewalt verbunden sind, geben allein keinen Anspruch auf einen Platz im Tempel der Unsterblichkeit; die Arbeit des Friedens und der Kultur hat höheren Wert und verleiht einen schöneren Ehrenkranz. Wie soll nun zur Strafe der Name des blutbedeckten Königs vergessen werden? 1. Er sei in ew'ge Nacht getaucht, wo kein menschliches Auge ihn lesen kann, 2. er sei in leere Luft gehaucht, wo keines Menschen Ohr ihn hört; er soll nicht in der Erinnerung der Menschen, weder im geschriebenen noch im gesprochenen (gesungenen) Worte, fortleben. „Unbefriedigt bleibe dein Ehrgeiz, mit dir sterbe dein Name und versinke dein Werk. Unsterblich werden die Namen der Helden auf Erden durch gottbegnadete Sänger. Indem du sie verjagst oder mordest, verstopfst du das Ohr, das deinen Namen und deine Taten sonst gehört hätte, und schließest den Mund, der deinen Ruhm besungen, deinen Namen und deine Taten weitergetragen hätte." — Str. 16. Weder ein Lied, das gesungen und von den Zuhörern weitergetragen wurde, meldet den Namen des Königs, noch ein Heldenbuch, in dem man seine Heldentaten nachlesen könnte. Wie hat sich wohl der Untergang des Königs und der Verfall des Schlosses und der Schloßgärten vollzogen? Wie hat sich die Kunde von dem grausamen Könige erhalten?

2. Gesamtbilder. Der Inhalt der Ballade gruppiert sich von selbst zu einer Reihe von Bildern, die zugleich den Gedankengang enthalten. a) Das Schloß und seine Umgebung. Auf einer Anhöhe liegt ein herrliches Königsschloß. Seine Säulen sind von Marmor, seine Hallen hochgewölbt, seine Säle prächtig ausgeschmückt. Seine Türme ragen hoch in die reine Luft, und seine vielen Fenster blinken wie glänzende Augen in das gesegnete Land und bis an das ferne blaue Meer. Wunderschöne Gärten schlingen sich wie ein Kranz rings um das Schloß. Darin duften und glänzen im Wonnemonat Mai die Blumen, singen die Vögel, springen die Wasserkünste, spiegeln und brechen sich die Sonnenstrahlen in den hohen Wassersäulen zu farbenprächtigen Regenbogen. Doch grell sticht von der

Schönheit des Schlosses der Anblick des Schloßherrn ab. Er ist ein reicher, mächtiger König, aber finster und bleich sein Gesicht. Das Glück wohnt nicht in seinem Schloß, weil es nicht in seinem Herzen ist. Dort in einem Winkel wird die Geißel zur Züchtigung über einen Diener geschwungen, hier ein Untertan zum Henkertode geführt. Vor dem hohen Eingangstor zum Schloßhof hält ein Sängerpaar, ein Greis zu Roß mit der Harfe im Arm, ein Jüngling zu Fuß mit hellem Gesicht und lockigem Haar. Der Greis mahnt den Jüngling zum höchsten Aufgebot seiner künstlerischen Kraft, und der Jüngling nickt ihm Beifall und Gehorsam.

b) Im Thronsaal. Hohe Marmorsäulen; herrlicher Wandschmuck; prächtiger Thron für den furchtbaren König und die liebliche Königin; in der freien Mitte das Sängerpaar; umher die Hofleute und Krieger des Königs. Der König ist aufgesprungen und steht wutschnaubend wie ein Raubtier, das zum Sprunge ansetzt, vor dem Throne. Kopf und Brust sind vorgebeugt, der rechte Arm, der soeben das blitzende Schwert geschleudert hat, ist ausgestreckt. Die Königin, die den Sängern, unwillkürlich hingerissen und ahnungslos, eine Rose von ihrer Brust als Zeichen des Beifalls und als Lohn für den ergreifenden Gesang zugeworfen hat, ist entsetzt zurückgesunken, und der Tränenquell der Wehmut und der Lust ist plötzlich versiegt. Der Jüngling ist zusammengeknickt und in die Arme des entsetzten Meisters gesunken. Das Schwert steckt in seiner Brust; ein Blutstrahl schießt aus dem Herzen; sein brechendes Auge ist gen Himmel gerichtet. Die Höflinge fliehen entsetzt, und nur einzelne werfen noch einen halb neugierigen, halb furchtsamen Blick auf die blutige Szene.

c) Vor dem Tore. Noch liegen die Gärten im Sonnenschein, duften die Blumen, singen die Vögel und rauschen die Springbrunnen. Aber der Tod ist zwischen das blühende Leben getreten. Am Eingangstor hält wieder der greise Sänger. Aber jede Hoffnung hat er geknickt hinter sich gelassen Auf dem Roß sitzt der tote Jüngling, bleich und blutüberströmt, festgebunden und von der einen Hand des Greises gestützt. Die andere hat dieser drohend gegen das Schloß erhoben; Feuer bricht aus seinen Augen, und ein Fluch gellt aus seinem Munde. Seine Harfe liegt in Stücken neben einer Säule, an der er sie schallend zerschlagen hat, da sie nie wieder erklingen soll.

d) Die Erfüllung des Fluches. Auf öder, menschenleerer Heide, ohne Baum und Strauch, nur mit Sand bedeckt und mit Steinen besäet, liegt eine Schloßruine. Unter den Trümmern ragt eine Marmorsäule in die Höhe als einziger Zeuge der untergegangenen Pracht, aber sie ist bereits geborsten, seitwärts geneigt und droht dem Einsturz.

3. Grundgedanken: Die Poesie hat noch mehr als jede andere Kunst den göttlichen Beruf, das Gute und Schöne zu besingen, mutig die Freiheit zu verteidigen, das Gemüt zu rühren und zu edler Tat zu begeistern. Wer sie verachtet, der verachtet die Stimme und den Segen des Himmels. Wer ihre Diener verfolgt, der ruft den Fluch des Himmels auf sich und sein Tun herab, weiht selbst sein Werk der Vernichtung und seinen Namen der Vergessenheit.

4. Schönheiten in der Form. Alle Kunstmittel der Poesie hat der Dichter in dieser herrlichen Dichtung aufs glücklichste verwandt. Die Sprache zeigt einen seltenen Fluß und Glanz. Von besonderer Wirkung sind die Gegensätze: Das glänzende Schloß und der finstere König. Der graue Sängergreis zu Roß und der blühende Genoß zu Fuß. Die tiefsten Lieder und der vollste Ton. Die Lust und der Schmerz. Das Süßeste und das Höchste. Der König wie blutiger Nordlichtschein und die Königin wie milder Vollmond. Die himmlisch helle Stimme des Jünglings und die dumpfgrollende des Alten. Die ergriffene Königin und der wütende König. Die geworfene Rose und das geschleuderte Schwert. Die goldenen Lieder und der Blutstrom usw. Auch als Ganzes zeigt uns das Gedicht fesselnde Gegensätze: Despotie und Freiheit, Tyrannenstreben und Kunstaufgabe, Kriegerruhm und Sängerkranz, Licht und Finsternis, Himmel und Hölle, Gott und Belial. Im König das freiheits- und kunstfeindliche, in den Sängern das freiheitliche und sittlich bildende Prinzip. In der Königin die zarte, unbedingte Empfänglichkeit für das Schöne, in den Höflingen das schwankende Element, im Könige die ausgesprochene Feindschaft. Gleicherweise bewegt und entwickelt sich das Geschick der einzelnen in Kontrasten: Der König in Reichtum, Macht und Kriegerruhm — ein Verächter der Freiheit und Kunst — ein Mörder — vergessen! Die Königin lieblich — gerührt — dankbar — entsetzt! — Das Sängerpaar vor dem Tore voll Hoffnung — im Saale voll Hingabe an seine Aufgabe — der Jüngling sterbend in den Armen des Greises — wieder vor dem Tore, der eine als Leiche, der andere als sein Rächer! — Die Höflinge spöttisch — gerührt — zerstoben! — Das Schloß im Maienglanz — als blutbefleckte Mördergrube — als Ruine!

Die Assonanz (der vokalische Gleichklang) kommt sehr häufig vor, z. B. das helle **a** und **o** in der Schilderung des Schlosses, das dumpfe **u** in dem Fluche über den Mörder (Str. 14. Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums usw.).

Die Alliteration (der Stab- oder Konsonantenreim) ist gleichfalls oft verwandt: Lenz und Liebe; im Sturm zerstoben; der Himmel hat's gehört usw.

Parallelismus der Glieder, Metonymie (Namenvertauschung), Metapher (bildlicher Ausdruck statt des eigentlichen: er schreibt Blut, statt Todesurteile), Polysyndeton (Häufung von Bindewörtern) finden sich sehr schön in Str. 2, V. 3, 4.

Uhland hat zu seiner Ballade die neue Nibelungenstrophe gewählt. Sie besteht aus vier Verszeilen, von denen jede sechs Hebungen hat, die in der Mitte durch eine Zäsur geteilt sind. Die erste Vershälfte hat weiblichen, die zweite männlichen Schluß. Der jambische Gang des Rhythmus wird zuweilen von zwei Tonsenkungen nach einer Tonerhebung unterbrochen: Der König und sein Gemahl. — Sie singen von Lenz und Liebe —.

IV. **Verwertung.** 1. Die Personen des Gedichts und ihre Eigenschaften. 2. Weise den Wechsel nach, der im Laufe des Gedichts mit dem Schloß, dem Könige, der Königin, den Sängern und den Hofleuten vorgeht! 3. Vergleiche

Goethes „Sänger", Schillers „Graf von Habsburg" und Uhlands „Sängers Fluch" nach Ort — Zeit — Personen — Inhalt, Art, Wirkung und Lohn des Gesanges — Gedankengang — Tendenz — Kunstform! „Die Bürgschaft" als Gegenstück zu „Des Sängers Fluch"! Fr. P. (Dr. P.)

62. Klein Roland.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. II, S. 165.

1. Frau Berta saß in der Felsenkluft,
sie klagt' ihr bittres Los;
klein Roland spielt' in freier Luft,
des Klage war nicht groß.

2. „O König Karl, mein Bruder hehr,
o, daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr';
nun zürnst du schrecklich mir.

3. O Milon, mein Gemahl so süß,
die Flut verschlang mir dich.
Die ich um Liebe alles ließ,
nun läßt die Liebe mich.

4 Klein Roland, du mein teures Kind,
nun Ehr' und Liebe mir,
klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all von dir.

5. Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
zu bitten um Speis' und Trank!
Und wer dir gibt eine kleine Gab',
dem wünsche Gottes Dank!"

6. Der König Karl zur Tafel saß
im goldnen Rittersaal;
die Diener liefen ohn' Unterlaß
mit Schüssel und Pokal.

7. Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
ward jedes Herz erfreut;
doch reichte nicht der helle Klang
zu Bertas Einsamkeit.

8. Und draußen in des Hofes Kreis,
da saßen der Bettler viel;
die labten sich an Trank und Speis'
mehr als am Saitenspiel.

9. Der König schaut in ihr Gedräng'
wohl durch die offne Tür,
da drückt sich durch die dichte Meng'
ein feiner Knab' herfür.

10. Des Knaben Kleid ist wunderbar,
vierfarb zusammengestückt;
doch weilt er nicht bei der Bettlerschar,
herauf zum Saal er blickt

11. Herein zum Saal klein Roland tritt,
als wär's sein eigen Haus;
er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'
und trägt sie stumm hinaus.

12. Der König denkt: „Was muß ich sehn?
Das ist ein sondrer Brauch!"
Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
so lassen's die andern auch.

13. Es stund nur an eine kleine Weil' [1]),
klein Roland kehrt in den Saal [2]);
er tritt zum König hin mit Eil'
und faßt seinen Goldpokal.

14. „Heida, halt an, du kecker Wicht!"
Der König ruft es laut;
klein Roland läßt den Becher nicht,
zum König auf er schaut.

15. Der König erst gar finster sah,
doch lachen mußt' er bald:
„Du trittst in die goldne Halle da
wie in den grünen Wald;

16. Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch,
wie man Äpfel bricht vom Baum;
du holst wie aus dem Bronnen frisch [3]),
meines roten Weines Schaum."

17. „„Die Bäurin schöpft aus dem Bronnen frisch,
die bricht die Äpfel vom Baum;
meiner Mutter ziemet Wildbret und Fisch,
ihr roten Weines Schaum [4])."""

18. „Ist deine Mutter so edle Dam'
wie du berühmst [5]), mein Kind,
so hat sie wohl ein Schloß lustsam [6])
und stattlich Hofgesind'.

19. Sag an, wer ist denn ihr Truchseß [7])?
Sag an, wer ist ihr Schenk?"
„„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
meine linke, die ist ihr Schenk."""

20. „Sag an, wer sind die Wächter treu?“
„„Meine Augen blau allstund[9]).““
„Sag an, wer ist ihr Sänger frei?“
„„Der ist mein roter Mund.““

21. „Die Dam' hat wackre Diener, traun!
Doch liebt sie sondre Livrei[9]),
wie Regenbogen anzuschaun,
mit Farben mancherlei.“

22. „„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
von jedem Viertel der Stadt;
die haben mir als Zins gebracht
viersältig Tuch zur Wat[10]).““

23. „Die Dame hat nach meinem Sinn
den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
die offne Tafel hält.

24. So edle Dame darf nicht fern
von meinem Hofe sein!
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
führt sie zu mir herein!“

25. Klein Roland trägt den Becher flink
hinaus zum Prunkgemach;
drei Damen auf des Königs Wink,
drei Ritter folgen nach.

26. Es stund nur an eine kleine Weil'
(der König schaut in die Fern'),
da kehren schon zurück mit Eil'
die Damen und die Herrn.

27. Der König ruft mit einemmal:
„Hilf, Himmel! seh ich recht?
Ich hab verspottet im offnen Saal
mein eigenes Geschlecht.

28. Hilf, Himmel! Schwester Berta, bleich,
im grauen Pilgergewand!
Hilf, Himmel! in meinem Prunksaal reich
den Bettelstab in der Hand!“

29. Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
das bleiche Frauenbild;
da regt sich plötzlich der alte Grimm,
er blickt sie an so wild.

30. Frau Berta senkt die Augen schnell,
kein Wort zu reden sich traut;
klein Roland hebt die Augen hell,
den Ohm begrüßt er laut[11]).

31. Da spricht der König in mildem Ton:
„Steh auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
soll dir verziehen sein.“

32. Frau Berta hebt sich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein, wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
was du mir Guts getan;

33. Soll werden seinem König gleich
ein hohes Heldenbild,
soll führen die Farb' von manchem Reich
in seinem Banner und Schild;

34. Soll greifen in manches Königs Tisch
mit seiner freien Hand,
soll bringen zu Heil und Ehre frisch
sein seufzend Mutterland.“

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Karl der Große und sein Neffe Roland sind nicht allein für Deutschland und Frankreich, sondern auch für Italien und Spanien berühmte Sagenhelden. Um 1609 veröffentlichte der Spanier Antonio de Esclava (wohl in Pampelona und Barcelona) unter dem Titel „Winternächte“ eine Sammlung von Anekdoten, die sich Freunde zur Erheiterung erzählten. Matthäus Drummer v. Pabenbach „versetzte“ dieselben in die „deutsche Sprache“. Die Drummersche Übersetzung von 1666 in der Königl. Bibliothek zu Berlin enthält von S. 234 ab die Erzählung von der „wunderbaren Geburt des Roldan oder Roland und wird dabey unterschiedener seiner verübten Kinderbossen gedacht“. Ganz ähnlich lautet die Darstellung in dem italienischen Volksbuche von Karl dem Großen „Fränkische Königssöhne“, das schon vor 1348 existierte.

Der Inhalt der Erzählung ist kurz folgender: Karls des Großen Schwester Berta vermählte sich wider den Willen ihres Bruders heimlich mit Milon von Anglante und wurde von dem erzürnten Bruder zum Tode verurteilt. Da entfloh sie mit dem Geliebten nach Italien und verbarg sich in einer

Felsschlucht bei Siena. Hier wurde ihr ein Sohn geboren, den sie nach einem spanischen Worte, das „walzen und herumkugeln" bedeutet, Rolando, ital. Orlando und deutsch Roland nannte, „weil der Neugeborene die abschüssige Schlucht hinunterwalzte".

Als das Kind vier Jahre alt war, versank der Vater in einem Bache und ward nicht mehr gesehen. Die Mutter blieb mit ihrem Kinde in Not und Betrübnis zurück. Der Knabe wuchs blühend heran und ging täglich nach Siena, um Almosen einzusammeln. Alle Kinder seines Alters liebten ihn, gaben ihm, was er begehrte, und trugen ihm zu, was sie erlangen konnten. Dazu kam er zu solchen Kräften, daß er alle Knaben im Ringen und anderen Bubenhändeln überwand und sich untertan machte.

Als er einst gar übel gekleidet und fast nackend war, da wurden die Knaben untereinander eins, ihn zu kleiden. In jedem Stadtviertel kauften sie ein Stück andersfarbiges Tuch und ließen daraus einen langen Rock von vier unterschiedlichen Farben zusammenstücken.

Um diese Zeit kam Karl der Große auf seiner Rückreise von Rom nach Siena. Große Festlichkeiten wurden ihm zu Ehren veranstaltet. Die Armen, darunter auch Roland, erhielten reichlich Speise und Trank. Einmal hatte Roland die Austeilung der Almosen im Palast versäumt, ging kühnlich in das kaiserliche Gemach an den Tisch des Kaisers, ergriff eine silberne Schüssel und trug sie samt der Speise unerschrocken fort zu seiner Mutter. Diese erschrak ohnemaßen über des Knaben Wagstück und ließ sich geloben, den Palast hinfüro zu meiden. Trotzdem ging er nächsten Tages wieder hin, schlich an die kaiserliche Tafel heran und griff nach einem „vergüldten" Becher. Der Kaiser hatte ihn still gewähren lassen, wollte aber des Knaben Gemüt und Vorhaben desto mehr erfahren und schrie ihn plötzlich an, in der Meinung, ihm eine Furcht und Abscheu einzujagen. Aber Orlando achtete dies nicht, sondern erwischte mit der freien Hand des Kaisers grauen Bart und sagte: „Eines Königs Stimme ist nicht genugsam, mich zu erschrecken!" und trug dann den Becher mit sich fort.

Der Kaiser befahl vier Truchsessen, dem Knaben zu folgen. Sie kamen in die Felsschlucht und erkannten mit Schrecken des Kaisers Schwester. Drei kehrten um und flehten den Kaiser um Gnade für des Knaben unglückliche Mutter an. Karl gewährte sie, ohne zu wissen wem. Als er endlich erfuhr, daß es seine eigene Schwester sei, ließ er sie von Frauen und Jungfrauen einholen. Ihr Anblick brachte ihn aber wieder so in Zorn, daß er sie mit einem Fußtritt zu Boden stieß. Darüber ergrimmte Orlando, fiel den Kaiser in großer Verbitterung an und hätte ihn wohl getötet. Doch traten die Hofleute dazwischen und verhüteten, daß weiter Unglück geschah. Der Kaiser sah seine Übereilung ein, gedachte seines Versprechens und versöhnte sich mit seiner Schwester. Später wurde auch ihr Gemahl Milon, den ein Zauber ferngehalten hatte, wiedergefunden und in die Versöhnung eingeschlossen.

Dies ist nach Uhlands Brief an Alexander Kaufmann die Quelle, welche ihm Anregung und Stoff zu der Romanze „Klein Roland" gab.

II. **Kurze Erläuterungen.** 1) Es stund an = dauerte nur eine kleine Zeit. 2) Zu kehrt muß man sich noch zurück hinzudenken. 3) Bronnen

= Brunnen, Born, Quelle. 4) Roten Weines Schaum = schäumender roter Wein. 5) Berühmst, altertümelnd = rühmst, berühmst dich, prahlst. 6) Ein lustsam Schloß, das durch seine Schönheit viel Lust und Freude gewährt. 7) Zu Truchseß vgl. Nr. 58, S. 226. 8) Allstund = allzeit offen, wachsam und treu. 9) sondre Livrei = sonderbare Dienerkleidung mit Abzeichen. Das Wort Livrei, oder gewöhnlicher Livree, hängt mit liefern (franz. livrer) zusammen und umfaßt alles, was ein Herr seinem Diener zu liefern hatte. 10) Wat ist ein veralteter Ausdruck für Kleid und Kleidungsstoff und bedeutet das Zusammengewundene, Gewobene. Unser Leinwand ist aus Leinwat entstanden durch Anlehnung an Gewand. 11) Ohm, in südwestdeutscher Form Öhm, ist zusammengezogen aus Oheim = Vaters- oder Muttersbruder. Jetzt wird Onkel (franz. oncle) mehr gebraucht.

III. **Vertiefung.** 1. Charakterzeichnung. a) Klein oder Jung Roland ist eine vaterlose Waise, ein feiner, starker Knabe mit mutigem Herzen, freiem Blicke und kräftigem Arme. Seine Kleidung ist wunderlich aus vielerlei Tuch und vielerlei Farbe zusammengesetzt. Er ist der Mutter ein und alles, die einzige Freude in ihrem leidvollen Leben, die einzige Hoffnung der Zukunft. Sein Aufenthalt waren der grüne Wald und die freie Luft. Der Mutter zuliebe sammelt er Almosen ein. Die Knaben der Stadt überwindet er im Ringkampfe und macht sie tributpflichtig. Mit dem schmausenden Bettlerschwarme macht er sich nicht gemein, denn er trägt die Ahnung einer edlen Abkunft und das Selbstgefühl des Helden in sich. Furchtlos naht er sich dem Königstische, mutig steht er dem lauten Rufe und zornigen Blicke des Kaisers. Keck und schlagfertig beantwortet er dessen spöttische Fragen. Stolzes Selbstgefühl, innige Kindesliebe und treuen Kindesdienst bezeugen seine Antworten. Laut und freudig begrüßt er den Kaiser als Oheim, als er merkt, daß er der geliebten Mutter Bruder ist. Stolze Taten erwartet die Mutter von ihm als Dankeszahlung für des Kaisers Güte. In allem, was er als Kind getan, sieht sie bedeutungsvolle Vorzeichen seiner Heldenlaufbahn.

b) Zeige, wie der Kaiser als erhabener Fürst, berühmter Held, geehrter Gast und leutseliger Regent, als zorniger, dann beschämter und zuletzt versöhnter Bruder, als nachsichtiger, dann spöttischer und zuletzt gerührter und glücklicher Oheim erscheint!

c) Weise nach, wie Frau Berta eine geliebte Gattin, eine trauernde Witwe, eine verstoßene Schwester, eine glückliche Mutter, eine traurige Einsiedlerin, eine arme Almosenempfängerin, eine begeisterte Seherin war!

2. Gedankengang. I. Wie Frau Berta in der Felsenkluft ihr Geschick beklagt (Str. 1—5). Str. 1: Während jung Roland fröhlich in freier Luft spielt, beklagt seine Mutter ihr bitteres Los; Str. 2: den Zorn ihres königlichen Bruders; Str. 3: den Verlust ihres geliebten Gatten. Str. 4: Ihr Knabe ist ihr einziger Trost. Str. 5: Sie schickt ihn nach Almosen in die Stadt und mahnt ihn zur Dankbarkeit.

II. Wie Karl im Rittersaale beim Festmahle sitzt (Str. 6—8). Str. 6: Das Festmahl hat angefangen. Str. 7: Gesang und Saitenspiel

erfreuen die Gäste. Str. 8: Die Bettler im Hofe laben sich an Speise und Trank.

III. Wie Roland seinen Anteil vom Königstische holt (Str. 9 bis 14). Str. 9: Roland zwängt sich durch die Menge. Str. 10: Er trägt ein vierfarbig Kleid und strebt nach dem Saale. Str. 11: Eine Schüssel nimmt er vom Tische hinweg. Str. 12: Der König und die Gäste lassen es geschehen. Str. 13: Der Knabe kehrt zurück und faßt einen goldenen Pokal. Str. 14: Da ruft der König: Halt! aber der Knabe erschrickt nicht.

IV. Wie der Kaiser sich mit Roland unterredet (Str. 15—25). Str. 15–16: Erst finster und dann spöttisch fragt Karl, wie er Speisen und Wein forttragen dürfe. Str. 17: Roland meint, das gebühre seiner Mutter. Str. 18—19: Der Kaiser fragt nach der Mutter, ihrem Schloß und Hofgesind. Str. 19—20: Roland gibt keck und schlagfertig Bescheid. Str. 21: Der Kaiser fragt nach der Bedeutung seiner seltsamen Kleidung. Str. 22: Roland bezeichnet sie als Tribut an seine Tapferkeit. Str. 23—24: Der Kaiser vermutet in der Dame die Bettlerkönigin und wünscht sie am Hofe zu sehen.

V. Wie sich der Bruder mit der Schwester versöhnt (Str. 25 bis 34). Str. 25: Ritter und Damen folgen Roland. Str. 26: Sie kehren bald zurück. Str. 27—28: Der König erkennt, daß er sein eigen Geschlecht verspottet hat, daß die bleiche, bettelarme Frau seine Schwester ist. Str. 29: Sie fällt ihm zu Füßen, er aber ergrimmt aufs neue. Str. 30: Da senkt die unglückliche Frau die Augen, klein Roland aber erhebt sie mutig und begrüßt den Kaiser freudig als seinen Ohm. Str. 31: Da verzeiht der Kaiser um des Sohnes willen der Mutter. Str. 32—34: Sie dankt freudenvoll, erwartet die Vergeltung für ihres Bruders Güte von ihrem Sohne, sieht mit prophetischem Blicke denselben zu einem Helden heranwachsen, manches Reich überwinden, manchen Fürsten demütigen und sein Mutterland zu Ehren bringen, wie er seine Mutter wieder zu Ehren und Glück gebracht hat.

3. Eigentümliches. Der Dichter ist im allgemeinen der „Quelle" gefolgt, hat aber manches weggelassen, anderes verändert und vieles zugesetzt. Weggelassen ist: a) das Todesurteil über die Schwester; es würde den Kaiser allzu hart erscheinen lassen. b) Die Bedeutung des Namens Roland: über die Ableitung desselben herrschen Zweifel. c) Der Griff des Knaben in des Kaisers grauen Bart; das wäre doch selbst für einen Heldensproß unziemlich. d) Das Verbot der Mutter, den Palast wieder zu betreten; der Ungehorsam des Knaben würde sich nicht mit der Liebe zur Mutter reimen. e) Der erste Gang und die Rückkehr der Boten sowie das Versprechen der kaiserlichen Gnade; diese Zwischenhandlung schwächt die dramatische Wirkung der Wiedererkennung und Versöhnung ab. f) Der Fußtritt des Kaisers; selbst der Zorn darf einen Karl nicht zu einer Roheit gegen eine Unglückliche hinreißen. g) Rolands Angriff auf den Kaiser; selbst die Kindesliebe rechtfertigt keinen Mordanfall. h) Der entzauberte Gatte Milon; er würde wie ein Geist erscheinen, das Interesse an den Hauptpersonen schwächen und den Gang der Handlung stören.

Abgeändert hat der Dichter folgendes: a) Die Ereignisse vor dem Fest-

mahle in Siena werden Frau Berta als Klage in den Mund gelegt; dadurch wird die malerische Einheit der Dichtung gewahrt. b) Aus demselben Grunde nimmt Roland Schüssel und Becher nicht an zwei Tagen, sondern an einem weg. c) Der vierfarbige Rock wird nicht als Gabe des Mitleids, sondern als wohlverdienter Tribut der Besiegten an den Überwinder dargestellt. Dadurch wird der Schein allzu großer Ärmlichkeit beseitigt und die künftige Heldengröße des Knaben prophetisch angedeutet. d) Nicht der aufflammende Zorn des Knaben, der die Beleidigung seiner Mutter rächen will, bringt den Kaiser zur Besinnung, sondern die hellen Kinderaugen und der frische Stimmenklang treffen sein Herz und stimmen ihn versöhnlich, „nachdem bereits des Knaben trotzige Kühnheit und kecke Zunge ihn wunderbar angeheimelt haben". Wieviel edler und natürlicher ist das Motiv als das zornige Zusammenrennen zweier Hitzköpfe!

Hinzugesetzt hat der Dichter: a) Bertas Aufforderung an Roland, nach Almosen in die Stadt zu gehen. Das ist die Brücke aus der Einleitung in die Haupthandlung, aus der Einsamkeit des Waldes in das buntbewegte Hofleben. b) Das Gespräch des Kaisers mit dem Knaben (Str. 15—24). Diese köstliche Unterredung zeigt des Kaisers Interesse an dem eigen gearteten Knaben und sein Talent, durch stille Beobachtung, drohenden Zuruf, spöttische Fragen, verächtliches Achselzucken ihn zu prüfen. Roland zeigt unerschrockenen Mut, geistige Schlagfertigkeit, treue Kindesliebe und edles Selbstgefühl. Die Unterredung ist das verbindende Mittelglied zwischen den getrennten Schauplätzen (Felsschlucht und Rittersaal) und den entzweiten Geschwistern. c) Der Dank der Schwester, gepaart mit dem prophetischen Ausspruche der Mutter, schließt das Gedicht in schönster Weise ab. Welch feine Deutung gibt die Mutter dem kindlichen Tun des Knaben! Sie rückt damit die einzelnen Ereignisse des ganzen Gedichts in eine neue Beleuchtung, in eine geistige Höhe und hofft von ihnen eine höhere Erfüllung. Im kindlichen Tun des Sohnes sieht sie seine Mannestaten keimen, im Heldenbild des Bruders das Vorbild des Sohnes, in seinem vierfarbigen Gewand das Symbol der Reiche, die er überwinden wird, in dem freien Griff auf des Königs Tisch die kühne Weise, wie er mit Fürsten umspringen, in der Wahrung der mütterlichen Ehre eine Bürgschaft, daß er auch seinem Mutterlande Heil und Ehre bringen wird.

Von besonderer Schönheit sind die Gegensätze im Gedichte. Die Felsenkluft und der goldene Rittersaal: dort Armut und Not, hier Pracht und Fülle; dort Klage, hier Sang und Klang; dort eine einsame Witwe, hier frohes Menschengedränge; dort des Kaisers Schwester, die ihr Söhnlein betteln schickt, hier der kaiserliche Bruder, der den Bettlerschwarm speist.

Der kaiserliche Ohm und der unbekannte arme Neffe: der Kaiser thront inmitten reicher Gäste, der Neffe drängt sich durch die Bettler; der Knabe greift zu der Kaiser läßt ihn gewähren; der Kaiser schreit ihn an, er bleibt unverzagt der Kaiser fragt spöttisch, der Knabe antwortet keck und treffend. Die Halle nennt er seinen Wald, den Tisch seinen Baum, die Schüssel seine Äpfel, den schäumenden Becher seinen Bronnen, seine rechte Hand der Mutter

Truchseß, die linke den Schenken, das Augenpaar die Wächter, seinen Mund den Sänger, das wunderliche Gewand sein Ehrenkleid.

Der kaiserliche Bruder und die unglückliche Schwester: schimmernder Goldglanz und graues Pilgerkleid; Prunksaal und Bettlerstab; glückliche Gesichter, ein bleiches, vergrämtes Antlitz; sein Zorn und ihre Demut, seine Verzeihung und ihr Dank.

Die Sprache des Gedichts ist reich an altertümlichen Formen und Ausdrücken. Fr. P.

63. Roland Schildträger.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. II, S. 171.

1. Der König Karl saß einst zu Tisch
zu Aachen mit den Fürsten;
man stellte Wildbret auf und Fisch
und ließ auch keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
manch roten, grünen Edelstein
sah man im Saale leuchten.

2. Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod[1]) dieser Welt,
das fehlet uns noch immer[2]);
dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
ein Riese trägt's im Schilde sein
tief im Ardennerwalde[3])."

3. Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Haimon, Naims von Bayern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
die wollten da nicht feiern:
sie haben Stahlgewand begehrt
und hießen satteln ihre Pferd',
zu reiten nach dem Riesen[4]).

4. Jung Roland, Sohn des Milon[5]),
sprach:
„Lieb Vater, hört, ich bitte;
vermeint ihr mich zu jung und schwach,
daß ich mit Riesen stritte,
doch bin ich nicht zu winzig mehr[6]),
euch nachzutragen euren Speer
samt eurem guten Schilde."

5. Die sechs Genossen ritten bald
vereint nach den Ardennen;
doch als sie kamen in den Wald,
da täten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
wie wohl ihm war, des Helden Speer,
des Helden Schild zu tragen[7])!

6. Bei Sonnenschein und Mondenlicht
streiften die kühnen Degen[8]);
doch fanden sie den Riesen nicht
in Felsen noch Gehegen[9]).
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
der Herzog Milon schlafen lag[10])
in einer Eiche Schatten.

7. Roland sah in der Ferne bald
ein Blitzen und ein Leuchten,
davon die Strahlen in dem Wald
die Hirsch' und Reh aufscheuchten;
er sah, es kam von einem Schild,
den trug ein Riese, groß und wild,
vom Berge niedersteigend.

8. Roland gedacht' im Herzen sein[11]):
„Was ist das für ein Schrecken[12])!
Soll ich den lieben Vater mein
im besten Schlaf erwecken?
Es wacher ja sein gutes Pferd,
es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
es wacht Roland, der junge[13])."

9. Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffen[14]);
die Lanze nahm er in die Hand
und tät den Schild aufraffen;
Herrn Milons Roß bestieg er dann
und ritt erst sachte durch den Tann[15]),
den Vater nicht zu wecken[16]).

10. Und als er kam zur Felsenwand,
da sprach der Ries' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant[17])
auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier[18]) so lang als er,
vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
der Schild will ihn erdrücken."

11. Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken.
Hab' ich die Tartsche[19]) lang und breit,
kann sie mich besser decken.
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
ein kurzer Arm, ein langes Schwert —
muß eins dem andern helfen[20]."

12. Der Riese mit der Stange schlug,
auslangend in die Weite;
jung Roland schwenkte schnell genug
sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
doch von dem Wunderschilde sprang[21])
auf Roland sie zurücke.

13. Jung Roland nahm in großer Hast
das Schwert in beide Hände,
der Riese nach dem seinen faßt',
er war zu unbehende[22]);
mit flinkem Hiebe schlug Roland
ihm unterm Schild die linke Hand,
daß Hand und Schild entrollten.

14. Dem Riesen schwand der Mut dahin,
wie ihm der Schild entrissen;
das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
doch Roland in das Knie ihn stach,
daß er zu Boden stürzte.

15. Roland ihn bei den Haaren griff,
hieb ihm das Haupt herunter[23]),
ein großer Strom von Blute lief
ins tiefe Tal hinunter;
und aus des Toten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach
und freute sich am Glanze[24]).

16. Dann barg er's unterm Kleide gut
und ging zu einem Quelle;
da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung Roland
dahin, wo er den Vater fand
noch schlafend bei der Eiche.

17. Er legt' sich an des Vaters Seit',
vom Schlafe selbst bezwungen,
bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
daß wir den Riesen suchen!"

18. Sie stiegen auf und eilten sehr
zu schweifen in der Wilde[25]);
Roland ritt hinterm Vater her
mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
wo Roland jüngst gestritten hätt[26]);
der Riese lag im Blute.

19. Roland kaum seinen Augen glaubt',
als nicht mehr war zu schauen
die linke Hand, dazu das Haupt,
so er ihm abgehauen,
nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
nur Rumpf und blut'ge Glieder.

20. Milon besah den großen Rumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhaunen Stumpf,
wie mächtig war die Eiche!
Das ist der Riese. Frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr',
drum muß ich ewig trauern[27])."

21. Zu Aachen vor dem Schlosse stund
der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzulange.
Doch, seh' ich recht, auf Königswort,
so reitet Herzog Haimon dort[28]),
des Riesen Haupt am Speere."

22. Herr Haimon ritt in trübem Mut,
und mit gesenktem Spieße
legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
und fünfzig Schritte weiter lag
des Riesen Rumpf am Boden."

23. Bald auch der Erzbischof Turpin
den Riesenhandschuh brachte,
die ungefüge Hand[29]) noch drin;
er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Reliquienstück[30]),
ich bring' es aus dem Wald zurück,
fand es schon zugehauen."

24. Der Herzog Naims von Bayerland
kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen, stark und lange[30]).
Wohl schwitz ich von dem schweren Druck;
hei, bayrisch Bier, ein guter Schluck,
sollt' mir gar köstlich munden[31])!"

25. Graf Richard kam zu Fuß daher,
ging neben seinem Pferde;
das trug des Riesen schwere Wehr,
den Harnisch samt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
manch Waffenstück noch finden kann;
ist mir zuviel gewesen."

26. Der Graf Garein tät ferne schon
den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, des ist die Kron',
der wird das Kleinod bringen."
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn;
das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
doch das ist ausgebrochen."

27. Zuletzt tät man Herrn Milon sehn,
der nach dem Schlosse lenkte;
er ließ das Rößlein langsam gehn,
das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinterm Vater her
und trug ihm seinen starken Speer
zusamt dem festen Schilde.

28. Doch wie sie kamen vor das Schloß
und zu den Herrn geritten,
macht' er von Vaters Schilde los
die Zierat in der Mitten[32];
das Riesenkleinod setzt' er ein,
das gab so wunderklaren Schein
als wie die liebe Sonne.

29. Und als nun diese helle Glut
im Schilde Milons brannte,
da rief der König wohlgemut:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
das Kleinod ihm entrissen."

30. Herr Milon hatte sich gewandt,
sah staunend all die Helle:
„Roland, sag an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geselle?"
„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
daß ich erschlug den groben Wicht,
derweil ihr eben schliefet[33]!"

I. **Zielangabe, dann Vortrag.** Klein Roland hatte tapferen Sinn und schlagfertige Rede im Ringen mit seinem gewaltigen Oheim bewiesen. Daß er als Jüngling auch mit dem Schwerte in der Hand und im Kampfe um das Leben seinen Mann stand, zeigt uns Ludwig Uhlands Romanze „Roland Schildträger".

II. **Erläuterungen.** 1) Kleinod, ursprünglich Kleinot, bedeutet einen kleinen, aber fein, zierlich gearbeiteten Gegenstand; jetzt bezeichnet man damit Schmucksachen von höchstem Werte. Mehrzahl: Kleinode (und Kleinodien). 2) Die Ritter scheinen bereits um das Kleinod erfolglos gekämpft zu haben. 3) Die Ardennen sind ein ausgedehntes, rauhes Waldgebirge in Belgien und Frankreich, südwestlich von Aachen, der Lieblingsresidenz Karls des Großen. 4) Von den zwölf Helden oder Paladinen Karls (vgl. König Karls Meerfahrt) werden hier sechs aufgezählt. — Sie haben Stahlgewand begehrt, d. h. sie ließen sich ihre eherne Rüstung, ihre Harnische, von den Knappen bringen. 5) Der verschwundene Milon war, von dem Zauber befreit, zu den Seinen zurückgekehrt. 6) Vermeint (glaubt) ihr mich auch zu schwach zum Kampfe mit dem Riesen, so bin ich doch wohl als Schildträger zu gebrauchen. 7) Da täten sie sich trennen; volkstümliche Umschreibung: täten, altertümliche Form = taten (nicht Konjunktivus). — Wie wohl ihm war! (Alliteration.) Der höchste Wunsch des Knaben ist erfüllt; er darf an einem Heldenzuge teilnehmen und bei Heldenarbeit helfen. Noch zweimal (Str. 18 und 27) wird sein Dienst angeführt. Darum heißt er in der Überschrift: Roland Schildträger. 8) Kühner Degen = tapferer Held. „Ich bin ein alter Degen." „Hab' Dank, du tapfrer Degen." „Da sprach der Degen kühne" (Nibelungenlied). 9) Gehege von Hag = Zaun, Hain, Gebüsch, Wald. 10) schlafen lag = lag schlafend, hatte sich schlafen gelegt. 11) im Herzen sein, wie: im Schilde sein, Vater mein; Uhland liebt es, das besitzanzeigende Fürwort wie auch das Eigenschaftswort (Bruder hehr, Gemahl so süß) unflektiert dem Dingworte nachzustellen. 12) Schrecken = Schrecknis, schreckenerregende Erscheinung. Roland selbst war gar nicht erschrocken. 13) „Es wachet" wird wirkungsvoll dreimal wiederholt; eigentlich wacht nur Jung-Roland, aber Roß, Speer, Schild und Schwert sind allezeit kampfbereit, wenn sich der rechte Mann findet

Es wachet und erwachet vor allem der Mut im Herzen des Knaben und treibt ihn, eine kühne Tat zu wagen. 14) starkes Waffen ist die alte Form für: starke Waffe. 15) Tann, mhd. der tan = Wald oder Forst. 16) Feurige Kampflust treibt ihn rasch vorwärts, aber zarte Rücksicht auf den schlafenden Vater läßt ihn sacht und vorsichtig reiten. 17) Fant von infans = Kind, Knabe, Bursche, hat hier die Nebenbedeutung von Geck, Schalk, leichtsinniger Strick. 18) zwier = zweimal, und schier = fast, bilden einen Binnenreim. 19) Tartsche (franz. targe) ist eine Art Schild. 20) Ein kleiner Mann usw. Rolands Antwort ist prächtig, ebenso treffend wie humoristisch. 21) Der Wunderschild hatte durch das Kleinod wunderbare Kräfte und machte seinen Besitzer unbesiegbar. 22) unbehende = nicht bei der Hand, nicht flink und gewandt. 23) Rolands Kampf erinnert an Davids Kampf mit Goliath. 24) Wie ein Kind freut er sich am wunderbaren Glanze des Kleinods; aus seiner Heldentat macht er nicht das mindeste Aufheben. Der Kampf hat ihn so wenig aufgeregt, daß er sofort neben dem Vater in Schlaf sinkt. 25) Die Wilde ist die Wildnis, der öde Wald, der wilde Hag. (Str. 22.) 26) hette, hätte ist alte Form neben hatte; jüngst = unlängst. 27) Warum schweigt Roland bei dem Kummer des Vaters? In den alten Heldensagen sind die tatkräftigsten Kämpen meist als schweigsame Leute dargestellt. Ihre Taten reden für sie eine verständliche Sprache. Oder fürchtet Roland den Unwillen des Vaters darüber, daß er heimlich den Kampf gewagt und ihm die Gelegenheit zur Erlangung von Ruhm und Ehre abgeschnitten hat? Oder hat er eine harmlose Schelmerei im Sinne, wie man ihm wohl zutrauen kann? — 28) Haimon war Herzog von Dordogne und ist berühmt durch seine vier Söhne, die Haimonskinder. 29) Die ungefüge = ungeschlachte, plumpe Hand, die sich schwer in ein angemessenes Maß fügt. Spöttisch nennt er sie Reliquie, d. h. überbleibsel von einem Heiligen. 30) Lange ist volkstümliche Bildung, wie bange neben bang. 31) Der Erzbischof verleugnet in seiner Erzählung nicht den Priester, Herzog Naims nicht den bierdurstigen Bayern. 32) Zierat = Zierde, Schmuck. Das Wort kommt von zieren, die Endung heißt at und hat mit rat nichts zu tun. 33) Von köstlicher Wirkung ist des kleinen Helden Angst vor dem Zorn des Vaters, seine demütige Bitte um Verzeihung und die verächtliche, spöttische Weise, wie er den gefürchteten Riesen nur als groben Wicht, den Kampf als kleines Zwischenspiel, „derweil ihr eben schliefet", abfertigt. Der neckische Schluß der Romanze erinnert an Uhlands „Schwäbische Kunde" (Band II): „Die Streiche sind bei uns im Schwang! Sie sind bekannt im ganzen Reiche, man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

III. **Gliederung.** 1. Karls Verlangen nach dem Riesenkleinod (Str. 1—2). 2. Der Ausritt der Helden (Str. 3—6). 3. Rolands Kampf mit dem Riesen (Str. 7—16). 4. Seines Vaters Kummer (Str. 17—20). 5. Die Heimkehr der Helden (Str. 21—26). 6. Der Empfang des Siegers (Str. 27—30).

IV. **Vergleichung** von „Klein Roland" und „Roland Schildträger".

1. Ähnlichkeiten. Beide Gedichte von Uhland führen uns in den Sagen-

kreis, der Karl den Großen umgibt, und erzählen Heldenstücklein seines jugendlichen Neffen Roland. Die Handlung nimmt ihren Ausgangspunkt von einem Gastmahl Karls des Großen, zeigt die Kraft, Schlagfertigkeit und den naiven Humor des jungen Roland sowie die treuen Dienste, die er seinen Eltern leistet, und findet einen tiefbefriedigenden Abschluß in dem Glück der Eltern und in dem verheißungsvollen Ausblick auf künftige Taten des jungen Helden.

2. Verschiedenheiten. In A erscheint Roland als mutiger Knabe, in B als wackerer Knappe. In A tritt er für das Glück und die Ehre der Mutter, in B für die Ruhe und Ehre des Vaters ein. A führt uns nach Italien, B nach Deutschland, A in die Stadt Siena, B nach Aachen, A in die Felsschlucht bei Siena, B in den Ardennerwald; A zeigt uns Roland im Kindes-, B im Jünglingsalter; A den Kaiser Karl auf seinem Heimzuge von Rom, B bei seinem Aufenthalte in seiner Lieblingsresidenz Aachen. In A und B sind Karl und Roland die Hauptpersonen, aber in A ist Karl der zürnende Bruder von Rolands Mutter, in B der versöhnte Schwager seines Vaters. In A wird Rolands Vater als tot beklagt, in B die Mutter Berta nicht erwähnt. In A versöhnt sich Karl mit der verstoßenen Schwester, in B ehrt er seinen Schwager. In A wechseln die Bilder von Klage und Glück, Zorn und Versöhnung, in B von Wunsch und Erfüllung, Kampf und Sieg. In A trägt Roland der Mutter Speise und Trank zu, in B ist er des Vaters Waffenträger. In A setzt er sich kühnlich dem Zorne des Kaisers, in B der mörderischen Faust des Riesen aus. In A schreckt ihn nicht des Kaisers Drohruf und Spottrede, in B nicht des Riesen Spott und Drohen. Geschickt und sicher trägt er in A die Schüssel und den Pokal, in B des Riesen Kleinod hinweg. Während er handelt, klagt und trauert in A seine Mutter und schläft und ruht in B sein Vater. In A redet er mit dem Kaiser keck, schalkhaft und treffend, in B mit dem Riesen spöttisch und zuversichtlich. In A erscheint die Mutter erst unglücklich und dann getröstet, in B sein Vater bekümmert und dann erstaunt. A endet mit dem prophetischen Blick der Mutter auf die künftigen Taten des Sohnes, B mit der ängstlichen und naiven Entschuldigung des Sohnes ob seiner Heldentat. In A läßt der Mutter Weissagung und Hoffnung, in B des Sohnes erste Heldentat Großes von dem Knaben erwarten. A hat eine nachweisbare Quelle, B nicht, ist also nur ein Phantasiestück des Dichters, aber ganz im Geiste und Tone der „Karls- und Rolandssage". A hat vierzeilige, B siebenzeilige Strophen im Volkston und in volkstümlicher Sprache. A hat abwechselnd vier- und dreifüßige Jamben mit einzelnen Anapästen und lauter männliche, umschlingende Reime. Die vier ersten Zeilen in B sind ebenso, nur ist der Reim in der zweiten und vierten Zeile weiblich. V. 5 und 6 sind vierfüßige Jamben mit männlichem, glattem Reime; V. 7 ist ein dreifüßiger Jambus, der ohne entsprechende Zeile mit Reim bleibt. Der Strophenbau von B findet sich oft in Kirchenliedern, z. B. Es ist das Heil uns kommen her . Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut . Allein Gott in der Höh' sei Ehr' —.

V. **Rede- und Stilübung.** Vergleiche: „Roland Schildträger" mit

Wolfgang Müllers „Wikher"! (Der deutsche Landsknecht Wikher zog mit Gottfried v. Bouillon vom Rheinstrome nach Palästina, um des Heilands Grab den Ungläubigen entreißen zu helfen. Die drückende Sonnenglut, sein müdes Roß und seine Träume von den schönen, frischen Rebenufern des Rheins ließen ihn säumen und hinter dem Heereszuge zurückbleiben. Er legte sich in der Heide zum Schlafe nieder und ließ sein Rößlein grasen. Da stürzte ein mächtiges Tier mit rollenden Augen und wehender Mähne aus dem Walde auf sein Rößlein los. Doch Wikher sprang ihm mit Schild und Schwert in den Weg und wurde nun selbst grimmig angefallen. „Ei, verfluchte Katze!" rief er ärgerlich und spaltete mit einem gewaltigen Streiche des Tieres Kopf. Laut brüllte dieses auf vor Schmerz und verendete dann röchelnd. Der Landsknecht zog ihm das schöne Fell ab, legte es auf sein Roß und trabte nun dem Heere nach. Im nächsten Dorfe liefen die Leute aus allen Hütten zusammen, staunten die Haut und dann den Reiter an, jubelten laut und priesen ihn hoch, daß er den großen, wilden Löwen erlegt und die Gegend von einer Landplage befreit habe. Des verwunderte sich der Knecht gar höchlich, wandte sein Antlitz und „besah die Haut sich für und für: „Eine gelbe Katze schien es mir. Längst hätt' ich gern den Leu gesehn, nun ist's mir schier im Traum geschehn, daß ich gar einen hab' erschlagen!" Und ritt voran mit gutem Behagen.) Fr. P.

64. Der Schenk von Limburg.

(28., 29. Sept. 1816.)

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. II, S. 204.

1. Zu Limburg auf der Feste,
da wohnt' ein edler Graf,
den keiner seiner Gäste
jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg' und Wald entlang;
kein Sturm und auch kein Regen
verleidet' ihm den Gang.

2. Er trug ein Wams von Leder
und einen Jägerhut
mit mancher wilden Feder,
das steht den Jägern gut;
es hing ihm an der Seiten
ein Trinkgefäß von Buchs;
gewaltig konnt' er schreiten
und war von hohem Wuchs.

3. Wohl hatt' er Knecht und Mannen
und hatt' ein tüchtig Roß,
ging doch zu Fuß von dannen
und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
ein Jagdspieß stark und lang,
damit er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

4. Nun hielt auf Hohenstaufen
der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen
einsmals zu jagen aus;
er rannt' auf eine Hinde
so heiß und hastig vor,
daß ihn sein Jagdgesinde
im wilden Forst verlor.

5. Bei einer kühlen Quelle,
da macht' er endlich halt;
gezieret war die Stelle
mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
zu einem Mittagsschlaf,
da rauscht es in den Hägen
und stand vor ihm der Graf.

6. Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
zu Hofe kommt er nie.
Man muß im Walde streifen,
wenn man ihn fahen will;
man muß ihn tapfer greifen,
sonst hält er nirgends still."

7. Als drauf ohn' alle Fährde
der Graf sich niederließ
und neben in die Erde
die Jägerstange stieß,
da griff mit beiden Händen
der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden.
ich nehm' ihn mir zur Haft.

8. Der Spieß ist mir verfangen,
des ich so lang begehrt;
du sollst dafür empfangen
hier dies mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
darf mir ein solcher Mann,
der mir zu Hof und Felde
viel besser dienen kann."

9. „„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben
und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
für eures sag' ich Dank;
zu Rosse will ich steigen,
bin ich mal alt und krank.""

10. „Mit dir ist nicht zu streiten,
du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten
ein Trinkgefäß von Holz;
nun macht die Jagd mich dürsten,
drum tu mir das, Gesell,
und gib mir eins zu dursten
aus diesem Wasserquell!"

11. Der Graf hat sich erhoben;
er schwenkt den Becher klar,
er füllt ihn an bis oben,
hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
den kühlen Trank hinein
und zeigt ein solch Vergnügen,
als wär's der beste Wein.

12. Dann faßt der schlaue Zecher
den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
und fülltest ihn zum Rand;
du hieltest mir zum Munde
das labende Getränk:
du bist von dieser Stunde
des deutschen Reiches Schenk."

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Uhland erwähnt in einem Briefe an Alexander Kaufmann, daß sein Freund Justinus Kerner zu Gaildorf am Kocher in der (1868 abgebrannten) Kirche die merkwürdige Figur eines Ritters gefunden und aus seiner lebhaften Phantasie gedeutet habe. Figur und Deutung seien die Veranlassung zu dem Gedichte „Der Schenk von Limburg" geworden; einen bestimmten Sagengrund habe dasselbe nicht.

Paul Eichholtz hält es in seinen „Quellenstudien zu Uhlands Balladen" (Berlin 1879, S. 89) für möglich, daß dem Dichter eine Anekdote aus der ältesten italienischen Novellensammlung (Hundert Novellen), deren Uhland in seinen Schriften Erwähnung tut, vorgeschwebt habe. Nach derselben ging Kaiser Friedrich von Hohenstaufen auf die Jagd in grünen Kleidern und fand an einer Quelle im Walde einen Mann, der sein reinliches Mahl auf grünem Grase hielt. Dem Kaiser verweigerte er einen Trunk aus seinem eigenen Becher, reichte ihm aber den Krug zum Trinken dar. Der Kaiser sprengte mit dem Krug von hinnen. Am nächsten Tage ging der Mann an den Hof, erhielt seinen Krug zurück und wurde „um seiner Reinlichkeit willen" reich beschenkt.

Die große Feste Limpurg, heute eine Ruine, liegt südlich von Schwäbisch-Hall am Kocher und war der Stammsitz der reichsfreien Grafen von Limpurg. Dieselben waren kaiserliche Erbschenken (nicht Erzschenken; diesen Ehrentitel trugen die Könige von Böhmen. „Es schenkte der Böhme des perlenden Weins." Schillers Graf von Habsburg. S. 223). Nach dem Erlöschen des Geschlechts 1715 kam das Erbschenkenamt an die Grafen von Althan.

Die Burg Hohenstaufen lag bei Göppingen an der Fils, weit südlich

von der Limpurg. Zwischen beiden liegt der Welzheimer Wald. Wie das Amt eines kaiserlichen Erbschenken an die Grafen von Limpurg gekommen, das stellt Uhland in einem Phantasiegebilde dar.

II. **Erläuterungen.** Str. 1: allerwegen, altertümlich = überall (vgl. „Weg hast du allerwegen"). Str. 2: Wams ist ein enganliegendes Kleidungsstück für Ober- und Unterleib. Die wilden Federn stammen von erlegten Raub- und andern Vögeln. Der Becher war von dem festen, schweren, schön gelben Buchsbaumholze. Str. 3: Troß (mlat. trossa) ist ursprünglich = Gepäck, besonders des Heeres, dann auch das dazugehörige Personal; hier bezeichnet es im allgemeinen die Begleiter. — Damit = womit, an dem. Str. 4: Die hellen Haufen waren eine Schar von Kriegern oder Bewaffneten, nach Grimm der „Kern des Heeres, die beste Streitmacht"; es steht dann auch allgemeiner für eine große Menge. — Hinde ist = Hirschkuh; die jüngere, erweiterte Form ist Hindin. Str. 5: Die Hägen (Sing. der Hägen, Nebenform von der Hagen) sind die dichten Büsche, welche die Waldwiese umsäumen. Str. 6: fahen ist die ältere Form für fangen. Str. 7: Fährde = Fahr, Gefahr, bedeutet auch List und Argwohn. Schaft heißt die Stange oder der Stiel des Jagdspeeres. Pfänden heißt etwas als Unterpfand oder Sicherheit für ein Recht zurückbehalten. Haft ist ursprünglich Gefangenhaltung, in der älteren Rechtssprache = Beschlagnahme. Str. 8: Gewälde = Wälder oder Waldung wie Getal = Täler. — Des Grafen Klugheit würde am Hofe, seine Tapferkeit auf dem Schlachtfelde glänzen. Str. 10: Gesellen sind Saalgenossen wie Kameraden Kammergenossen; hier ist Gesell ein altertümliches Kosewort. — bürsten = trinken. Das Getränk spült, putzt oder bürstet die Kehle rein. (Ein scharfes Getränk heißt Rachenputzer.)

III. **Vertiefung.** 1. Charakterzeichnung. Der Graf von Limburg war hochgewachsen, schritt gewaltig aus, schwang sich kühn über breite Waldströme und warf den breiten, langen Jagdspieß mit großer Kraft. Er war schlicht und einfach in ein knappes Lederwams gekleidet, trug als einzige Zier die Federn erlegter Vögel auf dem Hute, hatte an der Seite einen Trinkbecher von Buchsbaumholz und in der Hand als einzige Jagdrüstung einen gewaltigen Speer. Er war reich, denn er besaß eine stattliche Burg, viele Wälder, Rosse, Knechte und Dienstmannen. Das weichliche, müßige Leben im Hause war ihm unerträglich, dagegen liebte er die Jagd über alles und scheute dabei kein Wetter und kein Hindernis. Den steifen Zwang des Hofes floh er, Zechgelage im Hause vermied er. Furchtlos, stark und gewandt schweifte er durch den wilden Forst; unbefangen trat er vor den Kaiser; offen sagte er seine Herzensmeinung; freimütig gestand er seine Abneigung gegen den Zwang des Hoflebens; begeistert pries er die Freiheit und das Glück im Walde; ohne Ehrgeiz lehnte er dankbar das kaiserliche Geschenk und die Hofgunst ab; rücksichtsvoll spülte er den Becher aus; willig und freundlich reichte er dem Kaiser den Labetrunk; gehorsam und patriotisch brachte er endlich seine Neigung

zum Opfer und widmete seine Kraft hinfort dem Dienste des Kaisers und des Vaterlandes. Einfachheit und Anspruchslosigkeit, Kraft und Kühnheit, Freiheitsliebe und Freimut, Gehorsam und Vaterlandsliebe zierten des Mannes Charakter. — Der Kaiser liebte die Jagd, ließ sich vom Jagdeifer hinreißen und in die Irre führen; Furcht kannte er nicht. Ermüdet ruhte er im Schatten an einer Quelle. Seinem Hofe suchte er die besten Männer zu gewinnen. Freundschaftlich schalt er den Nachbar, der den Hof floh. Rasch ergriff er den Spieß als Pfand, bot dafür in einem Rosse Ersatz und ging scheinbar auf die Bitte des Grafen ein. Er verschmähte auch eine List zur Erreichung seines Zieles nicht, labte sich am frischen Wasser, redete vertraulich mit dem Grafen, reichte ihm die Hand und ernannte ihn dankbar zum erblichen Schenken des Deutschen Reiches, dieweil er dem Kaiser einmal den Becher gereicht hatte.

2. Gedankengang. I. Der Graf. Str. 1: Er liebte die Jagd und kam wenig nach Hause. Str. 2: Er war schlicht gekleidet und ausgerüstet, aber groß und stark. Str. 3: Allein und zu Fuße schweifte er bei den Jagden umher.

II. Der Kaiser. Str. 4: Der Kaiser verirrte sich auf der Jagd. Str. 5: Er rastete an einer Quelle. Str. 6: Er schalt den unversehens herbeigekommenen Grafen.

III. Der Spieß. Str. 7: Der Kaiser pfändete des Grafen Jagdspieß Str. 8: Er bot ihm dafür ein Pferd und ehrenvolle Hofdienste an. Str. 9: Der Graf lehnte beides dankend ab und bat, ihm sein freies Leben zu lassen.

IV. Der Becher. Str. 10: Der Kaiser bat den Grafen um einen Becher Wasser. Str. 11: Willig gehorchte der Graf, und behaglich trank der Kaiser Str. 12: Für den Dienst ernannte der Kaiser den Grafen zum erblichen Schenken des Deutschen Reiches.

3. Eigentümlichkeiten. Das Gedicht ist balladenartig, will den dunkeln Ursprung des Schenkenamts der Limburger poetisch erklären und verklären, zeichnet besonders scharf und geschickt die Charaktere, schreitet frisch in dreifüßigen Jamben mit abwechselnd weiblichen und männlichen Reimen fort und spiegelt alle Vorzüge der Uhlandschen Sprache wider: Knappheit, Klarheit, Beweglichkeit und volkstümliche Ausdrucksweise.

IV. **Verwertung** in Rede- und Stilübungen. 1. Wovon zeugen des Grafen Wams, Federhut, Speer, Becher, starker Gliederbau, Aufenthalt im Walde? — 2. Wie denkst du dir den Grafen im Hause, im Walde, vor dem Kaiser, am Hofe? — 3. Wie glaubt Uhlands Phantasie den Ursprung des Erbschenkenamtes im Hause der Limburger erklären zu können? — 4. Wie gelangen in Bibel und Geschichte Männer gegen Wunsch, Hoffnung, ja Neigung zu bedeutenden Ämtern? Fr. P.

65. Graf Eberhard der Rauschebart. (1815.)

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart. Bd. I, S. 257 ff.

Vorbereitung. Mit Vorliebe hat Ludwig Uhland den Stoff zu seinen Gedichten dem Mittelalter entnommen. Ins Mittelalter führt uns auch

der Liederkranz, der von Graf Eberhard dem Rauschebart singt, in jene Zeit, wo die kaiserliche Obergewalt durch die Kämpfe mit Italien, den Päpsten und unbotmäßigen Fürsten stark geschwächt war. Die einzelnen Stände wurden jetzt nicht mehr von der starken Hand des Kaisers niedergehalten und zu gemeinsamer Arbeit geführt, sie lagen fortwährend im Kampfe miteinander. Die Fürsten suchten ihren Landbesitz und ihre Herrschergewalt auf Kosten des Adels und der Städte zu vergrößern. Der Adel wollte sich Freiheit von der Lehnshoheit der Fürsten erkämpfen und haßte die aufstrebende Macht der Städte; er schloß sich in Schwaben zum Ritterbunde der Schlegler zusammen, die als Abzeichen silberne Schlegel oder Keulen führten. Die Städte wiederum wünschten ihre Gebiet und ihre Rechte gegen die Anmaßung der Fürsten und Ritter zu verteidigen und zu erweitern; zu diesem Zweck bildeten sie in Süddeutschland den Schwäbischen Städtebund. Ihm gegenüber war der Löwenbund eine Vereinigung der Fürsten und des Adels. In der gedrücktesten Lage befanden sich die Bauern; am meisten Schutz gegen Ritter und Städter fanden sie noch bei den Fürsten. — Wer unter so schwierigen Verhältnissen regieren und seine Macht behaupten wollte, der mußte ein ganzer Mann sein und durfte keinen Kampf scheuen, das Schwert kaum aus der Hand legen. Ein solcher Mann war Graf Eberhard von Württemberg, der in den Jahren 1344—1392, also unter den Kaisern Karl IV. und Wenzel, regierte. Daß er keinen Kampf scheute, beweist sein Beiname „der Greiner" oder Zänker (von greinen, mhd. grînen = den Mund verziehen zum Weinen; auch bedeutete es früher „knurren, zanken"). Seinen andern Beinamen „der Rauschebart" bekam er von seinem langen, wallenden Barte — vgl. D, 9: „Wie rauscht sein Bart im Winde!" Die Heldengestalt dieses Fürsten, der noch dazu der engeren Heimat Uhlands, Schwaben, angehörte, mußte unseren Dichter anziehen; ihn feierte er in dem kleinen Epos „Graf Eberhard der Rauschebart".

1. Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
der tapfern Väter Taten, der alten Waffen Glanz?

2. Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

3. Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor!
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang —
brich auch durch uns're Zeiten mit hellem Schwertesklang!

(Die vier Hauptgedichte stehen in den meisten Lesebüchern.)

A. Der Überfall im Wildbad.

In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn usw.

I. **Vorbereitung.** Stuttgart, in einem linken Seitentale des Neckars, wurde nach Zerstörung der Stammburg Württemberg zur Residenz erhoben

(1321). Westlich davon liegt in dem schmalen, felsigen Tale der Nagold das Dorf Hirsau mit einem 830 gegründeten Benediktinerkloster, dessen prachtvolle Ruine heute eine Zierde des Ortes ist. Dichte, düstere Waldungen erstrecken sich von da westwärts bis zum Tale der Enz, die sich später, mit der Nagold vereinigt, in den Neckar ergießt. Im waldumrauschten Enztale liegt das heute weltberühmte Bad Wildbad, zu Graf Eberhards Zeiten noch ein kleiner Ort, aber auch schon von solchen besucht, die in den warmen Quellen Heilung und Kräftigung zu finden hofften. Zu den Besuchern Wildbads gehörte im Sommer des Jahres 1367 auch Graf Eberhard. In vollem Frieden und ruhigem Behagen gedachte er dort zu leben; seine Feinde aber, die Herren vom Schleglerbunde, hatten es anders im Sinne mit ihm. Wie es dem Grafen dabei erging, davon singt uns Uhland in dem Gedichte „Der Überfall im Wildbad".

II. **Darbietung.** 1. Vorlesen des Gedichtes.

2. Erläuterungen. In welche Jahreszeit und auf welchen Schauplatz führt Str. 1? Unterschied zwischen „wann" und „wenn"! (In temporalen Nebensätzen gebraucht Uhland nur „wann"; vgl. Tailleser Str. 2, Des Knaben Berglied Str. 5 u. a. m.) Str. 2: Woraus kann man Eberhards friedliche Absichten erkennen? Was sind Edelknechte oder Edelknappen? Was bedeutet „Strauß, jüngen"? Str. 4: Was besagt der Spieß? Str. 5: Was ist in Z. 1 und 2 charakteristisch für Graf Eberhard und seine Zeit? Warum wird der Sprudel edel genannt? Str. 6: Wie sah es dort bei Auffindung des Quells aus? Wovon zeugt der „narbenvolle" Leib? Str. 7: Was ist mit dem obern Tal gemeint? Welche Waffen führen die Feinde? Wie nennen wir Rose und Eber, die im Schilde geführt werden? (Wappen [wâpen], ursprünglich nur eine Nebenform von das wâfen = die Waffe; das tritt noch zutage in wappnen = waffnen.) Str. 8: Wie nimmt Graf Eberhard die bedenkliche Nachricht auf? Worin zeigt sich seine innere Ruhe? (In dem Humor, mit dem er den Namen der Feinde zu einem Wortspiel [Schlegler — schlagen; Eber — Zorn, Rose — Dorn] benutzt.) Beachte den Aufbau des 2. Teiles der Strophe! Was ist der Leibrock? Str. 9: Weshalb in „atemlosem" Lauf? Rotte ist eine bewaffnete Schar. Wo führt der Hauptmann die drei Beile? Gleißen (verwandt mit glitzern) = glänzen. Str. 10: Die Gefahr steigert sich, trotzdem bleibt der Graf guten Mutes, wie sich an den drei Wortspielen zeigt. Wie heißt der volle Name des feindlichen Anführers? Str. 11: Das einfache Verbum „fügt" = zufügt; vgl. jüngen = verjüngen Str. 2 und 17. — Was erkennt der Graf aus dem gleichzeitigen Anrücken zweier Haufen? (Einen wohlangelegten Plan.) Was erstreben die Feinde? (Tod oder Gefangennahme des Grafen.) Wie beurteilt der Graf seine Lage? Wie hat er sich dieser doppelten Gefahr gegenüber benommen? (Er verliert die Ruhe und den Humor nicht; zieht sich in Eile an; gibt abwechselnd eine Erklärung betreffs der Feinde und einen Befehl an seinen Edelknaben.) — Es sind Augenblicke höchster Spannung für den Hörer: Gibt es für den Grafen außer den beiden angeführten Möglichkeiten — Gefangennahme und Lösegeld oder Tod — noch eine dritte: Rettung? Von wo aber soll sie ihm kommen? Talauf- und -abwärts eilen

die Feinde heran, und zu beiden Seiten des Tales erheben sich die Felswände wie glatte, unersteigbare Mauern. Str. 12: Rat bezeichnet ursprünglich das, was jemand an Mitteln zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu Gebote steht (Vorrat, Hausrat), dann die Beschaffung von solchen Mitteln, daher = Fürsorge, Ausweg, Abhilfe; hier also: des (= dessen, dafür) kann es noch eine Abhilfe geben. — „Geiß" ist der süddeutsche Ausdruck für Ziege. Ziegen sind als die vortrefflichsten Kletterer bekannt; dieser Zug kennzeichnet also die Schwierigkeit, begründet aber auch die Unbekanntheit des Pfades. Str. 13: Was konnte der Graf von sich behaupten? Weshalb ergriff er jetzt die Flucht? Str. 14: Knauf, mit Knopf verwandt, bezeichnet hier den kugelig endenden Schwertgriff. — „Es erbarmt den Hirten des Herrn" ist die ältere Konstruktion für unser „er erbarmt sich . . ." Str. 15: Fährde ist Nebenform von Gefahr; vgl. Str. 17 ungefährdet. — Die Worte, die hier der Dichter dem Grafen in den Mund legt, erinnern daran, daß gerade im Jahre 1815, als Uhland diese Gedichte veröffentlichte, die württembergische Ständeversammlung um ihr „gutes, altes Recht" kämpfte. Str. 16: Welche Bedeutung hat die Münze für den Hirten? (Lohn, Erinnerungszeichen.) Woran soll sie die Schlegler erinnern? Welche Gesinnung des Grafen spricht sich in dem Geschenke an den Hirten, welche in der Gabe an die Schlegler aus? (Dankbarkeit – Hohn.) Str. 17: Welche Folgen hat der Überfall für Wildbad?

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung. A. Str. 1—6: Graf Eberhard auf dem Ritt nach Wildbad und im Wildbade. (Ausritt aus Stuttgart, Besuch im Kloster zu Hirsau, Einkehr in Wildbad, Baden in dem heißen Sprudel.) B. Str. 7—11: Der Überfall im Wildbad. (Die Meldung des Edelknaben und des Grafen Antwort; die Meldung des Hirten und des Grafen Antwort.) C. Str. 12—17: Des Grafen Rettung und Dank. (Der Rat des Hirten und die Flucht des Grafen, die treue Fürsorge des Hirten und des Grafen Gedanken über Volkstreue und Volksrechte; des Grafen Dank an seinen Retter sowie an seine Feinde und Schutzmaßregeln für Wildbad.)

2. Bilder. a) Graf Eberhards Ausritt aus Stuttgart. b) Sein Besuch beim Abt des Klosters Hirsau. c) Seine Einkehr in Wildbad. d) Seine Flucht

B. Die drei Könige zu Heimsen.

Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht! usw.

1. **Vorbereitung.** Den Besuch, den die Schlegler im Jahre 1367 dem Grafen Eberhard im Wildbad abgestattet hatten, blieb ihnen der Rauschebart nicht schuldig. Westlich von Stuttgart liegt das Städtchen Heimsheim (von Uhland in volkstümlicher Weise Heimsen genannt). Dort versammelten sich in demselben Jahre mit ihrem Anhange die Oberhäupter der Schlegler, die sich mit bescheidenem Stolze Könige nannten. Hier war es auch, wo ihnen Graf Eberhard den schuldigen Gegenbesuch ohne be-

sondere Anmeldung abstattete. — War sein Besuch erfolgreicher als der der Schlegler im Wildbad? Die Antwort soll uns das zweite Gedicht „Die drei Könige zu Heimsen" geben.

II. **Darbietung.** 1. Vorlesen des Gedichts.

2. Erläuterungen. Str. 1: Weshalb führen die Oberhäupter der Schlegler den Titel „Könige"? Str. 2 und 3: Weshalb „bedenken" und „besprechen" sie so eifrig die Sache? Welchen Gewinn versprechen sie sich von einem erfolgreichen Zuge? (Volle Freiheit.) Welcher doppelte Zwang lastet jetzt auf ihnen? (Landfriede, vom Kaiser verordnet, vom Landesfürsten geschützt, und Lehndienst, den man dem Fürsten schuldete.) Wozu würde der Adel seine Freiheit voraussichtlich benutzen? Welches Sprichwort kann man auf das Verfahren der Schlegler in diesem Rate anwenden? (Das Fell des Bären verkaufen usw.) Str. 4: Welcher Turm ist gemeint? (Der Bergfried.) Str. 5: Was malt diese Strophe? (Das Ungewisse und Unbestimmbare der nahenden Gefahr.) Was sind verhaltene Männerstimmen, was verworrener Gang und Drang (Drängen)? Achte auf das reimende Wortpaar „Gang und Drang" (wie rasseln und prasseln u. a.), in der ersten Zeile das alliterierende „Nacht und Nebel"! Str. 6: Das Licht des Tages verschafft – allerdings unangenehme — Klarheit über das, was bisher von Nacht und Nebel verdeckt war. – Was sind Morgensterne? Str. 7: Wie muß man sich die Lage von Schloß und Städtlein zueinander denken? Was hatte der Greiner bei dem Ausdrucke „das Bad heizen" im Sinne? (Den feindlichen Besuch in Wildbad, zugleich in Anlehnung an volkstümliche Ausdrücke wie „ein Bad anrichten, das Bad gesegnen"; heizen, d. i. heiß machen, steht hier in wirklicher und übertragener Bedeutung, ebenso wie beizen, eig. = beißen machen.) Str. 8: Feurige Kränze = brennende Pechkränze; lichterloh ursprünglich lichter Lohe (Gen.) = mit lichter (heller) Lohe (Flamme). – Hier läßt der Gang der Erzählung eine Frage offen: Wenn die Angreifer unbemerkt so nahe kommen konnten, daß sie dicht an den Mauern Holz und Stroh aufhäuften, weshalb haben sie da nicht gleich die Mauern erstiegen? In Uhlands Quelle werden die Vorarbeiten zu dieser Ausräucherung nicht in der Nacht, sondern erst am Tage vorgenommen. Str. 9: Erkläre das Bild: „Die Flamme leckt"! Str. 10: Augenblick der Spannung, die durch die Frage auch im Zuhörer erregt wird! Was könnten sie in ihrer Verzweiflung tun? — Wohin ziehen die so friedlich und demütig gewordenen Schlegler in Wirklichkeit? Str. 11: Welche Ausdrücke malen die Demütigung der „Könige"? In welcher Stellung und Stimmung muß man sich die Sieger denken? – Sie zählen die Schar der Gefangenen (gemachsam = gemächlich, bequem) ab wie ein Hirt die Tiere seiner Herde. — Zu „die Augen unter sich" vgl. die Worte des Volksliedes: „Sie schlägt ihre Äuglein wohl unter sich"! – Str. 12: Wie empfängt sie der Greiner? (In den höflichsten Ausdrücken, die mit ihrem Hohne um so schärfer wirken.) Willkomm(en), mhd. willekomen = dem Willen entsprechend oder angenehm gekommen. – Wie faßt Eberhard selbst den Überfall der Stadt auf? „schmollen" ist oberdeutsch = lächeln. Womit vergleicht das Bäuerlein die „drei Könige zu Heimsen" und den vierten, den

Grafen Wolf von Wunnenstein? (Mit den vier Königen im Kartenspiel.) Wofür hält er sie also? (Für Kartenkönige, d. h. nichtige, ohnmächtige Könige.)

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung. A. Str. 1—3. Der Kronrat der drei Könige zu Heimsen. B. Str. 4—6: Die nächtliche Umzingelung des Städtchens durch Graf Eberhard und seine Bauernscharen. C. Str. 7—9: Angriff und Verteidigung von Schloß und Stadt. D. Str. 10—12: Die Unterwerfung der Schlegler. E. Str. 13: Des Bäuerleins Schlußwort (Epilog).

2. Situationsbilder. a) Der Kronrat im Rittersaale zu Heimsen. b) Die Unterwerfung der Schlegler. (Im Hintergrunde bergansteigend Stadt und Burg; auf den Mauertürmen die obersten Geschosse, die Holzbau haben, lichterloh brennend; um die Mauern herum ein brennender Wall von Holz und Stroh wie die Waberlohe. In diesem flammenden Ringe vor einem Tore eine Lücke: Zug der Schlegler; ringsum erwartungsvoll die Bauern mit Waffen aller Art; in ihrer Mitte hoch zu Roß Graf Eberhard mit Hohn und Siegesfreude im Gesicht.)

IV. **Verwertung.** 1. Anklänge an Verwandtes.

Gudrunlied:

Str. 341. Während ihrer Meldung fast noch alles schlief.
Aber Ludwigs Wächter mit allen Kräften rief:
„Wohlauf, ihr stolzen Recken! Ihr Herrn, zum Waffengange!
Ihr trotzigen Normannen, euer Schlaf währt schon viel zu lange."

Str. 342. Gerlindens Ohr der Mahnruf des Wächters schallend traf.
Sie überließ den alten König seinem Schlaf
und eilte selbst hinaufwärts in eine Mauerzinne.
Da sah sie böse Gäste: dem argen Weibe wurde schlimm zu Sinne.

Str. 443. Sie flog hinab zum Saale, wo Ludwig sich befand.
„Wach auf, König Ludwig! Es ist dir Burg und Land
fürchterlich ummauert von hellen Feindeshaufen.
Deine Recken müssen heut Gudruns frohes Lachen teuer kaufen."

(Gudrun, übersetzt von L. Freytag.)

2. Rede- und Stilübungen: a) Mittelalterliche Burg und ihre Belagerung. b) Belagerung einer mittelalterlichen Stadt. (Lehmanns kulturgeschichtliche Bilder, Leipziger Schulbilderverlag.) c) Ein Bürger des belagerten Städtchens berichtet die Ereignisse. d) Das Bäuerlein, „das treulich am Feuer mitgefacht", erzählt daheim seine Erlebnisse.

C. Die Schlacht bei Reutlingen.

Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar — usw.

1. **Vorbereitung.** Die ersten beiden Gedichte zeigten uns Graf Eberhard im Kampfe mit den freiheitslustigen Rittern; das dritte läßt uns einen Blick tun in den Kampf mit den aufstrebenden Städten. Im Mittelpunkt des Interesses steht Eberhards Sohn, Graf Ulrich, der die Stadt Reutlingen, wie es scheint, mit Erfolg befehdet. Dieser Ort liegt stromaufwärts

von Stuttgart, etwas abseits vom Neckar, an einem rechten Nebenflüßchen desselben und am nordwestlichen Fuße der Rauhen Alb. Die Bewohner zeichneten sich schon im Mittelalter durch Gewerbefleiß aus, besonders blühten damals, wie auch heute noch, Färberei und Rotgerberei. Auf einem vorgeschobenen Bergkegel der Alb, östlich von der Stadt und mehr als 300 m über ihr, erhob sich die Burg Achalm, deren Trümmer noch heute den Berggipfel bedecken. Ostwärts davon führt das enge Tal der Erms mit der Stadt Urach von der Alb dem Neckar zu. Das ist der Schauplatz, auf dem Ritterstolz und Bürgerkraft an einem Maientage (14. Mai) des Jahres 1377 zu vernichtendem Kampfe aufeinander prallten.

II. **Darbietung.** 1. Vorlesen des Gedichts.

2. Erläuterungen. Str. 1: In welcher Lage befindet sich Reutlingen nach Str. 1? Erläutere das Bild von der Adlerschar (Aar, heute nur noch poetische Bezeichnung, ist das ursprüngliche Wort, davon abgeleitet adel-ar [d. i. Edelaar] = Adler)! Str. 2: Wie führten die Städter Krieg? Weshalb wandten sie sich gegen die Bauern? Volkstümlich ist der Ausdruck „sie sind hinüber" (über den Teil der Alb nämlich). Str. 3: Mit „Huf" werden die Pferde, mit „Horn" die Rinder bezeichnet. Was heißt „sich sputen, heischen, stracks" (Gen. vom Adj. strack = straff ausgereckt)? Wohin reiten die Herren? Zu Tal = hinab; auch der Schiffer fährt zu Tal = stromabwärts, Gegensatz zu Berg — vgl. Em. Geibel, Ich fuhr von St. Goar, Str. 1: Ich fuhr von St. Goar den grünen Rhein zu Berge, Str. 3: Kam hellen Liederschalls ein Schiff zu Tal gefahren. Str. 4: Welche Aufstellung wählte Graf Ulrich? (Er legt sich zwischen Stadt und Beutezug in lanzenstarrenden Reihen, den Rücken der Stadt, die Front dem heimziehenden Feinde zugekehrt.) Welchen Zweck hat er hierbei im Auge? Wo bleiben die Pferde? Was drückt die Frage aus? (Siegeszuversicht.) Str. 5: Weshalb das Jauchzen der Männer, das wilde Geschrei der Herden? Was setzen die Bürger der Siegeszuversicht der Ritter entgegen? (Übermacht und Stolz auf den wohlgelungenen Zug.) „Fürder" ist Weiterbildung von fort = vorwärts. Str. 6: Bild: Die Ritterschar — ein Fels im Meere, die Bürger — wütend anprallende Meereswellen, die den Fels in die Tiefe reißen wollen. Str. 7: Der Zwinger ist bei mittelalterlichen Befestigungen ein Raum zwischen innerer und äußerer Ringmauer; noch heute findet sich in mancher Stadt eine Straße „Am Zwinger" oder eine „Zwingerstraße". Das Tor am Reutlinger Zwinger führte, so müssen wir uns die Lage denken, durch die äußere Ringmauer aus dem Zwinger ins Freie, gerade in den Rücken der Feinde, die von dem Dasein eines solchen Tores nichts wußten. — schier = bald, altertümlich für fast. Str. 8: Weshalb nennt der Dichter gerade Färber und Gerber? Str. 9: Was drückt Z. 1 aus? (Die Wut der Städter; siehe „Überfall im Wildbad", Str. 11.) — „blümt sich": das Verbum „blümen" ist im 16. und 17. Jahrhundert noch üblich, gehört jetzt der Dichtersprache an. — Führe den bildlichen Ausdruck weiter aus! Str. 10: Fähnlein steht für Fahne; diese kam in die Hände der Feinde, als der Fahnenträger fiel (Str. 15). Der Verlust der Fahne, die Verwundung des Anführers, die Erschöpfung der übriggebliebenen Ritter, das alles nötigte Ulrich und seine

Schar zum Äußersten, zur Flucht. — „nach Rossen" heißt es, nicht „nach den Rossen"; Unterschied? Str. 11: Volkstümliche Erklärung (Volksetymologie) des Burgnamens wie bei „Wartburg". — Qualm ist der Dunst des mit dem Staube der Straße und des Schlachtfeldes sich mischenden Schweißes oder der Dunst des an Leib und Rüstung geronnenen Blutes. Str. 12: Welchen Zweck hat das „sichere Geleit"? Str. 14: Nach der Wut des Kampfes bezeugen die Bürger ihre Ehrfurcht vor dem Heldentum der Gefallenen und vor der Majestät des Todes. Str. 16: bewährt im Schildesamt = als Ritter bewährt; der Schild ist das Zeichen des Ritters. Der Ausdruck entstammt der Sprache des Rittertums. — Was hat der „lichte Kranz" zu bedeuten? — Nach altem Glauben soll der Sterbende einen Blick in die Zukunft tun können, so der Freiherr von Attinghausen in Schillers Wilhelm Tell (IV, 2). Str. 17: Zween ist alte Form des Nom. und Akk. Mask.; Fem. zwo, Neutr. zwei. — Die Wappenblumen enthalten einen Hinweis auf die Träger des Wappens: sie liegen da weiß wie die Lilien, in Todesschlaf gesunken durch die Kraft des Mohns. Str. 18: Geschlechte ist die vollere, alte Form (wie Herze neben Herz), mhd. geshlete. Str. 20: Weshalb eilt Graf Ulrich nicht sehr? — Beachte den inneren Widerspruch eines frostigen Willkommens! Str. 21: Worüber ist der Greis erzürnt? (Niederlage, Verlust der Fahne, Flucht.) Was wirkt bei der ganzen Handlungsweise am eindringlichsten? (Das Wortlose.) Was will Graf Eberhard durch sein Schweigen und das Zerschneiden des Tischtuches andeuten? Das Ganze ist eine Illustration zu der sprichwörtlichen Redensart: „Das Tischtuch ist zwischen uns zerschnitten" (wie das Gedicht Geibels „Von des Kaisers Bart" eine Illustration zu der Redensart „um des Kaisers Bart streiten" ist).

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung. A. Str. 1: Bedrängung der Stadt Reutlingen durch Graf Ulrich und seine Ritterschar. B. Str. 2—11: Die Schlacht bei Reutlingen. a) Str. 2—5: Der Beutezug der Reutlinger, Graf Ulrichs Angriffsplan; b) Str. 6—9: Der Kampf auf dem St. Leonhards-Anger; c) Str. 10 und 11: Niederlage und Flucht der Ritter. C. Str. 12 bis 19: Der Zug der Toten durch Reutlingen. D. Str. 20 und 21: Graf Ulrichs Wiedersehn mit seinem Vater.

2. Bilder. a) Überfall eines Dorfes (Str. 2 und 5). b) Kampf zwischen Rittern und Städtern (Str. 4, 7 und 8). c) Der Zug der Toten durch Reutlingen. d) Graf Ulrich bei seinem Vater.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Herzog Leopold mit seinen Rittern und die Schweizer in der Schlacht bei Morgarten 1315.

2. Rede- und Stilübungen. a) Mittelalterliches Burgleben. b) Bild einer mittelalterlichen Stadt — (Lehmanns kulturhistorische Bilder, Leipziger Schulbilderverlag).

D. Die Döffinger Schlacht.

Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein — usw.

I. **Vorbereitung.** Furchtbar war die Niederlage Graf Ulrichs und seiner Ritter bei Reutlingen gewesen. Gar manches Adelsgeschlecht hatte einen Toten in jener Schlacht zu beklagen, und schwer hatte Graf Ulrich an dem Zorne seines über die Niederlage erbitterten Vaters zu tragen. Ein neuer Kampf bot ihm und den Rittern Gelegenheit, die Reutlinger Scharte auszuwetzen. Wie in der Schlacht bei Reutlingen, so wuchs auch hier die Schlacht aus einem Beutezug der Städter gegen ein württembergisches Dorf hervor. Ein Heer des Städtebundes überfiel im August (23. August) des Jahres 1388 das Dorf Döffingen, wsw. Stuttgart, mehr nach der Nagold zu. Graf Eberhard eilte seinen Bauern zu Hilfe. So entbrannte die Schlacht.

II. **Darbietung.** 1. Vorlesen des Gedichtes.

2. Erläuterungen. Str. 1: Schildere die Lage und Befestigung des Kirchhofs! Beispiele von Kämpfen um befestigte Kirchen und Friedhöfe aus neuerer Zeit! Str. 2: Karst heißt die zweizinkige Hacke in Süddeutschland; davon Karsthans als Bezeichnung des Bauers in Süddeutschland. Karst, Sense, Spieß (Str. 6 und 13) sind bäuerliche Waffen, dazu noch der Morgenstern (B, Str. 6). Str. 4: ein reis'ger Bote = ein berittener Bote, von reiten oder von Reise = Kriegszug, also reisig = zum Kriegszug gerüstet. Sein ist der ursprüngliche Genetiv des Personalpronomens = seiner. — „Er hat umsonst die Münze", d. h. sie war ein Geschenk, er braucht mir keinen Dienst dafür zu erweisen. Str. 5: „Die Narbe brennt" steht in eigentlichem und übertragenem Sinne. Erkläre die Bilder vom gärenden Groll und geschwollenen Kamm! Str. 6: Welche Schuld ist gemeint? Str. 7: Gaulen ist eine nicht umlautende Nebenform des Plurals. Durchführung des Bildes vom Löwen, ebenso wie Str. 9 von der Eiche, wohl hervorgerufen durch die Erwähnung des Eichenstumpfes. — Str. 8: „zerspellen" ist landschaftlicher Ausdruck für spalten. Str. 9: Welche Gefahren barg dieser kritische Augenblick in sich? (Entsetzen der Freunde über den Verlust des tapfern Ritters und hohen Herrn, Stocken im Vorwärtsdringen, verdoppeltes Nachdrängen der Feinde, Niederlage und Flucht des württembergischen Heeres.) Welche Regungen gehen in diesem Augenblick durch Eberhards Seele? (Niedergekämpfter Schmerz, Erkenntnis der gefahrvollen Lage und der rechten Hilfsmittel, schneller Entschluß und das Verlangen nach schneller Ausführung.) Welche Eigenschaften zeigt also Eberhard? — Die Sätze „rauscht sein Bart" und „der Eber haut" knüpfen an Eberhards Namen und Beinamen an (vgl. A 8 und 10). Str. 10: han = haben, schon mhd., lebt in den oberdeutschen Mundarten fort. — „wankt es" ist volkstümliche Redeweise. Str. 11: Die Ausdrücke, die sich auf das Erscheinen des Wunnensteiners beziehen, erinnern wie ein musikalisches Leitmotiv an sein erstes Auftreten A 9. — Bucht (von biegen): wie die Meereswellen, in das Land eindringend, eine Bucht bilden, so die Reiterschar beim Einsprengen und Einhauen in die feindlichen Linien. Str. 12: Im Anschluß an die Bezeichnung Erntemond (August) durchgeführtes Bild von der Ernte: die ein-

zelnen Züge des Bildes sind: heißer Tag, Schnitter, Sichel, Garbe, Müdigkeit, Sichelfest. „Was der Garben": der gen. part., der mhd. auf wër und was folgen kann, ist hier in altertümelndem Stile wieder hervorgesucht; wo er sonst erhalten ist, hat man ihn umgedeutet, z. B. in „Was hat er Gutes getan" in den Akk. Str. 13: Speereisen ist die Eisenspitze, die auf den Holzschaft des Speeres gesteckt wird. Wie kamen Harnisch und Gerippe in den hohlen Baum? Str. 14: Degen, altgermanisches Wort, ursprünglich Knabe, dann Mann, Held, ist erst im 18. Jahrhundert wieder in die Sprache neu eingeführt. Str. 15: Für den Wunnensteiner war die ganze Episode nichts als ein „lustiger Streich"; Kampf ist sein Leben — echtdeutsche Schwertfreude! — „Aus Haß der Städte" ist „schöne altdeutsche Wendung. Gemeint ist . . .: wegen des Hasses, der zwischen mir und den Städten besteht" (Lyon, Die Lektüre als Grundlage I, 381). — „Es steht im alten Recht" — ein Ausdruck, den Uhland in seiner Quelle fand — heißt so viel wie: „Für uns gilt der alte Prozeß, der alte Rechtsstreit, in dem wir miteinander liegen" (Lyon a. a. O.). Str. 16: In der Schlacht mußte um des höheren Zwecks willen der persönliche Schmerz des Vaters niedergekämpft werden; nach der Schlacht, in der Stille, die dem Schlachtenlärm folgt, kommt er zum Ausbruch. Wie zart aber schildert der Dichter den Schmerz des Mannes! Er läßt ihn das Gesicht verhüllen, so daß niemand sehen oder hören kann, ob er weint; der stärkste Schmerz ist ja oft auch tränenlos. Auch von den Gedanken, die wohl des Grafen Herz durchzogen, sagt uns der Dichter nichts; dem Hörer liegt es nahe, dieses Zusammensein von Vater und Sohn mit dem in C 21 geschilderten zu vergleichen. Wie tief des Vaters Schmerz war, deutet uns der Dichter durch den Zusatz „des einz'gen Sohns" und durch die Tatsache an, daß Eberhard die ganze Nacht an der Totenbahre weilt. Str. 17: Zu Troß vgl. S. 261. Zuffenhausen ist ein Dorf etwas nördlich von Stuttgart; der Hirt ist also seinem Landesherrn über Stuttgart hinaus entgegengelaufen. Str. 18: „nächt", erstarrter Dat. Sing. = gestern abend, ist aus der Sprache des 16. und 17. Jahrhunderts vom Dichter wieder aufgenommen worden. Trieb (von Treiben) = Herde. — Der Ausdruck „holt sich Kochfleisch" entspringt aus der Vorstellung, die der Vorname Wolf erweckt, wie A 8 und 9. Wie die Katze das Mausen nicht läßt, so der Wolf nicht das Rauben; es ist eben seine angeborene Art. Dieser Gedanke in Verbindung mit der Erinnerung an des Wunnensteiners Waffenhilfe entlockt ihm ein Lächeln und das sehr milde Urteil. Str. 19: In den Rahmen des freundlichen Landschaftsbildes paßt der schmucke Edelknabe, muß auch die Kunde passen, die er bringt. Str. 20: Märe (davon Märchen) = Kunde; vgl. Luther: Vom Himmel hoch, da komm' ich her und bring' euch gute neue Mär. — Antonia war vermählt mit Eberhard, dem Sohne des gefallenen Grafen Ulrich, dem Enkel des alten Greiners; dieser Eberhard folgte seinem Großvater 1392 in der Regierung. — „Samen" steht hier für Nachkommenschaft. — Mit einem Lobpreis Gottes schließt in mittelalterlicher Weise — der Liederkreis ab.

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung. A. Str. 1—6: Kampfplatz und Kämpfer. (Der Kampf um den Döffinger Kirchhof, Graf Eberhards Hilfs-

zug, des Wolfs von Wunnenstein zurückgewiesenes Anerbieten, Graf Ulrichs Zorn und Gelöbnis.) B. Str. 7—13: Die Schlacht bei Döffingen. (Graf Ulrichs Kampf und Tod, Eberhards Kriegslist und ihre Wirkung auf die Feinde, des Wunnensteiners entscheidendes Eingreifen und die Niederlage der Städter, das Schlachtfeld.) C. 14—20: Nach der Schlacht. (Eberhards Dank an den Wunnensteiner und dessen abweisende Antwort, Eberhards Totenwacht in der Kirche zu Döffingen, sein Heimritt und der Empfang der Doppelbotschaft.)

2. Bilder. a) Der Kampf um den Döffinger Kirchhof. b) Graf Ulrichs Tod. c) Der Angriff des Wunnensteiners. d) Graf Eberhards Totenwacht. e) Graf Eberhard beim Empfang der Nachricht von der Geburt eines Urenkels.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Zu Str. 15 vgl. Schiller, Wilhelm Tell II, 2, wo der Meier von Sarnen über den Altlandammann Reding sagt:

Er ist mein Widerpart,
Der um ein altes Erbstück mit mir rechtet. —
Herr Reding, wir sind Feinde vor Gericht;
Hier sind wir einig.

2. Rede- und Stilübungen. a) Ein Beutezug im 14. Jahrhundert (mit Benutzung von C 2, D 1 und 2, C 5). b) Ausführung der Situationsbilder. c) Graf Eberhard der Rauschebart, das Bild eines echten Ritters (Charakteristik). d) Die Stände, ihre Lage und ihre Bestrebungen zur Zeit Graf Eberhards.

Zur Charakteristik des Dichters. I. Der Dichter und sein Stoff. Mit der Dichtung „Graf Eberhard der Rauschebart" verfolgte Uhland eine bestimmte Absicht (vgl. die einleitenden Strophen S. 263). Mit der Frage nach dieser Absicht hängt aufs engste die andere zusammen: Was zog ihn zu diesem Stoffe hin? 1. Als Schauplatz fand er seine engere Heimat vor, die er so liebte — Heimatgefühl. 2. Auf diesem Schauplatze entfaltete sich der volle Reiz mittelalterlichen Lebens — romantische Neigung. 3) Aus der Fülle der Personen ragt die Heldengestalt Eberhards hervor, die durch Mannhaftigkeit, Schwert- und Kampfesfreude, Klugheit und Entschlossenheit in allen Lagen große Anziehungskraft ausüben mußte — Lust am Heldentum. Im Gegensatz zu dieser mittelalterlichen Welt mußte ihm die Gegenwart kraft- und poesielos erscheinen; der Gegenwart hielt er in seinem Liederkranz einen Spiegel vor. II. Des Dichters Kunstmittel. a) Gruppierung des Stoffes. Die vier Gedichte lassen sich symmetrisch in zwei Paare zerlegen: A und B — Besuch der Schlegler im Wildbad, Gegenbesuch Eberhards in Heimsheim; C und D Niederlage Ulrichs durch die Städter, Niederlage der Städter durch Eberhard. Tritt diese Anordnung mit aller Deutlichkeit und Bestimmtheit hervor, so dürfen wir sie keinesfalls preisgeben, selbst dann nicht, wenn dem Dichter ein geschichtlicher Irrtum nachgewiesen wird. Der neueren Forschung zufolge nämlich muß die Berennung von Heimsheim nicht ins Jahr 1367, sondern 1395 gesetzt, nicht Eberhard dem Rauschebart, sondern seinem Enkel Eberhard III. zugeschrieben werden. Demgegenüber bleibt für uns maßgebend, daß Uhland

in seiner Quelle die andere Angabe vorfand. Wollte man um der jetzt gefundenen Tatsache willen die Jahreszahl ändern und auf den richtigen Sachverhalt aufmerksam machen, dann würde man dem Hörer und Leser alle Illusion zerstören; dann täte man besser, das Gedicht überhaupt zu streichen. Der Gewinn an historischer Wahrheit wiegt aber in diesem Falle nicht so schwer wie der Verlust an poetischer Stimmung. b) Stimmungsmalerei: Mit wenig Sätzen malt Uhland ein Bild von der größten Anschaulichkeit, und mit wenig Worten legt er in dasselbe die richtige Stimmung. So z. B. malen in A die Strophen 1—6 in unübertrefflicher Weise die friedliche Schönheit des Sommermorgens, die friedlich frohe Stimmung des Grafen, das behagliche Ruhen im kühlen Kloster, das erquickliche Strecken im warmen Sprudel — im Gegensatz dazu Str. 7—14 die notwendige, sich freilich nicht überstürzende Hast in der Gefahr. In B geben gleich die ersten Strophen den Grundton der Stimmung an, die das ganze Gedicht beherrschen soll. c) Humor: Groß ist des Dichters Kunst, Streiflichter des Humors auf das Bild dieser zum Teil düsteren, schweren Zeit fallen zu lassen und sie dadurch zu verklären. Der Humor zeigt sich entweder in den Worten, die der Dichter den Personen in den Mund legt (z. B. A 8 und 10, B 13, D 18), oder es ist der Humor der Tatsachen (z. B. A 16 oder B 1—3, verglichen mit Str. 10—12). d) Sprachliche Mittel. 1. Parallelismus der Glieder. Die symmetrische Anordnung, wie sie oben als von dem Zyklus im ganzen geltend nachgewiesen ist, liebt Uhland auch im Aufbau ganzer Strophen und einzelner Sätze; vgl. z. B. A 7—10, D 17—20 und A 8, B 8, C 8 und 14, Z. 1, D 6, 8. — 2. Gegensätze. In A: Hoch zu Roß, begleitet von seinen Knappen, reitet Graf Eberhard aus — zu Fuß und teilweise auf dem Rücken eines treuen Hirten kehrt er heim; er sucht nicht blutigen Strauß — die Feinde suchen ihn; behagliches Strecken, Ruhe — atemlose Hast der Boten, eiliges Anziehen, eilige Flucht; Str. 11 usw. In B: Die drei Könige reden und beraten — Eberhard handelt; ihre Siegeszuversicht (Str. 2, 3) — ihr demütiger Gang in die Gefangenschaft; sie wollen Eberhard fangen, verwahren und seine Burgen brechen — so verfährt er mit ihnen; die Unsicherheit über die drohende Gefahr bei Nacht — die furchtbare Klarheit bei Tagesanbruch; Str. 10. In C: das scheinbare Erliegen — die Erhebung; Str. 6 unbeweglicher Fels — anschwellende Flut; Str. 3 und Str. 10; Str. 9 nimmt gefangen — auf den Tod. In D: Str. 1; Str. 4 und 15; Str. 6; Str. 16 und C 20. 21; Str. 17. 18 und Str. 19. 20. 3. An Vergleichen, Bildern und bildlichen Ausdrücken ist unser Liederkreis wie alle Uhlandschen Gedichte nicht arm. Die Vergleiche und Bilder blenden nicht durch überraschende Neuheit und fremdartigen Farbenglanz, erfreuen aber durch Anschaulichkeit, Klarheit und feine Durchführung bis in die Einzelheiten hinein; vgl. C 1 und D 7 und 12. 4. Die sprachliche Eigenart. a) Altertümliche Formen und Ausdrücke verwendet Uhland sehr stark; diese Vorliebe ist zurückzuführen auf seine liebevolle Beschäftigung mit der mittelalterlichen Literatur. In den „Erläuterungen" sind die Nachweise im einzelnen gegeben. Hierher gehört noch die Nichtflexion des Adjektivums wie A 10 der gleißend Wolf, A 11 ein lustig Recken, B 5

ein wohlgerüstet Heer. β) Nicht minder gern greift Uhland volkstümliche Worte und Wendungen auf. So sagt er A 3: Zu Hirsau bei dem Abte, da (vgl. A 4, B 5, C 7, D 1) oder A 10. Der Wolf, der (vgl. C 6). Diese zusammenfassende Wiederaufnahme einer räumlichen Bestimmung durch das Adv. „da" oder des Subjektes durch das Pron. „der", wie sie der Volkssprache und dem Volksliede ganz geläufig ist, nennt Lyon a. a. O. S. 115 Satzbrechung und sagt darüber: „Die steife prosaische Form des Satzes wird dadurch gebrochen, der straffe Bau wird gelockert, und diese Lockerung gibt dem Satze eine wohltuende Natürlichkeit und Leichtigkeit." Zu nennen sind hier ferner Formen wie „'ne Rotte", „'ne Münze", auch die vielen Ausrufe wie „hei, fahr wohl, gut' Nacht, nur sachte, es ist schad", und endlich auch die Fülle mundartlicher Ausdrücke. — Unzweifelhaft hat des Dichters Sprache durch Benutzung der unter α) und β) aufgeführten Elemente an Kraft und Natürlichkeit sehr gewonnen. Hiergegen fällt die Erwägung nicht sehr ins Gewicht, daß einzelne Formen wie z. B. „nächt" u. a. das Ohr mit fremdartigem Klange treffen und auch nicht in der Sprache anderer Dichter heimisch geworden sind. γ) Dichterisch ist endlich die Setzung des einfachen Verbums für das in Prosa übliche Kompositum: jüngen A 2, 17, Schaden fügt A 11, missen B 12. 5. Den Stabreim hat Uhland häufig verwandt — wie es bei seiner Bekanntschaft mit dem deutschen Altertum nicht anders zu erwarten steht —, besonders oft in den einleitenden drei Strophen. Hier sei nur auf die vornehmlichsten Beispiele hingewiesen: A 1 wann lau die Lüfte wehn), 9 glänzt und gleißt; B 1 mit Rittern und mit Rossen, 5 in Nacht und Nebel, 10 leise, lose; C 3 kein Huf und auch kein Horn, dumpf tönet von den Türmen der Totenglocken Klang; D 14 Hab Dank, du tapfrer Degen usw. 6. Auch die Anaphora liebt Uhland sehr, weil sie so recht einzelne Satz- oder Strophenglieder hervorhebt: B 3 dann, 4 schon, 8 drein — wie, 10 dort; C 9 heut; D 3 schon. ε) Der Rhythmus. Dem mittelalterlichen Stoffe hat er das entsprechende Kleid umgeworfen in der sog. neuen Nibelungenstrophe. Abweichend von „Des Sängers Fluch" ist hier der regelmäßige Wechsel von einsilbiger Senkung und Hebung durchgeführt; die zweiteilige Senkung ist sogar absichtlich vermieden, wie man z. B. aus B 3, Z. 3 und 4 (drein schießt man glüh'nde Pfeile; drein wirft man feur'ge Kränze) u. a. schließen muß. Dr. P.

66. Eine Frühlingsnacht.

Theodor Storm, Sämtliche Werke. Braunschweig, Bd. 8, S. 229.

1. Im Zimmer drinnen ist's so schwül,
der Kranke liegt auf dem heißen Pfühl.

2. Im Fieber hat er die Nacht verbracht;
sein Herz ist müde, sein Auge verwacht.

3. Er lauscht auf der Stunden rinnenden Sand;
er hält die Uhr in der weißen Hand.

4. Er zählt die Schläge, die sie pickt,
er forschet, wie der Weiser rückt;

5. Er fragt ihn, ob er noch leb' vielleicht,
wenn der Weiser die schwarze Drei erreicht.

6. Die Wartfrau sitzt geduldig dabei,
harrend, bis alles vorüber sei. —

7. Schon auf dem Herzen drückt ihn der Tod;
und draußen dämmert das Morgenrot.

8. An die Fenster klettert der Frühlingstag,
Mädchen und Vögel werden wach.

9. Die Erde lacht in Liebesschein,
Pfingstglocken läuten das Brautfest ein;

10. Singende Burschen ziehn übers Feld hinein in die blühende, klingende Welt. —

11. Und immer stiller wird es drin; die Alte tritt zum Kranken hin.

12. Der hat die Hände gefaltet dicht; sie zieht ihm das Laken übers Gesicht.

13. Dann geht sie fort. Stumm wird's und leer;
und drinnen wacht kein Auge mehr.

I. **Zielangabe,** darnach **Vortrag** des Gedichts. In ein Sterbezimmer zur Frühlingszeit führt uns Theodor Storms Gedicht „Eine Frühlingsnacht".

II. **Vertiefende Besprechung.** A. Gliederung und Gedankengang. 1. Str. 1—6: Das Krankenzimmer. Schildere das Zimmer! Die Insassen! Der Kranke liegt still in seinem Bette. Das Fieber hat ihn wieder die lange Nacht hindurch gequält, ihn nicht zur Ruhe kommen lassen und seine Kräfte aufgezehrt. Weiß sind seine Hände, als wenn die Adern kein Blut mehr hätten, müde seine Augen. Er weiß, daß sein Ende nahe ist, hat sich in sein Schicksal ergeben und sehnt sich nach der Ruhe des Todes. Und doch lebt noch etwas von Lebensdrang in ihm, und er tut noch etwas, was er als Mensch zu tun gewohnt war: er forscht nämlich, wie der Uhrzeiger vorwärts rückt, und ob er wohl noch bis um drei Uhr leben werde; die Uhr in seiner Hand ist ein Symbol seiner Lebensuhr, die abläuft. — Noch stiller und geduldiger als der Kranke ist seine Wärterin. Aus ihrer vielfältigen Erfahrung heraus weiß sie, daß es mit dem Kranken bald zu Ende geht. Tiefe Stille und nächtliches Dunkel liegt über dem Zimmer, in das der Tod bereits eingetreten ist und sein Werk verrichtet. Einheitliche Stimmung beherrscht diesen Teil.

2. Str. 7—10: Der Pfingstmorgen mit all seinem freudigen Leben. Wie tritt Str. 7 in leisen Gegensatz zu dem vorhergehenden Teile? Draußen dämmert das Morgenrot am Himmel herauf und kündet einen neuen Tag und neues Leben an; für den Sterbenden bricht die ewige Todesnacht herein (Theod. Storm glaubte nicht an Gott und an ein ewiges Leben). Und dieser Gegensatz wird immer schneidender, je mehr mit der steigenden Sonne das Leben des neuen Tages erwacht. Schildere das erwachende Leben am Pfingstsonntag! Wie ein übermütiger Junge klettert der Frühlingstag an die Fenster, klopft an und weckt die Mädchen, daß sie aufstehen und ihre Arbeit in Haus und Hof verrichten; mit einem fröhlichen Liede begrüßen sie den strahlenden Morgen gleich den Vögeln, die auch geweckt worden sind. Frühlingssonnenschein liegt auf der Erde. Und nun setzen in Dorf und Stadt die Glocken ein, linder Frühlingswind trägt ihr Geläute weithin; es ist, als wollten sie die Hochzeit der Erde mit dem Frühling einläuten. Als fröhliche Hochzeitgäste ziehen junge Burschen (oder Bursche) singend durch Feld und Wald. — Durch die drei Strophen dieses Teiles klingt und singt die freudigste Stimmung.

3. Str. 11—13: Das Totenzimmer. Über all dem blühenden, klingenden Leben des Pfingsttages haben wir das Krankenzimmer vergessen und

werden uns nun dessen bewußt sowie des schroffen, nicht auszugleichenden Gegensatzes zwischen draußen und drinnen. Wie sieht es im Krankenzimmer aus? Der Sterbende hat nicht mehr die Kraft, dem eiligen Laufe des Uhrzeigers zu folgen, er faltet die Hände über der Brust, noch einige Atemzüge — das Leben ist entflohen. Nun waltet die Wärterin zum letztenmal ihres Amtes, indem sie das Bettuch über das Gesicht des Entschlafenen deckt, dann geht sie. Kein Pochen des Herzens, kein Atemzug, kein Wort, kein Geräusch ist mehr im Zimmer zu hören, kein Aufleuchten eines Menschenauges mehr zu sehen: hier herrscht jetzt der Tod uneingeschränkt. Wer war der Mann, der so ganz einsam litt und starb? Der Dichter gibt uns keine Antwort.

B. Die Form des Gedichts. Kurz und knapp ist die Sprache der nur zweizeiligen Strophen, jede Zeile ein Satz. Die Verse sind vierhebig mit ein- oder zweisilbigen Senkungen. Von der schlichten Sprache der übrigen Erzählung heben sich die Strophen 8—10 durch den Bilderreichtum und die größere Anzahl zweisilbiger Senkungen ab. Den Gegensatz dazu bildet Str. 13. Wo hochtonige Silben in der Senkung stehen (Str. 6 harrend, Str. 8 Mädchen, Str. 9 Pfingstglocken), will der Dichter auf die Wichtigkeit der Begriffe hinweisen; im Vortrag der Zeilen ist dies zu beachten.

C. Des Dichters Absicht. Storm hat das Sterben eines Menschen und das Erwachen des blühenden Frühlingslebens unmittelbar und mit aller Schärfe nebeneinandergestellt. „So ist nun einmal das Leben!" — will er uns sagen und gibt sich gar keine Mühe, diesen schneidenden Gegensatz irgendwie abzuschwächen. (Der Sterbende ist mit einer gewissen Schonung geschildert, die Beschreibung des Alten in einem späteren Gedichte „Ein Sterbender" enthält noch realistischere Züge.) Für den aufmerksamen Hörer oder Leser erhebt sich die weitere Frage: „Was wird aus dem blühenden Leben, das uns in Str. 8—10 so lieblich geschildert ist?" Im Sinne Storms kann die Antwort nur lauten: „Auch das ist dem Tode verfallen." Das ist seiner Weisheit letzter Schluß. Den Christenglauben an ein höheres Leben, das diesem irdischen Leben folgt, will Storm nicht kennen.

Dr. P.

67. Wer weiß wo.

(Schlacht bei Kolin, 18. Juni 1757.)

Detlev von Liliencron, Sämtliche Werke. Berlin und Leipzig 1904. Bd. 7, S. 18.

1. Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm
auf roßzerstampften Sommerhalm
die Sonne schien.
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
und mancher kehrte nicht nach Haus
einst von Kolin.

2. Ein Junker auch, ein Knabe noch,
der heut das erste Pulver roch,
er mußte dahin.
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
der Tod in seinen Arm ihn zwang,
er mußte dahin.

3. Ihm nahe lag ein frommes Buch,
das stets der Junker bei sich trug,
am Degenknauf.
Ein Grenadier von Bevern fand
den kleinen, erdbeschmutzten Band
und hob ihn auf.

4. Und brachte heim mit schnellem Fuß
dem Vater diesen letzten Gruß,
der klang nicht froh.
Dann schrieb hinein die Zitterhand:
„Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand
Wer weiß, wo"

5. Und der gesungen dieses Lied,
und der es liest, im Leben zieht
noch frisch und froh.
Doch einst bin ich und bist auch du
verscharrt im Sand, zur ew'gen Ruh,
wer weiß, wo.

I. **Einführung**, dann **Vortrag** des Gedichts. „Wer weiß wo" ist eine von den Wortverbindungen, die man in dem Sinne von „irgendwo" nicht selten im täglichen Leben gebraucht, ohne sich viel dabei zu denken. Aber dann kommt eines Tages ein Dichter und gibt diesen abgebrauchten Wörtern einen tiefen, schweren Inhalt, daß wir sie nicht wieder vergessen können. — Hört Detlev von Liliencrons kleine Ballade „Wer weiß wo"!

II. **Vertiefende Besprechung.** Gliederung und Gedankengang. Str. 1 und 2: Der tote Fahnenjunker auf dem Schlachtfelde von Kolin. Was berichtet die Geschichte von der Schlacht bei Kolin? Was erzählt der Dichter von dem Fahnenjunker? In jugendlichem Alter, eher ein Knabe als ein Jüngling, war er in das Preußenheer Friedrichs II. eingetreten. Kolin war die erste Schlacht, an der er teilnahm. Tapfer hatte er in schwerem Kampfe, den Degen in der Rechten, die Fahne seinem Bataillon vorangetragen. Aber weder seine Jugend noch seine Tapferkeit hatten den Tod gerührt, ihn zu verschonen. Nun lag er tot unter seinen Kameraden auf einem von Rosshufen und Menschen zerstampften Getreidefelde vor Kolin, und vergebens warteten daheim die Eltern und Geschwister auf ihn: er kehrte wie so viele andere tapfere Soldaten nicht wieder nach Hause zurück.

2. Str. 3 und 4: Des toten Fahnenjunkers Büchlein und des Vaters Grabschrift. Was hören wir von dem Büchlein des toten Fahnenjunkers? Es war „ein frommes Buch", also wohl das Neue Testament oder ein Gebetbuch, das ihm Vater oder Mutter beim Abschied mitgegeben hatte, und enthielt eine Widmung (den Namen und Wohnort des Gebers und den Namen des Empfängers). Der Fahnenjunker hatte das Büchlein immer bei sich auf der Brust getragen. War es jetzt bei seinem Sturze aus dem Uniformrocke herausgefallen? Hatte er es vor dem Sterben mit letzter Kraft hervorgeholt, um sich an den frommen Worten zu stärken und sich noch einmal an das ferne Elternhaus erinnern zu lassen? So fand es ein Soldat des preußischen Grenadierregiments Bevern unmittelbar neben dem Knaufe (Knopfe) des Degens, der der Hand des Junkers entfallen war, raffte es auf und brachte es später dem Vater als letzten Gruß des toten Sohnes.

Was wollen die Worte sagen, die der schmerzbewegte Vater mit zitternder Hand gleichsam als Grabschrift in das Büchlein des Toten eintrug? „Bei Kolin fiel mein Sohn. Dort ruht er irgendwo in der Erde, verscharrt von Leuten, denen der Tote gleichgültig war. Sein Grab ist uns nicht bekannt, wir können es nicht aufsuchen und mit Blumen, den Gaben der Liebe, schmücken; schnell ist es vergessen."

Von Geschlecht zu Geschlecht hat sich in der Familie das Büchlein des toten Fahnenjunkers mit der Eintragung des Vaters als Vermächtnis fortgeerbt und ist so auf unsere Zeit gekommen.

3. Str. 5: Die Mahnung des „Wer weiß wo". Der Dichter erweitert den Geltungsbereich des Wortes, das der Vater einst in das Büchlein des toten Sohnes eingetragen hatte: es gilt für den Dichter ebensogut wie für jeden seiner Leser. Wer jetzt noch frisch und froh durchs Leben geht, wird dereinst, früher oder später, ganz bestimmt sein Grab finden — niemand kann vorhersagen, wo — und wird bald vergessen sein.

B. Des Dichters Kunst. Liliencron versteht, mit wenigen, knappen Strichen anschauliche Bilder zu zeichnen. Auf dramatische Entwicklung und Steigerung verzichtet die kleine Ballade; sie will wirken durch die Stimmung, die sie in dem Hörer erzeugt. — Die 3. und die 6. Zeile jeder Strophe heben sich durch ihre Kürze von den übrigen Zeilen ab und erhalten dadurch besonderen Nachdruck, der in Str. 4 und 5 um so wirksamer ist, als hier in dem „Wer weiß wo" eine Senkung fehlt und damit die Hebungen aneinanderrücken.

C. Verwandtes. Vergleiche Ed. Mörike, Denk es, o Seele (Nr. 12)!

Dr. P.

68. „Een Boot is noch buten!"

Arno Holz, Buch der Zeit. Neue Ausgabe, Dresden. S. 75.

1. „Ahoi! Klaas Nielsen und Peter Jhann!
Kiekt nach, ob wi noch nich to Mus sind!
Ji hewt doch gesehn den Klabautermann?
Gottlob, dat wi wedder to Hus sind!"
Die Fischer riefen's und stießen ans Land
und zogen die Kiele bis hoch auf den Strand;
denn dumpf an rollten die Fluten.
Han Jochen aber rechnete nach
und schüttelte finster sein Haupt und sprach:
„Een Boot is noch buten!"

2. Und ernster leuchte die braune Schar
dem Dorf zu über die Dünen.
Schon grüßen von fern mit zerwehtem Haar
die Frau'n an den Gräbern der Hünen.
Und „Korl!" hieß es und „Leiw Marie!"
„'t is doch man schön, dat ji wedder hie!"
Dumpf an rollten die Fluten —
„Un Hinrich, min Hinrich? Wo is denn dee?"
Und Jochen wies in die brüllende See:
„Een Boot is noch buten!"

3. Am Ufer dräute der Möwenstein,
drauf stand ein verruf'nes Gemäuer,
dort schleppten sie Werg und Strandholz hinein
und gossen Öl in das Feuer.
Das leuchtete weit in die Nacht hinaus
und sollte rufen: O komm' nach Haus!
Dumpf an rollen die Fluten —
hier steht dein Weib in Nacht und Wind
und jammert laut und küßt dein Kind:
„Een Boot is noch buten!"

4. Doch die Nacht verrann, und die See ward still,
und die Sonne schien in die Flammen;
da schluchzte die Ärmste: „As Gott will!"
Und bewußtlos brach sie zusammen.
Sie trugen sie heim auf schmalem Brett,
dort liegt sie nun fiebernd im Krankenbett,
draußen plätschern die Fluten;
dort spielt ihr Kind, ihr „lütting Jehann",
und lallt wie träumend dann und wann:
„Een Boot is noch buten!"

I. **Einführung.** Auf einer der deutschen Nordseeinseln liegt ein Fischerdorf, gegen den Westwind und die Fluten des Meeres durch einen Kranz von Sanddünen geborgen. Zwischen Dorf und Düne erheben sich einige Hügel, die der Volksmund Hünengräber nennt; das sind Gräber aus vorgeschichtlicher Zeit, in denen nach dem Volksglauben Hünen oder Riesen bestattet sind. Am Strande ragt als höchste Düne der Möwenstein auf, wo die vielen Möwen nisten; dort hat man den weitesten Ausblick auf das Meer. Im Leben der Dorfbewohner spielt das Meer die Hauptrolle, mögen nun seine Wasser im Sturme als gewaltige Fluten schwer rollend ans Land schlagen oder im Sonnenschein als kleine, zahme Wellchen plätschernd am Strande auflaufen. — Ein Bild aus dem Fischerleben führt uns Arno Holz vor Augen in einem Gedichte, das in niederdeutscher Sprache die Überschrift trägt „Een Boot is noch buten!", d. h. auf Hochdeutsch: „Ein Boot ist noch draußen", nämlich auf dem Meere.

II. **Erläuterungen.** Überschrift und Str. 1: buten ist entstanden aus „be—uten" (außen) wie „binnen" aus „be—innen"; im mitteldeutschen Sprachgebiete kommt das entsprechende Wort baußen vor. — Ahoi ist ein Schifferruf, der zur Aufmerksamkeit mahnt. — „Seht zu, ob wir nicht — durch Sturm und Wellen — zu Mus zerquetscht sind!" — Der Klabautermann (von klabastern, klabatern = pochen, klopfen) ist nach dem Glauben der niederdeutschen Matrosen ein Schiffskobold, 1 Fuß hoch, rotköpfig und weißbärtig, mit hölzernem Hammer. Bei drohender Gefahr steht er am Maste und klappert warnend mit dem Tauwerke. Er verschwindet, wenn das Schiff rettungslos verloren ist. Han Jochen = Johann Joachim.

Str. 2: Als der Sturm immer stärker wurde, haben sich die Frauen aus den Häusern aufgemacht und erwarten nun ihre Männer mit windzerwehtem Haare an den Hünengräbern. — „Liebe Marie!" „Es ist doch nur schön, daß ihr wieder hier seid!" „Und Heinrich, mein Heinrich! Wo ist denn der?"

Str. 3. Werg (norddeutsch Hede) sind die Abfälle vom Flachse. Die Mutter küßt ihr Kind und wiederholt dabei jammernd die Worte, die Jochen zu ihr gesprochen.

Str. 4. As = als, wie; also: „Wie Gott will!" Lütting von „lütt" = klein, mit der im Niederdeutschen häufig verwendeten Silbe —ing, die eine Liebkosung ausdrücken soll.

III. **Die Kunst des Dichters.** Wie anschaulich schildert der Dichter mit wenig Worten den Charakter dieser Fischer! Die Freude über die Rettung aus Sturmesnot und Lebensgefahr äußert sich in den mit trockenem Humor gesprochenen Worten: „Kiekt nach, ob wi noch nich to Mus sind!“ — und in dem kurzen Danke gegen Gott. Aber all ihre Freude schwindet, als ihr Führer Han Jochen feststellt, daß ein Boot noch fehlt; sie wissen, was das bei diesem Sturme bedeuten kann. „Ernster“ bahnt sich die Schar ihren Heimweg durch den Sturm und den wehenden Dünensand; wie schwer wird es ihnen, mit einer solchen Botschaft nach Hause kommen zu müssen! Und dann das Wiedersehen mit den Frauen bei den Hünengräbern! Kein lauter Jubel! Nur kurze Worte, denen man aber die Herzlichkeit und innere Wärme anspürt! Der Frau des Kameraden, dessen Boot nicht mitgelandet ist, gibt Jochen die knappe Antwort: „Een Boot is noch buten!“, die der Hoffnung noch Raum läßt, durch die aber auch Sorge und Mitgefühl mitklingen. Schließlich machen sich die Fischer, trotzdem sie vom Ringen mit Sturm und Wellen ermüdet sind, noch einmal zum Strande auf, schleppen auf der höchsten Düne Werg und Holz zusammen, um dem auf dem Meere treibenden Boote ein Richtfeuer anzuzünden, und unterhalten dies die ganze Nacht. — In ähnlicher Weise wird das Bild der armen Fischerfrau gezeichnet. Sie steht mit ihrem Kinde im Arm bei den anderen Frauen, sieht die Wiedersehensfreude der anderen und sucht unter den Heimkehrenden mit angstvoller Hast vergeblich ihren Mann; all ihre Sorge, Angst und Liebe bricht hervor in den kurzen Fragen: „Und Hinrich, min Hinrich? Wo is denn dee?“ Bei dem Leuchtfeuer harrt sie die ganze Nacht aus; ihren Jammer faßt sie in die Worte, die ihr die erste Nachricht vom Schicksale ihres Gatten brachten, und die sie immer wiederholt, solange noch ein Fünkchen Hoffnung bleibt. Als aber der neue Tag anbricht, ohne daß ihr Mann zurückgekehrt ist, als sie erkennt, daß nichts mehr zu hoffen ist, da ergibt sie sich in ihr Schicksal, in Gottes Willen.

In den vier Strophen des Gedichtes nehmen eine beherrschende Stellung ein die 7. und die 10. Zeile — schon dadurch, daß sie unverändert oder mit geringen Veränderungen wiederkehren (Kehrreime). Die 7. Zeile wirkt in Str. 1—3 durch die lautmalenden Vokale und Konsonanten (o, u, mpf, r, l), ebenso in anderer Weise in Str. 4. In Str. 2 und 3 steht die Zeile außerdem scheinbar in keinem Zusammenhang mit den umgebenden Zeilen und wird noch besonders dadurch hervorgehoben, daß abweichend von dem sonst gebrauchten Versmaße nur hier der Auftakt fehlt und der Vers mit einer betonten Silbe beginnt. Einerseits wollte der Dichter wohl in diesem Kehrreime das sich Gleichbleibende der Meeresflut malen. Anderseits hat der Vers in jeder Strophe noch seine besondere Bedeutung. In Str. 1 weist er auf die Gefahr zurück, der die Fischer eben entronnen sind, und auf die Gier des Meeres, das ihnen auch noch auf das Land nachfolgt. In Str. 2 bricht das dumpfe Brausen der Brandung mitten in die Wiedersehensfreude hinein und erinnert an die Gefahr, von der das Leben der Fischer bedroht war, sowie an die Gefahr, in der das eine Boot noch schwebt oder vielleicht schon untergegangen ist; so führt die Zeile passend zu der Angst-

frage der Fischerfrau über. In Str. 3 unterbricht der Kehrreim den Ruf, den das Leuchtfeuer auf das weite Meer hinaus dem bedrohten Fischer zuschickt, als wollten die Fluten antworten: „Der kommt nimmermehr nach Hause!" In Str. 4 endlich haben wir es nicht mehr mit drohenden Wogen zu tun, sondern mit harmlos plätschernden Wellen: der Sturm ist vorüber, das Meer liegt so friedlich da, als könne es kein Leid zufügen; aber auch in dieser Gestalt erinnert das Meer immer wieder die arme Frau an ihren Verlust. — Zeile 10 kehrt unverändert in allen Strophen wieder und gibt das Thema der Dichtung an. Aber auch dieser Vers hat in jeder Strophe noch sein besonderes Gesicht. In Str. 1 ist er ein Wort des Berufsgenossen aus schwerer Sorge heraus, die alle Freude über seine und der Kameraden Rettung niederdrückt. In Str. 2 will Jochen die Frau trösten und ihr nicht alle Hoffnung nehmen; aber doch klingt seine Sorge hindurch. In Str. 3 spricht die Angst der Frau und Mutter das Wort aus. Was in Str. 1—3 Mannes- und Frauenmund redete, das hören wir in Str. 4 aus dem Munde des Kindes, das dieses Wort so häufig von der Mutter gehört hat und nun nachplappert; und das wirkt so erschütternd, daß das Kind vom toten Vater spricht, ohne sich seines Verlustes bewußt zu sein. Dr. P.

69. Nis Randers.*)

Otto Ernst, Stimmen des Mittags. 1903. S. 94.

1. Krachen und Heulen und berstende Nacht,
Dunkel und Flammen in rasender Jagd —
ein Schrei durch die Brandung!

2. Und brennt der Himmel, so sieht man's gut:
ein Wrack auf der Sandbank! Noch wiegt es die Flut;
gleich holt sich's der Abgrund.

3. Nis Randers lugt — und ohne Hast
spricht er: „Da hängt noch ein Mann im Mast;
wir müssen ihn holen!"

4. Da faßt ihn die Mutter: „Du steigst mir nicht ein!
dich will ich behalten, du bliebst mir allein,
ich will's, deine Mutter!

5. Dein Vater ging unter und Momme, mein Sohn;
Drei Jahre verschollen ist Uwe schon;
mein Uwe, mein Uwe!"

6. Nis tritt auf die Brücke. Die Mutter ihm nach.
Er weist nach dem Wrack und spricht gemach:
„Und seine Mutter?"

7. Nun springt er ins Boot und mit ihm noch sechs:
hohes, hartes Friesengewächs;
schon sausen die Ruder.

8. Boot oben, Boot unten, ein Höllentanz!
Nun muß es zerschmettern! . . . Nein, es blieb ganz!
Wie lange? Wie lange?

1) Der Ballade liegt ein wirkliches Erlebnis zugrunde.

9. Mit feurigen Geißeln peitscht das Meer
Die menschenfressenden Rosse daher;
sie schnauben und schäumen.

10. Wie hechelnde Hast sie zusammenzwingt!
Eins auf den Nacken des andern springt
mit stampfenden Hufen!

11. Drei Wetter zusammen! Nun brennt die Welt!
Was da? — Ein Boot, das landwärts hält! —
Sie sind es! Sie kommen! — —

12. Und Auge und Ohr ins Dunkel gespannt . .
Still! — Ruft da nicht einer? — Er schreit's durch die Hand:
„Sagt Mutter, 's ist Uwe!"

I. **Zielangabe,** dann **Vortrag** des Gedichts. Eine Sturmnacht auf einer der friesischen Inseln und die Heldentat eines Friesen — Nis Randers war sein Name —, davon berichtet die folgende Ballade.

II. **Gang der Handlung.** 1. Str. 1 und 2: Eine Sturm- und Gewitternacht tobt über der Nordsee; ein Schiff strandet an der Insel.

2. Str. 3—6: Nis Randers ringt mit seiner Mutter um die Rettung des einzigen, der von der Schiffsmannschaft übriggeblieben ist.

3. Str. 7—10: Nis Randers und seine Gefährten ringen mit Sturm und Meer um die Rettung des Schiffbrüchigen.

4. Str. 11 und 12: Nis Randers bringt den Schiffbrüchigen gerettet ans Land: es ist sein verschollener Bruder Uwe.

III. **Des Dichters Kunst.** 1. Naturschilderung. Anschaulich und packend ist die Schilderung der Sturm- und Gewitternacht (Str. 1). Nicht ganze Sätze, sondern nur einzelne Worte! Es ist, als wenn der Dichter auf diese Weise das stoßweise Wüten des Sturmes, die einzelnen Blitze und Donnerschläge malen wollte. In Str. 9 und 10 kommt die atemlose Hast und Gier der Meereswellen (hechelnde Hast: „hecheln" ist in übertragener Bedeutung = geißeln, anspornen; die Hast des Meeres spornt die Wogenrosse an und hält sie zusammen), die furchtbare Wucht der entfesselten Elemente anschaulich zur Darstellung in den längeren Sätzen. Das Bild von den Meeresrossen ist trefflich durchgeführt. Diese Schilderung in Str. 9—11 schiebt sich passend ein, um unsere Aufmerksamkeit für einige Zeit von der Fahrt des Rettungsbootes und von dem Rettungswerke abzulenken.

2. Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn. Beide haben von ihrem Standpunkte aus recht; die selbstsüchtige Mutterliebe muß aber der opferfreudigen Nächstenliebe des Sohnes weichen. In ihrer Herzensangst um den einzigen ihr noch verbliebenen Sohn wird die sonst wortkarge Mutter beredt: sie beruft sich mit allem Nachdruck auf ihr Mutterrecht und ihre Mutterwürde („Ich will's, deine Mutter!"); aber ihr Widerspruch verstummt, muß verstummen vor dem einen kurzen Worte ihres Sohnes: „Und seine Mutter?" Von da an läßt der Dichter die Mutter nicht wieder auftreten. Wie sie mit den anderen Dorfbewohnern am Strande steht, in die Dunkelheit, in die Blitze und in das Wellengebrause starrt und mit angstvoller Spannung die Fahrt des Bootes verfolgt, mit welcher Freude

sie die Rückfahrt des Bootes wahrnimmt, wie die Freude wächst, als sie in dem Geretteten den verschollenen lieben Sohn ans Herz drücken darf, und wie sie sich mit dem Gedanken abfindet, daß sie aus Mutterliebe fast zur Mörderin ihres eigenen Kindes geworden wäre — das alles nachzufühlen und nachzudenken bleibt dem Hörer überlassen.

3. Charakteristik der Personen. Treffend und anschaulich ist die Bezeichnung „hohes, hartes Friesengewächs“: man sieht die hohen, wetterharten Gestalten und ahnt die eiserne Entschlossenheit, mit der sie den Kampf gegen ihre furchtbarsten Feinde — Sturm und Meer — aufnehmen. Den Hauptheldeu kennzeichnet der Dichter aufs glücklichste in seiner Ruhe, Wortkargheit, Entschlossenheit, Energie und opferwilligen Nächstenliebe durch die kurzen, inhaltschweren Sätze und Worte in Str. 3, 6 und 12. Ihm wird der schönste Lohn zuteil: einen Fremden aus Todesnot zu retten, begibt er sich selbst in Lebensgefahr und fährt hinaus auf die mordgierige See, die ihm schon den Vater und zwei Brüder geraubt hat; mit dem geretteten Bruder kehrt er glücklich heim und bewahrt seine Mutter vor dem furchtbaren Schicksale, sich selbst anklagen zu müssen, wenn die See den Leichnam des Schiffbrüchigen an das Land gespült und die Mutter in dem Toten ihren eigenen Sohn erkannt hätte, der an der Schwelle der Heimat durch ihre eigene Schuld umkommen mußte.

4. Die rhythmische Form. Die Ballade ist in dreizeiligen Strophen gedichtet, die — dem Inhalte entsprechend — rhythmisch stark bewegt sind. Die beiden ersten Verse haben vier Hebungen, gepaarten Reim und stumpfen Versschluß. Die dritte Zeile dagegen ist zweihebig, steht reimlos und schließt klingend; der Rhythmus bricht hier plötzlich ab, die Aufgabe dieser Zeile, den Schluß der Strophe zu bilden, wird dadurch aufs deutlichste gekennzeichnet. Dazu kommt noch, daß in dieser kurzen Zeile die Strophe auch inhaltlich gipfelt: sie enthält den Hauptgedanken (vgl. „Zu Straßburg auf der Schanz“). Sehr verschiedenartig ist die Behandlung der vierhebigen Zeilen. In Str. 9 und 10 haben die Hebungen ziemlich gleiche Stärke: hier soll gemalt werden, wie die Wellenrosse in ununterbrochener Folge und in langen Linien gegen das Boot heranstürmen. Demgegenüber zerlegen sich eine große Zahl Zeilen in zwei kurze Glieder mit je zwei Hebungen, z. B. Str. 4: hier will der Dichter die stoßweise Leidenschaftlichkeit der Mutterliebe dem Gefühle nahebringen. Zwischen diesen beiden äußersten Möglichkeiten stehen andere Strophen wie z. B. Str. 1 und 12, in denen deutlich drei Glieder (nicht vier gleichstarke Hebungen) hervortreten. Ähnliches gilt von der Behandlung der dritten Verszeilen: man vergleiche z. B. Str. 2 und 3 mit Str. 4 und 5! — Die Verszeilen beginnen zumeist mit einem Auftakte. Die beiden ersten Zeilen der Dichtung aber setzen charakteristischerweise sofort kräftig mit einer Hebung ein; vgl. Str. 7, Z. 2. Auch hinsichtlich der Senkungen schmiegt sich der Rhythmus dem Inhalt an: in Str. 1 haben wir jedesmal zwei Hebungen, in Str. 3, Z. 1 (das Auftreten des Helden charakterisierend) je eine Senkung, motivartig wiederkehrend in Str. 6, Z. 2.

Dr. P.

III. Erzählungen und Schilderungen in Prosa.*

70. Die Posaune des Gerichts.

Berthold Auerbach.

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde, wurde in der Frühlingsnacht, zur Zeit des Vollmondes, eine schreckliche Tat vollbracht usw.

1. **Ziel.** Wie ein Posthorn die Aufdeckung eines Verbrechens herbeiführte.

II. **Gliederung und Erläuterungen.** A. Der Mord und die Flucht des Mörders vor dem Posthorn: 1. Der Mord in der Frühlingsnacht und die Beraubung des Ermordeten; 2. der Klang des Posthorns und die Flucht des Mörders, die Verwirrung des bösen Gewissens.

Gemarkung ist eine Nebenform zu Markung von Mark, der ursprünglichen deutschen Bezeichnung für das heute gebräuchliche Wort Grenze, das dem Slawischen entnommen ist; Gemarkung bezeichnet also die Gesamtheit der Gemeindegrenzen oder das von diesen Grenzen umschlossene Gemeindegebiet. — Alles flimmerte = bewegte sich glänzend vor ihm auf und nieder, daß er nichts genau erkennen konnte.

Warum verhüllte der Mond sein Antlitz und verstummte die Nachtigall? Auch die Natur empfindet Abscheu vor der Tat. Durch die Maienmondnacht rollte auf der Landstraße eine Postkutsche dahin; vgl. Lenau, Der Postillion. Was rief die Weise des Posthorns dem Mörder zu? „Denkst du daran", daß du einem Menschen das Leben genommen hast, daß du ein Mörder bist, daß du noch vor wenigen Minuten ohne Blutschuld durchs Leben gingst? — Wie kam es, daß dem Mörder alles vor den Augen flimmerte, daß ihm die Glieder so schwer wie Blei waren, daß er in der Irre ging und den Leichnam nicht wiederfand? Wirkungen des bösen Gewissens auf Leib und Seele. Womit tröstete er sich, als er den Leichnam nicht fand und das erwachende Leben ihn verscheuchte? „Kein Mensch hat mich bei der Tat gesehen."

B. Die Entdeckung des Mörders durch das Posthorn und sein Geständnis: 1. Die Auffindung des Leichnams und das Begräbnis des Unbekannten; 2. die Grabrede; 3. der Klang des Posthorns und das Geständnis des Mörders; 4. die Heimkehr der Leidtragenden.

Der entseelte Körper = dem die Seele, also der Träger des Lebens, weggenommen ist. — Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen: ein Wanderbuch führt der wandernde Handwerksbursche, darin sind Name, Heimat und Beruf angegeben; Kennzeichen anderer Art können der Namenszug in

* Von dem Abdrucke der Prosastücke wird mit Rücksicht auf ihre Länge abgesehen.

Kleidung und Wäsche, Aufschriften auf Briefen u. a. sein. — Jeder wollte seine Unschuld bekunden, d. h. durch die Teilnahme am Begräbnis kund oder bekannt machen, daß er unschuldig sei; der Mörder, meinte man, würde dazu nicht den Mut haben. — Deinen Eingang und deinen Ausgang: vgl. Ps. 121, 8. — Bahnen, die unser — irdisches — Auge nie mißt: der Weg ins Jenseits. — Durch die Posaunen des Gerichts werden am Jüngsten Tage alle Menschen zum Gerichte gerufen, das der Weltenrichter abhalten wird (Matth. 24, 31). Wenn erst diese Posaunen ertönen, also in der Stunde des Gerichts, ist es zur Buße oder Umkehr zu spät. — Zwei Menschen waren auf ewig usw.: der eine war ermordet worden, den anderen erwartete die Verurteilung zum Tode.

Beschreibe den Friedhof und seine Umgebung (vgl. Uhland, Die Kapelle)! Hoher Hügel, Kirche, Friedhof, Landstraße, die sich um den Hügel herumzieht, im Tale Fluß, Wäldchen. — An wen wandte sich der Geistliche in seiner Grabrede? 1. An den unbekannten Toten und an seine Angehörigen, 2. an den Mörder. Welche Wirkung hatte der Klang des Posthorns, das der Postillion drunten auf der Straße blies, auf die Versammelten? Der Geistliche hielt im Sprechen inne, die Trauergemeinde lauschte auf die Töne des „Denkst du daran"; alles war voller Spannung, als ob jetzt etwas geschehen müsse. Wie kam der Mörder unter die Leidtragenden? Es ist eine alte Erfahrung, daß der Mörder, von einem unwiderstehlichen inneren Drange getrieben, an die Mordstätte und zum Gegenstande seines Verbrechens zurückkehrt; vielleicht hielt er es in diesem Falle auch für ratsam, durch die Teilnahme am Begräbnis seine Unschuld zu bekunden. Wie wurde er durch die Melodie des Posthorns zum Bekenntnis seiner Schuld getrieben? Gerade, als der Geistliche von der Posaune des Gerichts spricht und ihn damit an die Schrecken des Jüngsten Gerichts mahnt, erklingt von der Straße das Posthorn mit derselben Melodie, die ihm schon vorgestern Entsetzen eingeflößt hat; das Posthorn erscheint ihm wie die Posaune des Gerichts selbst. Dieses wunderbare Zusammentreffen bricht den letzten Trotz des Mörders, der schon durch das Vorhergehende (Aufheben der Hände zur Bezeugung der Unschuld, Mahnung des Geistlichen zu rechtzeitiger Umkehr) innerlich erschüttert war. Wodurch war er zu der schrecklichen Tat verführt worden? Spielleidenschaft, Untreue gegen den Herrn, Angst vor Entdeckung, Verlangen nach dem Gelde des Fremden, Niederwerfen desselben, Mord: schrittweise wird er immer tiefer geführt, eine Sünde zieht die andere nach sich. — Weshalb trägt die Geschichte die Überschrift „Die Posaune des Gerichts"? Welcher Werkzeuge hat sich Gott bedient, um die Entdeckung des Mörders herbeizuführen und das Verbrechen zu sühnen? Melodie des Posthorns, Rede des Geistlichen, Stimme des Gewissens.

III. **Grundgedanke.** Irret euch nicht, Gal. 6, 7. — 5. Gebot.

IV. **Verwertung.** Vgl. Uhlands „Rache" (Mordplatz, Verhalten des Mörders nach der Tat)! Chamissos „Die Sonne bringt es an den Tag" (Beweggrund zum Morde, Mittel der Entdeckung, Selbstbekenntnis)!

Dr. P.

71. Der westfälische Hofschulze.

Karl Immermann, Münchhausen. 1838. I. Teil. S. 253.

Im Hofe zwischen den Scheuern und Wirtschaftsgebäuden stand mit aufgekrempten Hemdärmeln der alte Hofschulze usw.

I. Vertiefende Besprechung. A. Gedankengang und Erläuterungen.

1. Der Hofschulze erweist sich als geschickter Schmied und berichtet von seinem Mißerfolge als Kunstschreiner.

Hofschulze = Hof- oder Gutsbesitzer in Westfalen mit dem erblichen Schultheißenrechte über die Hofangehörigen. Amboß, ahd. anabôz, aus dem Verhältniswort an und dem Zeitwort boßen = schlagen, gebildet, also ein Gestell, an oder auf das man schlägt. schweißen = durch Glühhitze zusammenfügen. Das letzte Geschick vgl. das Eigenschaftswort „geschickt") geben = in Ordnung bringen, vollenden. Rendant (franz.) Rechnungsführer; Rezeptor (lat.) = Einnehmer, Bescheid (zu dem Zeitw. „bescheiden") ist „Klarlegung einer Sache"; Bescheid tun ursprünglich = Auskunft erteilen, wird auf die Erwiderung des Zutrinkens bezogen. firm (lat.) = fest. Gemächt (zu „machen") = Arbeit, hier geringschätzig = Machwerk. Sill niederdeutsch = Schwelle, hier eher in der Bedeutung von „Söller".

2. Der Hofschulze lehnt das Feilschen beim Pferdehandel ab.

Geldkatze = Gürtel zum Tragen des Geldes. Der Stüber ist eine kleine Münze. dingen = verhandeln, einen Vertrag machen; feilschen (von „feil" = käuflich) = urspr. zum Verkauf bewegen, vom Preise abhandeln. es verschlägt nicht = macht nichts aus, ändert nichts an der Sache. von meiner Sprache abgehe = von dem, was ich gesprochen oder gesagt habe. vorschlagen = einen höheren Preis fordern. sackerlot wird als Entstellung aus franz. sacré nom de dieu (heiliger Name Gottes) aufgefaßt. erbosen (zu „böse") = böse, zornig machen, erbost = zornig geworden. überfragen = ein Mehrangebot machen. Gehader = Zank, Streit. Brunst (zu „brennen") = Hitze beim Bieten. vertut sich = fügt sich Schaden zu durch hohen Preis.

3. Der Hofschulze weigert sich, die Korngefälle in Geld umzuwandeln.

Korngefälle (Einz. das Gefälle, Mehrz. die Gefälle) = Abgaben an Korn. quitt (franz.) = frei von einer Verpflichtung, ledig. Behuf, zu „heben", hat sich in der Kanzleisprache nur noch in der Formel „zu diesem Behufe" = „zu diesem Zwecke" erhalten. umgehen = umhergehen, hier von Gespenstern. Gotteszelle = die gottgeweihte Klosterzelle. Der Malter (zu „mahlen" = soviel auf einmal gemahlen wird) ist ein Getreidemaß, ebenso das Simmer (in Oberdeutschland). Zinsroggen = Roggen, der als Zins gegeben wird, ähnlich Schoßhafer (Schoß = Abgabe, Steuer). ehe und bevor: die beiden unterordnenden Bindewörter sind hier in umständlicher Sprechweise gehäuft nebeneinandergestellt.

4. Der Pferdehändler und der Steuereinnehmer unterhalten sich über den Stolz und den Reichtum des Hofschulzen.

Racker norddeutsch = Schinder, als Schimpfwort weit verbreitet. betulich = der sich mit andern betun, abgeben kann. Der Kamp norddeutsch = eingehegtes Stück Land. Die Faxe, Mehrz. die Faxen = Possen, Späße. Mistfink = ein Mensch von schmutziger Gesinnung. Koppel (aus dem Franz.) hier = zusammengekoppelte Pferde. Pistole = eine Goldmünze im Werte von ungefähr 15 Mark. Gebild (Gebilde) = Leinwand mit eingewebten Figuren. Schabhals = der den Hals nicht voll genug bekommen kann und alles zusammenschabt oder -scharrt; vgl. Geizhals.

5. Der Hofschulze zeigt sich beim Pferdehandel als vorsichtiger Geschäftsmann.

Unna ist eine westfälische Stadt im Kreise Hamm, Regierungsbezirk Arnsberg. Goldwage: die Goldmünzen wurden früher von Betrügern am Rande beschnitten und dann, trotzdem sie nicht mehr vollgültig waren, weiter in den Verkehr gegeben. Um sich gegen solche Betrügereien zu schützen, wog der vorsichtige Geschäftsmann auf der Goldwage, einer besonders empfindlichen Wage, nach, ob sie volles Gewicht hatten. Daher der bildliche Ausdruck „etwas auf die Goldwage legen". ausmustern = beim Mustern oder Durchprüfen als nicht geeignet ausscheiden.

6. Der Steuereinnehmer, der Pferdehändler und die verkaufte braune Stute nehmen Abschied vom Oberhofe.

Roßkamm = Pferdehändler; der zweite Teil des Wortes stammt von einem lat. Worte, das „tauschen" bedeutet, vgl. Roßtäuscher. Schoßjacke = eng anliegende Jacke mit Schößen. Kamaschen oder Gamaschen, aus Leder oder Zwillich, werden über die Strümpfe gezogen. Pfundsporen = große, schwere Sporen.

B. Charakter der Personen. Weise nach, daß der Hofschulze fleißig, geschickt, sparsam, ordnungliebend, gastfreundlich, betreffs der Grenzen seines Könnens einsichtig, gewissenhaft, zäh und starr am Alten hangend, reich, selbstbewußt, bedächtig, tierfreundlich war! — Wie zeigte sich der Pferdehändler gewinnsüchtig, betrügerisch, hämisch und patzig? — Wie erwies sich der Einnehmer als höflicher Sachse unhöflich, als eifriger Beamter ungeschickt, als Beurteiler westfälischer Volksart ungerecht?

II. **Aufgaben.** 1. Beschreibe den Oberhof und seine Umgebung! 2. Zeichne ein Charakterbild des Hofschulzen, des Pferdehändlers und des Einnehmers! — 3. Wie charakterisiert Immermann die drei Personen in ihrem Sprechen? a) Der Hofschulze spricht in wohlgeformten Sätzen und längeren Reden. Altertümliche Worte wie dazumalen und niemalen, eine umständliche Wortverbindung wie ehe und bevor erhöhen das Gewichtige seiner Ausdrucksweise. b) Der Roßhändler liebt derbe Redensarten („Ich dachte, ich würde ersaufen!" „Die kriegt mit!"), flucht („Gotts sackerlot!" „Gott strafe mich!") und spickt seine Rede mit Schimpfwörtern (Racker, Mistfink, Geldschlingel, Schabhals). c) Der Einnehmer bemüht sich höflich zu sprechen („Ihr tut mir den Gefallen"), verwendet aus seinem Kanzleistil die Redensart „zu diesem Behufe" und nennt in seinem Ärger die westfälische Eigenart „Schnurren und Faxen". — 4. Warum gesellt der Verfasser dem Hofschulzen den Pferdehändler und den Einnehmer

zu? Der Pferdehändler kennt Land und Leute und ist nicht besitzlos, aber er ist eine Händlernatur, und sein Beruf läßt ihn nicht zu besinnlicher Ruhe kommen. Der Einnehmer ist ein besitzloser, von der Scholle und der Heimat losgelöster Beamter, der in seinem Beamtendünkel und als Landfremder sich nicht bemüht, die Eigenart der westfälischen Bauern zu verstehen. Ihnen beiden steht der Hofschulze gegenüber, der, auf dem durch Jahrhunderte vererbten Eigenbesitze und in den alten Überlieferungen seiner Familie und seines Namens groß geworden, sich seines Besitzes und Standes, seiner Würde und seines Wertes wohl bewußt ist. — 5. Wie hat sich der starre, selbstsichere Charakter des Hofschulzen entwickelt? — 6. Worin besteht der Reichtum des Hofschulzen? Fr. P. (Dr. P.)

72. Verschiedene Übergänge.

Johannes Trojan.

Wir saßen — erzählte jemand — unser sechs oder sieben eines Abends in einem Bierhaus, als ein Mann eintrat und auf uns zukam, den wir von der Schule in der Provinz her kannten usw.

I. **Vertiefende Besprechung.** A. Gliederung und Gedankengang.

1. Unser Schulkamerad.

Welche Rolle hatte er als Schüler gespielt? Er wurde von seinen Mitschülern angestaunt, „weil er sich glücklich durch alle Klassen schlug, ohne eigentlich zu arbeiten", und allerlei brotlose Künste trieb. Wieso hatte die Schule bei ihm ihren Zweck verfehlt? Er hatte nicht gelernt, angestrengt und mit dem Blicke auf ein bestimmtes Ziel zu arbeiten.

2. Das Wiedersehen mit ihm in der Hauptstadt, seine Ansichten von der Arbeit und seine Pläne.

Wie stellte er sich in der Unterhaltung dar? Er gebärdete sich sehr überlegen, redete gewandt und wortreich und war von seinem Werte wie von der Bedeutung seiner Pläne sehr überzeugt. Welche Bemerkung über die Arbeit muß uns stutzig machen? Er will arbeiten „ohne große Anstrengung".

3. Der Schulkamerad als Verkäufer.

Wie verrichtete er seine Arbeit als Verkäufer? Er achtete die Arbeit, die ihm das tägliche Brot gab, gering; weil er sich fortgesetzt mit viel höheren Plänen trug, fing er unaufgefordert zu schwätzen an, beachtete darüber das Kind nicht, das einkaufen wollte, und vergeudete schwatzend und spielend den Käse, den er verkaufen sollte. Wir müssen erwarten, daß er bei so mangelhafter Pflichterfüllung seinen Posten als Verkäufer nicht lange behält.

4. Der Schulkamerad als Kellner.

Wie versah er sein Geschäft als Kellner? Er schwatzte, ohne angeredet zu sein, versäumte darüber die Gäste, die ungeduldig wurden, und ließ zwei Bierseidel fallen. Wie mußte seine Laufbahn als Kellner enden?

5. Der Schulkamerad als Dienstmann.

6. Der Schulkamerad als Bettler.

B. Zusammenfassende Fragen. 1. Warum lautet die Überschrift der Erzählung „Verschiedene Übergänge"? Als Verkäufer sagt der Mann zu dem Erzähler: „Es ist nur ein Übergang", als Kellner: „Es ist nur vor-

übergehend", als Dienstmann: „Es ist dies einer der Übergänge, die jeder durchmachen muß, der etwas erreichen will"; und noch der letzte Blick, den der Bettler dem Erzähler zuwirft, scheint besagen zu wollen: „Es ist nur ein Übergang!" Natürlich meint er jedesmal einen „Übergang" zu einem besseren Zustande, zu einer höheren Stellung; tatsächlich sinkt er immer tiefer von Stufe zu Stufe. — 2. Wie benahm sich der „Held" jedesmal bei dem Zusammentreffen mit seinem Schulkameraden? „Er war zuerst etwas verlegen über unser Wiedersehen, erholte sich aber bald und sagte" — ohne angeredet zu sein. „Haha! — lachte er mir entgegen —, ich muß mich recht spaßhaft ausnehmen als Kellner." „Er sah übel aus, versuchte aber ein heiteres Gesicht zu machen, als er mich anredete." Ihm ging das Gefühl für das Beschämende seiner Lage ab; unaufgefordert sprach er sich dem Schulkameraden gegenüber aus, gleichgültig dagegen, daß auch völlig Fremde alles zu hören bekamen. Nur beim letzten Zusammentreffen schämte er sich doch seines Zustandes und entfernte sich, ohne den Erzähler anzusprechen. — 3. Worin blieb er sich bei all den Begegnungen gleich? In seiner Eitelkeit, im Plänemachen und im Schwatzen. — 4. Woran ging er zugrunde? Er hatte weder in der Jugend noch in der Not des Lebens später gelernt, angestrengt und mit dem Blicke auf ein Ziel zu arbeiten und seine Pflicht zu tun; bei keiner Arbeit hielt er es länger aus. Außerdem fehlte es ihm an Selbsterkenntnis und Wirklichkeitssinn; daher vermag ihm seine Eitelkeit immer wieder, trotz aller Mißerfolge, neue Möglichkeiten des Aufstiegs vorzuspiegeln. So endet er schließlich als einer „von der Menschenart, die nichts ist, nichts hat und nichts mehr werden kann".

C. Zur Eigenart der Erzählung. Neben dem bitteren Ernste der Erzählung fehlt es nicht an Humor, der freilich auch einen ernsten Beigeschmack hat; er beruht auf dem Widerspruche zwischen dem, was der Held augenblicklich ist, und dem, was er sein will. Er, der seine einfachen Pflichten als Verkäufer nicht erfüllen kann und sich vor den Blicken seiner gestrengen Herrin fürchtet, will Leiter eines großen Unternehmens werden; zum Kellner ist er unfähig, aber er will Häuserbau treiben — man denkt dabei unwillkürlich an Luftschlösser; als Dienstmann verdient er sich kümmerlich ein Stückchen Brot, aber er will Börsengeschäfte machen. Dr. P.

73. Kannitverstan.

Joh. Peter Hebel, Sämtl. poetische Werke. Leipzig, Hesse. Bd. 3, S. 142.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen usw.

I. **Gedankengang und Erläuterungen.** 1. Einleitung. Emmendingen und Gundelfingen sind badische Orte nördlich von Freiburg im Breisgau, Tuttlingen, die Heimat des Handwerksburschen, eine württembergische Stadt an der oberen Donau.

2. Das große Haus Kannitverstans. Kamin (aus dem Lat. entlehnt) kann — wie Esse — den Schlot oder die Feuerstätte bedeuten; hier

steht es in der ersteren Bedeutung. — Das Zeitwort sich entbrechen (ursprünglich = sich lösen, befreien) hat sich nur noch in dem Ausdrucke erhalten: „ich kann mich nicht entbrechen" = „ich kann mich nicht enthalten". schnauzig (zu schnauzen = laut anfahren) = barsch, grob. — schnurrte vorüber = ging eilend mit Geräusch vorüber.

3. Das reiche Schiff Kannitverstans. Het Ey, d. i. Ypsilon; der Hafen Amsterdams hat den Buchstabennamen von seiner Form erhalten. — durchfechten = die vielen neuen Eindrücke drangen wie feindliche Scharen auf ihn ein, um ihn zu überwältigen; seine beiden Augen mußten tapfer kämpfen, um ihrer Herr zu werden. — salveni: der Erzähler schaltet hier — mit einem schalkhaften Blicke nach den Hausfrauen unter seinen Zuhörern — ein, daß die vielen Mäuse im Schiffe wohl auch die Waren während der Fahrt verunreinigt haben könnten; doch entschuldigt er sich wegen dieses unappetitlichen Gedankens mit salveni (abgekürzt aus dem lat. salva venia) mit Erlaubnis. — schwemmen = schwimmen machen. — Der Scherbe oder Scherben, auch von unzerbrochenem Geschirr gesagt, steht besonders für „Blumentopf".

4. Das enge Grab Kannitverstans. Exküse, franz. excuse = Entschuldigung.

5. Die Wahrheit aus dem Irrtum. Der Irrtum des Handwerksburschen bestand darin, daß er das Wort Kannitverstan für einen Namen und den Besitzer des großen Hauses, den Eigentümer des reichen Schiffes und den Toten auf dem Leichenwagen für eine und dieselbe Person hielt. Dieser Irrtum predigte ihm recht eindringlich folgende Wahrheiten: Nichts auf der Erde hat Bestand, alles ist vergänglich! Reichtum macht nicht glücklich; wie bald müssen seine Besitzer von hinnen! Blicke nicht über, sondern unter dich; vergleiche dich nicht mit dem vermeintlich Glücklichen, sondern mit denen, die unglücklicher als du sind! Wohl dem, der gesund, zufrieden und auf seinen Tod gerüstet ist!

II. **Aufgaben.** 1. Beschreibe das große Haus in Amsterdam! — 2. Schildere das Leben und Treiben im Hafen! — 3. Beschreibe den Leichenzug! — 4. Weise nach, daß der Wanderbursche arm, wanderlustig, wißbegierig, sprachunkundig, betrübt, neidisch, teilnehmend und mitleidig, höflich, aufmerksam und empfänglich, getröstet und zufrieden war! — 5. Suche und erläutere Bilder und Vergleiche sowie heitere Wendungen in den Erzählungen! (Die gebratenen Tauben fliegen in der Luft herum, d. h. eine köstliche Speise erhalte ich mühelos. — Wogende Schiffe: das Meer ist in beständiger Bewegung, wiegt und schaukelt auf seinen Wogen unablässig die Schiffe hin und her. — Die Größe der Fenster ist treffend durch den Vergleich mit der Tür an der väterlichen Hütte bezeichnet. — Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge kann jeder anstellen, wenn er will, d. h. offene Augen, klare Gedanken und den guten Willen dazu hat usw.) — 6. Suche verwandte Stoffe und gib die Verwandtschaft an! (Gleichnis vom armen Manne und reichen Lazarus, vom reichen Kornbauer Luk. 12, 16 ff. „Der geheilte Patient" von Hebel.)

Fr. P.

74. Der geheilte Patient.

Joh. Peter Hebel, Sämtl. poetische Werke. Leipzig, Hesse. Bd. 3, S. 198.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehn, von denen — Gott Lob! — der arme Mann nichts weiß usw.

1. Gedankengang und Erläuterungen. 1. Einleitung: Die Not der Reichen Patient = Leidender oder Kranker. — Gelbe Vögel = Goldstücke.

2. Das Leiden des reichen Mannes und seine vergeblichen Heilversuche. Maulaffen feil halten = das Maul aufsperren, mit offenem Munde gaffen. — Der oder das Malter ist ein Getreidemaß, ursprünglich soviel auf einmal gemahlen werden kann, der Maltersack ein Sack, der einen Malter, etwa 200 Pfund, faßt. — Mixtur (lat.) = (flüssige) Mischung. — Das Doktern = den Doktor oder Arzt gebrauchen. — Fouder, franz. le foudre = der Blitz, Donner, hier als Fluch gebraucht.

Wie zog sich der reiche Mann seine Krankheit zu? Warum konnten ihm die Ärzte nicht helfen?

3. Die Verhandlungen mit dem fremden Wunderarzte. Umstand = das besondere Verhältnis, worin jemand sich befindet, hier der Krankheitszustand. — Lindwurm = ein schlangenartiges Ungeheuer (ahd. lint und wurm bedeuten beide „Schlange"). Auf Schuhmachers Rappen — in den vom Schuhmacher hergestellten schwarzen Stiefeln, also zu Fuß. — Der Schneider nimmt Maß zum Anzuge, der Schreiner zum Sarge.

Was forderte der fremde Arzt von dem Kranken? Er sollte zu Fuß zu ihm kommen und auf der Reise äußerst mäßig leben. Was veranlaßte den Kranken, der Aufforderung des Arztes zu folgen? Der Ruf, den der Arzt hatte, die energische Sprache seines Briefes, das seltsame Bild, unter dem er die Krankheit beschrieb, seine Unbekümmertheit, ob der reiche Mann dem Rate folgte oder nicht („Tut, was Ihr wollt!").

4. Die Heilung des Reichen und sein Dank. Vorreiter: die Vorreiter reisten früher vor fürstlichen oder vornehmen Personen her, um frische Postpferde zu bestellen, mußten also schneller reiten, als der Wagen fuhr. Der Reiche bewegte sich anfangs so langsam vorwärts, daß die Schnecke, das langsamste aller Tiere, hätte sein Vorreiter sein, also schneller als er hätte reisen können. Die Kornrosen im Felde = die Kornraden oder, wie hier wohl, die Klatschrosen. — Herzwasser = der Speichel, der beim Aufstoßen läuft. — Der Drache ist abgestanden = tot. — Damit die Eier nicht ausschlüpfen: damit nicht aus den Eiern junge Drachen wie die Küchlein aus den Hühnereiern schlüpfen. — „Ihr seid ein feiner Kauz", d. h. ein kluger, aber auch drolliger und sonderbarer Mann; der Ausdruck „drolliger Kauz" stammt von dem Kauz, der kleinsten Eule, die im Tageslichte allerlei drollige Gebärden macht. — Die Dublone ist eine goldene Doppelkrone im Werte von 20 Mark.

Wie ist der Kranke auf seiner Fußwanderung gesund geworden? Welche

Ratschläge gibt ihm der Doktor für die Zukunft? Wie erwies sich der Geheilte dankbar?

II. **Aufgaben.** Welche Vorzüge haben arme Leute vor den Reichen? — Wo stecken die Krankheitsursachen? — Wodurch erhält das Leben seine Würze, und wodurch wird es langweilig, reizlos und lästig? — Wann helfen Arzneimittel nichts? — Vergleiche einen gesunden und glücklichen Reisenden mit einem mürrischen und unglücklichen! — Suche die humoristischen Vergleiche und spaßhaften Übertreibungen in der Geschichte auf, und weise nach, worin das Treffende und worin das Erheiternde liegt! (Die Goldstücke heißen gelbe Vögel, weil sie gelb aussehen und wie Vögel zu- und abfliegen. „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar?" Der Atem des fetten Mannes geht so schwer und geräuschvoll, daß ihn die Nachbarn — in scherzhafter Übertreibung — mit dem Winde verwechseln können. Die Krankheitsstoffe stecken in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wenn man übermäßig ißt und trinkt und sich faul auf weichen Sesseln und in seinen Betten dehnt und streckt usw.) — Suche verwandte Gedichte und Sprüche! (Goethes „Schatzgräber": „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste." „Was frag' ich viel nach Geld und Gut." „Johann, der muntre Seifensieder." „Arbeit, Mäßigkeit und Ruh' schließt dem Arzt die Türe zu" usw.) Fr. P.

75. Anton Wohlfarts Eintritt ins Handelshaus.

Gustav Freytag, Soll und Haben.

Anton trat mit klopfendem Herzen in den Hausflur und lockerte den Brief seines Vaters in der Brusttasche usw.

Zur Einführung in die Erzählung: Anton Wohlfart ist das einzige Kind eines königlich preußischen Kalkulators in einer kleinen schlesischen Stadt jenseit der Oder. Der Vater hat einst dem großen Handelshause T. O. Schröter in Breslau einen Dienst erwiesen, indem er ihm einen in den Akten verlegten Schuldschein zurückgab. Seinen Dank bewies der Handelsherr damit, daß er alljährlich zu Weihnachten der Familie Wohlfart einen Hut Zucker und ein großes Paket Kaffee schickte. Durch diese Beziehungen gewann der Vater Interesse für den Kaufmannsberuf und durch den Vater der heranwachsende Sohn. Der Vater erhielt schließlich noch von dem Großkaufmann die Zusage, daß er den Sohn in sein Kontor aufnehmen werde, starb aber, als Anton am Gymnasium seiner Vaterstadt gerade die Abiturientenprüfung abgelegt hatte. Mit einem Briefe, den sein Vater noch kurz vor seinem Tode an den Handelsherrn geschrieben hatte, machte sich Anton auf den Weg nach Breslau.

I. **Gedankengang und Erläuterungen.** 1. Anton Wohlfarts zaghaftes Auftreten auf dem Schauplatze. Leiterbäume: Leiter, verwandt mit lehnen, bezeichnet das, was angelehnt wird; hier sind die starken Bäume gemeint, die an die Frachtwagen angelehnt und auf denen die Ballen, Tonnen und Kisten auf- oder abgerollt werden. Enakssöhne:

die Enakiter, Kinder oder Söhne Enaks, wurden von den Kundschaftern, die Moses ins Gelobte Land geschickt hatte, als furchtbare Riesen geschildert — 5. Mos 2, 20 f.; 9, 2. — Hieroglyphen heißen die heiligen Schriftzeichen der alten Ägypter, deren Bedeutung jahrhundertelang unbekannt war, und die erst um die Wende des 18. Jahrhunderts entziffert wurden; im allgemeinen bezeichnet das Wort Schriftzeichen, die nur dem Eingeweihten verständlich sind. — Prinzipal (lat. principalis = der erste, vornehmste) = Herr, Leiter des Geschäfts; ebenso später Chef (franz.). Kontor, franz. comptoir = Geschäftszimmer, wo Gelder und Papiere aufbewahrt werden.

Wie erklärt sich Antons Befangenheit? Tod des Vaters, völliges Alleinstehen in der Welt, Sorge um die Zukunft, unruhiges, fremdartiges Arbeitstreiben um ihn her. Welche beiden Arbeitsgebiete lernt Anton gleich bei seinem ersten Gange durch das Haus kennen? Den weiten Flur und das Kontor. Wie unterscheiden sich beide?

2. Antons Aufnahme in das Kontor. überziehärmel = lose Ärmel, die zum Schutze der Rockärmel beim Schreiben übergezogen werden. — im Tempo = gleichzeitig. — Federbart = der Bart an den Schwungfedern, die vor dem Aufkommen der Stahlfeder zum Schreiben zugeschnitten wurden.

Als was für eine Persönlichkeit stellt sich der Herr Schröter bei diesem ersten Zusammentreffen dar? Welche Bedeutung hatte die Aufnahme ins Kontor für Anton?

3. Antons Gang zu seinem künftigen Wohnzimmer. Korinthen = kleine, kernlose Rosinen, d. h. getrocknete Weinbeeren, deren Ausfuhrhafen Korinth ist, und die davon ihren Namen haben.

Vergleiche Antons zweiten Gang durch das Geschäft mit seinem ersten! Wie erklärt sich die jetzige Sicherheit seines Auftretens? Was ergibt sich aus seinem Verhalten gegenüber den Menschen und Waren? Er hat den Wunsch, zu den Menschen und Dingen seiner neuen Umgebung in ein inneres Verhältnis zu treten.

4. Die Eigenart des alten Handelshauses: a) des Geschäfts, b) des Gebäudes, c) der Haushaltung. Binnengeschäft = Handelshaus im Inneren des Landes im Gegensatze zu einem solchen in einer Seestadt. Timbuktu = eine große Stadt am Niger, Mittelpunkt des Handels im nordwestlichen Afrika. — Kaffernkral = Hüttendorf von Kaffern im südlichen Afrika. — Handlung (zu handeln im Sinne von „Handel treiben") = Kaufmanns- oder Handelsgeschäft, besonders in der Sprache des 17. und 18. Jahrhunderts, in Zusammensetzungen wie Buch-, Tuch-, Lederhandlung usw. noch heute gebräuchlich. — Remise (franz.) = Schuppen. — Magazin (aus dem Arabischen) = Vorratshaus. — Agent (franz.) = Geschäftsführer. — Börsenmakler, von „makeln", einer Verkleinerungsform zu „maken" = machen, aus dem Niederländischen; Makler = Zwischenhändler. — Materialhändler = Lebensmittelhändler. — Kaftan = schlafrockähnliches orientalisches Gewand.

Worin bestand die Eigenart des Geschäftes? 1. Es ist Stapelplatz für

Waren aller Art im Binnenlande, nicht Spezialitätenhaus; 2. Sitz an der Grenze von Deutschland nach Osten und Südosten (slawische Länder mit ihrem starken jüdischen Einschlage); dieser Handel ist durch den späteren Abschluß Rußlands gegen das Ausland vernichtet worden. Worin zeigte sich die Bedeutung des Geschäftes? In der Menge und Mannigfaltigkeit der aufgestapelten Waren, die ein- und ausliefen, und in der Menge und Verschiedenartigkeit der Menschen, die täglich in dem Geschäfte verkehrten. Wie wurden die unverheirateten Herren des Kontors vom Chef behandelt? Sie wohnten in seinem Hause und aßen an seinem Tische, wurden also als Glieder der Familie im weiteren Sinne angesehen.

5. Antons Einführung in die Geheimnisse der Warenkunde. Kongo = Stromgebiet des Kongo in Afrika. — Des virginischen Pflanzers, der in Virginia, einem der östlichen Staaten unter den Vereinigten Staaten von Nordamerika, eine Pflanzung oder Plantage hat. — Sand, den die Wellen des Mexikanischen Meerbusens angeworfen hatten: das Farbholz stammte aus Mittelamerika. — Zebra- oder Palmenholz zur Herstellung von Stöcken und Knöpfen; Jakaranda- oder Palisanderholz, eines der edelsten Kunsthölzer, hart, schwer und sehr schwer spaltbar. — Das bräunliche Mark der Palme: gemeint ist die Sagopalme. Das süße Rohr der Plantagen = das Zuckerrohr; Plantage (franz.) = Pflanzung. — Mit oranger (adjektivisch gebraucht) Masse = mit orangefarbiger Masse. — Stockfisch = gedörrter Kabeljau von der norwegischen Küste. — Die Barte ist der Zahn des Walfisches, das sogenannte Fischbein.

Welche Bedeutung hat der letzte Teil dieses Abschnittes? Er stellt ein Stück Poesie des Kaufmannsberufs dar; neben dem Verstande, der sich hier im Rechnen und in der Aufnahme von Kenntnissen übt, wünscht sich auch die Phantasie zu betätigen.

II. **Zur Charakteristik der Erzählung.** Welche Absicht verfolgt der Verfasser in dieser Erzählung? Er will: 1. die weltumfassende Bedeutung des Großkaufmanns, 2. die rastlose, vielseitige Arbeit in einem Kaufmannshause darstellen. — Welche Mittel der Darstellung verwendet der Verfasser? Die Befangenheit Antons gegenüber den neuen, fremdartigen Verhältnissen schildert er mit einiger Übertreibung (Stelle die Ausdrücke zusammen!), um sie recht deutlich hervorzuheben; um so wirkungsvoller ist dann der Gegensatz, in dem hierzu seine mutige Vertraulichkeit beim zweiten Gange durch den Hausflur steht. Scherzhafte Übertreibung ist es, wenn er den Federbart sich vor Aufregung über die Schnelligkeit des Schreibens sträuben läßt. Behaglich scherzhaft wirkt der Vergleich von dem Fasse, „welches wohlhäbig in einer Ecke stand wie ein dicker Wächter in seinem hellen Sommerrock". Der letzte Abschnitt bringt nicht eine dürre Aufzählung von Waren, sondern führt uns zum Teil in ihre Heimat oder läßt sie uns in irgendeiner charakteristischen Beziehung entgegentreten. Auffällig ist die große Zahl von Fremdwörtern; sie erklärt sich größtenteils aus der Eigenart des Handels, der international ist und in Deutschland – ohne Not – Ausdrücke aus allerlei Sprachen aufgenommen hat. Dr. P.

76. Altdeutsche Kampfspiele.

Gustav Freytag, Die Ahnen. Ingo. Leipzig. 1917. S. 29 ff.

Die Häupter des Volkes nahmen gewichtig Platz auf den Sesseln der Bühne und begannen ernstes Männergespräch, während der Schenk und die Diener in langer Reihe einzogen usw.

Vorbemerkungen: 1. Zur Einführung in die Erzählung. Ingo ist der Sohn Ingberts, des Königs der Vandalen, die im Odergebiete wohnten. Ein Oheim raubt ihm nach dem Tode des Vaters Krone und Reich; die Treue einer kleinen Schar rettet ihm das Leben. Mit diesen seinen Mannen muß er nun in der Fremde leben, zuletzt bei den Herzögen der Alemannen. Zusammen mit diesen kämpft er in einer großen Schlacht bei Straßburg (357) gegen den römischen Cäsar Julianus, in dessen Heere Germanen, unter ihnen auch Thüringer, Söldnerdienste leisten. Nach der Niederlage flieht er, um der Rache der Römer zu entgehen, ostwärts und findet, zunächst allein, Aufnahme an dem Hofe Answalds, eines Fürsten der Thüringer am Ostabhange des Thüringer Waldes. Dessen Vater Irmfried hatte einstmals mit König Ingbert Blutsbrüderschaft geschlossen. Mit Rücksicht auf die Unsicherheit der politischen Lage halten es der Fürst und seine Gemahlin Gundrun für zweckmäßig, daß über Ingos Herkunft vorläufig Stillschweigen beobachtet wird, und daß Ingo seinen Platz unter den Dienern des Fürsten einnimmt.

2. Erklärung der in der Erzählung vorkommenden Eigennamen.

Ingo, Abkürzung von Ingwio; nach Ingwio, einem der drei Söhne des germanischen Stammvaters Mannus (d. i. Mann oder Mensch), führt einer der drei germanischen Hauptstämme den Namen Ingwäonen. — Ingbert = glänzend wie Ingo. — Irmfried (ahd. irmin stark) = starker Schützer. Answald (ahd. ans Gott) oder Oswald = der wie ein Gott waltet. Gundrun oder Gudrun (ahd. gund Kampf, runen raunen, heimlich reden, zaubern) = Kampfzauberin. Irmgard (aus Irmingard) starke Schützerin. Theodulf (ahd. diot Volk) = Volkswolf; er ist ein Verwandter der Fürstin Gundrun. Isanbart = Eisenbart. Der Thüring oder Düring ist ein „Nachkomme der Duren".

I. **Gedankengang und Erläuterungen.** 1. Das Mahl der Alten, die Wettkämpfe der Knaben und Jünglinge.

Die Bewirtung der „Häupter des Volkes" fand in der großen Halle statt, die in der Mitte des Hauses stand, und deren Dachbalken von zwei Reihen hoher Holzsäulen getragen wurden; auf drei Seiten der Halle liefen zwischen den Wänden und den Säulen erhöhte Bühnen. — klafterweit: die Klafter ist ein Längenmaß gleich dem „Abstand der Enden beider ausgestreckten Arme eines Menschen".

2. Ingos Meisterschaft in der Handhabung der Wurfkeule.

Die von Ingo benutzte Holzkeule ist eine dem Bumerang der Australier ähnliche Waffe, der etwa 60—65 cm lang und 6 cm breit ist und in der

Mitte ein Knie hat. Der eine Schenkel ist länger, schwächer und leichter, der andere kürzer, aber entsprechend breiter und stärker; beide Schenkel müssen sich das Gleichgewicht halten. Verfehlt der Bumerang sein Ziel, so wendet er sich und kehrt in die Hand des Werfenden zurück; trifft er sein Ziel, so fällt er zur Erde und bleibt liegen.

Walstatt (ahd. wal Kampf) = Kampfstätte, Schlachtfeld. Gaukelspiel des fahrenden Mannes: gaukeln = Possen treiben, Gaukelspiel also = Possenspiel; fahren bedeutet ursprünglich so viel wie „sich fortbewegen", diese Bedeutung hat sich erhalten in erstarrten Formeln wie fahrende Leute = umherziehende Leute, fahrende Habe usw.

3. Ingos und Theodulfs Wettkampf im Springen.

Die Pferde der alten Germanen waren nicht so hoch gebaut wie unsere heutigen Pferde.

4. Ingos Königssprung.

Was will die Fürstin mit dem Hinweis auf den Auerhahn sagen? In der Balzzeit macht den Auerhahn die Leidenschaft taub und blind, so daß er das Heranschleichen des Jägers und die ihm drohende Lebensgefahr nicht merkt; ebenso läßt sich Ingo von seiner Kampfleidenschaft und seinem Ehrgeize verblenden, so daß er die ihm aus seinem Hervortreten erwachsenden Gefahren nicht beachtet. — Welche Bedeutung hat der „Königssprung"? Die alten Germanen wählten sich ihre Heerführer nach ihrer körperlichen Tüchtigkeit; wer nun so große Gewandtheit und Kraft besitzt, daß er über sechs hintereinander gereihte Pferde springen kann, hat Anspruch darauf, zum Heerkönig gewählt zu werden.

II. **Aufgaben.** 1. Welche Spiele wurden von den Knaben und Jünglingen getrieben, und welche Bedeutung hatten sie für die alten Germanen? Wettlaufen, Springen übers Pferd, Bogenschießen, Speer-(Ger-)werfen, Steinstoßen. Welche von diesen Spielen werden noch heute geübt, und welche Bedeutung haben sie für unsere Zeit? — 2. Welche Rolle fiel den Zuschauern bei den Wettkämpfen zu? — 3. Suche ähnliche Szenen in der Literatur! (Siegfried am Burgundenhofe in Worms bei den Kampfspielen — 3. Abenteuer des Nibelungenliedes; Odysseus weilt unerkannt bei den Phäaken und wird aufgefordert, an den Kampfspielen teilzunehmen — 8. Gesang der Odyssee.)

Welche sprachlichen Mittel hat der Verfasser angewendet? Ältere Ausdrücke wie Ostland, Ostmarken, Walhalla; eigenartige Wortfügungen: nahmen gewichtig Platz, behagliche Zukost, behende Kraft, mit kurzem Umschwung, schwangen sich hinüber, hob sich gewaltig in die Luft und vollbrachte den Schwung; die Gleichnisrede vom balzenden Auerhahn.

Dr. P.

77. Winfrieds Tod.

Gustav Freytag, Die Ahnen. Ingraban.

Im Hofe des Erzbischofs zu Mainz drängte sich an einem sonnigen Maimorgen das Volk der Stadt und der Landschaft usw.

I. **Gedankengang und Erläuterungen.** 1. Winfrieds Abschied von Mainz. Winfried (ahd. wini Freund) = Freund des Friedens; sein lateinischer Name Bonifatius bedeutet „Mann eines guten Geschicks" oder „der Gutes redet". Die Fahrt zu den Friesen erfolgte im Jahre 755. — Ingram (aus Ingraban = Rabe des Ingo) war ein thüringischer Edeling, der einst, als er noch im Heidentume stand, dem Bonifatius auf einer Reise vom Maine zum Thüringer Walde als Führer gedient hatte und später von ihm für das Christentum gewonnen worden war. Seine Gattin Walburga oder Walburg (aus Waldburga, von walten = gewaltige Schützerin) stammte von fränkischen christlichen Eltern, die nach der Besiegung der Thüringer durch die Franken ins Thüringer Land gekommen waren. — Einsiedler = der allein, einsam siedelt, sich niedergelassen hat. Zelle (lat. cella, davon auch unser Keller) ist zunächst die einzelne Klosterzelle, dann auch die Behausung des Einsiedlers, hier unter den Bäumen des Waldes. — Truhe = Lade. — Reliquien (lat.) = Überreste von Heiligen. — Angelland = das heutige England; Winfried war geborener Angelsachse. — unter Schilde gehen = unter dem zum Schutze vorgehaltenen Schilde gehen, also kämpfen, streiten.

Warum haben sich so viele Menschen, geistliche Brüder und Laien, Männer und Frauen, im Hofe vor dem erzbischöflichen Palaste zu Mainz und drinnen im Saale des Palastes versammelt? Sie wollten sich von ihrem greisen Erzbischofe Winfried verabschieden, der noch einmal als Missionar hinausziehen wollte, und zwar zu dem Volke, dem seine erste Missionartätigkeit gegolten hatte, zu den Friesen. In welcher Stimmung befanden sich die Versammelten? In vielen Augen standen Tränen wie bei dem letzten Heimgange eines Fürsten. Für sie alle war er ein Fürst auf dem Gebiete religiösen Lebens, den sie liebten und verehrten. Nicht bloß die Trauer des Abschiednehmens lag über der Versammlung; wie Todesahnung ging es durch die Herzen, als wenn Winfried von dieser Missionsreise nicht wieder lebend heimkehren würde, kannten sie doch die Friesen als ein zäh am Glauben ihrer Vorfahren festhaltendes Volk. In welcher Stimmung verabschiedete sich Winfried? Er freute sich auf die Missionsarbeit und hatte sein und seiner Gefährten Geschick in Gottes Hände gelegt.

2. Winfrieds Fahrt zu den Friesen. Utrecht, im heutigen Holland, liegt an dem nördlichsten Arme des Rheins; von Mainz an bis dahin fuhr das Schiff Winfrieds auf dem Rheine. Das Flüßchen Borne findet sich in dem zum heutigen Holland gehörigen Teile des Friesenlandes (Provinz Friesland). — den Graben schütten = den Graben ausschaufeln und die Erde bei der Anlage des Walls aufhäufen. — verstören = in Unruhe, Unordnung bringen; das Wort wurde früher viel mehr gebraucht. —

Schildburg = „in alter Sprache zur Bezeichnung der Schild an Schild zur Abwehr oder zum Angriff geschlossenen Krieger".

3. Ingrams Nachtwache. Lob seiner Streitgesellen: Ingram hatte in seinem Leben viel fechten müssen, besonders mit den Sorben, die in das Thüringer Land sengend und brennend, mordend und raubend einfielen; wegen seiner Tapferkeit, Klugheit und Treue hatte er viel Lob und Ruhm von seinen Kampfgefährten geerntet. — Das Gebet, das ihn sein Weib Walburg gelehrt hatte = das Vaterunser.

4. Der Märtyrertod Winfrieds und seines Gefolges. Speereisen = die eiserne Spitze des Speers. — Das Wort des Herrn = das Bibelbuch, Winfrieds Waffe. — Schildgenossen, wie Schildgefährten, Schildgesellen = Kriegs-, Kampfgefährten. — Tut ab Krieg und Kampf = Tut sie weg, laßt von ihnen ab! — Die Gebeine Winfrieds wurden in Fulda beigesetzt, dort ist noch heute sein Grab.

Was liegt darin, daß Ingram sein Schwert den Feinden entgegenwirft? Nur widerwillig verzichtet er auf das Recht des freien Mannes, sein und seines Herrn Leben mit der blanken Waffe zu verteidigen.

II. **Aufgaben.** 1. Der christliche Glaube in altdeutscher Vorstellungsweise. (Gott ist der Himmelsherr oder Himmelskönig; in der großen Halle der Himmelsburg — vgl. die Walhalla — sitzt er auf seinem Throne. Die gläubigen Christen sind seine Getreuen, seine Krieger, die hier auf Erden für ihren König kämpfen müssen; Winfried ist einer der Häuptlinge des Christengottes auf der Erde, seine Priester und sonstigen Getreuen bilden sein Gefolge. Wer seinem Himmelskönig bis zum Tode getreu ist, den erwartet als Lohn der Hochsitz in der Himmelshalle, der Ehrenplatz beim König.)

2. Suche Verwandtes in der Literatur! (Hagens und Volkers Nachtwache in der Hunnenburg. Geibel, Volkers Nachtgesang Str. 9.) Dr. P.

78. König Friedrich Wilhelms III. Aufruf „An mein Volk".

Theod. Gottlieb von Hippel.

So wenig für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt usw.

I. **Vorbereitung.** Als bekannt vorauszusetzen sind die Tatsachen, die das geschichtliche und psychologische Verständnis des Aufrufs vorbereiten: Preußens Demütigungen im Kriege 1806/07 und im Frieden zu Tilsit; französische Besatzungen im Lande; das erzwungene Bündnis mit Napoleon gegen Rußland; das wunderbare Gottesgericht über Napoleons Heer in Rußland; General von Yorks Konvention in Tauroggen (30. Dez. 1812); die Einberufung der Landwehr in der Provinz Preußen durch Beschluß des Generallandtags vom 7. Februar 1813 ohne Ermächtigung des Königs; endlich die langersehnte Abreise des Königs aus Berlin und damit aus der Nähe des Feindes nach Breslau. Am 20. März las man in der „Schlesischen Privilegierten Zeitung" den kurzen, inhaltschweren Satz: „Seine Majestät der König haben mit Seiner Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Of- und Defensivbündnis abgeschlossen." So hatte sich der König für den Krieg ent-

schieden, in dem es sich um Sein und Nichtsein Preußens handelte. Dazu bedurfte er aber der Kraft und hingebenden Begeisterung des ganzen Volkes. Sie zu wecken und sie zu gewinnen, dazu war die Friedenszeit vom Könige eifrig benutzt worden. „In einem Volke, das ein erbarmungsloser Sieger mitten im Frieden mit der brutalen Willkür des Kriegsrechts behandelte, schuf der Staat eine neue Rechtsordnung für den Bauer, der ein freier Mensch und ein freier Eigentümer ward, für den Bürger, dem sie Gewerbefreiheit und städtische Selbstverwaltung spendete, und für den Adel, den sie befreite von gehässigen Vorrechten und beschenkte mit der Wohltat gleicher Pflicht“ (Oncken, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege, II 575). Damit erst hatte der König einen preußischen Staat als einheitlichen Körper geschaffen, „und in diesem neuen Rechts- und Staatsgebilde hatte zuerst ein preußisches Volk als Persönlichkeit sich selbst entdeckt“. An dieses sein Volk durfte der König in der Stunde der Entscheidung sich mit vollem Vertrauen wenden; er tat es in dem berühmten Aufruf „An mein Volk“, der vom 17. März datiert war und am 20. März zugleich mit jener Nachricht vom russischen Bündnis im Druck erschien.

II. **Gedankengang und Erläuterungen.** A Ursachen des Krieges: 1. Preußens Unglück: a) Preußens Niederlage im Kriege 1806/07, b) die Aussaugung des Landes durch den Feind im Frieden (Besetzung der Festungen, Lähmung des Ackerbaus und des Kunstfleißes in den Städten, Hemmung des Handels); 2. Napoleons Treulosigkeit.

Erläuterungen zu A 1, b: Die Hauptfestungen waren in den Händen des Feindes, und zwar: in Preußen Danzig, Pillau und Thorn; an der Oder Stettin, Küstrin und Glogau; in der Mark Spandau, „die Zitadelle von Berlin“. Die Besatzung der Oderfestungen z. B. betrug 23000 Mann, deren Verpflegung dem Lande monatlich 250000 Taler kostete (Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege). Ackerbau: Durch den Krieg und die fortwährenden Durchzüge der Franzosen hatte das Land, besonders die Provinz Preußen, schwer gelitten; ein großer Teil der Landwirte ging zugrunde oder verließ Haus und Hof: 1809 fand man im Ermelande Ortschaften, in denen noch kein Gebäude wieder aufgeführt und die Feldmark seit drei Jahren unbestellt war. – Handel: Die „Kontinentalsperre“ mußte der König auch auf Preußen ausdehnen. Die englischen Waren wurden mit Beschlag belegt, nach einer Verordnung vom 19. Oktober 1810 sogar verbrannt, und vergebens beriefen sich die Kaufleute auf ihr Eigentumsrecht.

Zu A, 2: Vertragswidrig behielt Napoleon auch nach Abzahlung der Kriegskosten preußische Festungen; vertragswidrig vermehrte er die Zahl der Besatzungstruppen bedeutend. Er bereute, daß er des Königs Macht nicht noch mehr vermindert, und soll mehr als einmal ausgerufen haben: „Ist es möglich, daß ich diesem Manne noch so viel Land gelassen habe!“ Darum mußte man von seiner Seite das Schlimmste gewärtigen, und tatsächlich war 1811 alles bereit, mitten im Frieden Preußen von vier Seiten her zu überfallen und zu erwürgen, wenn es nicht alle seine Waffenrüstungen

einstellte. Das ganze Land überzog Napoleon mit einem Netze heimlicher Späher, da er dem Könige mißtraute, der dem Rheinbunde nicht beigetreten war.

B. Aufruf zum Kriege. 1. Was mahnt uns zum Kriege? a) Die Heldengestalten aus der preußischen Geschichte und die unter ihnen erkämpften Güter und Lebenswerte. (Der König wendet sich an die einzelnen Stämme seines Reichs, um den Aufruf noch eindringlicher zu gestalten.) b) Das Beispiel fremder Völker, die für ihre Freiheit gekämpft haben — Russen 1812; Spanier und Portugiesen 1808; Schweizer 1315 Schlacht bei Morgarten, 1386 Sempach, 1476 Granson, Murten; Niederländer 1572—1648. — 2. Was fordert der Krieg von uns? (Deutsche Soldaten mußten an Napoleons Kriegen gegen Spanien und Rußland teilnehmen.) — 3. Welche Hilfe haben wir in dem Kriege? Gotteshilfe, Selbsthilfe, Bundeshilfe! Aus dieser Reihenfolge spricht echt männliche Gesinnung: in erster Linie muß Gott helfen; dazu nimmt man die eigene Kraft; erst in letzter Reihe steht die Hilfe anderer Menschen. — 4. Welches ist der Siegespreis des Krieges? Existenz, Unabhängigkeit, Wohlstand des Vaterlandes — in aufsteigender Reihe! Bis jetzt hatte Preußen wohl eine Existenz, aber keine Unabhängigkeit und erst recht keinen Wohlstand; dazu war die Existenz schon im Frieden durch Napoleon bedroht und wurde durch den Krieg ganz in Frage gestellt. — 5. Ausblick auf Sieg und glorreichen Frieden im Vertrauen auf Gott und den eigenen festen Willen.

III. **Charakteristik des Aufrufs.** Ein absoluter König wendet sich an das Volk, nicht an einen einzelnen bevorzugten Stand, und fordert es zu einem Volkskriege auf. Er nennt es sein Volk; denn durch die Geschichte des Landes und des Herrscherhauses, durch gemeinsam getragene Leiden und gemeinsame Hoffnungen ist es aufs engste mit ihm verbunden. Er zeigt ihm das große Ziel, das für alle erstrebenswert ist, den Weg, den alle gehen müssen, und die Hilfsmittel, die für alle bereit sind.

Der Aufruf ist seinem Wortlaute nach verfaßt von dem Staatsrate Theod. Gottlieb von Hippel, entspricht aber so vollständig der Eigenart und den Empfindungen des Königs, daß man ihn als des Königs eigenes Wort betrachten kann. a) Der Inhalt ist wahr und schafft Wahrheit. Der Aufruf macht dem unwahren Scheinverhältnis zwischen Preußen und Napoleon ein Ende, setzt somit Wahrheit und Klarheit an die Stelle der Unwahrheit und Unklarheit. Er bringt nur Tatsachen, die jeder kannte, und spricht Empfindungen aus, die jedes Herz erfüllten. Er wendet sich endlich nicht an den Fanatismus einer leidenschaftlich erregbaren Menge, sondern an die Einsicht und das politische Verständnis, an die Königstreue und den Opfermut eines sonst ruhigen, jetzt aber in seinen heiligsten Gefühlen gekränkten und darum tief erregten Volkes. b) Die Sprache ist kurz und schlicht, aber herzlich; Phrasen und langwierige Erörterungen fehlen ganz.

Der König wendet sich in dem Aufruf naturgemäß nur an das preußische Volk. Dreimal aber spricht er von Deutschen: im Anfang, da er bezüglich der Ursachen des Krieges alle Deutschen zu Zeugen aufruft, und

am Schlusse, wo er sich an das Nationalgefühl und das Ehrgefühl der Preußen als Glieder Deutschlands wendet.

Die Wirkung des Aufrufs übertraf noch die Erwartungen, die man gehegt; das ganze Volk stand auf, der Sturm brach los.

IV. **Aufgaben.** Warum 1. muß, 2. darf, 3. kann der König den Krieg eröffnen? 1. Preußens doppeltes Unglück; 2. Napoleons Treulosigkeit, des Königs Gewissenhaftigkeit; 3. Gott ist mit der gerechten Sache: Begeisterung und Opferfreudigkeit des Volkes, treuer Bundesgenosse. — Welche Eigenschaften zeigt der König in dem Aufrufe? Welche Eigenschaften setzt er bei dem Volke voraus? — Vergleiche dieses politische Schriftstück mit seinem poetischen Gegenstücke, dem „Aufruf" von Theod. Körner (Nr. 19), nach Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten! Dr. P.

79. Hamburg.

Joh. Ziegler in: Aug. Sach, Die deutsche Heimat.

Nicht so leicht wird man eine Stadt finden, deren einzelne Teile ein so verschiedenes Aussehen haben, wie es in Hamburg der Fall ist usw.

I. **Gedankengang und Erläuterungen.** 1. Die Außenalster und ihre Umgebung. Die Alster ist ein Flüßchen, das nördlich von Hamburg auf dem holsteinischen Geestrücken entspringt und nach kurzem Laufe sich in die Elbe ergießt, kurz vor seiner Einmündung aber sich seeartig zu den beiden Alsterbecken erweitert (ähnlich wie die Warnow hinter Rostock oder die Oder hinter Stettin); die Mündungsarme der Alster heißen Fleete.

Welchen Charakter hat die Außenalster und ihre Umgebung? Hier ist das Wohnviertel des vornehmen Hamburg; auf der Alster tummeln sich die Hamburger, die Zeit, Geld und Lust zum Ruder- und Segelsport haben.

2. Die Binnenalster und ihre Umgebung. Jungfernstiege heißen die beiden Straßen, die an der Binnenalster entlang führen. — Orangen = Apfelsinen; Artischocken = Speisedistel, Ragout = Würzfleisch.

Welchen Charakter tragen die Straßen an der Außenalster? Vornehme Läden mit auserlesenen Leckereien.

3. Die Hamburger Fleete. Das Fleet, niederdeutsche Form zu „das Fließ", womit ein kleines fließendes Wasser im Gegensatze zu dem Flusse bezeichnet wird. — Die Schute ist ein breiter, platter Kahn.

Welche Bedeutung haben die Fleete für Hamburg? Wieso erhält die Stadt durch sie ein eigenartiges Gepräge gegenüber anderen norddeutschen Hafenstädten? Wie unterscheiden sich große und kleine Fleete? Wie unterscheiden sich die Fleet- und die Straßenseiten der Häuserreihen voneinander?

4. Die Hamburger Börse. Messe = Markt. — Makler = Zwischenhändler. Reeder = Schiffseigentümer und Schiffsausrüster, der sein Schiff auf eigene Rechnung fahren läßt oder es an andere vermietet.

Welche Bedeutung hat die Börse für Hamburg? Sie ist der Mittel- und Sammelpunkt für den Geld- und Warenverkehr, der durch sie geregelt wird;

ferner finden hier Versteigerungen statt. — Welches sind die Besucher der Börse? Kaufleute, Reeder, Makler, Kapitäne; die Zuschauer auf den Galerien.

5. Der Hafen Hamburgs. Rahe = Segelstange; Gaffel = Rahe mit gabelichtem Ende; Klüverbaum = Baum, der das vorderste dreieckige Segel trägt; Takelwerk (dazu takeln, an- und abtakeln) = Schiffsausrüstung, besonders mit Tauwerk; Wanten (Einz. das Want) = Tauwerk zur Stütze der Masten; die Pardune (holländisch) = langes, starkes Tau; löschen (entstellt aus niederdeutschem lossen) = ein Schiff ausladen; kalfatern = die Risse des Schiffskörpers ausbessern.

6. Ein Sonntagnachmittag und -abend in St. Pauli. Welches Aussehen hat die Vorstadt St. Pauli am Sonntag?

II. **Aufgaben.** Wie macht uns der Verfasser mit Hamburg bekannt? Er führt uns von außen her allmählich immer tiefer ins Innere der Stadt — von Norden, der Außenalster, her über die Binnenalster zu den großen und kleinen Fleeten, die neben den Straßen die wichtigsten Adern der Stadt bilden, weiter zu der Börse, dem Mittelpunkte des Geld- und Warenverkehrs, und endlich zu dem Hafen. — Was zeigen uns die einzelnen Abschnitte der Darstellung? Das grundverschiedene Aussehen der einzelnen Teile der Stadt (vgl. den einleitenden Satz des ganzen Stückes). — Wie sind diese Verschiedenheiten landschaftlich und wirtschaftlich bedingt? — Welche Abschnitte zeichnen sich besonders durch lebendige Schilderung aus?

Dr. P.

80. Auf der Alm.

Peter Rosegger.

Der Gebirgsbauer wird nach Rindern geschätzt. Je mehr Rinder, desto angesehener der Bauer usw.

I. **Gedankengang und Erläuterungen.** 1. Die Notwendigkeit der Almwirtschaft für den Gebirgsbauern. Alm = Bergweideplatz zu Alp oder Alb gehörig, aus der Einzahlform „die Alben" durch bequemere Aussprache entstanden). — Matte (wahrscheinlich zu mähen gehörig) = Wiese; Hochmatte = Wiese im Hochgebirge.

Warum muß der Gebirgsbauer Almwirtschaft treiben?

2. Der Auszug auf die Alm. Schelle (von dem Bewirkungszeitwort schellen = schallen machen) = Gerät zum Schellen, Glocke. — jodeln = den Ruf jo oder io ertönen lassen (in Tirol und Bayern); der Ruf io wurde auch an Ausrufe angehängt, so entstanden: mordio, diebio, feurio. Senne, Senn (ahd. senno) = Hirt; ebenso Senner, hierzu Sennerin; ferner Sennhütte. — Halter (von halten im Sinne von „bewahren") = Hüter, Hirt; Bube bezeichnet im Oberdeutschen nicht nur den Knaben, sondern auch den unverheirateten Mann. — Der Loden ist grobes Wollzeug.

Wann kann der Auszug auf die Alm erst beginnen? Warum ziehen die

Sennleute gern auf die Alm? Warum das Vieh? Wie drückt sich die Freude beider aus?

3. Die Almhütte.

Wie entspricht die Almhütte den einfachen Bedürfnissen der Sennleute?

4. Das tägliche Leben der Senner. Sterz = Mehlkloß mit Grieben und Milch. – Kien = harziges Föhren- oder Kiefernholz (aus „Kienföhre" wurde unser heutiges „Kiefer"). – Heimfahren = Heimkehr in das Tal. Der Firn (mhd. virne alt) = der ewige Schnee des Hochgebirges. Hochschroffen (zu „schroff"): Felsklippen im Hochgebirge. lohen gehört zu Lohe = flammendes Feuer. – Schmalzmus = Brei mit Schmalz, d. h. ausgelassener Butter. — Welches sind die täglichen Arbeiten der Sennerin und des Almbuben?

5. Das Senndorf und seine Ordnungen.

Wie feiern die Senner ihren Sonntag im Hochgebirge?

6. Die Almrinder und ihre Eigenart. Der Kuhreigen ist ursprünglich wohl der Reigen oder Tanz, in dem die Kühe unter dem Gesange der Senner und Sennerinnen bergauf ziehen, dann allgemein „Gesang der Küher oder Senner", hier der Gesang, mit dem die Kühe zusammengerufen werden. – Gamslo: an das Wort Gamsl (Verkleinerungswort zu Gams, Gemse, hier der Name einer Kuh) wird der Ruf o angehängt (vgl. den Ruf io im 2. Abschnitt); das o trägt den Hauptton und wird langgezogen. Ebenso ist Kirschlo gebildet. – woachi = weich; kimm komm! –

7. Die Heimkehr ins Tal.

II. **Aufgaben.** Die wirtschaftliche Bedeutung des Almbetriebs. — Wie ist der Wohnungsbau und das Leben auf der Alm durch die umgebende Natur bedingt? – Die Natur als Feindin des Sennen. — Welche Bedeutung hat das Lied auf der Alm? – Vergleiche den Auszug auf die Alm und die Heimkehr ins Dorf!

Dr. P.

81. Die Geschichte eines Torfmoors.

Emil Budde.

Im feuchten Grunde einer Mulde, die keinen natürlichen Wasserabfluß besitzt, steht ein Eichenwald usw.

I. **Gliederung.** 1. Vorbedingungen für die Bildung eines Torfmoors: abflußlose Mulde und Feuchtigkeit.

2. Die Bildung des Torfmoors: a) das erste Auftreten des Torfmooses und sein Fortwuchern; b) die Entstehung der Gerbsäure und ihre Wirkung.

3. Das Schicksal des Torfmoors im Wechsel von Trocken- und Feuchtigkeitsperioden der Erde.

4. Tote und lebende Moore.

5. Die Verbreitung der Torfmoore auf der Erde.

II. **Aufgaben.** Mit welchem Rechte darf man von der Geschichte eines Torfmoors sprechen? — Die Bedeutung des Kleinen in der Natur — an der Entstehung des Torfmoors veranschaulicht. – Welche Naturkräfte bewirken die Entstehung des Torfs?

Dr. P.

82. Elternsorgen in der Tierwelt.

William Marshall.

Rührend ist der Eifer, mit dem zahlreiche Tiere bestrebt sind, ihre Eier passend unterzubringen usw.

I. **Gliederung und Erläuterungen.** 1. Die Fürsorge der Tiereltern für ihre Eier: a) der Insekten, b) des Stichlings, c) der Vögel.

2. Die Fürsorge der Vögel für ihre Jungen: a) Ernährung, b) Behütung, c) Anleitung der jungen Vögel, d) Pflegeelternschaft bei den Vögeln.

3. Die Fürsorge der Säugetiere für ihre Jungen.

Zu 1. Sprosse oder Sproß zu sprießen = Schößling einer Pflanze, allgemein Abkömmling eines Geschlechts. — Schwang zu schwingen, in der Bedeutung von Schwung veraltet, noch gebräuchlich in dem Ausdrucke im Schwange sein = üblich sein.

Zu 2. Kerbe = Einschnitt, Kerbtier = Tier, dessen Leib Einschnitte aufweist, Verdeutschung für das Fremdwort Insekt. — schmoren = braten, bildlich von lebenden Wesen, die von der Hitze gleichsam gebraten werden. — naseweis ursprünglich = mit feiner Nase, feinem Geruchsinn begabt, dann von einem Menschen gebraucht, der wie ein Spürhund mit seiner Nase alles aufspüren oder wissen will, vorwitzig, unbescheiden; hauptwörtlich der Naseweis. — Nesthäkchen = das am längsten im Nest bleibende Vögelchen, das jüngste Kind. — sich entblöden = die Blödigkeit abtun, sich erkühnen; wenn wir heute sagen „sich nicht entblöden", so wird die in der Vorsilbe —ent liegende Verneinung noch einmal durch nicht ausgedrückt. — stibitzen, volkstümlicher Ausdruck für stehlen, ist der Studentensprache entnommen.

II. **Aufgaben.** Wie erfüllen die Tiere unbewußt das Gesetz von der Erhaltung der Gattung? Welche Mittel wenden die Vögel an, um ihre Brut zu schützen?

83. Die Bedeutung der Vögel.

Alfred Brehm.

Die Vögel, die man treffend ein Bindeglied zwischen dem höchsten und niedersten Leben genannt hat, stehen wirklich inmitten der höchsten und niedersten Geschöpfe usw.

I. **Gliederung und Erläuterungen.**

A. Einleitung. Die Bedeutung der Vögel als Ordner und Erhalter des Gleichgewichts in der Natur. Beispiel: Die jährliche Nahrungsmenge einer Meisenfamilie an Kerbtieren.

B. Ausführung. 1. Die Vögel als Waldpolizei: a) ihr Kampf gegen die Wanderheuschrecke, b) gegen die Eier, Puppen und Raupen der Nonne, c) gegen die Kerfe im Holze der Baumstämme.

2. Die Vögel als Feldpolizei: a) ihr Kampf gegen Maikäfer und Schnecken, b) gegen Feldmäuse, c) gegen Unkrautsamen.

C. Schluß. Der Undank des Menschen gegenüber diesen seinen Wohltätern und die Folgen dieses Undanks.

Zu A. einen Damm setzen: der Damm wird als Schutzwehr gegen Überschwemmung aufgerichtet, hier bildlich gebraucht.

Zu B 1. gefiedert, von fiedern = mit Federn ausrüsten. Kerf ist eine Verdeutschung von Insekt, wie Kerbtier. — stelzen = wie auf Stelzen einhergehen. — Bubenjäger = Jäger, der die Jagd wie ein Bube (im schlechten Sinne — wie ein schlechter Mensch) ausübt. — Meisenhütte = Hütte zum Fange von Meisen und anderen kleinen Vögeln. — unstät, unstet (zu stehen) = nicht feststehend, unbeständig.

Zu B 2. Ungeziefer: ahd. zëbar Opfertier, eßbares Tier; Ungeziefer eigentlich = ein Tier, das nicht zum Opfer oder zur Speise geeignet ist.

II. **Aufgaben.** Worin besteht die Bedeutung der Vögel im Haushalte der Natur? Warum ist der Mensch den Massenschwärmen der Wanderheuschrecken, Nonnen usw. gegenüber ohnmächtig? Warum können ihnen die Vögel erfolgreich entgegentreten? Massenansammlung von Vögeln, ungeheure Nahrungsaufnahme bei schneller Verdauung. — Warum und wie müssen wir Vogelschutz treiben? Dr. P.

84. Von des Regenwurms ehrbarem Lebenswandel.

Emil Budde.

Wenn man des Morgens nach einer feuchtwarmen Nacht in den Garten tritt und etwa eine lehmige Wegstelle ansieht, so wird man auf dieser meist einige kleine Erdhäufchen wahrnehmen usw.

I. **Gliederung und Erläuterungen.** 1. Die Nachtarbeit des Regenwurms. 2. Seine Ausrüstung zur Bohrarbeit. 3. Die Erzeugung von Humus durch den Regenwurm. 4. Die Bedeutung des Regenwurms im Haushalte der Natur. 5. Nutzanwendung.

Zu 2. Rauhigkeiten, von rauhig, einer Fortbildung zu rauh = Zustand des Rauhen, hier aber = rauhe Stellen; vgl. Hervorragungen im 3. Abschnitte.

Zu 3. endigen blind, d. h. sind ohne Fortsetzung. — bröckelig, zu bröckeln = kleine Brocken machen.

II. **Aufgaben.** Warum wird in der Überschrift vom ehrbaren Lebenswandel des Regenwurms gesprochen? Früher glaubte man, daß der Regenwurm die frischen Wurzeln der Pflanzen anfresse und so ihr Wachstum schädige; träfe das zu, so wäre er ein übler Geselle und führte einen schlimmen Lebenswandel. Neuere Untersuchungen haben aber gezeigt, daß jene Annahme falsch, eine Verleumdung ist. Nun tritt der Schriftsteller der landläufigen, falschen Meinung gleich in der Überschrift entgegen, indem er von dem ehrbaren Lebenswandel des Regenwurms spricht. Weiterhin nennt er ihn in demselben Sinne einen Biedermann und ein braves Geschöpf. Durch alle diese Ausdrücke soll der Regenwurm dem Leser gemütlich nähergerückt werden. — Warum verdient der Regenwurm Schonung seitens des Menschen? Dr. P.

85. Der Fuchs.

Herm. Masius.

Der Regen verzieht, der Wald schüttelt die lauen Tropfen aus dem Haupt usw.

I. **Gedankengang und Erläuterungen.** 1. Reineke tritt auf dem Schauplatze auf. Verschwemmte Straßen = Straßen, die durch Überschwemmung („schwemmen" ist Bewirkungszeitwort zu „schwimmen" = schwimmen machen) vernichtet worden sind. — windet = zieht den Wind ein, wittert, um sich gegen Feinde zu sichern. — Der Fuchs verspürt ein heimliches Rühren klingt an Schillers Vers „Der fühlt ein menschliches Rühren" („Die Bürgschaft" Nr. 55) an. Reineke, ahd. Reiniko, Kurzform zu Raginhard (ahd. ragin, regin Rat), Reinhard = stark an Rat. Diesen bezeichnenden Eigennamen erhielt der Fuchs in der deutschen Tiersage.

Welchen Zweck verfolgt der Schriftsteller mit der Naturschilderung im Eingange? Erregung der Stimmung, Hinführung zu der „Hauptperson" des Bildes — Reineke.

2. Reinekes Äußeres (Schädelbildung, Ohr, Nase, Auge, Mund mit Bart und Lippe, Füße, Schwanz, Pelz) und sein Charakter. Fühlfäden heißen die Werkzeuge zum Fühlen am Kopfe der Insekten, ebenso Fühlhörner; hier wird das Wort in übertragenem Sinne gebraucht. — Ränkespinnende, schwänkesinnende Seele: achte auf die Wortbildung, den doppelten Silben- und den Stabreim in diesen Worten! Ränke, Einzahl „der Rank" (nicht mehr gebräuchlich), zu ringen = Krümmung, plötzliche Wendung, List. — Stegreifdichter: „aus dem Stegreife" (Stegreif = Reif oder Bügel zum Steigen, Steigbügel) = ohne erst abgestiegen zu sein, ohne Vorbereitung; ein Stegreifdichter ist also ein Dichter, der ohne Vorbereitung dichtet — mit so plötzlichen, unerwarteten Einfällen arbeitet Reineke. — Lid = Deckel, Verschluß eines Ofens, Fensters usw.; noch allgemein gebräuchlich in Augenlid. — Viper (lat.) = giftige Schlange. — blecken = blicken machen, daher „die Zähne blecken" = die Zähne zeigen; hier wird das Zeitwort in ungewöhnlicher Weise intransitiv gebraucht. — Die Wörter Fuchs (für das männliche Tier) und Bohe (Fohe) kommen wahrscheinlich von fauchen her. — Fuchs wird in der Bedeutung von „Goldstück gebraucht (nach der Farbe), so auch Goldfuchs — So schleicht und streicht der Schlaue dahin; er schmiegt und biegt sich: zweimal Silbenreim und auch wieder Stabreim! — behende = bei der Hand (Dativ der Einzahl ahd. henti, mhd. hende), gewandt.

Was zeigt uns der zweite Abschnitt? Wie vortrefflich der Fuchs körperlich und geistig für seinen Beruf als Räuber ausgerüstet ist. Welche Mittel hat der Schriftsteller angewandt, um der Schilderung des Äußeren alle Trockenheit zu nehmen? Er setzt das Äußere in Beziehung zu dem Innenleben und den Handlungen des Fuchses und läßt uns einen Blick in dessen Seelenleben tun. Die Sprache weist eine Fülle von treffenden, eigenartigen Ausdrücken und anschaulichen Bildern auf; stellenweise trägt sie geradezu

poetisches Gepräge, Silben- und Stabreim treten auf (Nachweis im einzelnen!).

3. Reineke sieht mit Vaterstolz den Spielen seiner Sprößlinge zu. äugen (von Auge) = sehen (so noch jetzt vom Wilde), Verkleinerungswort äugeln = die Augen lebhaft hin und her bewegen. — Kurzweil, zusammengerückt aus „kurze Weile", Gegenstück zu Langeweile = vergnügliche Unterhaltung. — schnaufen, Nebenform zu schnauben = die Luft einziehen, Verkleinerungsform schnäufeln = wiederholt die Luft einziehen, ähnlich schnüffeln. — lecker = feinschmeckend, wählerisch.

Auf den Abschnitt läßt sich das Sprichwort anwenden: „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten", oder: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen."

4. Reineke hat einen unliebsamen Zusammenstoß mit einer Ricke. Er eilt mit Weile nach dem Sprichworte: „Eile mit Weile." — Waldbann, ursprünglich = Gewalt und Gerichtsbarkeit über einen Wald, der dadurch zum Forste wird, dann = Forst. Ihr witzigspitzes Liedchen schrillend: achte auf die eigenartige Wortbildung „witzigspitz" mit Binnenreim und auf die Häufung des i zur Binnenzeichnung des Liedchens! schrillen = einen schrillen, d. h. scharfen, unangenehmen Ton hervorbringen. — Waldschreiner, bezeichnender Name für den arbeitenden Specht. — In „hackt und hämmert" haben wir wieder Stabreim wie vorher: „Der Abend haucht aus Halm und Blatt" (beachte den Rhythmus! — vgl. „Die Drossel lockt mit hellem Ton"). — tändeln (zu Tand = geringe Ware, leeres Geschwätz, Possen) = spielend etwas treiben. — Ricke, zu Reh = weibliches Reh. — Lichter, in der Weidmannssprache = Augen des Rehs usw.

Der erste Teil des Abschnitts malt den Waldfrieden am Abend; in schroffen Gegensatz dazu tritt dann das erbitterte Ringen der besorgten Ricke und des mordgierigen Fuchses um das Leben des Kälbchens. Welche Eigenschaften beweist der Fuchs hierbei?

5. Reineke hat im Sommer goldene Tage. Führe den Vergleich des Ährenfeldes mit einem Fruchtwalde durch! — verschlagen, Mittelwort des gleichlautenden Zeitworts, hat den Sinn von „schlau, listig" bekommen. — Brut gehört zusammen mit „brühen" = mit heißer Flüssigkeit übergießen, in dem allgemeinen Sinne „erwärmen"; ursprünglich bezeichnete „Brut" das Erwärmen, dann das durch Erwärmen zum Leben Erweckte, das Ausgebrütete, weiterhin auch die Nachkommenschaft von Säugetieren. — feist ist die hochdeutsche Form des aus dem Niederdeutschen eingedrungenen Wortes fett. — schlecken, verwandt mit lecken = naschen. — Schaffnerinnen = die schaffen oder arbeiten, also Arbeiterinnen. — Part (franz., vgl. Partei) = Teil; halbpart machen mit einem = den Gewinn in einem Unternehmen gleichmäßig mit einem teilen. — Reineke kitzelt den Krebs mit seinem Wedel oder Schwanze, bis er mit seiner Schere zufaßt und ans Land gezogen werden kann.

Reinekes Eigenschaften nach diesem Abschnitte! Achte auf die Wortpaare dieses Abschnitts: schwer und gelb, Hase und Kaninchen, ohne Wehr und

Waffen (vgl. „Ein' feste Burg"), bei Tag und Nacht, dreist und feist, samt Haus und Hof (vgl. Luthers Erklärung zum 1. Artikel), rotwangige Birnen und schwarze Kirschen! Stabreim: Wehr und Waffen, lacht . . . lädt, Labe überlassen, Haus und Hof, aus dem Laube . . . locken; Silbenreim: dreist und feist.

6. Reineke sucht sich im Herbste bequeme Beute im Dohnenstriche. Lazzaroni sind italienische Bettler, die leben, ohne zu arbeiten. — Dohnenstrich: Dohne (zu dehnen) = Schlinge zum Vogelfange; Strich (zu streichen = sich bewegen) = Reihe, Anlage. — Sprenkel (zu springen) = Vogelfalle. — Anstand (zu anstehen) in der Weidmannssprache = sich aufstellen, um ein Wild zu erwarten. — Nüster, nur noch in der Mehrzahl vorkommend, verwandt mit „Nase" und dasselbe bedeutend.

Welche Eigenschaften legt Reineke hier an den Tag? Beachte: Er steht, stutzt, stiert — Stabreim, die einsilbigen Zeitwörter unverbunden hart nebeneinander gestellt!

7. Reineke leidet im Winter Not, gerät in eine Falle und befreit sich selbst aus ihr durch eine entschlossene Tat. Der Fuchs liegt wie ein Waldeinsiedler in seiner stillen Zelle. — keine Feder = kein Tier, das Federn trägt, wie Huhn, Ente, Gans. — Hinze, verkürzte Form von Heinrich, Hinrich, ahd. Heinizo, daraus Heinze, Heinz, Hinze, Hinz — Name des Katers in Goethes „Reineke Fuchs". — „Da wurden seine Augen wieder wacker", d. i. wach — heißt es 1. Sam. 14, 27 von Jonathan, nachdem er sich durch etwas Honig gestärkt hatte. — fürbaß = besser vor, vorwärts („baß" ist alte Form des Adverbs zu „besser"). — Argwohn, eig. Argwahn, also arger Wahn, schlimme Meinung. — auf scheuen Sohlen klingt an Geibels Ausdruck „auf leisen Sohlen" in dem Gedichte „Hoffnung" an. — Hieroglyphen: s. Nr. 75, I 1! — voll Args: das Arg, substantiviertes Neutrum des Adj. arg = schlecht, jetzt nur in Wendungen wie „kein Arg, ohne Arg"; hier steht das Wort im Genetiv. — verglasten Blickes: verglasen = zu Glas machen, hier in uneigentlicher Wendung wie „verglasten Auges" = mit einem so starr und fest wie Glas gewordenen Auge. — sichern, in der Weidmannssprache vom Wilde = ausspähen, ob keine Gefahr vorhanden ist. — klügeln = klug hin und her denken — Verzug, zu verziehen = hinausziehen, verzögern; also: In der Verzögerung, wenn er zögert, droht Gefahr.

Achte auf die ausführliche Schilderung der Kämpfe, die in Reinekes Seele entstehen durch die starke Versuchung! Um so kürzer ist dann die Schilderung, wie er den rettenden Entschluß faßt und ausführt. — Ausdrucksvolle Wiederholung desselben Wortes zu Anfang mehrerer Sätze — Anaphora: Nirgends ein Laut . . ., nirgends eine Spur. Wieder umkreist der Fuchs das Mahl, wieder duckt er sich. Desto wirrer werden seine Gedanken, desto wirrer sein Blick.

II. **Zur Charakteristik der Schilderung.** Masius will nicht eine wissenschaftliche Abhandlung über den Fuchs liefern, sondern ein Tier in seiner Ganzheit — beim Menschen würden wir sagen: als Persönlichkeit — schildern; überall kommt es ihm darauf an, die charakteristischen Züge heraus-

zuarbeiten. Mit diesem Bestreben hängt es zusammen, daß er den Fuchs an manchen Stellen gewissermaßen vermenschlicht; das gilt besonders von Abschnitt 2 und 7 oder, wenn er von seinem „Charakter" spricht (Abschnitt 1), wenn er ihn einen „Helden" nennt (Abschnitt 7), wenn er ihn — Abschnitt 7 mit dem Volksliede seufzen läßt: „Wenn ich ein Vöglein wär!" — und in vielen anderen Ausdrücken. Dahin gehört ferner, daß er ihn nicht als abgesondertes Wesen behandelt, sondern in den Rahmen der ihn umgebenden Natur stellt. Weiter läßt er Reineke in einer Reihe von Bildern handelnd auftreten, die sich über alle Jahreszeiten erstrecken; so haben wir am Schlusse einen Überblick über Reinekes Leben während eines Jahreslaufes und über seine hauptsächlichsten Eigenschaften. Und diese ganze Schilderung beruht — das spürt man ihr immer wieder an — auf sorgfältiger Beobachtung und der liebevollsten Vertiefung in das Wesen des Fuchses. Dazu kommt nun, daß die Sprache sich von aller Trockenheit und Gewöhnlichkeit freihält und immer sorgfältig gewählt, voller Leben und Anschaulichkeit ist. Sie klingt nicht nur an einzelne Dichterworte an, sondern erhebt sich auch stellenweise zu dichterischem Schwunge. Die Naturschilderungen sind voll lyrischen Empfindens. Auf Einzelheiten ist in dieser Hinsicht bei der Behandlung der einzelnen Abschnitte hingewiesen worden.

III. **Aufgaben.** Vergleiche die Sprache dieses Stückes mit der in Nr. 81 bis 84! — Stelle die der Weidmannssprache entnommenen Ausdrücke zusammen! — Die charakteristischen Eigenschaften des Fuchses! — Sprichwörtliche Redensarten, die sich auf den Fuchs beziehen! „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg." „Der Fuchs kann seinen Schwanz nicht bergen" — sagt man von einem Menschen, bei dem trotz aller Verstellung doch Tücke hervorblickt. „Den Weg hat der Fuchs (mit seinem Schwanze) gemessen" — ein Weg, dessen Länge sich über das erwartete Maß ausdehnt (der Schwanz des Fuchses ist sehr lang im Verhältnis zum übrigen Körper). „Der Fuchs braut" — sagt der Volksmund, wenn aus den waldigen Gründen Nebel aufsteigen (ebenso: „Der Hase braut"). „Da sagen sich Fuchs und Hase gute Nacht" — heißt es von entlegenen, einsamen Orten. — Spiele, die sich auf den Fuchs beziehen! „Fuchs ins Loch!" „Schaut euch nicht um, der Fuchs geht herum." „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg." — Das Wort Fuchs in übertragener Bedeutung! Fuchs = 1. fuchsrotes Pferd oder Katze, Taube; 2. eine Schmetterlingsart; 3. ein Mensch mit rotem Kopf- oder Barthaar; 4. ein ungetreuer, falscher, listiger, verschlagener Mensch; ein „geprellter Fuchs" = ein listiger Mensch, der trotz aller Verschlagenheit betrogen worden ist (das „Prellen des Fuchses" bestand darin, daß man einen gefangenen Fuchs über lange, von zwei Personen gehaltene Tücher oder Netze laufen ließ und durch rasches, straffes Anspannen der Tücher in die Höhe schnellte so lange, bis er völlig erschöpft oder tot war); 5. ein Goldstück.

Dr. P.

86. Die Buche.

Herm. Masius.

Neben der Eiche gebührt der Buche der Preis unter unsern Waldbäumen usw

I. **Gedankengang und Erläuterungen.** 1. Die Verbreitung der Buche. 2. Die Buche als geselliger, waldbildender Baum. Geselle = der mit mir den Saal teilt, allgemeiner = der mit mir etwas gemeinsam hat; gesellig = der die Gemeinschaft liebt. — Wahrzeichen: der erste Bestandteil hat wohl nichts mit dem Adj. wahr zu tun, sondern ist ursprünglich ein Subst., mhd. war = das Beobachten, das Bemerken, Wahrzeichen also = Zeichen, woran man etwas erkennt; hierher gehören: wahren, gewahren, wahrnehmen usw.

Wie helfen sich die Buchen gegenseitig? Inwiefern kann die Buche als ein treffendes Sinnbild für ein Volk gelten?

3. Der Charakter der Buche (Schaft, Rinde, Holz, Äste und Zweige, Krone, Blatt). In der knappen Bekleidung: wie unter dem dünnen, enganliegenden Trikot die Formen des Körpers, besonders stark entwickelte Muskeln des Armes, ganz deutlich hervortreten, so hier unter der dicht anliegenden Rinde das Holz des Baumes. — muskelstraff = mit straffen, angespannten Muskeln — ein neu gebildetes Wort ebenso wie scharflinicht = Äst und Zweige strecken sich in scharfen Linien aus. Jeder Ast bildet mit den Zweigen gewissermaßen einen Fächer (von fachen, ursprünglich = Werkzeug zum Anfachen des Feuers).

4. Der Zauber des Buchenwaldes. Das neugebildete Wort kühlatmend (= Kühle ausatmend, ausströmend) erinnert an Goethes „Fischer": „Kehrt wellenatmend ihr Gesicht nicht doppelt schöner her?" — Silberfäden: der Waldboden gleicht einem Teppich, durch dessen grüne, dunkle und graue Farben sich die Abschnitte des Baches wie Silberfäden hindurchziehen.

II. **Zur Charakteristik der Darstellung.** Wie in Nr. 85 sucht Masius zunächst den einzelnen Baum, danach den von diesem gebildeten Wald in seiner Ganzheit aufzufassen und die charakteristischen Züge herauszustellen. Dabei greift er auch wieder wie dort auf das Menschliche („das Bild eines muskelstraffen Arms") zurück. — Die Sprache ist lebendig und anschaulich, weist manche Neubildung auf (muskelstraff, scharflinicht, kühlatmend) und bietet, besonders im 4. Abschnitte, treffliche Bilder und bildliche Ausdrücke. Auch hier tritt der Stabreim häufig auf: Wurzeln und Wipfeln, stolz wie Stahl; wo das Waldtor sich öffnet, winken Wiesen u. a.

III. **Aufgaben.** Erläutere die Bilder und bildlichen Ausdrücke des Aufsatzes! — Wie sind die Wörter Buche, Buchstabe und Buch miteinander verwandt? Die alten Germanen schnitten beim Wahrsagen durchs Los Stäbe aus Buchenholz und ritzten in jeden Stab ein Zeichen ein; daher stammt die Bezeichnung Buchstabe. Auch benutzten unsere Vorfahren buchene Tafeln, um ihre Schriftzeichen einzuritzen oder einzuschreiben; von dem so benutzten Stoffe erhielt dann das Geschriebene den Namen Buch. Dr. P.

Anhang.

I. Kurzer Abriß der deutschen Poetik.

1. Wesen, Inhalt und Aufgabe der Poesie.

Die Poesie (von einem griechischen Worte, das „schaffen" bedeutet) stellt den Inhalt des geistigen Lebens, die Wirklichkeit in idealer Verklärung oder in Gebilden der Phantasie durch das Mittel der Sprache dar. Ihr Reich ist unbeschränkt; sie durchfliegt und durchforscht die ganze Welt der Erscheinungen von den stillen, starren Formen der Natur bis hinein in den ewigen Wechsel des Lebens und bis hinauf zur Lösung aller Welträtsel in Gott. Dem Inhalte nach ist die Poesie die weiteste und allgemeinste, dem Verständnis nach die engste und deutlichste Kunst. Sie ist die Schatzkammer der höchsten Güter eines Volkes, der Jungbrunnen der Nationen. Im engeren Sinne ist Poesie die sprachliche Darstellung eines wertvollen Inhaltes in gebundener Rede, während Prosa die schmucklose, „geradeausgehende" Darstellung ist. Die poetische Sprache wendet sich an die Phantasie und das Gefühl, die prosaische an den Verstand und das Urteil. Gebunden wird die poetische Rede durch den Rhythmus und meist auch durch den Reim.

Die Poetik, d. h. die Wissenschaft von der Poesie, behandelt die äußere Form und die Gattungen der Dichtkunst.[1])

A. Die äußere Form der Dichtkunst.

2. Der Rhythmus. Der rhythmische Wert der Silben.

„Rhythmus ist jede als solche wohlgefällige Gliederung sinnlich wahrnehmbarer Vorgänge" (Saran). Zum Rhythmus gehören: 1. eine ganz bestimmte verschiedenartige Schwere der unterschiedbaren Teile der Gliederung und eine ganz bestimmte Abstufung dieser Schweregrade gegeneinander; 2. eine ganz bestimmte Dauer der Teile und bestimmte Abstufung der Dauerwerte gegeneinander; 3. eine ganz bestimmte einheitliche Zusammenfassung der Teile und gegebenenfalls die durch Zusammenfassung solcher Teile entstandenen Gebilde. Bestimmend für die rhythmische Schwere und Dauer sowie für die Art der Zusammenfassung ist immer die Forderung der Wohlgefälligkeit. Als solche unterschiedbaren Teile, die für den Rhythmus der gebundenen Rede in Betracht kommen, gelten die Silben; sie werden durch die Wirkung des Akzents zu einer Gruppe, einem Takte, als der kleinsten rhythmischen Einheit, zusammengefaßt, eine Anzahl von Silben wieder zu einer Reihe.

Die Silben, die in der deutschen Sprache gleich lang sind, teilt man nach ihrem rhythmischen Werte ein in: 1. schwere (das sind nur haupttonige Silben, also auch Silben, die den Beziehungston tragen, z. B. Gebot — Verbot); 2. leichte (alle tonlosen und einige nebentonige Silben); 3. schwankende, die je nach ihrer Stellung schwer oder leicht gebraucht werden können (vorwiegend nebentonige Silben). Die durchschnittliche Silbenlänge wird dargestellt durch das Zeichen ×, in Notenschrift ♩, die doppelte Silbenlänge durch —, in Notenschrift 𝅗𝅥.

1) Franz Saran, Deutsche Verslehre. — Alfred M. Schmidt, Kunsterziehung und Gedichtsbehandlung. Bd. I.

3. Der Takt. Der Unterschied zwischen deutscher und griechisch-römischer Metrik.

Die kleinste rhythmische Einheit, der Takt oder Versfuß, besteht aus einer schweren und einer (zwei, drei) leichten Silbe. Die schwere Silbe erhält einen Akzent und heißt Hebung (Arsis), die unbetonte aber Senkung (Thesis [1]). Am häufigsten finden sich zweisilbige Takte:

Füllest wieder Busch und Tal;

doch kommen auch dreisilbige vor:

Kommet zuhauf! —

und einsilbige:

Der alt böse Feind

die erste Silbe bildet hier den Auftakt — siehe Abschnitt 4).

Viersilbige Takte sind selten, vgl. aus Goethes „Erlkönig":

Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt.

Abweichend von dem Deutschen, das den Wert der Silben nur nach dem Tongewicht mißt, kennt das Griechische nur lange und kurze Silben; die Zeichen dafür sind – und ⏑. Als bekannteste griechische Versfüße seien hier genannt: 1. der Jambus: ⏑ –, z. B. Gebet; 2. der Trochäus: – ⏑, z. B. Liebe; 3. der Daktylus: – ⏑ ⏑, z. B. Könige; 4. der Anapäst: ⏑ ⏑ –, z. B. das Gewölk. Verwendet man diese Versfüße in deutschen Versen, so erhalten sie einen ganz anderen rhythmischen Wert. Der Jambus setzt sich im Griechischen aus 1 + 2 Zeitteilen zusammen, der Trochäus aus 2 + 1 Zeitteilen; beide sind also im Griechischen dreiteilige Maße, im Deutschen dagegen nur zweiteilige. Entsprechend sieht der Grieche im Daktylus und Anapäst zweiteilige Maße (indem er die beiden Kürzen des Versfußes der Länge gleichsetzt), für den Deutschen aber sind sie dreiteilig. Da im griechischen Verse Länge und Kürze der Silben die entscheidende Rolle spielen, tritt hier der Wortakzent ganz zurück, im Deutschen hingegen müssen Wort- und Versakzent im Einklang stehen.

4. Die Reihe. Der Auftakt. Der Versschluß. Die Pause am Versschlusse und die Überdehnung.

Die Zusammenfassung mehrerer Takte zu einem Ganzen heißt Reihe oder Vers. Die Reihe kann, rein äußerlich anzusehen, zweitaktig bis achttaktig sein. Eine darüber hinausgehende Zahl von Takten faßt das Ohr nicht mehr als Ganzes auf, und selbst die achttaktigen Reihen gliedern sich dem Vortragenden und dem Hörer unwillkürlich in zwei kleinere rhythmische Einheiten von je vier Takten. Am häufigsten sind die viertaktigen Reihen, daneben stehen die fünf- und sechstaktigen. — Innerhalb der Reihe sind die akzenttragenden Takte für den Vortrag nicht immer gleichwertig. Häufig lassen sich zwei oder mehr Takte unter einem Haupttone zusammenfassen; die Reihe gipfelt dann in einer oder mehreren Betonungen. Darnach unterscheidet man gipfellose Verse (in denen alle Betonungen gleich schwer sind — ein Fall, der nicht häufig vorkommt) und ein-, zwei- oder dreigipflige Verse.

Je nachdem die Reihe mit einer betonten oder unbetonten Silbe beginnt, erhält sie nach ihrer Wirkung auf den Hörer einen ganz anderen Charakter. Was vor der

1) Die Bezeichnungen Versfuß, Arsis, Thesis stammen von den Griechen, deren Metrik, d. h. Lehre von den Versmaßen, von dem Heben und Setzen des Fußes beim Tanzen ausgegangen ist.

ersten Hebung liegt, nennt man Auftakt; er kann ein- oder zweisilbig sein. „Die auftakthaltigen Reihen sind rhythmisch von leichterer, bewegterer Natur, meist lebhafter anmutend, die auftaktlosen dagegen sind schwerer, wuchtiger, ernster charakterisiert" (Schmidt).

Auftaktlos ist folgende Reihe: ´× ´× ´× ´× — ein trochäischer Vers; auftakthaltig: × ´× ´× ´× — ein jambischer Vers.

Nicht selten kommt die dem Rhythmus nach leichte Auftaktsilbe der nachfolgenden, den Akzent tragenden Silbe an Schwere gleich, z. B.:

× ´× ´× ´× ´× ´×
Drei Tage brüllte die Völkerschlacht.

Beim Vortrage werden beide Silben hinsichtlich ihrer Schwere einander angeglichen, man spricht dann von schwebender Betonung; der Gefühlswert der auftakthaltigen Reihe ändert sich hierbei. — Das gilt auch z. B. von folgendem Falle (aus Theod. Storms Ballade „Eine Frühlingsnacht", deren zweireihige Strophen im allgemeinen jambischen Charakter tragen):

× ´× ´× ´× ´× ´× | ´×
Pfingstglok-ken läuten das Brautfest ein.

In dem Worte „Pfingstglocken" erhält beim gewöhnlichen Sprechen die erste Silbe den Hochton, die zweite den Nebenton; hier im Verse müßte es gerade umgekehrt sein. Da hilft die schwebende Betonung aus. — Noch anders aber liegt die Sache bei dem folgenden Verse aus derselben Ballade:

´× × ´× ´× ´× | ´×
Mädchen und Vögel werden wach.

Hier kommen wir mit schwebender Betonung nicht mehr aus, hier verwandelt sich durch die versetzte Betonung der jambische Vers in einen trochäischen: mit diesem Wechsel im Rhythmus leitet der Dichter einen schroffen Wechsel der Stimmung ein.

Wie die Reihe mit einer betonten oder unbetonten Silbe beginnen kann, so kann sie auch mit einer betonten oder unbetonten Silbe schließen: im ersteren Falle spricht man von einem stumpfen Versschlusse, im zweiten von einem klingenden.

Beim Vortrage der folgenden zweiteiligen Reihe:

× ´× ´× × ´× ´× ´× | ´×
In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn —

hört man am Schlusse jeder Vershälfte eine Pause, die zweifellos mit zum Rhythmus der Reihe gehört; sie bildet den Ersatz für fehlende Taktteile. Darnach kann man die Reihe folgendermaßen darstellen: × ´× ´× ´× ´! × ´× ´× ´× | ´! !. So erhalten wir durch Verwendung der Pause eine achttaktige Reihe, die in zwei Teile zerfällt. — Bei dem folgenden Verse aber: Da ritt aus Stuttgarts Toren ein Held von stolzer Art — würden wir eine Pause am Schlusse der ersten Halbzeile als störend empfinden, die Gedankenverbindung zwischen beiden Teilen ist zu eng. Auch hier bleibt die Viertaktigkeit gewahrt, wenn man beim Sprechen die Silbe To- den ganzen Takt füllen und die sonst unbetonte zweite Silbe des Wortes (-ren) mit Nebenton in den folgenden Takt rücken läßt:

× | ´× × ´× | ´× ´× | × ´× × ´× ´! !
Da ritt aus Stuttgarts To-ren ein Held von stolzer Art.

Man bezeichnet diese Ersatzdehnung als Überdehnung.

5. Verschiedene Arten von Reihen.

1. Die dreitaktige Reihe kann leicht als viertaktige mit Pause am Schlusse oder Überdehnung aufgefaßt werden; z. B.

´× × ´× × ´× | ´×!
Mit dem Pfeil dem Bogen

´× ´× ´× × ´×! ´!
durch Gebirg und Tal usw.

2. Die viertaktige Reihe ohne oder mit Auftakt tritt in allen Perioden der deutschen Literatur auf. Sie „erinnert in ihrer fortgesetzten Zweiteiligkeit an die musikalischen Formen. Daher bezeichnen wir sie als den musikalischen Typus der deutschen Verse. Und musikalisch, liedmäßig ist ihre Wirkung tatsächlich; so ist sie das Instrument der lyrischen Stimmung, des zarten Gefühls geworden" (Schmidt). — Der Viertakter ohne Auftakt (der trochäische Vierfuß) ist der episch-lyrische Vers der spanischen Romanze; vgl. Herders „Cid", Scheffels „Trompeter von Säkkingen" — Viertaktig sind auch die kurzen Reimpaare, Verse, von denen immer zwei durch den Reim verbunden sind (Hans Sachs; Goethe im „Faust"; Schiller in „Wallensteins Lager" und in seinen Balladen).

3. Der Fünftakter mit Auftakt (der jambische Fünffuß): × ´× ´× ´× ´× ´. Er kommt gereimt in der Stanze, dem Sonett und der Terzine vor (siehe Abschnitt 6, 3), ist reimlos der Vers der deutschen Tragödie geworden (seit Lessings „Nathan" 1779, auch Blankvers genannt).

4. Der Sechstakter mit einsilbigem Auftakt (der jambische Sechsfuß) kommt vor a) als Alexandriner mit Einschnitt nach der dritten Hebung und stumpfem oder klingendem Versschlusse: × ´× ´× ´ × ´×|´× ´; b) als Trimeter oder Senar in der griechischen Tragödie, seltener in der deutschen, z. B „Jungfrau von Orleans", Akt II, Szene 6—8. — c) Das klassische Versmaß des griechisch-römischen Epos ist der daktylische Sechstakter oder Hexameter: ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑. Die Daktylen der vier ersten Versfüße können durch Spondeen (⏑ ⏑) ersetzt werden; der fünfte Fuß muß ein Daktylus sein. Da der Hexameter im Deutschen etwas ganz anderes darstellt als im Griechischen (siehe Abschnitt 3), ist man von seiner Verwendung in der deutschen Dichtung jetzt mehr und mehr zurückgekommen. d) Ein daktylischer Sechstakter ist auch der klassische Pentameter — trotz seines Namens, der „Fünfmaß" bedeutet (man hat die beiden Taktteile am Schlusse jedes Halbverses zusammen als einen Takt gerechnet): ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑. Hexameter und Pentameter, zu einer zweizeiligen Strophe verbunden, bilden das elegische Distichon; vgl. Schillers „Spaziergang".

5. Einen Achttakter ohne Auftakt haben wir in Platens „Grab im Busento" und Freiligraths „Löwenritt". — Eine achttaktige Reihe mit Auftakt ist der neue Nibelungenvers (Uhlands „Graf Eberhard der Rauschebart", „Des Sängers Fluch"); siehe Abschnitt 4.

6. Die Strophe. Der Kehrreim. Einige Strophenformen.

Die Zusammenfassung mehrerer Reihen (2—12) nennen wir Strophe. Sie bildet nach ihrem Gedankengehalt oder nach ihrer Stimmung eine Einheit, auch wenn sie sich nach ihrem Bau in zwei oder drei Teile gliedern läßt. Zu der letzteren Art gehört die dreiteilige Strophe der Minnesinger, die von diesen in die Dichtung der Meistersinger überging und durch Luther in das evangelische Kirchenlied gelangte (vgl. Eine feste Burg); sie besteht aus den beiden Stollen, die in Rhythmus, Reim und Melodie völlig übereinstimmen und zusammen den Aufgesang bilden, und aus dem anders aufgebauten Abgesang.

Den Abschluß der Strophe bildet bisweilen der Kehrreim oder Refrain: er kann aus einzelnen Worten (Uhland, Das Glück von Edenhall), aus einer Reihe (von Chamisso, Tragische Geschichte) oder aus mehreren Reihen (P. Gerhardt, Sollt' ich meinem Gott nicht singen) bestehen. Manchmal findet sich der Kehrreim auch im Eingang der Strophe (Goethe, Johanna Sebus), oder in ihrer Mitte (Goethe, Heideröschen).

Von besonderen Strophenformen seien erwähnt: 1. als deutsche die neue Nibelungenstrophe, die aus dem viermal gesetzten neuen Nibelungenverse (siehe Abschnitt 5, 5) besteht. Von der alten Nibelungenstrophe unterscheidet sie sich dadurch, daß der zweite Halbvers auch der vierten Reihe nur drei Hebungen (nicht vier) hat; Reimbild: aa bb. Diese Strophe hat in der deutschen Dichtung viele Umformungen

erfahren; der Hildebrandston[1]) z. B. entsteht dadurch, daß auch die ersten Halbverse der Nibelungenstrophe sich reimen und die Strophe dementsprechend nicht mehr in vier, sondern in acht Zeilen geschrieben wird; vgl. P. Gerhardt, Befiehl du deine Wege, und Uhland, Der Schenk von Limburg.

2. Von den Griechen haben wir die zweireihige Strophe des elegischen Distichons übernommen (siehe Abschnitt 5, 4). — Klopstock hat in seiner Odendichtung altgriechische Formen verwendet und auch selbst neue Formen gebildet; vgl. „Die frühen Gräber".

3. Romanische Strophen: a) Das Sonett (Klanggedicht) besteht aus 14 jambischen Fünftaktern, die in zwei Vier- und zwei Dreizeiler zerfallen. Der Versschluß ist meist klingend. Die beiden Vierzeiler haben nur zwei Reime (Reimbild: abba, abba), die Dreizeiler zwei oder drei Reime mit beliebiger Verknüpfung (vgl. Rückert, Geharnischte Sonette). — b) Die Stanze oder ottave rime, d. i. acht Reime, italienischer Herkunft, besteht aus acht jambischen Fünftaktern mit drei wechselnd klingenden und stumpfen Reimen; Reimbild: ababacc (vgl. Goethe, Widmung). — c) Die italienische Terzine enthält drei jambische Fünftakter; Reimbild: aba, bcb, cdc usw.; am Schlusse des Gedichts steht eine einzelne Zeile, die sich auf die mittlere Reihe der letzten Strophe reimt (vgl. von Chamisso, Sala y Gomez).

4. Aus der persischen Dichtung stammt das Ghasél (d. i. Lobgedicht). Es besteht aus Verspaaren, von denen das erste Paar und dann der zweite Vers jedes folgenden Paars sich reimen; die übrigen Verse sind reimlos; Reimbild: aa, ba, ca usw. (vgl. Geibel, Gebet).

7. Freie Rhythmen.

Von dem Ringen, das sich im Herzen eines Dichters abspielt, zeugen die sog. freien Rhythmen, die sich in aller Freiheit, ohne den Zwang eines bestimmten Versmaßes und ohne regelmäßige strophische Gliederung, bewegen (vgl. „Mahomets Gesang" von Goethe, der in der Schöpfung solcher freien Rhythmen dem Beispiele Klopstocks nachfolgte).

8. Der Reim.

Reim ist der Gleichklang eines oder mehrerer Laute, die dieselbe Stellung im Worte haben.

Der Gleichklang anlautender Konsonanten (z. B. **M**ann und **M**aus) heißt Stabreim oder Alliteration. Bis ins 9. Jahrhundert hinein war der Stabreim die einzige Form des Reims und das bindende Gesetz in der deutschen Dichtung. Im altgermanischen Alliterationsverse waren die bedeutsamsten Wörter Träger des Gleichklangs und hießen deshalb Stäbe des Verses. Im 19. Jahrhundert ist die Stabreimdichtung wieder aufgenommen worden; vgl. Rückert, Roland zu Bremen; Jordan, Nibelunge.

Gleichklang des Stammvokals nennt man Vokalreim oder Assonanz, z. B. Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir.

End- oder Vollreim, auch kurzweg Reim in besonderem Sinne, ist der Gleichklang von Silben, die verschiedenen Anlaut haben, z. B. Leben — geben. Er schließt die sich reimenden Reihen zu einer Einheit zusammen und grenzt sie gegen die übrigen ab. Stumpf (oder männlich) heißt der einsilbige Reim (Haus — Graus), klingend (weiblich) der zweisilbige (Wange — Spange), gleitend der dreisilbige (sagende — klagende). Nach der Reimstellung unterscheidet man: 1. gepaarte Reime; Reimbild: aa, bb, cc usw.; 2. verschlungene Reime; Reimbild: abab oder abba, auch abcabc oder abcdabcd.

Der Binnenreim tritt nur vereinzelt und zwar als Schmuck der dichterischen Sprache auf, z. B.:

Es jauchzet und brauset das Tamburin,
es rasseln und prasseln die Schellen darin.

Über den sog. Kehrreim siehe Abschnitt 6!

1) Im 15. Jahrhundert wurden Neudichtungen des Hildebrandsliedes in dieser Strophenform verfaßt.

9. Rhetorische Figuren.

Rhetorische (rednerische) Figuren sind sprachliche Mittel, die dazu dienen, die Darstellung anschaulicher, lebendiger und nachdrucksvoller zu gestalten. Hierher gehört:

1. das Asyndeton oder die Auslassung von Bindewörtern, wodurch das Vorwärtsdrängen der Handlung gekennzeichnet wird.

Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren usw.

2. Das Polysyndeton ist Bindewörterhäufung zur Erhöhung der Lebhaftigkeit.

Und es wallet und brauset und siedet und zischt.

3. Die Inversion kehrt die Wortstellung um, damit ein bedeutungsvolles Wort schärfer hervortritt.

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!

4. Die Anaphora ist die nachdrucksvolle Wiederholung desselben Wortes oder derselben Worte zu Anfang mehrerer aufeinanderfolgender Sätze.

Und immer höher schwoll die Flut,
und immer lauter schnob der Wind,
und immer tiefer sank der Mut.

5. Die Klimax oder Steigerung führt die Begriffe in auf- oder absteigender Form vor.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
verderblich ist des Tigers Zahn,
jedoch der schrecklichste der Schrecken,
das ist der Mensch in seinem Wahn.

6. Die Antithese (Gegensatz) stellt zwei Begriffe einander scharf gegenüber, um die Deutlichkeit und Spannung zu erhöhen und die Erwartung zu überraschen.

Ein Gott bist du dem Volke worden,
ein Feind kehrst du zurück dem Orden.

7. Die Onomatopöie oder Tonmalerei ahmt Naturlaute und Bewegungen in Worten und im Rhythmus nach.

Und außen, horch! ging's trapp, trapp, trapp!
als wie von Rosses Hufen. —
Und horch! und horch! den Pfortenring
ganz leise, leise, klinglingling!
Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp!
ging's fort im sausenden Galopp!

B. Die Gattungen der Dichtkunst.

10. Das Wesen der verschiedenen Dichtungsarten.

Episch (von dem griechischen Worte épos, das „Wort, Erzählung" bedeutet) heißen die Dichtungen, wenn sie die Vorgänge des Natur- und Menschenlebens erzählend darstellen. Lyrisch (von dem griechischen Saiteninstrumente Lyra, mit dem der Gesang der Lieder begleitet wurde) nennt man Dichtungen, in denen der Dichter Stimmungen und Vorgänge des eigenen Herzens, Geistes und Lebens ausklingen läßt. Wenn in der Lyrik die Gefühle des Herzens zurücktreten, dagegen der Gedanke und eine lehrhafte Absicht vorherrschen, so spricht man von Gedanken- oder didaktischer (lehrhafter) Lyrik. Dramatisch (von dem griechischen Worte drama,

d. h. Handlung) sind die Dichtungen, wenn sie ein Stück Menschenleben in fesselnder Verknüpfung als fortschreitende Handlung an unseren Augen und Ohren vorüberziehen lassen.

In der geschichtlichen Entwicklung der Dichtkunst tritt die epische Dichtung meist zuerst auf; denn der erwachende Geist faßt zuerst die Dinge der Außenwelt, läßt sie auf sich wirken, verarbeitet sie auf seine Weise und spricht sie in Dichtungen aus. So entstanden Mythen und Märchen als Urpoesie der Menschheit. Die lyrische Poesie, die denkend und sinnend in das eigene Innere steigt, erwachte gleichzeitig mit der epischen Poesie, begleitete sie in schüchternen Anfängen und folgte ihr mit wachsender Kraft und Fülle. Den Gipfel erstieg die Dichtung im Drama; hier verbanden sich Außen- und Innenleben zu harmonischer Einheit und spiegelten ein Stück volles Leben künstlerisch wider.

11. Die Arten der epischen Dichtung.

1. Mythen sind Erzählungen aus dunkler Vorzeit, besonders aus der heidnischen Götterzeit. Nordgermanische Mythen hat uns die Edda (d. h. Urgroßmutter oder Inbegriff alles sagenhaften Wissens der Vorzeit) erhalten. Manche Stoffe der griechischen Mythologie oder Götterlehre sind in die deutsche Dichtung übergegangen (vgl. Schiller, Klage der Ceres).

2. Die Märchen sind erfundene Erzählungen aus einer phantastischen Wunderwelt, die weder Ort noch Zeit kennt, nichts von den Schranken der Naturgesetze oder von dem Zwange gesellschaftlichen Herkommens weiß. Die Brüder Grimm haben unsere deutschen Kinder- und Hausmärchen gesammelt.

3 Sagen sind Erzählungen mit einem geschichtlichen Kerne und wunderbaren Zutaten. Reiche Sagenkreise haben sich um Karl den Großen, Friedrich Barbarossa u. a. gebildet.

4. Die Legende (legénda, d. i. das, was gelesen werden muß) ist eine fromme Sage aus dem Leben des Heilands oder der Heiligen (vgl. Goethe, Legende vom Hufeisen; Herder, Der gerettete Jüngling).

5. Die Idylle (wörtlich: kleines Bild) malt das Glück in der Beschränkung, besonders kleine Szenen aus dem Hirten- und Landleben (vgl. Hölty, Das Feuer im Walde).

6. Das erzählende Gedicht oder die poetische Erzählung stellt einen Vorgang aus der Geschichte oder dem Leben dar, der unsere Teilnahme zu erregen geeignet ist (vgl. Platen, Das Grab im Busento). — Ist die Erzählung scherzhafter Natur, so nennt man sie Schwank, wie davon Kopisch viele gedichtet hat.

7. Die Novelle (d. i. Neuigkeit) erzählt eine außergewöhnliche Begebenheit in wohlgegliedertem Aufbau, zeichnet lebenswahre Charakterbilder und eine Verwicklung von ihrer Schürzung bis zu ihrer Lösung (vgl. die Novellen von Heinr. von Kleist, Theod. Storm, Otto Ludwig u. a.).

8. Der Roman war ursprünglich eine Erzählung in romanischer Sprache, dann überhaupt die Erzählung ritterlicher Abenteuer und Heldentaten. Heute ist er die ausführliche Erzählung eines Stückes wirklichen Menschenlebens auf dem Hintergrunde eines größeren geschichtlichen Geschehens. Da die verwickelten Kulturzustände und Lebensverhältnisse der neueren Zeit mit Vorliebe durch den Roman zum Ausdruck gebracht werden, hat man ihn auch das moderne Epos (in Prosa) genannt. — Der Schöpfer des deutschen Romans ist Chr. von Grimmelshausen in seinem Simplicius Simplicissimus. Romandichter sind Goethe (Werthers Leiden), Jeremias Gotthelf (Uli der Knecht), Gust. Freytag (Die Ahnen), Gottfried Keller, Wilh. Raabe u. a.

9. Das Epos ist ein umfassendes Welt- und Lebensbild vergangener Zeiten. Der Dichter erzählt anschaulich, lückenlos, unparteiisch und in geordneter Zeitfolge mit „epischer" Ruhe und Breite, was sein geistiges Auge von dem schlichten, kräftigen Tatleben ferner Zeiten geschaut hat. — Das Volksepos entstand aus Volkssagen und Volksliedern um einen Mittelpunkt von nationaler Bedeutung. Die größten

Volksepen des klassischen Altertums sind Homers Ilias und Odyssee; ihnen treten unser deutsches Nibelungenlied und unser Gudrunlied würdig an die Seite. Kunstepen sind Schöpfungen einer späteren Zeit, in der ein Dichter mit künstlerischer Absicht in die Vergangenheit zurückgreift. Ein historisches Kunstepos ist Linggs Völkerwanderung; ein romantisches oder höfisches Epos: Wolfram von Eschenbachs Parzival; ein religiöses Epos: Klopstocks Messias.

10. Das (episch-lyrische) Volkslied, die Ballade und die Romanze sind episch-lyrische Gedichte. Nach dem Niedergange der ritterlichen Dichtung trat um 1360 in Deutschland das alte epische Lied wieder stärker hervor, nahm aber nun lyrische Elemente in sich auf. Diese Lieder, z. B. vom „Schloß in Österreich", von den „zwei Königskindern", vom „Prinzen Eugen", wurden im Volke viel gesungen und erhielten davon den Namen Volkslieder. — Die Ballade, in ihrem Mutterlande Italien ein Tanzlied, gelangte über Frankreich nach England und bemächtigte sich hier der Volkssage. Von England kam sie, besonders durch Herder und die Percysche Sammlung, nach Deutschland und wurde hier von Bürger, Goethe, Schiller, Uhland u. a. mit Liebe und Glück gepflegt. Die Romanze stammt aus Spanien. Sachliche Unterschiede zwischen beiden Arten gibt es nicht; Goethe und Schiller haben ein und dasselbe Gedicht bald Ballade, bald Romanze genannt. Beide sind meist sangbar.

11. Zu der lehrhaften Epik gehören Fabel und Parabel. Jene ist eine gedrängte Erzählung aus dem Naturleben mit zugespitzter Anwendung auf bestimmte Fälle des Menschenlebens. Bekannte Fabeldichter sind Lessing, Gellert, Emanuel Fröhlich. — Die Parabel (d. i. Gleichnis) veranschaulicht höhere Lebenswahrheiten an schlichten Vorgängen des menschlichen Lebens. Unsere besten Parabeldichter sind Herder, Rückert und Krummacher.

12. Die Arten der lyrischen Dichtung.

1. Das Lied ist der sangbare Ausdruck alles dessen, was das Menschenherz in Lust und Leid bewegt. Es heißt geistlich, wenn es dem Verhältnis des Herzens zu seinem Gott entquillt, weltlich, wenn es die Beziehungen des Menschen zur Natur oder zum Mitmenschen besingt (Natur-, Vaterlands-, -Freiheits-, Trink-, Liebes-, Wanderlieder; Hirten-, Jäger-, Soldatenlieder u. a.). Einen besonderen Schatz hat das deutsche Volk in seinen ungeschminkten, oft ergreifenden (lyrischen) Volksliedern, die der treuste Ausdruck der Volksseele sind. Von Dichtern geistlicher Lieder sind besonders zu nennen Dr. Martin Luther und Paul Gerhardt, aus der großen Zahl der Dichter weltlicher Lieder Walther von der Vogelweide, Goethe, Eichendorff, Geibel, Heinr. Heine, Rückert, Uhland, Mörike u. a.

2. Die Ode (d. h. Gesang) ist der Ausdruck einer durch religiöse oder weltliche Ideen hervorgerufenen begeisterten Gemütsstimmung (vgl. Klopstock, Die frühen Gräber). Als Hymnus (d. h. Lobgesang) verherrlicht sie Gott und Himmlisches.

3. Die Elegie (d. h. Klagelied) gibt einer wehmütigen Stimmung über das Entbehren dessen, „was mein einst war", rührenden Ausdruck (vgl. Chamisso, Schloß Boncourt). Daneben tritt sie auch als ruhig bewegte, lyrische Betrachtung auf, die sich auf ein Ereignis persönlicher oder allgemeiner Natur bezieht (vgl. Schillers „Spaziergang").

Zur didaktischen Lyrik gehören:

4. das Lehrgedicht, das sich auf Fragen aus dem Gebiete des Erkennens, Glaubens und Lebens erstreckt (vgl. Schiller, Die Worte des Glaubens);

5. der Spruch, der einen bestimmten Fingerzeig für unser Denken und Leben enthält (vgl. Logau, Goethe, Schiller, Rückert);

6. das Epigramm (d. h. Aufschrift, z. B. auf Denkmälern, oder Sinngedicht — ein Spruch mit meist überraschender Schlußwendung, oft voll Witz und Spott (vgl. Goethes und Schillers Xenien);

7. das Rätsel: das Worträtsel läßt ein Wort nach einer bildlichen Beschreibung erraten, das Buchstabenrätsel Worte, Silben und Buchstaben; die Charade

ist ein Silbenrätsel; dem Homonym liegt ein Wort, das doppelte Bedeutung hat, zugrunde (Stadt Münster — das Münster); im Logogryphen sind mehrere Wörter aus einem zugrunde liegenden Worte durch Wegnahme von Buchstaben zu erraten (Strauch, Rauch, auch); das Anagramm bildet aus den Buchstaben eines Grundwortes durch Versetzung neue Wörter (Roma, Omar, Maro, Amor); das Palindrom schildert das zu erratende Wort, vor- und rückwärts gelesen (Leben — Nebel).

13. Der Bau des Dramas. Die Arten der dramatischen Dichtung.

Das Drama gruppiert eine Reihe von Begebenheiten um einen Mittelpunkt, den dramatischen Konflikt, und um einen Helden, den Träger der Grundidee. In sich geschlossen, schreitet die Handlung in Gesprächsform vor den Augen und Ohren der Zuschauer, stetig das Interesse spannend, fort. Das Drama gliedert sich in Akte (Aufzüge), diese wieder zerfallen in Szenen (Auftritte). Der erste Akt enthält meist die Exposition oder vorbereitende Darlegung, die uns das Verständnis der ganzen Lage eröffnet, der zweite die Schürzung des Knotens, der dritte den Höhepunkt der Verwicklung, der vierte den Umschwung und der fünfte die Katastrophe oder Lösung der Verwicklung.

1. Die Tragödie oder das Trauerspiel zeigt einen Helden voll Willenskraft und Leidenschaft im Kampfe gegen die bestehende Weltordnung oder gegen das Schicksal, sein endliches Unterliegen, aber den Sieg der sittlichen Idee. Das heroische Trauerspiel zeigt das Hereingreifen übernatürlicher Einflüsse (Schillers „Braut von Messina"), das historische die Schürzung und Lösung des Knotens auf geschichtlichem Boden und an geschichtlichen Persönlichkeiten (Schillers „Wallenstein"); das bürgerliche bewegt sich innerhalb der Familie und Gesellschaft (Lessings „Emilia Galotti").

2. Das Drama (im engeren Sinne) oder Schauspiel zeigt die dramatische Behandlung eines Konflikts, in den edle, kräftige Charaktere um ideale Güter (Ehre, Recht, Wahrheit, Vaterland, Glauben usw.) gezogen werden, und aus dem das Gute siegreich, der Held aber geläutert, mit erhöhtem und befestigtem Glauben hervorgeht (Lessings „Minna von Barnhelm").

3. Die Komödie oder das Lustspiel bringt Menschen des Alltagslebens durch Mißverständnis, Eigensinn, Sonderbarkeiten und andere Umstände in einen oft nur äußerlichen Konflikt und führt durch allerlei drollige Verwicklungen hindurch endlich zu einer heiteren Lösung, zum Siege des Helden über alle widrigen Zufälle und alles böswillige Ränkespiel (Heinr. v. Kleist, „Der zerbrochene Krug"; G. Freytag, „Die Journalisten").

4. In der Oper oder dem musikalischen Drama wird das Selbst- und Zwiegespräch durch Gesang ersetzt. Der Text muß sich der Musik unterordnen und ist häufig weniger wertvoll.

II. Kurze Biographien der bedeutenderen Dichter und Schriftsteller.

Ahlfeld, Johann Friedrich, berühmter Kanzelredner streng lutherischer Richtung, geb. 1810 zu Mehringen im Anhaltischen, lange Pastor in Leipzig an der Nikolaistraße, starb am 4. März 1884. Seine Predigten und Volksschriften sind geistvoll, volkstümlich und erbaulich. „Erzählungen für das Volk."

Merkwort[1]): „Teilnahme erscheint als ein Licht in den Mühen des Lebens."

Allmers, Hermann, Gutsbesitzer und Schriftsteller, als Sprößling einer altfriesischen Familie 1821 zu Rechtenfleth an der unteren Weser geboren, reiste viel, hielt sich lange in Italien auf und starb 1902. Seine Dichtungen sind warm empfunden, von einem Hauch der Innigkeit durchsonnt, formenschön und liebenswürdig. „Marschenbuch" 1858, „Römische Schlendertage" 1869.

Arndt, Ernst Moritz, deutscher Patriot, zuletzt Professor der Geschichte in Bonn, geb. am 26. Dez. 1769 zu Schoritz auf Rügen unter schwedischer Herrschaft als Sohn eines Leibeigenen, der aber später als Pächter zu Wohlstand kam, gestorben am 29. Jan. 1860 in Bonn, nachdem ein Jahr vorher ganz Deutschland seinen 90. Geburtstag gefeiert hatte. In Greifswald und Jena studierte er Theologie und Philosophie, machte Reisen durch halb Europa, ward Universitätslehrer in Greifswald, mußte wegen seines patriotischen Buches „Geist der Zeit" aus Deutschland flüchten, war in Rußland Begleiter, Freund und rechte Hand des Freiherrn vom Stein, schürte durch seine kräftigen und feurigen Vaterlandslieder den Haß gegen Napoleon und half mit seinen Liedern die Schlachten der Befreiungskriege schlagen, wurde nach dem Frieden Professor in Bonn, von 1820—1840 aber unfreiwillig wegen seiner freiheitlichen Gesinnung, angeblich wegen demagogischer Umtriebe, in den Ruhestand versetzt, endlich aber von Friedrich Wilhelm IV. mit Ehren wieder in sein Amt berufen. Seine Lieder und Prosaschriften sind kraftvoll, feurig, bibeltapfer, schlicht, volkstümlich, kernig und hinreißend, voll deutscher Kraft und Frömmigkeit. Aus ihnen spricht ein edler Mensch, ein feuriger Patriot, ein mannhafter Charakter, ein begeisterter Historiker und ein Dichter voll eigenartiger Kraft. Sein Inneres und Äußeres spiegelten in seltener Reinheit alle Eigenschaften wider, die den deutschen Mann zieren: eine feste, energische Gestalt, ein reiches, poetisch gestimmtes Gemüt, sittlichen Ernst und Strenge, heiße Liebe zu Freiheit und Vaterland. — „Gedichte" 1860. „Geist der Zeit" 1807. „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. F. v. Stein" 1858 u. v. a. Biographien schrieben Langenberg (Bonn 1869), Baur (Hamburg 1870) und Schenkel (Elberfeld 1869). In der Pauluskirche zu Frankfurt 1848 sagte er: „Ich bin gleichsam ein gutes, altes, deutsches Gewissen." In der „Lehre an mich" sagt er Str. 5:

„O sieh! schon steht dein tapfrer Waffenknecht,
der edle Stolz, und zucket mit dem Eisen;
drei Helfer sitzen auf: der Mut, das Recht,
das Licht — sie wollen sich die alten weisen.
Die Wahrheit trägt das leuchtende Panier,
die Hoffnung schwingt die fliegende Standarte;
auch unsichtbare Kämpfer folgen dir:
Gebet und Wunsch sind Hüter auf der Warte.

1) Die bezeichnenden Merkworte sind in der Regel Aussprüche der Dichter.

Bechstein, Ludwig, geb. 1801 zu Weimar, gest. 1860 zu Meiningen als Hofrat und Bibliothekar. Erst Apotheker, erregte er durch seine Sonettenkränze die Aufmerksamkeit des Herzogs von Meiningen, der ihn in Leipzig und München studieren ließ. Er hat viele, ja zu viele und deshalb oft flüchtige Novellen und Romane geschrieben (Das tolle Jahr von Erfurt), sich aber durch sein „Deutsches Märchenbuch" und „Thüringisches Sagenbuch" sowie durch Anregung zur Geschichts- und Sagenforschung, besonders in Thüringen, bleibende Verdienste erworben. Seine Werke sind frisch, gemütvoll, formkundig, voll Liebe zur Natur und zu seiner thüringischen Heimat. Merkwort:

„Könnt ihr lieben? Könnt ihr singen?
Sah der Lenz euch beten nie?
Die das Herz von Schlacken reinigen,
sind die himmlischen Dreieinigen,
die die goldne Zeit uns bringen:
Liebe, Frühling, Poesie."

Becker, Nikolaus, geb. 1810 zu Geilenkirchen, Reg.-Bez. Aachen, gest. 1845 (als Gerichtsschreiber zu Köln) im Hause eines Verwandten in Hunshoven-Geilenkirchen, wo er einst sein berühmtes Rheinlied dichtete. Er hatte die Rechte in Bonn studiert und dichtete 1840 als Auskultator zu Köln sein Rheinlied als Deutschlands Antwort auf die französischen „Rheingelüste". „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein."

Besser, Hermann, geb. 1807 in Zeitz, war Regierungsrat und lebte in Potsdam, starb 1895 in Dresden. Nicht zu verwechseln mit Joh. v. Besser, dem Hofpoeten Friedrichs I. von Preußen, der 1729 in Dresden starb.

Blüthgen, Viktor, geb. 4. Jan. 1844 in Zörbig, lebt als Schriftsteller in Freienwalde.

Bodenstedt, Friedrich, geb. den 22. April 1819 zu Peine in Hannover, gest. den 18. April 1892 in Wiesbaden. Er war zum Kaufmann bestimmt, aber sein Lern- und Dichterdrang durchbrach die Fesseln und führte ihn auf mehrere Universitäten und dann als Hauslehrer der Fürstin Gallizin nach Moskau. Hier studierte er eifrig slawische Sprachen, bereiste später den Kaukasus, leitete in Tiflis ein Knabeninstitut, besuchte Armenien, ging endlich durch die Türkei zurück nach Deutschland und ließ sich in München nieder. In Triest und Bremen war er Redakteur, in München Professor, in Meiningen Intendant des Hoftheaters. Sein köstliches Buch „Tausendundein Tag im Orient" (Berlin 1850), seine „Lieder des Mirza-Schaffy" — aus deutschem Gemüt und in morgenländischem Kleide —, sein episches Gedicht „Oda, die Lesghierin", seine Übersetzung der Shakespearischen Sonette u. v. a. haben ihn dem deutschen Volke lieb gemacht. Mit meisterhafter Biegsamkeit und feinem Verständnis dringt er in die Dichtungen anderer Völker und gewinnt sie der deutschen Zunge und dem deutschen Gemüt. Merkwort:

„Denn was ich an weichen Tönen
euch in Vers und Reime goß,
ist ein Nachklang nur des Schönen,
das ich lang und viel genoß."

Brentano, Klemens, geb. 9. Sept. 1778 zu Frankfurt a. M. und gest. den 28. Juli 1842 in Aschaffenburg bei seinem Bruder Christian, der begabteste, aber auch der schwärmerischste der Romantiker. Als Kaufmann fühlte er sich unglücklich; als Student führte er in Jena ein phantastisch-wildes Leben. Als liebenswürdiger, aber rastloser Wanderer zog er von einem Ort zum anderen, lebte in Berlin, am Rhein, in Böhmen, München usw. Zu Dülmen in Westfalen beobachtete er die Verzückungen der Nonne Katharine Emmerich und schrieb später ihre Offenbarungen nieder. Nach einem an Irrungen und Enttäuschungen reichen, halt- und regellosen Leben schloß er sich immer inniger an die Kirche an. Die besten seiner Schriften sind: „Des Knaben Wunderhorn", eine köstliche Sammlung von Volksliedern, die er mit seinem Schwager Achim v. Arnim

herausgab; „Die Geschichte vom braven Kasperl und vom schönen Annerl"; das Märchen „Gockel, Hinkel und Gakeleia". Seine „Gesammelten Schriften und Briefe" (9 Bde.) gab sein Bruder heraus.

Bürger, Gottfr. Aug., der hervorragendste Lyriker in der Zeit vor Goethe, war geb. 31. Dez. 1747 in Molmerschwende bei Harzgerode und starb am 8. Juni 1794 als Professor in Göttingen. Er studierte in Halle, führte da ein so wildes und wüstes Leben, daß ihn sein strenger Großvater von der Universität wegholte, ging dann nach Göttingen und studierte Rechte, mehr aber noch die schönen Wissenschaften, ward 1772 Amtmann in Gelliehausen unter den Gleichen, führte ein sehr unglückliches Familienleben, indem er die älteste Schwester heiratete, die jüngere aber (die vielbesungene „Molly") liebte und dabei durch eine Pachtung in Schulden und allerlei Verlegenheiten geriet, trat in innige Beziehung zu dem Göttinger Hainbunde und wurde endlich Professor in Göttingen. Nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete er die geliebte Molly, verlor sie aber nach kurzer, glücklicher Ehe und ließ sich dann durch romantische Umstände zu einer dritten Heirat mit Elise Hahn aus Stuttgart verleiten, die ihn in schamloser Weise betrog, und von der er sich endlich scheiden ließ. Als geistig und körperlich gebrochener Mann starb Bürger im 47. Lebensjahre. „Bürgers Werke" gab Ed. Grisebach heraus (Berlin, Grote 1872), auch Jul. Tittmann (Leipzig); sein Leben stellten Althof, Pröhle u. a. dar. Unter seinen Gedichten sind wahre, unvergängliche Perlen volkstümlicher Dichtung und hoher poetischer Kunst. Sie enthalten eine Fülle wirklichen Lebens, sprachlicher Kraft und poetischer Arbeit, sprechen warm und wahr in reizvoller Form, mit melodischem Fluß und sinnlich-kräftigem Ausdruck die mannigfachsten Stimmungen und die volle Wirklichkeit des Lebens aus. Durch seine vorzüglichen Balladen hat er dieser schönen Dichtungsgattung die Wege in Deutschland gebahnt.

Goethes Wort über Bürger: „Er wußte sich nicht zu zähmen, darum zerrann sein Leben und sein Dichten."

Bürgers Sonett: „An das Herz". „Trost":

„Wann dich die Lästerzunge sticht,
so laß dir dies zum Troste sagen:
Es sind die schlecht'sten Früchte nicht,
woran die Wespen nagen."

Chamisso, Adelbert v. (eigentlich Charles Louis Adelaïde de Chamisso de Boncourt), wurde den 30. Januar 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren und starb als Kustos des botanischen Gartens, Mitglied der Akademie und berühmter deutscher Dichter in Berlin den 21. August 1838. Seinen Lebensgang siehe Nr. 16! Als Naturforscher machte er auf dem russischen Schiffe „Rurik" eine Weltumsegelung mit. Die poetische Frucht derselben ist das großartige erzählende Gedicht „Die drei Schiefertafeln" auf Sala y Gomez im Stillen Meere. Den Schmerz um das verlorene Vaterland löste der Dichter poetisch in dem Märchen „Peter Schlemihl, der Mann ohne Schatten". Geehrt, geliebt, in glücklicher Häuslichkeit, wurde der geborene Franzose zum guten Deutschen, ja zum bedeutenden deutschen Dichter, ein seltenes Beispiel in unserer Literatur! Seine Lyrik ist innig und formenschön, besonders liebte er südliche Formen, z. B. die Terzine, seine Epik glutvoll, schlicht innig, menschlich teilnehmend, oft auch herb, grell und düster, alle Dichtungen aber sind getragen von Liebenswürdigkeit, Edelsinn und Wahrhaftigkeit. „Gesammelte Werke" 1874, 4 Bde.; dazu „Leben und Briefe" von seinem Freunde Hitzig. Sein Charakter spricht sich am reinsten und schönsten in „Schloß Boncourt" aus.

Claudius, Matthias, geb. 2. Jan. 1740 als Pfarrerssohn zu Reinfeld in Holstein, gest. am 21. Jan. 1815 im Hause seines Schwiegersohnes Fr. Perthes in Hamburg; seit 1788 Revisor der schleswig-holsteinischen Bank in Altona, mit dem Wohnsitz in Wandsbeck. Hier gab er bis 1775 den volkstümlichen „Wandsbecker Boten" heraus; eine Stellung als Oberlandeskommissar in Darmstadt sagte ihm nicht zu. Seine Studien hatte er hauptsächlich bei seinem Vater und dann auf der Universität Jena gemacht. Mit seinem Weibe Rebekka, einer

Perle ihres Geschlechts, und seinen zahlreichen Kindern führte er in bescheidenen Verhältnissen ein überaus glückliches, frommes Familienleben. Seinen Sohn Matthias und seine 20jährige Tochter Christiane verlor er früh durch den Tod; an allen seinen Kindern erlebte er viel Freude. Seine Werke sammelte er unter dem Titel „Asmus omnia sua secum portans, oder sämtliche Werke des Wandsbecker Boten", 8 Teile. Sein Leben beschrieb W. Herbst 1878, 4. Aufl. Seine Schriften atmen Schlichtheit und Natürlichkeit, Innigkeit und Treuherzigkeit, kraftvolle Volkstümlichkeit und schalkhaften Humor, wenn auch zuweilen etwas erkünstelte Naivität. Viele Lieder sind unvergängliche Blüten des deutschen Gemüts; der Wandsbecker Bote ist in unserer Literatur wie ein Christbaum mit tausend Lichtern, der zwar nicht blendet, aber kindliche Gemüter mit reiner Freude erfüllt.

„Es ist nichts groß, was nicht gut ist, und nichts wahr, was nicht bestehet."
(An meinen Sohn Johannes.)

Curtmann, Wilh. Jak. Georg, geb. 1802 zu Alsfeld im Großherzogtum Hessen, studierte in Gießen, wurde Hauslehrer, Schulvorsteher, Gymnasiallehrer und Direktor, Seminardirektor in Friedberg und starb 1871 in Gießen. Trefflich sind seine „Geschichten für Kinder" (Gießen).

Dach, Simon, geb. 1605 zu Memel, gestorben als Professor der Poesie in Königsberg 1659, der talentvollste und fruchtbarste Dichter der Königsberger Poetengruppe. Viele seiner geistlichen und weltlichen Lieder sind tief empfunden, treuherzig, schlicht in der Form und wahre Volkslieder, wie das zur Hochzeit eines befreundeten Pfarrers gedichtete Lied „Annchen von Tharau", „Lob der Freundschaft" u. v. a. Mit seinen musikalischen Freunden Heinrich Albert und Robertin führte er ein inniges Freundesleben. Er erfreute sich der Gunst des Großen Kurfürsten, der ihm infolge seiner Bitten ein Gütchen schenkte.

„Der Mensch hat nichts so eigen,
so wohl steht ihm nichts an,
als daß er Treu' erzeigen
und Freundschaft halten kann."

Dahn, Felix, geb. 9. Febr. 1834 zu Hamburg, Professor der Rechte erst in München, Würzburg und Königsberg, zuletzt in Breslau seit 1888, hier gestorben am 3. Jan. 1912, ein geistvoller Rechts- und Romanschriftsteller. „Ein Kampf um Rom" ist ein ergreifender Roman voll Kraft und Farbenreichtum.

Dieffenbach, Gg. Christian, geb. 4. Dez. 1822 zu Schlitz im Großherzogtum Hessen, Enkel des Pädagogen Schlez, studierte Theologie, besuchte auch das Seminar in Friedberg und wirkte als Lehrer, wurde dann Geistlicher, gest. 26. Mai 1901 als Oberpfarrer in Schlitz. Seine „Kinderlieder" sind ebenso kindlich wie gemütvoll und innig. Er ist für die Jugend ein Dichter von Gottes Gnaden.

Droste-Hülshoff, Annette Elisabeth Freiin von, eine unserer bedeutendsten Dichterinnen, geb. 10. Jan. 1797 auf dem Stammschloß Hülshoff in Westfalen, gest. den 24. Mai 1848 auf Schloß Meersburg am Bodensee bei ihrem Schwager Freiherrn von Laßberg. Ihre Gedichte und poetischen Erzählungen atmen warme Heimatliebe, Kraft und Frische, Anschaulichkeit und tiefen geistigen Gehalt. Ein treffliches Lebensbild der eigenartigen Dichterin zeichnete ihr Landsmann und Freund Levin Schücking (1870). „Gesammelte Schriften" 1879. 3 Bde. gab derselbe heraus.

Eichendorff, Joseph v., der liebenswürdigste und zarteste Romantiker, wurde den 10. Dez. 1788 auf Schloß Lubowitz bei Ratibor geboren, studierte in Halle und Heidelberg die Rechte, trat in freundschaftliche Verbindung mit den Romantikern Steffens, Achim v. Arnim, Brentano und Friedr. Schlegel, zog mit den Lützowern in den Freiheitskampf, war zuletzt im Staatsdienst Geheimer Ministerialrat in Berlin und Chef der Abteilung für katholisches Kirchen- und Schulwesen und starb den 26. Nov. 1857 im Hause seines Schwiegersohnes zu Neiße. Unter seinen vielen Romanen und Novellen ragt das reizende romantische Idyll „Aus dem Leben eines Taugenichts" taufrisch hervor. Seine reifste und schönste Schöpfung sind aber seine „Gedichte" (1837). Sie sind voll tiefer

Innerlichkeit, voll quellenden Lebens, voll träumerisch weicher Stimmung, duftig und eigentümlich, keck und fromm und von einem sprachlichen Wohllaute, der schon Musik ist. „Sämtliche Werke" 1870, 6 Bde.

„Den lieben Gott laß in dir walten,
aus frischer Brust nur treulich sing'!
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
das andre ist erbärmlich Ding."

Enslin, Karl Wilh. Ferd., ein liebenswürdiger Klassiker der Kindheit, geb. 1819 zu Frankfurt a. M., im Lehrerseminar zu Eßlingen, Lehrer in seiner Vaterstadt, gest. den 14. Okt. 1875.

Ernst, Otto (Deckname für Otto Ernst Schmidt), geb. 7. Okt. 1862 in Ottensen bei Hamburg als Sohn eines Zigarrenarbeiters, war fast zwei Jahrzehnte lang Volksschullehrer in Hamburg und lebt jetzt daselbst als Schriftsteller. Außer Gedichten hat er Novellen, Romane („Asmus Sempers Jugendland") und Dramen („Flachsmann als Erzieher") geschaffen.

Falke, Gustav, geb. 11. Jan. 1853 zu Lübeck, Musiklehrer in Hamburg.

Feuchtersleben, Ernst von, Arzt und Professor in Wien; daselbst geb. 1806, gest. 1849. „Diätetik der Seele". Seine „Gedichte" sind sinnig, klar, schlicht, teilweise volkstümlich.

Fleming, Paul, der begabteste Dichter der ersten schlesischen Schule, geb 1609 zu Hartenstein im Vogtlande, studierte in Leipzig Medizin, nahm als Hofjunker und Truchseß teil an einer pomphaften holsteinischen Gesandtschaft nach Rußland und Persien, dichtete in Hamburg als Vorbereitung auf die Reise das innige Lied „In allen meinen Taten", verlobte sich in Reval, kehrte glücklich heim, erwarb in Leiden den Doktortitel, starb aber schon 1640 in Hamburg. Sein freies, großes Talent durchbrach zuweilen die toten Formen der Opitzschen Schule und fand unmittelbare, herzinnige, wohllautende und einfache Klänge — neben allerlei rednerischen Kunststücken.

Fontane, Theodor, geb. 1819 zu Neuruppin, lebte als vaterländischer, besonders märkischer Dichter, Historiker und Novellenschreiber in Berlin, wo er am 20. Sept. 1898 starb. Er trifft frisch, kernig und patriotisch kurzangebunden den Volks- und Soldatenton.

Förster, Friedrich, geb. 1791 zu Münchengosserstedt, machte die Freiheitskriege im Lützowschen Korps mit und starb in Berlin 1868 als Hofrat und Kustos der Museen.

Freiligrath, Ferdinand, als Lehrerssohn den 17. Juni 1810 in Detmold geboren, besuchte das Gymnasium, wurde Kaufmann, lebte als solcher in Amsterdam, Soest, Barmen, lenkte durch seine Gedichte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, erhielt ein Jahrgeld von Friedrich Wilhelm IV. und lebte in Unkel, Darmstadt, St. Goar ganz der Poesie, stürzte sich mit Kündigung der königlichen Pension und seinem „Glaubensbekenntnis" in die politischen Kämpfe der Zeit, flüchtete nach Belgien, der Schweiz und England, kehrte 1848 zurück, mußte abermals nach London flüchten, gewann als Kaufmann und Schriftsteller seinen Lebensunterhalt, wurde 1868 vom deutschen Volke durch eine Ehrengabe geehrt, lebte, zurückgerufen, erst in Stuttgart und zuletzt in Kannstatt als Herausgeber eines englischen Blattes und starb, nachdem er noch die Einheit und Größe Deutschlands erlebt und freudig begrüßt hatte, den 18. März 1876 in Kannstatt.

Die Neuheit seiner Stoffe — Meer, Wüste, Tropen —, die Fremdartigkeit der Bilder, die Glut der Farben, die Kühnheit der Reime, die außergewöhnliche Gewandtheit in der Behandlung der Sprache, dabei leidenschaftlich gespannte Situationen, zartes Empfinden bei Feuer und rednerischem Schwunge zündeten in der Nation und fegten die süßliche, verschwommene Lyrik der Zeit hinweg. Bei vielen Vorzügen fanden sich allerdings auch in dem Grellen und Seltsamen, den unpoetischen Reimen und gewagten Bildern nicht wenig Mängel; aber sie sind nicht groß genug, um die Schönheit der Freiligrathschen Gedichte zu verdunkeln.

Freytag, Gustav, wurde am 13. Juli 1816 in Kreuzburg in Schlesien, unweit der polnischen Grenze, geboren. Er war zunächst Privatdozent für deutsche Literatur an der Universität Breslau, widmete sich aber dann ganz der Schriftstellerei. Die Wintermonate verlebte er in Leipzig, gegen Ende seines Lebens in Wiesbaden, die Sommermonate in dem Dorfe Siebleben bei Gotha. Seine Dramen haben — von dem Lustspiele „Die Journalisten" abgesehen — für uns wenig Bedeutung mehr. Wohl aber besitzt sein Roman der Kaufmannswelt „Soll und Haben" noch heute Lebenskraft; in ihm zeigt er „deutsches Wesen in klar erkanntem Gegensatz zu jüdischem und polnischem und weist der deutschen Arbeit nationale Aufgaben zu" (Adolf Bartels). In dem achtteiligen Roman „Die Ahnen" führt er uns das Leben eines und desselben deutschen Geschlechtes von der germanischen Urzeit bis ins 19. Jahrhundert vor. Seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" sind das beste kulturgeschichtliche Werk, das wir Deutsche über unsere Vergangenheit besitzen. Freytag starb in Wiesbaden am 30. April 1895.

Fröhlich, Abraham Emanuel, geb. 1796 zu Brugg im Aargau, studierte in Zürich Theologie, wurde Lehrer, Professor und Rektor der Bezirksschule in Aarau, dabei Diakonus und starb 1865 bei seinem Sohne in Gabendorf. „Fabeln" 1825.

Geibel, Emanuel v., der bedeutendste und gefeiertste Lyriker der Neuzeit, ist geb. den 18. Okt. 1815 als Pfarrerssohn in Lübeck, studierte in Bonn und Berlin, ging als Erzieher nach Athen, kehrte 1840 zurück und veröffentlichte seine „Gedichte", erhielt von dem Preußenkönige Friedrich Wilhelm IV. eine lebenslängliche Pension, führte ein künstlerisches Wanderleben, verheiratete sich glücklich, wurde von Max II. nach München als Professor und königlicher Vorleser berufen, bildete dort den Mittelpunkt eines schönen Künstlerkreises; wegen seiner Begeisterung für die Einigung Deutschlands angefeindet, verzichtete er auf alle bayrischen Ehren und kehrte 1868 in seine Vaterstadt Lübeck zurück, die ihn zum Ehrenbürger machte. Daselbst starb er den 6. April 1884. Er ist der Herold des neuen Reiches. Tief und ernst, innig und formenschön sind Geibels Gedichte. Künstlerisches Gleichmaß, reine Schönheit und edle, männliche Gesinnung haben das Gewicht seines Talents gesteigert. Die „Juniuslieder" 1848, „Neuen Gedichte" 1857, „Gedichte und Gedenkblätter" 1864, „Heroldsrufe" 1871, „Spätherbstblätter" 1878 tragen wie seine Dramen (Tragödie Sophonisbe usw.) den Stempel seines Geistes und Charakters. Biographie von Gödecke.

Distichon.

Freilich, die Tochter des heutigen Tages ist immer die Dichtkunst,
aber die Mutter zugleich soll sie des künftigen sein.
Was die Epoche besitzt, das verkündigen hundert Talente;
aber der Genius bringt ahnend hervor, was ihr fehlt.

Gellert, Christian Fürchtegott, geb. den 4. Juli 1715 als Pfarrerssohn zu Hainichen im Erzgebirge, besuchte die Fürstenschule zu Meißen, studierte in Leipzig, wurde Hofmeister, später Magister und Professor in Leipzig, starb am 13. Dezember 1769 nach langem Kränkeln. — Seine Schriften und sein edler Charakter übten einen ungeheuren Einfluß auf die Zeitgenossen aus. Bleibenden Wert behalten seine „Fabeln" und „geistlichen Lieder". Sind die Tiere seiner Fabeln auch nur verkappte Professoren der Moral, so sind doch die Fabeln selbst wertvolle Sittenbilder der Zeit; alles war so lebendig, launig, verständig, volkstümlich und edel, daß der Dichter alle Gesellschaftskreise gleich ansprach und erhob. Eine Ausgabe seiner „Sämtlichen Werke" besorgte G. Klee, Biographien schrieben Döring und Ritter (1870).

„O Gott, wie muß das Glück erfreun,
der Retter einer Seele sein!"

Gerok, Karl von, geb. den 30. Januar 1815 zu Vaihingen an der Enz, Schüler in Stuttgart, Student in Tübingen, Geistlicher in Böblingen und dann Stuttgart, seit 1868 Prälat, Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat, gestorben

14. Jan. 1890. Er ist der innigste religiöse Lyriker der Gegenwart. „Palmblätter", „Pfingstrosen". Weltlichen Inhalts sind: „Blumen und Sterne", patriotischen: „Deutsche Ostern". Selbstbiographie: „Jugenderinnerungen". Innig, zart und versöhnend, geistreich und humorvoll ist seine Muse.

„Nie im Jubel heller Freuden
hab' ich je ein Lied erdacht,
nie den holden Lenz besungen
mitten in des Lenzes Pracht.
Schüchtern schwieg der Dichtung Stimme
vor des Lenzes Übermacht;
erst wenn mir ein Glück gestorben,
ist's im Liede neu erwacht."

Giesebrecht, Heinrich Ludw. Theod., geb. 1792 zu Mirow in Mecklenburg, nahm an den Freiheitskriegen teil, war Professor am Gymnasium zu Stettin und starb 1873 in Berlin.

Goethe, Joh. Wolfgang v., der größte deutsche Dichter, ward geboren den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M., von seinem Vater, dem kaiserlichen Rat Joh. Kasp. G., einem strengen, gemessenen, aber mutigen und wahrhaftigen Manne, unterrichtet, von seiner heiteren, herzlichen und begabten Mutter Elisabeth geb. Textor frisch und unverkünstelt angeregt; in einer wohlgeordneten patrizischen Häuslichkeit, zwischen großen Erinnerungen der freien Reichsstadt, dem frischen Wellenschlage der Zeitbegebenheiten und allerlei förderlichen Bildungseinflüssen wuchs der begabte Knabe heran. Er studierte in Leipzig, kam krank und verstimmt nach Hause, vollendete seine juristischen Studien in Straßburg und trat hier in lebhaften Verkehr mit Herder u. a. In Frankfurt war er als Advokat tätig, ging an das Reichskammergericht nach Wetzlar, machte mit seinem Freunde Merk eine lustige Rheinreise, kehrte nach Frankfurt als Advokat zurück, beschäftigte sich aber mehr mit der Kunst als mit der Praxis, machte abermals eine Reise an den Rhein und in die Schweiz, folgte 1775 einem Rufe des Herzogs Karl August nach Weimar, erhielt die höchsten Ämter und Ehren in rascher Folge, seufzte unter dem Drucke vieler lästigen Pflichten, die seine Dichterkraft schier verschütteten, reiste 1786 im Herbst nach Italien, weilte dort im Genuß herrlicher Natur und Kunst bis zum Sommer 1788, kehrte nach Weimar zurück und wurde nun mit der Oberaufsicht über alle Veranstaltungen der Kunst und Wissenschaft betraut, begleitete den Herzog nach Schlesien, auf dem Rheinfeldzuge, befreundete sich 1794 innig mit Schiller, machte seine dritte Schweizerreise und 1814 eine Reise an den Main, Rhein und Neckar, war jahrelang der unbestrittene König der deutschen, ja der Weltliteratur, starb den 22. März 1832 und wurde in der Fürstengruft neben seinen beiden Freunden, dem Herzog Karl August und Schiller, beigesetzt. „Mehr Licht!" war sein letztes Wort. Sein Geist umfaßte alle Gebiete des Lebens und des Wissens, und sein Dichterwort wußte dem idealen Inhalt des Geistes wie dem realen des Lebens in allen Formen der poetischen Kunst ebenso einfachen, sachlichen, packenden wie kunstvollen Ausdruck zu geben. Die poetische Phantasie und Ursprünglichkeit, die kindliche Welt- und Lebensfreude der Dichter unserer ersten großen Literaturepoche verband er mit einer tiefen, vielseitigen Bildung. Seine Dichtungen sind gleichzeitig schöne, wahre Natur- und hohe Kunstgebilde, volkstümlich und geistvoll, lebensfroh und hochgesinnt.

„Es ist das schönste Glück des denkenden Menschen, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche in Ehrfurcht zu verehren."

über seine Charaktereigentümlichkeit sagt er:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
des Lebens ernstes Führen,
vom Mütterchen die Frohnatur
und Lust zum Fabulieren."

Seine zahlreichen Werke sind vielmal aufgelegt worden; eine gute und billige Ausgabe ist die von Heinr. Kurz im Bibliographischen Institut in Leipzig.

Goethe-Ausleger sind u. a. Hoffmeister, Viehoff, Düntzer. Eine ganze große Literatur existiert über Goethes Leben und seine Werke.

Grimm, Gebrüder Jakob und Wilhelm, unsere tiefsinnigsten Sprachkenner und -forscher und fleißigsten wie verständnisvollsten Sammler von Volksmärchen und Sagen. Beide wurden zu Hanau (Jakob 4. Januar 1785, Wilhelm 24. Februar 1786) geboren, besuchten das Lyzeum in Kassel und studierten die Rechte in Marburg, litten viel unter der französischen Gewaltherrschaft, reisten (Jakob nach Paris zur Ausbeutung der Bibliotheken), wurden Bibliothekare und dann Professoren in Göttingen, wegen ihres Mannesmutes und ihrer Gewissenhaftigkeit in politischen Dingen entlassen, aber nach Berlin als Mitglieder der Akademie berufen. Nach einem Lebensabend voll Arbeit, Ehre und Frieden starb der immer kränkliche Wilhelm den 16. Dezember 1859, Jakob den 20. September 1863.

Güll, Friedrich, neben Hey der liebenswürdigste Klassiker der Kindheit, geb. 1812 zu Ansbach, besuchte das Seminar in Altdorf, wurde Lehrer in Flachslanden, Ansbach und zuletzt in München, trat 1876 in den Ruhestand und starb 1879. Seine „Kinderheimat in Liedern und Bildern" und seine „Weihnachtsbilder" enthalten herrliche, frische und innige Kinderlieder. Die Sorge und Not, die den edlen Kinderfreund durchs Leben begleitete, hat ihm die Kinderliebe nicht verbittern und den Brunnen goldner Lieder nicht verschütten können.

„Wir sind auf dieser Welt, nicht um glücklich zu sein, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun."

„Ein Goldschmied war mein Vater,
war mein Großvater schon,
und eine Goldschmiedsader
pocht auch in mir, dem Sohn."

Halm, Friedrich (eigentl. Freiherr v. Münch-Bellinghausen), geb. 1806 in Krakau, studierte die Rechte in Wien, brachte es im Staatsdienste bis zum Generalintendanten der beiden kaiserlichen Hoftheater, starb 1871. Er gab „Gedichte" und „Novellen" heraus, war aber besonders Dramatiker („Fechter von Ravenna"). Dabei verstand er malerische Anordnung, energische Spannung des Konflikts, klang- und glanzvolle Sprache, ließ aber auch krankhafte Elemente einfließen.

Harms, Klaus, ein origineller, geistvoller und glaubensstarker Geistlicher in Kiel, geb. 1778, gest. 1855.

Hauff, Wilhelm, geb. 1802 in Stuttgart und gest. daselbst 1827, ein vielversprechendes Dichtertalent. Prächtige Märchen, der Roman „Lichtenstein" und volkstümliche Lieder sind von ihm.

Hebbel, Friedrich, ein armer Bauernsohn aus Wesselburen in Dithmarschen, geb. 1813, rang sich durch eigene Kraft empor, studierte in Heidelberg und München, durchreiste mit einem Stipendium des Königs von Dänemark Frankreich und Italien, ließ sich in Wien nieder und starb hier 1863. Eine gewaltige, urwüchsige Dichterkraft, besonders im Drama, aber oft schroff, herb und kalt.

Hebel, Joh. Peter, der liebenswürdige, schalkhafte rheinländische Hausfreund, wurde als Sohn eines armen Webers geboren den 10. Mai 1760 zu Basel, wohin seine Eltern aus ihrem Heimatorte Hausen auf Arbeit gekommen waren, besuchte die lateinische Schule in Schopfheim und das Gymnasium in Karlsruhe, studierte in Erlangen Theologie, bekleidete ein Lehr- und Predigtamt in Lörrach, kam an das Gymnasium nach Karlsruhe, ward 1805 zum Kirchenrat, 1808 zum Direktor des neuen Lyzeums, 1819 zum Prälaten ernannt und starb den 22. September 1826 auf einer Reise nach Schwetzingen, wo er auch begraben liegt. Durch seine „Alemannischen Gedichte" und seinen Volkskalender, den „Rheinländischen Hausfreund", dessen beste Erzählungen im „Schatzkästlein" gesammelt sind, hat sich Hebel als unser größter Dialektdichter und bester Volksschriftsteller bewährt. Die Gedichte in der kindlich-schalkhaften alemannischen Mundart sind innig empfunden, gemütlich, treu-

herzig und mannigfaltig im Ton, treue, lebendige und farbenreiche Sitten- und Naturgemälde. Die Erzählungen sind von köstlicher Schlichtheit und Natürlichkeit, voll Witz und Schalkheit, lebendiger Darstellung und sinnlicher Anschaulichkeit, unübertroffene Muster des volkstümlichen Stils. „Sämtliche Werke" in 1 Bd. herausgegeben von Wendt, Berlin 1873. Biographie von Längin, Karlsruhe 1874.

„Ich helfe Kisten laden, doch mach' ich auch Charaden."

Heine, Heinrich, geb. 13. Dez. 1799 zu Düsseldorf, stammte von jüdischen Eltern und war für den Kaufmannsstand bestimmt, setzte es aber durch, daß er in Bonn, Göttingen und Berlin die Rechte studieren durfte. In Göttingen bestand er 1825 sein juristisches Examen, und zu Heiligenstadt ließ er sich in demselben Jahre in der Stille taufen. Er reiste viel, ließ sich bald hier, bald da nieder, war an verschiedenen Zeitschriften tätig und machte durch seine Dichtungen und Schriften allgemeines Aufsehen, ging endlich im Mai 1831 nach Paris und empfing dort seit 1836 aus der Unterstützungskasse für Flüchtlinge aller Länder Europas jährlich eine bedeutende Unterstützung. Nach einem regellosen, wilden Leben sank er an einem Rückenmarksleiden auf ein schmerzvolles, langes Krankenlager, blieb aber frischen, kecken, ungetrübten Geistes und setzte, wiewohl ganz abgezehrt und gelähmt, seine literarische Tätigkeit fast bis zu dem Augenblicke fort, da ihn der Tod aus seiner „Matratzengruft" erlöste, am 17. Februar 1856.

Sein unsterbliches „Buch der Lieder" 1827 bezauberte alle Welt, ebenso die „Reisebilder" 1826—31. Seine Lieder sind von seltener Tiefe und Fülle, sinnlich frisch und keck, dabei schlicht und echt volkstümlich im Ton. Die „Reisebilder" fesselten namentlich die feurige Jugend durch reizende Naturbilder, tiefe Herzensklänge, allerlei wunderliche Einfälle und Wortspiele, treffenden und beißenden Witz und kecke Sprünge aus dem Trübsinn in die Leichtfertigkeit. Mehr und mehr verirrte sich Heines große Dichtergabe auf verhängnisvolle, auch andere verlockende Abwege. Sinnlicher Genuß, unruhige Eitelkeit, Verspottung alles Heiligen, persönliche Angriffe, Schmähung des deutschen Vaterlandes usw., das sind die Geister, die in seinen literarischen Arbeiten leider zu oft ihren Hexentanz halten. Immer aber brechen die hellen Lichtstrahlen eines großen Talentes durch den Wust. Seine Werke sind am vollständigsten und besten in 21 Bänden von Adolf Strodtmann, der auch seine Biographie schrieb, herausgegeben worden. — Voll Selbstgefühl schrieb er:

„Ich bin ein deutscher Dichter,
bekannt im deutschen Land.
Nennt man die besten Namen,
wird auch der meine genannt."

Herder, Joh. Gottfr. v., wurde den 25. August 1744 als Sohn eines armen Lehrers in der ostpreußischen Stadt Mohrungen geboren. Einer friedlichen und glücklichen, wenn auch entbehrungsreichen Jugend im Elternhause folgten schwere und bittere Jahre des Strebens und Ringens nach höherer Bildung. Als Schreiber und Aufwärter des Diakonus Trescho las und studierte er die Nächte hindurch in dessen Büchern und wurde endlich von ihm ob dieses unverwüstlichen Bildungsdranges zu den Lehrstunden seiner Söhne zugelassen. Ein russischer Regimentschirurg nahm ihn mit nach Königsberg, um ihn als Wundarzt studieren zu lassen, aber bei der ersten Leichenöffnung fiel er in Ohnmacht. Unter den drückendsten Verhältnissen studierte er Theologie, gewann an dem großen Philosophen Kant einen vortrefflichen Lehrer, an Hamann, dem Magus des Nordens, einen anregenden Freund. 1764 wurde er Lehrer an der Domschule in Riga, dazu 1767 auch Prediger, reiste 1769 nach Frankreich und den Niederlanden, wurde 1770 Reisebegleiter eines holsteinischen Prinzen, mußte in Straßburg wegen der Operation einer lästigen und entstellenden Tränenfistel seinen Abschied nehmen, lernte Goethe kennen und übte einen großen Einfluß auf ihn aus, ward 1771 Hauptpastor und 1775 Superintendent in Bückeburg, ging 1776 als Generalsuperintendent nach Wei-

mar, gehörte hier zu dem weimarischen „klassischen Viergestirn", machte mit der Herzogin Amalie 1788 eine Reise nach Italien, ward Präsident des Konsistoriums und geadelt und starb den 18. Dez. 1803. Auf seiner Gedächtnistafel in der Stadtkirche, wo er begraben liegt, steht der Wahlspruch seines Lebens:

„Licht, Liebe, Leben."

Unsterbliche Verdienste hat sich Herder erworben als kundiger Sammler der Volkspoesie („Stimmen der Völker"), als Philosoph („Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit"), als Pfadfinder und Bahnwart in der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, als Legenden- und Parabeldichter, als Übersetzer (Cid), als Theologe und Schulmann. Männlich und würdig, reif und rein, groß und künstlerisch zeigt er sich in allen seinen Schriften. Seine Stimmung war häufig reizbar, durch Melancholie und Sorgen getrübt. Die treueste und verständnisvollste Freundin seines Lebens war seine Gattin Karoline geb. Flachsland.

Hesekiel, Georg, geb. 1819 zu Halle a. S., gest. 1874 zu Berlin als Zeitungsredakteur und Hofrat. Er schrieb viele vaterländische Romane und schwungvolle, teilweise echt volks- und soldatenmäßige Lieder. „Preußenlieder" 1846. „Zwischen Sumpf und Sand" 1863. „Preußische Kriegs- und Königslieder" 1871.

Hey, Wilhelm, geb. 1789 im gothaischen Dorfe Leina und gest. 1854 als Superintendent in Ichtershausen bei Gotha. Er war der wärmste Freund der Jugend und ist der beste Klassiker für die Kindheit. Seine beiden Sammlungen von 50 Fabeln mit den Bildern von O. Speckter (Gotha bei Perthes) sind die gesündeste und schönste Speise für Kinder.

Heyse, Paul, geb. 1830 zu Berlin, studierte in Bonn, machte eine Reise nach Italien, ward vom König Max II. nach München berufen, wo er seit 1854 ganz der Dichtkunst lebte. Zart empfundene und formschöne, doch nicht zahlreiche „Gedichte", viele eigenartig geschürzte Novellen, Romane, poetische Erzählungen, Dramen und Epen haben wir von ihm. Er starb am 2. April 1914.

Hoffmann, Heinr. Aug. (v. Fallersleben), geb. den 2. April 1798 zu Fallersleben im Hannoverschen und gest. den 19. Januar 1874 als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor auf Schloß Corvey bei Höxter. Er studierte mit Vorliebe vaterländische Sprache und Literatur, wurde 1835 Professor in Breslau, verlor aber diese Stellung wegen seiner freien politischen Grundsätze, die er in den „unpolitischen Liedern" 1840 aussprach. Jahrelang führte er nun ein unstetes Wanderleben, hier gefeiert, dort bestraft, überall aber seinen wissenschaftlichen Studien und der Dichtkunst lebend. Groß sind seine Verdienste als Forscher und Herausgeber alter Literaturdenkmäler, größer aber seine Verdienste um das sangbare volkstümliche Lied. Seine Wander-, Wein-, Landsknechts- und Stimmungslieder sind schlicht, innig, heiter, sangbar, volkstümlich, oft echte Volkslieder, seine politischen Gedichte keck, scharf, beißend, witzig, ja zuweilen possenhaft. Die Zahl seiner Werke ist sehr groß, vieles darunter leichte Ware. Eine Auswahl aus „Sämtlichen Gedichten" erschien 1875. Auf Helgoland dichtete er: „Deutschland, Deutschland, über alles!" Dort ist ihm ein Denkmal errichtet. In „Mein Leben" schrieb er eine umfangreiche Selbstbiographie.

„Nicht betteln, nicht bitten! Nur mutig gestritten!
Nie kämpft es sich schlecht für Freiheit und Recht."

Hölty, Ludwig Heinrich Christoph, geb. 1748 zu Marienfee im Hannoverschen, studierte in Göttingen und war Mitglied des Hainbundes, wohl das bedeutendste Talent desselben. Nach langer, geduldig ertragener Brustkrankheit starb er schon 1776. Seine „Gedichte" (Lieder, Elegien und Idyllen) sind weich und gefühlvoll, anspruchslos und anmutig, voll Lebensfreude und sanfter Todesahnung.

Holz, Arno, geb. 1863 zu Rastenburg in Ostpreußen, kam früh nach Berlin und lebt dort als Schriftsteller. Seine Lieder im „Buche der Zeit" hatten den größten Erfolg.

Horn, O. v. (Pseudonym für Friedr. Wilh. Oertel), geb. 1798 zu Horn auf dem Hunsrück, Superintendent in Sobernheim, gest. 1867 in Wiesbaden, ein Volksschriftsteller (die „Spinnstuben") voll Liebe zum Volk, voll Anmut, Humor und gesunder Frömmigkeit.

Immermann, Karl, geb. 24. April 1796 in Magdeburg als Sohn eines preußischen Beamten aus der Zeit Friedrichs d. Gr., studierte die Rechtswissenschaften in Halle, trat als Freiwilliger ins preußische Heer ein und nahm an den Schlachten bei Ligny und Waterloo teil. Er starb 25. Aug. 1840 als Landgerichtsrat in Düsseldorf. Sein satirischer Roman „Münchhausen, eine Geschichte in Arabesken", enthält die ländliche Episode „Der Oberhof" mit der prächtigen, kerndeutschen Gestalt des westfälischen Hofschulzen.

Kaulisch, Friedr. Wilh., geb. 1827, gest. 1881, war Lehrer zu Neustadt in Sachsen.

Keller, Gottfried, geb. 1819 zu Zürich, hatte einen unregelmäßigen Bildungsgang, machte in München Maler-, in Heidelberg philosophische, geschichtliche und ästhetische Studien, reiste viel, war von 1861 bis 1876 Staatsschreiber in Zürich und starb da am 15. Juli 1890. Seine eigene Entwicklungsgeschichte haben wir im „Grünen Heinrich". Seine Gedichte, Romane und Novellen gehören zu den besten poetischen Schöpfungen der Neuzeit.

Kerner, Justinus, geb. 1786 in Ludwigsburg, studierte in Tübingen Medizin, schloß Freundschaft mit Uhland und anderen schwäbischen Dichtern, war zuletzt Oberamtsarzt in Weinsberg und baute sich am Fuße der alten Burg „Weibertreue" unter grünen Bäumen an. Sein Haus stand allen Gästen offen, und nicht wenige wurden von nah und fern durch den Ruf seiner Liebenswürdigkeit, seiner Geisterseherei und durch seinen Dichterruhm herbeigelockt. Er schwärmte für die Freundschaft, für die Natur und besonders für die Nachtseite derselben, wie sie sich ihm in allerlei Geisterspuk, geheimnisvollem Weben und Walten und ungelösten Rätseln zeigte. Er erblindete zuletzt und starb den 22. Februar 1862 zu Weinsberg. Seine Lieder sind schlicht, gefühlsinnig, träumerisch, wehmütig, sangbar und teilweise kernig und voll gesunden Humors. Seine mystischen Romane wie die „Seherin von Prevorst" sind ohne Wert. „Ausgewählte poetische Werke" 1879. 2 Bde.

Kinkel, Gottfried, geb. 1815 zu Oberkassel bei Bonn, gest. 1882 als Professor der Kunstgeschichte und Altertumskunde in Zürich. Als Professor in Bonn beteiligte sich der freisinnige Mann 1849 an den Kämpfen in Baden und ward zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, floh aber 1850 aus Spandau mit Hilfe treuer Freunde nach London, wo er als Lehrer seinen Unterhalt gewann, und wurde 1866 als Professor an das Polytechnikum nach Zürich berufen. Er hat Gedichte, poetische Erzählungen (Otto der Schütz), Dramen und viele wissenschaftliche Aufsätze geschrieben. Seine Gedichte spiegeln weniger sein wildbewegtes Leben wider, sondern sind gemütvoll, innig, sinnig, anmutig, formenschön, ja zuweilen schelmisch-reizvoll.

Kletke, G. Hermann, geb. 1813 zu Breslau, siedelte 1837 von Wien nach Berlin über, wurde 1867 Chefredakteur der Vossischen Zeitung und starb 1886. Sinnig und innig weiß er den rechten Ton für die Jugend zu treffen. „Gedichte" 1852. „Märchenbuch" 1864.

Klopstock, Friedrich Gottlieb, der helle Morgenstern an dem Dichterhimmel der Neuzeit, wurde den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren, in Schulpforta gebildet, studierte in Jena und Leipzig Theologie, wurde Erzieher in Langensalza, besuchte Bodmer in der Schweiz, erhielt durch den Grafen Bernstorff vom dänischen König ein Jahrgehalt, lebte in Halberstadt, Braunschweig, Quedlinburg, Karlsruhe (badischer Hofrat) und zuletzt in Hamburg, wo er den 14. März 1803 starb. Er wurde mit königlichen Ehren auf dem Kirchhofe zu Ottensen neben seiner geliebten Meta begraben. Klopstock hat den verschütteten Quell der Dichtkunst wieder geöffnet, in der Begeisterung und göttlichen Begabung ihr Wesen, in Gott, der Natur, dem Vaterlande und dem Menschenherzen ihre ewigen Quellen und in der meisterhaften Behand-

lung der deutschen Sprache ihr unübertreffliches Kunstmittel gezeigt. In die Formen und Maße des klassischen Altertums goß er deutschen Geist und deutsche Stoffe. Am größten war er als Odendichter und in dem religiösen Kunstepos „Messias". Seine Begabung war überwiegend lyrisch. Eine ungemessene Bewunderung zollten ihm seine Zeitgenossen, und unbedingtes Vorbild war er dem nachwachsenden Dichtergeschlechte (so dem Göttinger Hainbunde). Grabschrift:

Saat von Gott gesäet,
am Tage der Garben zu reifen!
Bei seiner Meta und seinem Kinde
ruhet Friedr. Gottl. Klopstock.

Knapp, Albert, geb. 1788 zu Tübingen, starb als Stadtpfarrer in Stuttgart 1864. In seinen geistlichen Liedern verbindet er warme Empfindung mit geistiger Klarheit und gefälliger, edler Form. „Auswahl seiner Gedichte" 1868.

Kopisch, August, geb. 1799 in Breslau, widmete sich in Prag und Wien der Malerkunst, mußte derselben wegen eines Übels an der Hand entsagen, bildete unter dem heiteren Himmel Italiens, wo er sich mit Platen befreundete und als kühner Schwimmer die blaue Grotte bei Neapel entdeckte, sein poetisches Talent aus, wurde Professor in Berlin und starb 1853. Sein poetisches Talent ist getragen von heiterem Humor, weiß allerlei Naturlaute aufs glücklichste nachzuahmen und volkstümliche Schwänke und Narrenstreiche mit ernster Miene vorzutragen. „Gesammelte Werke" 5 Bde. 1856.

Körner, Theodor, 1791 zu Dresden als Sohn von Schillers kunstsinnigem Freunde geboren, widmete sich in Freiberg dem Bergbau, studierte in Leipzig und Berlin, wurde in Wien Hoftheaterdichter, trat infolge des „Aufrufs" 1813 begeistert in das Lützowsche Freikorps und fiel den 26. August 1813 als Lützows Adjutant in dem Gefecht bei Gadebusch. Sein Grab befindet sich im Eichenschatten bei Wöbbelin in Mecklenburg. Seine patriotischen Gedichte „Leier und Schwert" voll heißen, bewegten Lebens und doch klar und schön im Ausdruck, haben ihm unvergänglichen Ruhm erworben und den Erzfeind Napoleon schlagen helfen. Noch heute wirkt ihre Glut und Kraft begeisternd. Auch ein bemerkenswertes dramatisches Talent besaß Körner (Zriny). „Sämtliche Werke" von K. Streckfuß 1834.

Krummacher, Friedr. Adolf, geb. 1768 zu Tecklenburg in Westfalen, starb als Geistlicher in Bremen 1845. Seine berühmten „Parabeln" sind sinnig, fromm und formenschön.

Lenau, Nikolaus (eigentl. Nik. Niembsch Edler v. Strehlenau), geb. den 13. August 1802 zu Czatad in Ungarn, studierte in Wien die Rechte, geriet durch seine feurige Natur und seine hochfliegenden Ideale mit der Wirklichkeit in Zwiespalt, fand an den „schwäbischen Dichtern" verständnisvolle und fördernde Freunde, wanderte europamüde nach Amerika aus, kehrte enttäuscht zurück, suchte rastlos und unbefriedigt auf Reisen nach den Alpen usw. Zerstreuung, verschärfte den Widerspruch zwischen Kampfeslust und Friedenssehnsucht immer schmerzlicher in sich, wurde im Hause seines Freundes, des Hofrats Reinbeck in Stuttgart, endlich wahnsinnig und starb umnachteten Geistes in einer Irrenanstalt bei Wien den 26. August 1850. Seine Gedichte und poetischen Lebensbilder („Faust". „Savonarola". „Die Albigenser") bekunden ein ungewöhnliches Dichtertalent und erregten besonders in jener gärenden Zeit das lebhafteste Interesse bei allen Zeitgenossen. Die Tiefe des Gefühls, der melodische Tonfall der Sprache, die glühenden, fremdartigen Bilder, die Mischung kräftiger Wirklichkeit mit einer elegischen Stimmung, die Schönheit der Naturschilderung neben der Zerrissenheit eines unbefriedigten Gemüts: das alles übt einen eigenartigen, unwiderstehlichen Zauber aus. „Sämtliche Werke" 4 Bde. 1856 von Anastasius Grün. „Lenaus Leben" von seinem Schwager Schurz 1855.

„Deine Braut heißt Qual, — den Segen
spricht das Unglück über euch." —

Lessing, Gotthold Ephraim, wurde den 22. Januar 1729 zu Kamenz in der sächs. Oberlausitz als Sohn eines Predigers geboren, besuchte die Fürstenschule zu Meißen („ein Pferd, das doppeltes Futter haben mußte"), studierte in Leipzig, Berlin und Wittenberg dem Namen nach Theologie, in Wahrheit alle geistigen Interessen, besonders die schönen Künste, wurde Magister, befreundete sich in Berlin mit Moses Mendelssohn und Nicolai, wurde Sekretär beim General Tauentzien in Breslau, ging wieder nach Berlin, 1767 als Dramaturg nach Hamburg, wurde 1770 Hofrat und Bibliothekar in Wolfenbüttel, begleitete den braunschweigischen Prinzen Leopold nach Italien, vermählte sich nach mancherlei Kämpfen mit seiner Freundin Eva König, verlor sie aber schon nach einjähriger glücklicher Ehe durch den Tod und starb am 15. Februar 1781. Lessing ist unser größer Kritiker, der Schöpfer unserer Prosa, der Reformator der deutschen Nationalliteratur und der Wächter über das nationale Leben. Wachsam stand er auf der Zinne; mit Adlerblick erspähte er jeden Pulsschlag des geistigen und nationalen Lebens; rastlos eilte er hierhin und dahin, um die bessernde Hand ans Werk zu legen; schonungslos setzte er allen Auswüchsen die Axt an die Wurzeln; verständnisvoll zeigte er die Wege zum Wahren, Schönen und Guten. In die Kunstlehre brachte er neue Ziele und Maßstäbe (Laokoon), in das Drama Wahrheit und gesundes Leben (Emilia Galotti und Minna von Barnhelm), in die mimische Kunst Einsicht und Geschmack (Hamburger Dramaturgie), in die Fabeln Kürze und Knappheit (3 Bücher Fabeln), in das Leben einen edlen, humanen Zug (Nathan der Weise. Ernst und Falk), und der poetischen Kunst zeigte er Muster (die Engländer) und gab ihr in seinen eigenen Werken Vorbilder.

Sein Wahlspruch war: „Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, doch die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen."

Lichtwer, Magnus Gottfr., geb. 1719 in Wurzen, starb 1783 als Regierungs- und Konsistorialrat in Halberstadt und hatte zu seiner Zeit einen großen Ruf als Fabel- und Lehrdichter. „Schriften" 1818.

Liliencron, Detlev von, holsteinischer Freiherr, geb. 3. Juni 1844 in Kiel, machte die Kriege 1866 und 1870/71 als Offizier mit, quittierte als Hauptmann den Dienst, reiste viel, wurde Schriftsteller, schilderte besonders anschaulich und kraftvoll Szenen des Soldatenlebens, lebte bei Hamburg, bezog als vaterländischer Dichter einen kaiserlichen Ehrensold und starb 1909.

Lingg, Hermann, geb. 1820 zu Lindau am Bodensee, gest. 18. Juni 1905 in München, studierte Medizin und war bayrischer Militärarzt, wurde wegen Kränklichkeit in den Ruhestand versetzt und lebte seit 1851 in München (oder Lindau) geschichtlichen Studien und der Poesie. Geibel führte seine erste Sammlung „Gedichte" 1853 ein. Lingg hat ein gewaltiges dramatisches Talent, malt farbenprächtig und eigenartig, macht aber häufig Sprünge und läßt den Leser manches zwischen den Zeilen erraten. Sein episches Talent zeigt er besonders in der „Völkerwanderung".

Löwenstein, Rudolf, geb. 1819 zu Breslau, kam 1841 nach Berlin, nährte sich kümmerlich mit der Feder, trat als Gedächtniskünstler auf, schrieb ernste und humoristische Aufsätze und lyrische Gedichte für Zeitschriften, trat 1848 in die Redaktion des Witzblattes „Kladderadatsch", wurde 1849 polizeilich verwiesen, kehrte zurück, war am Kladderadatsch und anderen Tagesblättern tätig und starb am 5. Januar 1891 in Berlin. Prächtig weiß der Dichter den kindlichen Ton und die zartesten Saiten des Gemüts zu treffen.

Luther, Dr. Martin, geb. den 10. November 1483 zu Eisleben und gestorben daselbst den 18. Februar 1546, war nicht bloß Reformator der Kirche, Schule und des nationalen Lebens, sondern auch der größte Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. Seine Bibelübersetzung wirkte welt- und sprachumgestaltend; seine Lieder eröffneten den Reigen unserer Kirchenlieder. Auch Äsops Fabeln verdeutschte er in seiner freien, volkstümlichen Weise.

Maßmann, Ferd., geb. 1797 in Berlin, studierte daselbst Theologie, machte als freiwilliger Jäger den Feldzug gegen Frankreich mit, war an verschiedenen

Orten als Lehrer tätig, wirkte in München und dann in Berlin für Hebung des Turnens, wurde Professor in Berlin und starb 1874 zu Muskau. Seine Gedichte haben patriotischen Schwung und turnerischen Takt.

Meißner, Aug. Gottlieb, geb. 1753 zu Bautzen, starb 1807 als Direktor der höheren Lehranstalten in Fulda. Er war ein gewandter Erzähler in Wielands Manier; auch seine Fabeln haben einen glatten Fluß.

Meyer, Konr. Ferd., geb. 1825 in Zürich, erzogen von seiner geistvollen Mutter, studierte die Rechte, daneben Geschichte und Sprache, reiste viel, veröffentlichte Balladen und viele treffliche Novellen und Romane und starb 1898 auf seinem Gute Kilchberg bei Zürich. Poetische Kraft und hohe Stilkunst zeichnen seine Werke aus.

Mörike, Eduard, geb. 8. Sept. 1804 in Ludwigsburg, Pfarrer zu Cleversulzbach, Lehrer in Stuttgart, seit 1866 wegen seiner Kränklichkeit im Ruhestande zu Lorch, und Nürtingen, starb am 4. Juni 1875 in Stuttgart. Seine Dichtungen sind so gedanken- und gefühlstief wie formenschön.

Mosen, Julius, geb. 1803 zu Marienev im Vogtlande als Sohn eines Lehrers, studierte in Jena die Rechte, ging zwei Jahre nach Italien, vollendete in Leipzig seine Studien, bekleidete mehrere Ämter beim Gericht, ließ sich als Advokat in Dresden nieder, folgte aber 1844 einem Rufe des Großherzogs von Oldenburg als Dramaturg an das dortige Hoftheater. Mitten im glücklichsten Wirken traf ihn plötzlich wie ein Blitz aus heiterm Himmel eine Lähmung, die ihn über 20 Jahre lang ans Krankenbett schmiedete, bis ihn 1867 der Tod befreite. Seine Lieder zeigen zartes Innenleben, feines Verständnis für die Natur und einen frischen, schlichten, volkstümlichen Ausdruck.

Müller, Wilhelm, geb. 1794 zu Dessau, studierte in Berlin Philologie, machte die Freiheitskriege als freiwilliger Jäger mit, unternahm eine Reise nach Italien, ward Gymnasiallehrer und später Bibliothekar in seiner Vaterstadt, starb plötzlich 1827 inmitten reicher Entwürfe. Seine „Lieder eines reisenden Waldhornisten" sind voll überquellender Lebenslust, die „Griechenlieder" voll leidenschaftlicher Teilnahme für das unterdrückte Volk, voll Kraft und hinreißender Glut. Ihre Wirkung in ganz Deutschland war eine ungeheure. Seine „Gedichte" wurden 1876 von seinem Sohne, dem berühmten Sprachkundigen Max Müller, herausgegeben.

Novalis (eigentlich Friedr. von Hardenberg), geb. 1772 zu Wiederstadt in der Grafschaft Mansfeld, von seiner Mutter fromm erzogen, studierte die Rechte, ging dann aber zum Studium der Bergwissenschaften nach Freiberg, erhielt später eine Anstellung in Weißenfels und verkehrte innig mit den Romantikern Tieck und den Gebrüdern Schlegel. Sein tiefsinnig angelegter Roman „Heinrich v. Ofterdingen" sollte des Dichters Erziehung darstellen, ein Spiegel alles Lebens und Strebens sein. Aber vor der Vollendung starb Novalis schon 1801. Seine geistlichen Lieder (Wenn alle untreu werden — Wenn ich ihn nur habe —) sind von ergreifender Innigkeit des Gefühls und einem seltenen Wohllaut der Sprache.

Oertel s. u. **Horn.**

Pfeffel, Gottlieb Konrad, geb. 1736 zu Kolmar, gründete trotz seiner Blindheit eine Knabenerziehungsanstalt für künftige Offiziere. Er starb 1809 zu Kolmar als Mitglied des protestantischen Oberkonsistoriums. In seinen „Fabeln und poetischen Erzählungen" ist wie in den Gellertschen leichter Fluß.

Platen, Aug. Graf (v. Pl.-Hallermünde), geb. 1796 zu Ansbach, wurde 1814 bayrischer Offizier und zog 1815 mit nach Frankreich. Sein Wissens- und poetischer Drang trieben ihn noch auf die Universitäten Würzburg und Erlangen. Er beschloß, sein Leben der Poesie zu widmen, die trostlosen literarischen Zustände Deutschlands aber zu fliehen und im Lande der Kunst, in Italien, sich die Weihe und Durchbildung seines Talents zu holen. Die Mittel gewährte ihm die Cottasche Verlagsbuchhandlung und ein Jahrgehalt des Königs Ludwig von Bayern. Hinfort hat er sein Leben — mit Ausnahme zweier Jahre — ganz in Italien, an den verschiedensten Orten auf Kreuz- und Quer-

zügen, verbracht. Nach Sizilien kam er im Herbst 1835, um der Pest in Neapel zu entfliehen, wurde aber in Syrakus von einem heftigen Fieber ergriffen und starb den 5. Dezember. In dem Garten der Villa Landolina ist sein Grab. Er ist ein Meister der Form wie wenige deutsche Dichter. Seine Lieder, Sonette, Gasele, Balladen, Romanzen, Oden, Idyllen und Hymnen sind von seltener Schönheit und Reinheit der Formen und von erhebender Kraft und wirkungsvollem Wohllaut der Sprache. Und diese vornehme Form ist nicht marmorkalt, wie Platens Gegner behaupten, sondern darin leben ein starker, männlicher Dichtergeist, Ernst und Würde, Adel und Freiheitssinn, wenn auch nur selten als flüchtiger Hauch die Freude und das weichere Gefühl. Sein Dichterziel freilich, ein Volksdichter zu werden,

„daß nach Konen noch, was er erstrebt,
im Mund verliebter Jünglinge und Mädchen lebt",

hat er nicht erreicht; dazu sind seine Dichtungen zu vornehm und zu kühl. „Sämtliche Werke" 2 Bde. 1877. Minkwitz: „Graf Platen als Mensch und Dichter."

Reinick, Robert, geb. 1805 in Danzig, lebte als Maler in Düsseldorf und Dresden und starb in der letztern Stadt 1852. Er ist einer unserer liebenswürdigsten Lyriker, voll Frische und Schalkheit, sinnig und gefällig, besonders auch ein echter Klassiker für die Kindheit. „Lieder eines Malers" 1838. „Lieder" 1844. Hebels „Alemannische Gedichte" in hochdeutscher Übertragung 1846.

Reuter, Fritz, geb. 7. Nov. 1810 als Sohn des Bürgermeisters Reuter zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin, studierte die Rechte in Jena, wurde wegen seiner Zugehörigkeit zu einer Burschenschaft in Preußen zum Tode verurteilt, zu Festungshaft begnadigt und sieben Jahre lang in preußischen Festungen gefangen gehalten. Durch dieses Unglück aus seiner Laufbahn herausgeworfen, rang er jahrelang mühsam um seine bürgerliche Existenz, bis er durch seine Dichtungen in niederdeutscher Mundart ein Liebling des deutschen Volkes wurde. Das letzte Jahrzehnt verlebte er in seinem stattlichen Heim am Fuße der Wartburg in Eisenach und starb hier 12. Juli 1874. Neben seinen epischen Dichtungen „Kein Hüsung" und „Hanne Nüte und de lütte Pudel, en Vagel- und Minschengeschichte" schuf er als prosaisches Hauptwerk seine „Ollen Kamellen", darin den zeitgenössischen Roman „Ut mine Stromtid".

Rückert, Friedrich, der bedeutendste und vielseitigste Dichter der jüngsten Vergangenheit, wurde den 16. Mai 1788 zu Schweinfurt als Sohn eines Justizamtmannes geboren, studierte in Würzburg die Rechte, dabei Sprachen und Literatur, wollte 1809 in die österreichische Armee eintreten, als die Schlacht bei Wagram Österreichs Schicksal entschied, erwarb sich in Göttingen die Doktorwürde 1810, wirkte in Jena als Privatdozent, wurde nach Stuttgart zur Redaktion des „Morgenblattes" berufen, reiste 1817 nach Italien, lebte abwechselnd in Ebern, Koburg und Nürnberg, verheiratete sich 1821, wurde 1826 Professor in Erlangen, folgte 1841 mit dem Titel Geheimrat einem Rufe als Professor nach Berlin, gefiel sich aber wenig in der nordischen Hauptstadt, folgte seinem Freunde, dem Minister von Wangenheim, 1849 nach Neuseß bei Koburg und führte daselbst auf seinem Gute das stille Leben eines Gelehrten bis zu seinem Tode am 31. Januar 1866. Rückert ist eine seltene Dichterpersönlichkeit: klar und wahr, gesund und frisch, tief und voll, unmittelbar und leidenschaftlich; dabei beherrscht er die Sprache und ihre Formen mit einer Meisterschaft, Vollendung und Leichtigkeit, daß sie ihm nie den rechten Ausdruck für jede Wellenschwingung des Gefühls, für jede Bewegung des Gedankens versagt, sondern stets willig und schnell zu Diensten steht. Seine höchste Bedeutung liegt in der glücklichen Verbindung einer tief aus dem Herzen quellenden Lyrik und einer sinnigen und sinnenden Lehrhaftigkeit. Seine „Weisheit des Brahmanen" ist unser reichstes und schönstes Lehrgedicht, wie seine „Deutschen Gedichte" 1814, sein „Liebesfrühling" zu den allerschönsten Klängen unserer Lyrik gehören. Staunenswert ist Rückerts Gelehrsamkeit, seine Vertrautheit in allen Dichtungen der ostasiatischen Kulturvölker und seine Gabe, diese Fremdlinge bei uns in deutschem Kleide und mit deutschem Gemüt anzuheimen. Bis

zuletzt floß seine lyrische Ader, und die aus später Zeit stammenden „Gedichte", die „Haus- und Jahreslieder", die „Lieder und Sprüche", die „Kindertotenlieder" u. a. stehen an Wahrheit und Wärme der Empfindung wie an Schönheit der Form seinen früheren Gedichten wenig nach. „Gesammelte poetische Werke" 12 Bde. „Mitteilungen über Fr. R." von Beyer, Boxberger u. a. **Merkwort:**

„Mir lebt jede Sprache, die Menschen schreiben."

Sachs, Hans, der ehrsame Schuhmachermeister und Meistersänger, geb. 5. Nov. 1494, gest. 19. Jan. 1576, hat sein ganzes Leben, abgesehen von einer mehrjährigen Wanderzeit, in seiner Vaterstadt Nürnberg zugebracht. Außer Meistergesängen, Schauspielen und Fastnachtsspielen hinterließ er eine große Zahl von Schwänken, kleinen epischen Dichtungen voll schalkhaften, herzlichen Behagens in frischer, anschaulicher Darstellung.

Sallet, Friedr v., geb. 1812 in Neiße, Offizier in Mainz und Trier; ging 1834 nach Berlin auf die Kriegsschule; nahm 1838 seinen Abschied; verheiratete sich in Breslau und lebte amtlos daselbst; starb 1843 in Reichau bei Nimptsch. Seine „Gedichte" zeigen einen männlichen Charakter und gesunde Kraft, dabei aber einen Hang zu lehrhafter Betrachtung. Sein „Laienevangelium" ist eine Umdichtung von Evangelien im Sinne der Aufklärung. „Sämtliche Werke" 5 Bde. „Leben und Wirken Fr. v. Sallets" von Gottschall.

Scheffel, Viktor v., geb. 1826 zu Karlsruhe, studierte Jura und Geschichte, reiste viel, war Bibliothekar in Donaueschingen, Privatgelehrter in Karlsruhe, wurde 1876 geadelt, baute sich eine anmutige Villa in Radolfzell am untern Bodensee, nicht weit vom Hohentwiel, und starb 1886 in Karlsruhe. Sein Roman „Ekkehard", sein romantisches Epos „Trompeter von Säckingen", seine Lieder in „Gaudeamus", in den „Bergpsalmen" u. a. sind das Entzücken der Leser und Sänger. Frische, Humor und reicher Farbenglanz zeichnen die Kinder der Scheffelschen Muse aus.

Schenkendorf, Max v., geb. 1783 zu Tilsit, studierte in Königsberg Jura und Kameralia, erlernte im Amte Waldau praktisch die Landwirtschaft, war Referendar in Königsberg, verheiratete sich in Karlsruhe, machte 1813 als Freiwilliger den Feldzug mit, wurde in Koblenz Regierungsrat und starb schon 1817. Seine „Gedichte" zeichnen sich durch sinnige Naturliebe, fromme Innigkeit, warme Begeisterung für ein freies, einiges und mächtiges Deutschland und romantische Sehnsucht nach dem „frommen Mittelalter" aus. A. Hagen schrieb 1863: „Max v. Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten." Sein „Erneuter Schwur an Jahn 1814" schließt:

„Ich will mein Wort nicht brechen
und Buben werden gleich,
will predigen und sprechen
von Kaiser und von Reich."

Schiller, Friedrich v., der gefeiertste deutsche Dichter, wurde den 10. November 1759 als Sohn des ehrenfesten, frommen und strengen Wundarztes und späteren Hauptmannes Joh. Kaspar Schiller und seiner sanften, sinnigen und poetisch gestimmten Gattin Dorothea Elisabeth geb. Kodweiß zu Marbach am Neckar geboren. In Lorch an der Rems, wo der Vater als Werbeoffizier tätig war, empfing der begabte Knabe Unterricht von dem Pfarrer Moser; in Ludwigsburg besuchte er die lateinische Schule und wohnte bei dem strengen Magister Jahn. Nachdem sein Vater 1770 Aufseher der weiten Gartenanlagen des Lustschlosses Solitüde geworden, nahm der Herzog Karl von Württemberg den Knaben 1773 als Zögling in die auf der Solitüde neu gegründete „Karlsschule" auf, eine militärische Pflanzstätte, die später zur Akademie erweitert und nach Stuttgart verlegt wurde. Schiller hatte Neigung zur Theologie, mußte aber auf Befehl Jura und dann Medizin studieren und wurde 1780 Regimentsarzt in Stuttgart. In seiner Studienzeit hatte er sich fortgesetzt leidenschaftlich mit der Literatur beschäftigt, sich an Klopstocks „Messias", Goethes „Götz von Berlichingen" und anderen Dichtungen der Sturm- und Drangperiode begeistert,

auch selbst poetische Versuche gemacht. Ein unwiderstehlicher Drang nach Freiheit und Naturgemäßheit beseelte ihn und fand endlich Ausdruck in den „Räubern". Das Trauerspiel riß alle Welt hin, zog dem Dichter aber den Zorn des Herzogs Karl zu, der ihm jede Schriftstellerei untersagte. Da floh Schiller den 17. September 1782 mit seinem treuen, aufopfernden Freunde, dem Musikdirektor Streicher, aus Stuttgart nach Mannheim, vollendete den „Fiesko", ertrug im Dorfe Oggersheim wochenlang die größten Entbehrungen, entwarf „Luise Millerin" (Kabale und Liebe) und folgte dann einer Einladung der Frau von Wolzogen nach dem Gute Bauerbach bei Meiningen. In ländlicher Stille begann er den „Don Carlos" und verkehrte viel mit dem Bibliothekar Reinwald, der später seine Schwester Christophine heiratete. Im Jahre 1783 berief ihn der Freiherr von Dalberg als Theaterdichter nach Mannheim, und mancherlei Tüchtiges reifte hier. Eine Vorlesung des „Don Carlos" durch seine Bewundererin Charlotte v. Kalb am Darmstädter Hofe trug ihm den Titel eines herzoglich sächsischen Rats von Karl August ein, welcher der Vorlesung beiwohnte. 1785 ging Schiller nach Leipzig zu einigen neugewonnenen Freunden und lebte angeregt und anregend in Gohlis bei Leipzig; dann folgte er der Einladung seines Freundes, des Oberkonsistorialrats Gottfr. Körner (Vater von Theodor K.), und verlebte in Dresden in Körners Stadtwohnung oder auf der Weinbergsbesitzung zu Loschwitz einige der glücklichsten Jahre seines Lebens. 1787 ging er nach Weimar; 1788 lebte er in Volkstädt bei Rudolstadt in freundschaftlichem Verkehr mit der Familie von Lengefeld, traf hier auch zum erstenmal Goethe, der 1789 seine Ernennung zum Professor der Geschichte in Jena bewirkte. 1790 wurde er zum Hofrat ernannt, verheiratete sich mit Charlotte v. Lengefeld und führte nun ein glückliches, geistig angeregtes und schaffensreiches Leben. 1793 und 1794 verbrachte er schöne Tage und Monate in seiner schwäbischen Heimat. Im Jahre 1794 schloß er sich inniger an Goethe an und gab bis 1800 mit ihm den Musenalmanach heraus, siedelte 1799 nach Weimar über, wurde 1802 geadelt, starb aber nach vielen und heftigen Anfällen eines Brustübels schon den 9. Mai 1805 und liegt seit 1827 neben Karl August und Goethe in der Fürstengruft zu Weimar begraben. Schiller war groß als Lyriker (Lieder, Oden, Elegien), als Epiker (Balladen und Romanzen), als Ästhetiker (Briefe über ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts usw.), am größten aber als Dramatiker (die reifsten Werke sind: „Wallenstein", „Maria Stuart", „Jungfrau von Orleans", „Braut von Messina" und „Tell"). „Schillers Dichtungen erscheinen als Taten des gewaltigen Ringens nach den höchsten Zielen, als Spiegelbilder einer großartigen inneren Arbeit, die von reinen Begriffen zur Wirklichkeit der Dinge, von einem leidenschaftlichen Schwunge zur sachlichen charakteristischen Darstellung führte, als unvergängliche und unvergleichliche Zeugnisse einer heldenhaften, groß gestimmten, allumfassenden und vornehmen Natur." Die erste Gesamtausgabe von Schillers Werken besorgte sein Freund Körner 1812—15 in 12 Bdn. Unter den vielen kritischen Ausgaben verdienen die von Gödecke und Heinr. Kurz Erwähnung. Fast unübersehbar ist die „Schillerliteratur". Erwähnt seien: „Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhange" von Hoffmeister, desgleichen von H. Viehoff. Worte Goethes über Schiller:

„Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

„Er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen."

Schmid, Christoph v., geb. 1768 zu Dinkelsbühl, gest. 1864 als Domherr in Augsburg, einer der größten Kinderfreunde und besten Jugendschriftsteller.

Schneckenburger, Max, geb. 1819 zu Thalheim bei Tuttlingen, gest. den 3. Mai 1849 in Burgdorf (Kanton Bern), wo er eine Eisengießerei gründete. Seine „Wacht am Rhein" ist durch die Wilhelmsche hinreißende Melodie 1870 und 1871 der deutsche Marsch-, Kriegs- und Siegesgesang geworden.

Schwab, Gustav, geb. 1792 zu Stuttgart, studierte in Tübingen Theologie, befreundete sich mit Uhland, Kerner und den übrigen schwäbischen Dichtern, ward 1817 Professor am Oberen Gymnasium in Stuttgart, 1837 Pfarrer in Gomaringen, später in Stuttgart und starb 1850 als Oberkonsistorialrat in Stuttgart. Romanzen und kleinere Lebensbilder gerieten ihm vortrefflich; die lyrischen Gedichte zeigen zu viel Betrachtung und Redeschwung. Als Herausgeber, Sammler von Sagen und Liedern, Übersetzer usw. entfaltete Schwab eine vielseitige und fruchtbare Tätigkeit. Klüpfel: „Gustav Schwab, sein Leben und Wirken". 1858.

Seidel, Heinrich, geb. am 25. Juni 1842 zu Perlin b. Wittenburg, erst Ingenieur und dann Schriftsteller, versteht behaglich und anmutig die Kleinwelt zu malen.

Seidl, Joh. Gabriel, geb. 1804 zu Wien, Gymnasiallehrer zu Cilli in Steiermark, seit 1850 Kustos am Münz- und Antikenkabinett in Wien, 1856 Hofschatzmeister und Regierungsrat, 1871 pensioniert, 1874 zum Hofrat ernannt, stirbt 1875. Seine besseren lyrischen Gedichte sind natürlich, fließend, frohgemut, einzelne Balladen vortrefflich. „Gesammelte Schriften" 6 Bde.

Simrock, Karl, geb. 1802 zu Bonn, studierte daselbst die Rechte, wandte sich aber mit Vorliebe der Literatur zu; als Referendar in Berlin wurde er aus dem Staatsdienst entlassen, weil er die französische Julirevolution 1830 in einem Gedichte „Die drei Farben" gefeiert hatte, ging nach zwei Jahren auf sein Weingut Menzenberg bei Bonn und widmete sich fleißig literarischen Arbeiten. Erst 1850 wurde er zum Professor der Literatur in Bonn berufen; er starb hier den 18. Juli 1876. Er hat das hohe Verdienst, die deutsche Poesie des Mittelalters: Nibelungenlied, Armer Heinrich, Gedichte Walters v. d. Vogelweide, Parzival und Titurel u. v. a. durch gute, schonende Übertragungen weiten Kreisen zugängig und lieb gemacht zu haben. Seine eigenen Dichtungen sind sagenreich, humorvoll, heiter, mannhaft, aber ohne viel Wärme und Farbenglut. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß. Eine Biographie schrieb Hocker 1877.

Spitta, Karl Joh. Philipp, geb. 1801 zu Hannover, ward 1853 Superintendent in Peine, 1859 in Burgdorf, wo er schon den 28. Sept. desselben Jahres starb. Sein „Psalter und Harfe" enthält zarte, tiefempfundene, herzenswarme geistliche Lieder.

Stöber, Karl, geb. 1796 zu Pappenheim an der Altmühl, gest. 1865 als Dekan daselbst. Seine Volkserzählungen sind sehr eigenartig, biblisch durchwebt, warm, wahr und fesselnd.

Stolberg, Graf Friedr. Leop. v., geb. 1750 zu Bramstedt in Holstein, studierte in Göttingen, war Mitbegründer des Hainbundes, wurde Regierungspräsident in Eutin, verkehrte freundschaftlich mit Joh. Heinr. Voß, trat 1800 zur katholischen Kirche über, schied 1809 aus dem Staatsdienste, lebte fortan meist zu Münster im Kreise der frommen russischen Fürstin Gallizin und starb 1819 auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück.

Storm, Theodor, geb. 1817 in Husum, studierte die Rechte in Kiel und Berlin, verlor als Deutschgesinnter seine Advokatur in Husum, wurde Assessor in Potsdam, Kreisrichter in Heiligenstadt, Amtsgerichtsrat in Husum, trat 1880 in Ruhestand, verbrachte seinen Lebensabend im Kreise von Kindern und Enkeln auf einer Besitzung zwischen Hademarschen und Hanerau, Kreis Rendsburg, und starb am 4. Juli 1888. — Seine Novellen, Skizzen und Lieder, die innige Heimatliebe atmen, sind poetisch empfunden, fein angelegt und liebevoll ausgemalt. „Gesammelte Schriften" 10 Bde.

Sturm, Julius, geb. 1816 zu Köstritz im Reußischen, war daselbst Pfarrer, Professor und Kirchenrat und starb am 2. Mai 1896. Seine schönen, innigen Lieder sind getragen von Herzensfrömmigkeit, Vaterlandsliebe und geschmückt mit Formenschönheit. „Fromme Lieder". „Lieder und Bilder" u. a.

Thiersch, Bernhard, geb. 26. April 1794 zu Kirchscheidungen, studierte in Leipzig und Halle, war seit 1823 Lehrer in Halberstadt, wo das Preußenlied

entstand, seit 1832 Direktor des Gymnasiums in Dortmund und starb am 1. September 1855.

Tieck, Ludwig, geb. 1773 in Berlin als eines Seilers Sohn, studierte auf verschiedenen Universitäten, befreundete sich in Jena mit den Romantikern, deren bedeutendster er später wurde, reiste viel, lebte seit 1819 in Dresden als Hofrat und Theaterintendant, ward 1841 nach Berlin berufen und starb da 1853. Er schrieb reizende Novellen, viele Dramen und übersetzte mit A. W. von Schlegel die Shakespearischen Dramen. Sein „Phantasus" enthält zwischen vielen alten Märchen und Sagen geistvolle Gespräche über die Kunst. Er ist ein vortrefflicher Erzähler, ein tiefsinniger Poet und ein feinfühliger Kunstkenner. H. v. Friesen: „Ludwig Tieck" 1871.

Trojan, Joh., geb. 14. Aug. 1837 zu Danzig, Leiter des Kladderadatsch, Dichter von Kinderliedern, starb 1915.

Uhland, Ludwig, geb. den 26. April 1787 in Tübingen, bezog schon im Oktober 1801 die Universität als Student der Rechte, bestand 1808 sein Examen und wurde 1810 Dr. iur. Im Mai reiste er nach Paris und studierte dort die mittelalterlichen Schätze der kaiserlichen Bibliothek, kehrte im März 1811 zu seinen Eltern zurück, wurde 1812 Sekretär beim Justizminister, 1814 Advokat in Stuttgart, 1819 Volksvertreter in der Ständeversammlung zu Ludwigsburg, dann sechs Jahre lang Abgeordneter Tübingens in der württembergischen Kammer, siedelte 1830 als Professor der Literatur nach Tübingen über, wurde 1833 Abgeordneter der Stadt Stuttgart und nahm seine Entlassung als Professor, weil ihm der nötige Urlaub verweigert wurde, blieb Abgeordneter bis 1838, machte große Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Holland und Dänemark, gehörte 1848 der Nationalversammlung in Frankfurt und dann dem Rumpfparlament in Stuttgart an, lebte hinfort still und fleißig seinen literarischen Arbeiten und dem Familienglück mit seiner trefflichen Gattin Emilie Vischer, erkältete sich 1862 im Februar beim Begräbnis seines Freundes Kerner, siechte den Sommer hindurch und starb den 13. Nov. 1862 in Tübingen. Uhlands Ruhm war ein einstimmiger in der ganzen Nation; ihm gegenüber, dem kerndeutschen, schlichten, wahren und mutigen Manne, schwiegen die gehässigen Parteikämpfe, und gegen ihn wagte die Verleumdung nicht ihren Mund aufzutun. Als Mensch wie als Dichter war er der treueste Ausdruck der deutschen Eigenart. Seine Dichtungen sind von seltener Gemütstiefe, dabei von überraschend schlichtem und knappem Ausdruck, von Herzenswärme durchhaucht, aber dabei ernst und gehalten, von größter Naturtreue und doch herrlichster künstlerischer Gestaltung. Seiner Dichtungen sind nicht viele, aber sie bergen unerschöpflichen Reichtum. Am herrlichsten sind seine Lieder und Balladen, weniger packend seine kunstreichen Dramen „Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Bayer". Die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Studien über altdeutsche Poesie, Geschichte, Sage, Literatur usw. werden noch lange eine Fundgrube für die Forscher bleiben.

Als Merkwort für ihn paßt keines besser als aus „Sängers Fluch":

> Er singt von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
> von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
> er singt von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
> er singt von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

„Uhlands Leben, aus dessen Nachlaß und eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe" 1874.

Vogl, Joh. Nepomuk, geb. 1802 zu Wien, starb als Beamter der österreichischen Landstände in Wien 1866. Seine Lieder und Balladen sind leichtflüssig und oft glücklich zugespitzt.

Wildenbruch, Ernst von, geb. 3. Jan. 1845 zu Beirut, wo sein Vater preußischer Generalkonsul war; erst Offizier, dann Jurist, endlich Diplomat, lebte zuletzt in Weimar und starb 1909 in Berlin. Seine vaterländischen Dramen sind von großer Kraft und hohem Schwunge, seine Gedichte durch wundervollen Sprachfluß ausgezeichnet.

Der Kunstschatz des Lesebuches

Die epische Dichtung

Von Dir. Dr. E. Weber. 2. Aufl.
Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—

Die lyrische Dichtung

V. Lyzeal- u. Oberlyzeall. W. Beyer.
2. Aufl. Geh. M. 3.80, geb. M. 6.—

„Was die Verfasser erstreben und in hohem Maße erreichen, ist die Kunst, den künstlerischen Goldschatz aus der Tiefe der Gedichte zu heben und für die Jugend auszuprägen. ‚Die Erklärungen' bieten zumeist ganz vortreffliche Richtweisungen und sind von dichterischem Geiste durchweht. Diese beiden Werke gehören unzweifelhaft zu dem Gediegensten und Reifsten, das wir auf diesem Gebiete besitzen." (Deutsche Literaturzeitung.)

Zeitschrift für Deutschkunde

35. Jahrgang der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Begründet durch R. Hildebrand u. O. Lyon. Herausgeg. v. W. Hofstaetter u. Fr. Panzer. Halbjährlich M. 20.— (ohne Teuerungszuschlag). Einzelheft M. 5.—

Die früher unter dem Titel „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" erschienene Zeitschrift hat sich seit ihrem Entstehen erfolgreich bemüht, für eine gesunde Entwicklung des deutschen Unterrichts zu wirken und im Geiste Rudolf Hildebrands, der an ihrer Wiege gestanden, ein innerliches Erfassen deutscher Sprache und Literatur zu fördern. Entsprechend den neuen Aufgaben des Deutschunterrichts wird die Zeitschrift, wie auch schon aus dem neuen Titel „Zeitschrift für Deutschkunde" hervorgeht, von nun an alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis einbeziehen und so zugleich zu einer Vorkämpferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichts in der neuen deutschen Schule werden.

Von deutscher Art und Kunst

Eine Deutschkunde. Herausgegeben von Dr. W. Hofstaetter. 3. Auflage. Mit 1 Textabbildung und 42 Tafeln Geb. M. 14.—

„Das deutsche Land nach Natur und Geschichte, der deutsche Mensch in seinem Aufstieg nach Sitte und öffentlichem Brauch, deutsche Kunst und Kultur: all das überblickt man nirgends so deutlich und übersichtlich in richtigem Zusammenhange wie hier." (Das Größ. Deutschland.)

Volk und Vaterland

Schaffen u. Schauen. Bd. I. 4. Aufl. Mit 4 Zeichn. v. A. Kolb. Geb. M. 14.—

Eine lebensvolle, aber durchaus sachliche, unparteiische Bürgerkunde des neuen Deutschland, erfüllt vom Geiste tatkräftiger Vaterlandsliebe, ein Bild alles dessen in seiner Vielgestaltigkeit, was sich zur großen Einheit des deutschen Vaterlandes zusammenschließt.

Des Menschen Sein und Werden

Schaffen u. Schauen. Bd. II. 3. Aufl. Mit 4 Zeichn. v. A. Kolb. Geb. M. 14.—

Führt in die tieferen Zusammenhänge der deutschen geistigen Welt der Gegenwart ein — Werden, Wesen und Aufgaben unserer Kultur in Geistes- und Naturwissenschaft, Philosophie, Religion und Kunst, wie ihre Voraussetzungen im leiblichen und geistigen Dasein des Menschen aufzeigend und zu vertiefter Lebensführung anleitend.

Beide Bände „Schaffen und Schauen" zusammen M. 25.—

Philosophische Propädeutik

im Anschluß an Probleme der Einzelwissenschaften. Hrsg. von Geh. Reg.-Rat u. Oberreg.-Rat Dr. G. Lambeck. Geh. M. 5.60, geb. M. 8.—

Zeigt, wie jede Einzelwissenschaft — Naturwissenschaften, Mathematik, Geisteswissenschaften — bestrebt ist, die philosophischen Voraussetzungen, auf denen sie beruht und die philosophischen Probleme, die ihr Gebiet einschließen, zu ergründen und zu lösen und so an ihrem Teile dazu beiträgt, der Philosophie kritisches Material für die Schaffung eines einheitlichen Weltbildes zu liefern, nach dem jeder denkende Mensch verlangt.

Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Riehl. 5. Aufl. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.40

„Von den üblichen Einleitungen in die Philosophie unterscheidet sich Riehls Buch nicht bloß durch die Form der freien Rede, sondern auch durch seine ganze methodische Auffassung und Anlage. Nichts von eigenem System, nichts von langatmigen, logischen, psycholog. oder gelehrten historischen Entwicklungen, sondern eine lebendig anregende u. doch nicht oberflächl., vielmehr in das Zentrum der Philosophie führende Betrachtungsweise." (Monatschr. f. höh. Schulen.)

Auf sämtliche Preise Teuergszuschl. des Verlags 120% (Abänderung vorbeh.) u. d. Buchhandl.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Preise freibleibend

Aus Natur und Geisteswelt

Jeder Band kartoniert M. 2.80, gebunden M. 3.50

Hierzu Teuerungszuschläge des Verlags 120% (Abänderung vorbehalten)

Zur Pädagogik und Psychologie sind u. a. erschienen:

Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Prof. Dr. Fr. Paulsen. 4. Auflage. Mit 1 Geleitwort v. Prof. Dr. W. Münch und 1 Bildnis Paulsens. (Bd. 99/100.)

Deutsche Erziehung in Haus u. Schule. V. J. Tews. 3. Aufl. (Bd. 159.)
Ein Überblick über die Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben der Erziehung der deutschen Jugend in Haus und Schule.

Religiöse Erziehung in Haus und Schule. Von Professor Dr. F. Niebergall. (Bd. 599.)
Zeigt wie Haus und Schule im Geiste christlicher Religion erziehen können, um den Grund zu persönlichem und gemeinschaftlichem Leben zu legen.

Berufswahl, Begabung und Arbeitsleistung in ihren gegenseit. Beziehungen. Von W. J. Ruttmann. 2. Aufl. Mit 7 Abbild. (Bd. 522.)
Behandelt die bei Berufswahl u. Berufswechsel und für das Fortkommen im Beruf wichtigen allgemeinen Fragen und Prüfungsmethoden sowie praktischen Gesichtspunkte.

Erziehung zur Arbeit. Von Prof. Dr. E. Lehmann. (Bd. 459.)

Großstadterziehung. V. J. Tews. 2. Aufl. (Bd. 327.)
Wesen, Aufgaben, Gefahren und Vorteile der Großstadt als Jugenderziehungs- und Jugendbildungsstätte.

Sexualethik. Von Prof. Dr. H. E. Timerding. (Bd. 592.)
Nach einer einleitenden Erörterung über Wesen und Bedeutung der Sexualethik erfährt ihr Gebiet unter physiologisch-psychologischen, historischen, pädagogisch-sozialpolitischen und juristischen Gesichtspunkten eine eingehende Erörterung.

Einführung in die Psychologie. Von Prof. Dr. E. v. Aster. 2. Aufl. Mit 4 Fig. (Bd. 492.)

Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. R. Gaupp. Mit 17 Abb. 4., vielfach veränd. Aufl. (Bd. 213/4.)
„Der schwierige Stoff wird in klarer und auch für den Nichtfachmann verständlicher Form geschildert. Bei der großen Wichtigkeit, die heute die Psychologie für d. Pädagogik, Schul- u. Unterrichtshygiene hat, ist das Buch eine willkommene Gabe." (Zeitschr. f. Schulgesundhpfl.)

Einführung in die experiment. Psychologie. V. Prof. Dr. N. Braunshausen. 2. Aufl. M. 17 Abb. (484.)

Angewandte Psychologie. Methoden u. Ergebnisse. Von Dr. phil. et med. E. Stern. (Bd. 771.)
Die Anwendung der Ergebnisse der experimentellen Psychologie in Pädagogik, Rechtspflege, Medizin und Wirtschaftsleben.

Geistige Veranlagung u. Vererbung. Von Dr. phil. et med. G. Sommer. 2. Aufl. (Bd. 512.)
Behandelt das wichtige Problem, ob und inwieweit eine Vererbung auch der geistigen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften stattfindet, unter Heranziehung eines großen Tatsachenmaterials und zahlreicher Beispiele.

Die krankhaften Erscheinungen des Seelenlebens. Allgemeine Psychopathologie. Von Dr. phil. et med. E. Stern. (Bd. 764.)

Leib und Seele in ihrem Verhältnis zueinander. Von Dr. phil. et med. G. Sommer. (Bd. 702.)
Eine fesselnde, die verschiedenen Lösungsmöglichkeiten des Leib-Seele-Problems eingehend und kritisch erörternde Darstellung.

Experimentelle Pädagogik. Von Dr. W. A. Lay. 3., verb. Aufl. Mit 6 Textabbildungen. (Bd. 224.)

Die Handschriftenbeurteilung. Eine Einführ. in die Psychol. d. Handschrift. V. Prof. Dr. G. Schneidemühl. 2. Aufl. Mit 51 Handschriftennachbild. im Text und auf 1 Tafel. (Bd. 514.)

Grundriß der Logik. Von Dr. K. J. Grau. 2. Aufl. (Bd. 637.)
Eine Einführung in die neuere Logik (logische Elementarlehre u. Methodenlehre) unt. kritischer Berücksichtigung der verschiedenen Richtungen.

Rousseau. Von Prof. Dr. P. Hensel. M. 1 Bildn. Rousseaus. 3. Afl. (Bd. 180.)

Pestalozzi. Sein Leben u. seine Ideen. Von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. P. Natorp. 3. Aufl. (Bd. 250.)

Friedr. Fröbel. V. Dr. Joh. Prüfer. 2., durchgearb. Aufl. Mit 1 Taf. (Bd. 82.)

Joh. Friedr. Herbarts Leben u. Lehre, mit bes. Berücksichtigung seiner Erziehungs- u. Bildungslehre. Von Bezirksschulinsp. Th. Fritzsch. (Bd. 164.)

Psychologisches Wörterbuch. Von Dr. F. Giese. (Teubners kleine Fachwörterbücher. Bd. 7.) Geb. M. 7.–

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Preise freibleibend

Author Dietlein, Rudolf and others.(eds.) 291759 LG.H D 565di

Title Dichtungen in Poesie und Prosa[für die] Oberstufe. Ed.9,rev. Vol.1.

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Rel. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 19 04 01 004 6